3 1761 07591897 9

1 Eccl G
B

Aus meinem Leben.

Zweiter Theil.

Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre

von

Willibald Beyschlag.

14/1/98
27/12/16

Halle a. S.,
Verlag von Eugen Strien.
1899.

ES
1871
Lacier dum adpellam.

Meinen Kindern,
Schülern und Freunden.

Vorwort.

Als ich vor zwei Jahren die „Erinnerungen und Erfahrungen meiner jüngeren Jahre“ hinausgab, machte ich das Unternehmen einer etwaigen Fortsetzung davon abhängig, ob für das dargestellte Stück Lebensgeschichte in dieser unruhigen und flüchtigen Zeit ein Gehör vorhanden sein werde. Das ist nun über Erwarten der Fall gewesen, und die mit wenigen Ausnahmen überaus freundlichen Besprechungen meines Buches haben fast alle mit dem Verlangen nach einer baldigen Fortsetzung geschlossen. So habe ich mich verpflichtet gefühlt, das gegebene Versprechen einzulösen, und wünsche nur, daß der in angestrengter Arbeit fertiggestellte zweite und Schlußtheil meiner Lebensbeschreibung hinter den Erwartungen meiner Freunde nicht zurückbleiben möge.

Die Dornen und Klippen einer solchen Fortsetzung habe ich erst im Ausarbeiten ganz gefühlt. Leicht schreibt sich aus verklärender Ferne die Jugendgeschichte mit ihrem Glück und Leid, über denen beiden ein poetischer Hauch liegt. Aber die reiferen Jahre führen aus der schönen Frühlingslandschaft in die heiße Sommerwanderung und in die rauhen Herbstesstürme hinein, von denen weniger anmuthig erzählen ist. Es ist vorzugsweise die Geschichte meines Antheils am öffentlichen, kirchlichen und theologischen Leben, die ich hier darzustellen habe, und der fehlt jeder poetische Reiz, ja die ist eine Wanderung durch die vielleicht unerquicklichste und traurigste Region unsrer deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert. Und doch muß auch die deutsch-evangelische Kirchengeschichte unseres Zeitalters geschrieben und beherzigt werden, so daß ein Solcher, der sie mit offenen Augen und brennendem Herzen in wesentlichen Beziehungen miterlebt hat, mit seinen „Erinnerungen und Erfahrungen“ nicht zurückhalten darf. Möchte der Spiegel des persönlichen Lebens, in welchem hier ein Stück deutsch-protestantischer Zeitgeschichte erscheint, dieselbe dem freundlichen Leser etwas an-

ziehender machen. Es ist eine Geschichte nicht der friedlichen Entwicklung und des fröhlichen Gedeihens, sondern der Zerklüftungen und Enttäuschungen, die ich zu schreiben habe, und man wird vielleicht finden, daß ich mich über dieselben hin und wieder schärfer ausgesprochen habe als selbst in der währenden Erörterung, wie ich sie seit dreiundzwanzig Jahren in meinen Deutsch-evangelischen Blättern führe. Ich bitte das nicht mißzuverstehen, als sei ich heute erregter als während der Erlebnisse selbst. Der Tagesschriftsteller hat sich eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen; er sieht noch nicht völlig, worauf die Dinge hinauslaufen, und denkt während des Kriegführens an den womöglich zu schließenden Frieden. Der Geschichtschreiber hat diese Zurückhaltung nicht nöthig; er hat Vorgänge, über die sein Urtheil ausgereift ist, mit aller Schärfe desselben dem kommenden Geschlecht zu überliefern, um dasselbe zu unterrichten und zu warnen.

Freilich, wer so die noch glimmende Asche jungvergangener Ereignisse durchwandert, der kann nicht vermeiden, daß hie und da die Glut aufflammt und ihm die Füße versengt. Ich bin vollständig darauf gefaßt, daß der Parteigeist zur Linken wie zur Rechten sich auch an diesem meinem Buche, wie fast an allem, was ich geschrieben habe, erweisen wird. Schon hat der Sprecher des Protestantenvereins, Herr D. Websky, in seinen Protestantischen Monatsheften damit den Anfang gemacht; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die ersterschienene Hälfte dieses Buches dem auf S. 57 als Zeugen im Voraus abgelehnten D. Hausrath zur „Anzeige", d. h. zur Aufrechthaltung der Heidelberger Parteilegende über den badischen Kirchenstreit zu übergeben; darin und in einigen beiläufigen Nadelstichen, die Herr Websky selber hinzufügt, besteht die ganze Besprechung. Wenn das der Empfang seitens einer Partei ist, für deren gerechtere und billigere Behandlung ich Jahrzehnte hindurch gegenüber den herrschenden Parteien zur Rechten mich eingesetzt habe, was werde ich von letzterer Seite zu befahren haben, der ich so oft und so scharf habe entgegentreten müssen und auch in diesem Buche kein geschmeicheltes Bild vorhalten kann? Nun, ich tröste mich damit, daß die Erfahrung der rabies theologica mir nichts Ungewohntes ist, und daß es gottlob in unsrer Kirche

nicht an Solchen fehlt, die mich für einen ehrlichen Mann halten, obwohl — oder vielleicht auch weil — ich zu keiner Parteifahne schwöre und die erlebten Dinge weder durch die Brille des Heidelberger Liberalismus, noch durch die der Kreuzzeitung und ihrer Bundesgenossen habe ansehen können. Natürlich kann ich in meinen Urtheilen fehlgreifen, wie jeder Mensch; ein jeder sieht die Zeit mit seinen zwei Augen, aber ich darf sagen, daß ich die meinen offen gehalten habe namentlich für Recht und Unrecht. Ich bitte meine Urtheile zu wägen nach den unanfechtbaren und urkundlichen Thatsachen, auf welche ich sie begründe.

Noch ein Zweites muß ich bevorworten. Es hat ein minder wohlwollender Beurtheiler meines ersten Bandes geäußert, es trete in ihm ein nicht geringes Selbstgefühl hervor. Diese Aeußerung hat mich erschreckt. Denn wenn der erste Theil meiner Lebensgeschichte diesen Eindruck gemacht haben sollte, wieviel mehr der zweite, in welchem ich mein Thun und Lassen im öffentlichen Leben fortwährend in den Vordergrund stellen muß. Da die Kunst noch nicht erfunden ist eine Selbstbiographie zu schreiben, ohne von sich selber zu reden, und da wer nur Unbedeutendes oder Unrühmliches von sich zu erzählen wüßte, eine Selbstbiographie überhaupt nicht schreibt, so weiß ich nicht, wie ich diesem Schein entrinnen könnte. Ich kann dennoch versichern, daß es nur ein Schein ist, von dem auch die, welche mich näher kennen, nichts wissen. Nicht nur, daß in der Lebensanschauung, in der ich stehe, das „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ sich von selbst versteht, — ich habe auch die längste Zeit meines Lebens vielmehr an einem Mangel an Selbstvertrauen, am Mißtrauen in die eigene Gabe und an der Verzagtheit gegenüber der sich stellenden Aufgabe gelitten. Was mir schließlich zu einem bescheidnen Maße nöthigen Selbstgefühls verholfen hat, waren nicht zum geringsten Theil meine Feinde: so zahlreiche und gehässige Angriffe, mußte ich mir sagen, erfährt man doch nicht, wenn man eine Null ist, und wenn ich mir dann die Angriffe auf ihren inneren Werth besah, dann wurde ich doch inne, daß sie nicht an meine Ueberzeugungen hinanlangten.

Ich benutze die Gelegenheit, um einige kleine Ergänzungen und Berichtigungen anzubringen, die mir zum ersten Bande freund-

lichst an die Hand gegeben worden sind. Der S. 2 erwähnte M. Balthasar Beyschlag, nach Böttcher, Germania sacra gest. 1717 als Antistes und Oberpfarrer, Dichter des Liedes „Im Himmel ist gut wohnen", ist vermuthlich auch der Verfasser des S. 3 erwähnten Liedes „Wer auf seinen Gott vertraut". — S. 3 Z. 6 v. u. ist statt „Enkelkind" zu lesen: „einziges Kind". — Ferner: die S. 360 erwähnte Frau Consistorialrath Groos in Coblenz war nicht eine Tochter, sondern eine jüngere Schwester des Generals Aster. — Indem ich den Urhebern dieser Berichtigungen bestens danke, erbitte ich Aehnliches auch für den vorliegenden Band, in welchen, wie das in den Erinnerungen des Alters unvermeidlich ist, ebenfalls diese oder jene nebensächliche Unrichtigkeit sich eingeschlichen haben mag. Dagegen muß ich einige Berichtigungen ablehnen, die mir aus mißverstandenem kurhessischen Patriotismus gemacht worden sind. Das „äußerst laue Benehmen" des kurhessischen Bataillons, welches in den Septembertagen des Jahres 1848 die einzige Garnison meiner Vaterstadt bildete (S. 309), halte ich aufrecht; ich bin selber Augenzeuge gewesen, wie sich dasselbe — natürlich nicht aus Feigheit, sondern aus Instruction — des Eingreifens in einen Straßentumult enthielt und denselben dem Bürgermilitär allein überließ. Ob die S. 132 erwähnten Sträflinge, welche ich in Kassel als durchreisender Student gefesselt die Straße kehren sah, Kugeln schleiften oder „Ketten", bin ich heute nicht mehr im Stande zu entscheiden; dagegen daß der auf dem Schloßplatz monumental aufgestellte „Pater patriae" ein Seelenverkäufer seiner in den englisch-amerikanischen Krieg geschickten Landeskinder war, dabei wird es bleiben. Den Versuch, dergleichen aus den damaligen national-öconomischen Ansichten zu rechtfertigen, kann ich mir nicht aneignen: andre absolutistische Regierungen im damaligen Deutschland haben solche Nationalöconomie nicht getrieben, auch hat es damals an einer öffentlichen Meinung in Deutschland, die solchen Menschenhandel brandmarkte, nicht gefehlt.

Halle a. S., 5. December 1898.

Willibald Beyschlag.

Erstes Kapitel.

Im Karlsruher Hofpredigeramt.

Eben dreiunddreißig Jahre war ich alt, als ich mein Hofpredigeramt in Karlsruhe antrat. Ich sah noch erheblich jünger aus, brachte auch noch ein gutes Theil jugendlicher Raschheit und Unerfahrenheit mit, das für ein Hofamt nicht ohne Bedenken war. Als ich mich dem Hofmarschall vorstellte, prallte derselbe förmlich zurück: „Sie sind der neue Hofprediger?“ rief er aus, — „ich habe einen Mann mit grauen Haaren erwartet.“ „Wenn es darauf ankommt“, erwiderte ich, „ich kann schon einige aufweisen.“ Meinem Gefühle nach lag der Lebensfrühling abgeschlossen hinter mir; ein stilles Grab am Rheine war sein Grenzstein. Die Sommerzeit des Lebens war angebrochen, und es war eine besondere Freundlichkeit Gottes, bald nach einem so tiefgehenden Lebenseinschnitt, wie es meines Bruders Tod für mich war, mich in neue nach allen Seiten hin in Anspruch nehmende Verhältnisse zu versetzen und mir in denselben gleichwohl eine zweijährige Ruhe- und Friedenspause zu gönnen.

Ich kam nach Karlsruhe recht als ein Fremdling und Gast. Nicht einmal eine Wohnung war im Voraus aufzutreiben gewesen. Eine solche war außerhalb der Umzugszeiten überhaupt kaum zu haben, und ich mußte schließlich froh sein, daß ein Regierungsrath, welcher den oberen Stock der Stadtcommandantur gemiethet hatte, ihn aber erst im Frühjahr bei seiner Verheirathung beziehen wollte, mir diese schönen Räume auf sechs

Monate überließ. So ließ ich nothgedrungen Frau und Kind in Frankfurt, in dem glücklicherweise noch vorhandenen Elternhause, und wurde zunächst Pensionsgast bei einer guten hochbetagten Pfarrwittwe, der Schwiegermutter des Ministerialraths Bähr, mit dem ich mich schon bei meiner Gastpredigt angefreundet hatte. Von hier aus vollzog sich am 14. September 1856 in der Schloßkirche, einem kleinen, aber durch doppelte Emporen geräumigen Rococobau, welcher den linken Flügel des Residenzschlosses bildet, meine Amtseinführung. Das ganze großherzogliche Haus war gegenwärtig und die Kirche bis auf den letzten Fleck überfüllt. Mit einer feinen Einführungsrede stellte Prälat Ullmann mich vor; dann predigte ich über 2. Kor. 4, 5: „Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß Er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen." Ich sprach mich über meine Auffassung des mir übertragenen Amtes freimüthig im Sinne dieses Textes aus und hatte am Ende der Feier das Gefühl, im fremden Lande so viel Boden gewonnen zu haben, daß ich einwurzeln könne. Zahlreiche freundliche Leute umdrängten mich beim Ausgang, um mir auf das Vernommene hin die brüderliche Hand zu reichen, unter ihnen einer der Ersten der jugendliche Emil Frommel, derzeit in Karlsruhe Hof- und Stadtvicar. Der Prinz-Regent ließ mich rufen und empfing mich aufs herzlichste; es sei sein Wunsch und seine Hoffnung, von mir stets die Wahrheit zu hören, auch wo ich etwa seine Wege nicht billigen könne.

Mein Amt blieb vorläufig auf die Kanzel beschränkt. Ich hatte mir bei meiner Berufung ausgehalten, nicht wie mein Amtsvorgänger im Wettbewerb mit den anderen Geistlichen mir einen „Beichtstuhl" aus der ganzen Stadt zusammenfischen zu müssen, — ein Unfug, den ich aus meiner Vaterstadt genügend kannte —, sondern eine eigene kleine Gemeinde zugetheilt zu bekommen. Das war dem Prälaten eben recht gewesen, der die große, fünfzehntausend Seelen umfassende Karlsruher Gemeinde

längst gern aus der Lage eines pastoralen Fischteichs herausgebracht hätte; aber eben weil hier die städtische Ueberlieferung und die Ansprüche der anderen Geistlichen mit in Betracht kamen, hatte ich nur eine allgemein-gehaltene Zusage empfangen können, deren Erfüllung jetzt erst anzustreben war. Vorderhand bestimmte der Prinz-Regent, daß ich alle vierzehn Tage in der Schloßkirche predigen solle, dazwischen einmal in der Stadtkirche und der Hofdiakonus im Schlosse; am vierten Sonntag sollte ich frei sein und die Stadtpfarrer abwechselnd im Schlosse predigen. Aber da der Herr Dekan gegen meine Betheiligung an der Stadtkirche als eine Beeinträchtigung der älteren Geistlichen remonstrirte, so verfügte der Großherzog, daß ich drei Sonntage hintereinander den Schloßgottesdienst hielte, und am vierten der Hofdiakonus, der zugleich Stadtpfarrer war; die übrigen Geistlichen aber überhaupt nicht mehr im Schlosse predigten. Mir war das eben recht, da ich so eine gleichmäßige Zuhörerschaft behielt und die große öde Stadtkirche mich mit nichten anheimelte. Auch daß ich einstweilen so wenig zu thun hatte, war mir nach den rastlosen Trierer Zeiten nicht leid; ich hatte an literärischen Vorsätzen keinen Mangel, hatte überdies mit der Neueinrichtung meines Hauswesens zu schaffen und konnte mich um so ruhiger in der neuen Heimath orientiren.

Karlsruhe, in der ungefähren Mitte des lang und schmal am Rheine hingestreckten Landes gelegen, hat sich nicht gerade die schönste Stelle ausgesucht. Zwei Stunden vom Rhein, an den sandigen Hardtwald angelehnt, ohne Höhen und Gewässer, konnte es nur seiner Sauberkeit und Regelmäßigkeit sich rühmen. Doch boten sich ostwärts durch den Laubwald nach Durlach, südwärts durch die malerisch-schöne Eichenallee nach Beiertheim hübsche Spaziergänge, und vor'm Karlsthor grüßten vom Murgthal und von Baden-Baden her freundlich die blauen Berge. Die Stadt hatte damals noch ganz die — heute in den Außentheilen durchbrochene — geometrische Anlage, die der Geschmack

des achtzehnten Jahrhunderts ihr gegeben: ein fächerartig gegliederter Halbkreis, die Längenstraßen als Radien vom Schloßthurm und Schloßplatz ausgehend, die Hauptquerlinien gebildet von den dem Schloßplatz halbkreisförmig zugekehrten Arkaden des „äußeren Cirkels", dem parallel dahinter herlaufenden „inneren Cirkel" und der „langen Straße", die gradlinig die Stadt von einem Ende zum andern durchschneidet. Die Bürgerhäuser eins wie das andere fünf Fenster breit; die öffentlichen Gebäude theils bescheidenes Rococo, theils antikisirende Rechtecke mit schwerfälligen Römersäulen; doch hatte Baurath Hübsch hie und da seine anmuthigen rundbogigen Schöpfungen dazwischengesetzt. Hinter dem Schloß, das städtische Halbrund zum Vollkreis ergänzend, der schöne Schloßpark, dessen Wege, den Radien des Straßennetzes entsprechend, in den Hardtwald auslaufen. An einem der lauschigsten Plätzchen dieses Gartens bleibt man vor der Büste Hebels stehen, des gemüthvollen, schalkhaften Prälaten, der im Heimweh nach den Schwarzwaldbergen hier zum alemannischen Dichter ward und dessen „Vreneli" als altes Mütterchen mir noch gezeigt worden ist. Die schönen großherzoglichen Wintergärten waren eben im Entstehen. Dicht neben ihnen lag die neuerbaute Gemäldegalerie, eine Fülle trefflicher älteren und neueren Kunstwerke bergend; Frommels Vater war ihr Director und Emil machte mich in diesen Sälen heimisch. Eine Kunstschule unter der Leitung des Düsseldorfer Landschaftsmeisters Wilhelm Schirmer schloß sich an dieselbe an. Das schöne Theater, neuerbaut nach einem furchtbaren, menschenmörderischen Brande, der noch in grausender Erinnerung war, stand unter der Leitung Eduard Devrients. Ein altes Lyceum und ein academischen Rang ansprechendes Polytechnikum hatten ansehnliche Gelehrtenkreise in die Stadt gezogen; an Adel, Militär und Beamtenthum fehlte es in einer Residenz selbstverständlich nicht.

Unmittelbar nach meinem Einführungstage schmückte sich diese Stadt mit Triumphbogen, Fahnen, Guirlanden und Illu-

minationsvorkehrungen zu einem allbewegenden patriotischen Fest. Ein für Stadt und Land bedeutsamer Freudentag stand bevor. Der Prinz-Regent, welcher ebendamals den bisher seinem kranken Bruder vorbehaltenen großherzoglichen Titel annahm, war verlobt mit der einzigen Tochter des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs und Kaisers Wilhelm, und eben jetzt führte er sie heim. Es war eine Verbindung, deren jedermann sich freute; die liebliche Erscheinung und anmuthige, bei großer Sicherheit bescheidene Art und Weise der jungen Fürstin gewann ihr alle Herzen im Sturm. Nach den unumgänglichen Hoffesten zog sich das junge Paar nach der schönen Bodenseeinsel Mainau zurück, um dort die sonnigen Octobertage in der Stille zu verleben, und es war mir vergönnt, dort zwei Tage zu Gast zu sein. Der Großherzog wünschte, daß ich in dem Kirchlein des alten Comthureischlosses, welches die Insel beherrscht, einen evangelischen Gottesdienst hielte; ich reiste mit dem Hoforganisten und einem Theil des Kirchenchors hin, und wurde dann noch einen Tag freundlich zurückgehalten. Es war ein wohlthuender Einblick in das tagtägliche Leben des edlen, schlicht-leutseligen Fürstenpaares; mit der jungen Großherzogin, von der viele im Lande meinten, sie habe mich aus Preußen mitgebracht, wurde ich hier erst bekannt. Auch die Hin- und Rückreise war ein Erlebniß für mich; ich sah zum ersten male das gewaltige, meerartige Wasserbecken des Bodensees, jenseits dessen die Schweizerberge durch die Nebel glänzten; auf der Rückfahrt besuchte ich Konstanz mit seinen Concilien- und Hußerinnerungen; bei Schaffhausen genoß ich das großartige Schauspiel des Rheinfalls und sah von ferne die Hochalpen ragen.

Und doch zogen mich noch stärkere Magnete nach Haus. Am 5. October, kaum vierzehn Tage nachdem ich meine liebe Frau und mein kleines Töchterchen in Heidelberg abgeholt, war mir ein zweites lebende Kind geschenkt worden, ein Sohn. Wir waren in der neuen Wohnung kaum halb eingerichtet;

meine Mutter hatte nicht rechtzeitig herübergerufen werden können; die gute Frau des Ministerialraths Bähr kam zu Hülfe und wachte mütterlich die erste Nacht am Bette. Doch ging alles gut, und am 11. November, am Jahrestage der letzten Predigt meines seligen Bruders, hielten wir Taufe. Es verstand sich von selbst, daß der Neugeborene, der auch mein einziger Sohn bleiben sollte, den Namen des Frühvollendeten trage. Die Taufe vollzog der uns schnell liebgewordene D. Bähr; mit ihm umstanden das Taufbecken der Prälat Ullmann, Emil Frommel und meine Eltern. Für diese begann jetzt, nach schwerem Trauerjahre, überhaupt eine letzte Zeit der Lebensfreude; die ehrenvolle Wendung meiner Geschicke, die Freude an den glücklich gedeihenden Enkeln, die liebevolle Anhänglichkeit, welche Marie ihnen widmete, brachte noch einen Sonnenschein in ihr Alter. Bei der im Vergleich mit Trier weit größeren Nähe von Frankfurt konnten nun ihre Besuche sich mehren, und namentlich meine gute Mutter, welche nur noch zwei Lebensjahre vor sich hatte, hat ein erhebliches Theil derselben in längeren Aufenthalten unter unserem Dache verbringen dürfen, zu ihrer und unsrer Beglückung.

So baute sich mein Haus und ward heimisch im fremden Lande. Auch wir unsrerseits machten uns die viel bequemere Lage von Karlsruhe zu nutze; Marie konnte nun so viel leichter zu meinen und zu ihren Eltern gelangen; ich selbst suchte die alte fremdgewordene Vaterstadt des öfteren wieder auf und nahm die Gelegenheit wahr, mit alten Freunden wieder anzuknüpfen. Auch mancher rheinische Freund, der südwärts reiste, sprach in unserem Hause ein und erhielt uns mit den alten Lebenskreisen in Zusammenhang. Vor allem aber trugen die neugewonnenen Freunde, welche unser Taufffest mitgefeiert, dazu bei, uns die neue Heimath lieb werden zu lassen. Drei süddeutsche Originale bester Art, grundverschieden unter einander, und doch in Einem Geiste verbunden; dazu hinter jedem von ihnen ein liebevoll offenes Haus,

in dem man sich wohl fühlte wie im eigenen. Ich habe ihrer aller dreie als lieber Abgeschiedenen zu gedenken.

Karl Ullmann, damals ein angehender Sechziger, war eine nach Leib und Seele feine und zarte, bei äußerer Unansehnlichkeit würdevolle Persönlichkeit. Seinen Jugendtraum, Landschaftsmaler zu werden, hatten die Eltern zu Gunsten des theologischen Studiums durchkreuzt, und in der That überwog in seinem Wesen das verständige und ethische Element das künstlerische; nur begleitend trat das letztere in der Anmuth seines Styls wie in seiner feinen Lebenshaltung hervor. Ein Mann melanchthonischen Geistes, nicht von schöpferischem Tiefsinn, aber von geistvoll eindringendem Blick, harmonischer Durchbildung und edlem, sittlich feinfühligem Charakter, hatte er in den vierziger Jahren als kirchenhistorischer und apologetischer Schriftsteller, als Wortführer der in seinen „Theologischen Studien und Kritiken" sich austauschenden Vermittelungstheologie eine hochangesehene freie Stellung eingenommen. Daß er den für eine aristokratische Gelehrtennatur immerhin bedenklichen Schritt gethan, den academischen Lehrstuhl mit dem grünen Regierungstisch zu vertauschen, war dem tiefen Eindruck zuzuschreiben, den die in Baden aus erster Hand zu habenden wilden und wüsten Scenen von 1848 und 49 auf ihn gemacht. Es hatte ihn gedrängt, die gelehrten und theoretischen Beschäftigungen mit praktisch kirchlichen zu vertauschen und innerhalb seines geliebten engeren Heimathlandes zu verwirklichen, was für das Gesammtvaterland den besten Trägern der Kirchentage vorschwebte, eine positive Reform des Volkslebens durch die evangelische Kirche. Mit diesem inneren Drange des ehrwürdigen Gottesgelehrten war der vertrauensvolle Wunsch des jugendlichen Landesherrn zusammengetroffen, der denselben in seinen Heidelberger Studienjahren kennen gelernt hatte; er hatte bald nach seinem Regierungsantritt den gefeierten academischen Lehrer in die erledigte Prälatur berufen, damit er die kirchlichen Reformgedanken, die er als Leiter freier Conferenzen vertreten

hatte, kirchenregimentlich verwirkliche. Zwar machte ihn diese Prälatur zu nichts weiterem als zum Vertreter der evangelischen Kirche in der ersten Kammer und zum ersten theologischen Votanten in einer Kirchenbehörde, die dem Ministerium des Innern unterstellt war, gab ihm also keineswegs die jenem Auftrag entsprechende Macht; aber Ullmann hatte sich auf die Ueberlegenheit seiner Ideen und auf die moralische Unterstützung seines Landesherrn verlassen, und hatte bis dahin guten Erfolg gehabt. Die Berufung eines Hofpredigers von positiver Denkart aber freier Bildung und außerhalb der badischen Ueberlieferungen erwachsen, der einen frischen Zug ins geistliche Leben der Residenz brächte, war in seinem Programm ein nicht unwichtiger Punkt, und die Freude darüber, daß in meiner Wahl dieser Griff ihm gelungen zu sein schien, leuchtete ihm aus den Augen, so oft ich mit ihm verkehrte. Noch sehe ich ihn vor mir stehen in dem untadlig geordneten, künstlerisch geschmückten Studierzimmer, das scharfgeschnittene Antlitz von freundlichem Lächeln verklärt, das schwarze Sammtkäppchen auf dem weißen Haar, und in der etwas zitternden Hand den Zettel, auf welchem alle mit mir zu besprechenden Dinge jedesmal sorglich verzeichnet waren. War er einerseits bemüht, mich für den Hofverkehr sorgsam zu schulen und meine unvorsichtige Natur vor Mißgriffen zu behüten, so leuchtete zugleich durch das Wohlwollen eines Vorgesetzten die Liebe eines Vaters hindurch, der sich am Anblick eines nach seinem Herzen gerathenen Sohnes weidet. Als er nach vier Jahren im Oberkirchenrath auf meine Abschiedseingabe die Antwort zu dictiren hatte, da — erzählten mir Augenzeugen — versagte ihm vor Bewegung die Stimme. Mit ihm wetteiferte seine sanfte, stille, mütterlich liebreiche Frau, mir und meinem Hause alles Freundliche anzuthun, was sie konnten.

Sehr verschieden von Ullmann und doch sein treuester Freund und Bundesgenosse war D. Karl Bähr, der Verfasser der „Symbolik des mosaischen Cultus“, langjähriges Mitglied

des Oberkirchenraths, aber vermöge einer vorübergehenden Laune des badischen Büreaukratismus „Ministerialrath“ betitelt. Ein untersetzter breitgebauter Mann, etwas jünger als der Prälat, von vollen, runden, geistvollen Zügen, in denen herzliche Gutmüthigkeit, Ernst und Schalkhaftigkeit durch einander spielten. Seine theologischen Anregungen entstammten der romantischen Schule; Daub und Creuzer hatten auf ihn eingewirkt, bis er auf seine eigene Bahn, die biblische Theologie kam; nächst der Theologie aber war sein Liebstes die geistliche Musik, in deren klassische Entwicklung Thibaut in Heidelberg ihn eingeführt hatte. In seinen jüngeren Jahren ein bis zum Sarkasmus scharfer Bekämpfer des vulgären Rationalismus, war er doch keineswegs orthodox, z. B. ein entschiedener Gegner der juridischen, anselmischen Genugthuungslehre; aber biblisch-positiv, antikritisch, und dabei ein Mann von tüchtiger theologischen Durchbildung und ungefärbter Herzensfrömmigkeit. Seine gründlichen Studien auf liturgischem und kirchenrechtlichem Gebiet hätten ihn zu einem trefflichen Professor der praktischen Theologie gemacht: nun hatte ihn sein Geschick nach kurzem Pfarramt ins Kirchenregiment geworfen, in dem er ein vorzügliches, aber viel mehr dienendes als regierendes Glied war. Seine weiche, in mancher Hinsicht weibliche Natur ließ ihn arbeiten und sich fügen, leiden, klagen, zürnen, aber nicht durchgreifen. Trotz seiner überlegenen Einsichten und Erfahrungen hätte er nie dirigiren können; nach langen, langweiligen Jahren eines wesentlich büreaukratischen Kirchenregiments war er jetzt Ullmanns rechte Hand. Aber die unvergangene Lust des Disputirens und Theologisirens ging ihm weniger mit diesem, als mit mir auf, den er bald ins Herz geschlossen hatte, um ihn bis ans Lebensende darin zu behalten. Sein Haus wurde uns die erste und trauteste Heimstätte in der fremden Stadt. Eine erquicklichere Stätte des „Fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal“, — „Alles ist euer, Ihr aber seid Christi“ habe ich nicht kennen gelernt. Die Hausfrau eine

treue, verständige und tapfere mütterliche Freundin; begabte blühende Töchter von vortrefflicher Geistes- und Herzensbildung um sie her; eine edle Einfachheit und Wahrhaftigkeit in allem. Die zweitälteste Tochter war Emil Frommels lebhafte und begabte junge Frau; an den Sonntag-Abenden, welche die beiden in diesem Elternhause zu verbringen pflegten, mußten auch wir in der Regel dabei sein. Es wurde musicirt und theologisirt; in Ernst und Scherz flogen die Stunden hin. Hatte ich mich mit dem Hausvater in ein gelehrtes Gespräch vertieft, dann verschwanden wohl einige Paare unversehens vom Tische, und auf einmal überraschte uns vom unteren Flur herauf ein volltöniges Quartett: „Kennst du noch die wirren Lieder Aus der schönen alten Zeit? Sie erwachen alle wieder Hier in Waldeseinsamkeit.“ — Zuletzt, wenn genug geredet, gesungen, gelacht war, holte der Hausvater seine Familienbibel, las einen Psalm, nahm sein Sammtkäppchen ab und sprach den Segen; dann gings ernst und fröhlich nach Haus.

Emil Frommel, neunundzwanzigjährig und erst unlängst aus Vicariat und Landpfarrei in die Hauptstadt versetzt, war im ersten Aufblühen seiner liebenswürdigen Eigenart und volksthümlichen Begabung. An der nachmaligen reichen Herbstzeit seines Genius haben ja viele sich erfreuen dürfen; ich habe seinen Frühling, das erste scheue Auflodern des nachmals auf hohen Leuchter gesteckten Lichtes erlebt und genossen. Aus einer in aller Weise außergewöhnlichen Familie wuchs er hervor. Der Vater, jener treffliche Meister des Kupferstichs, den die gebildete Welt kennt, war damals schon ein stiller Siebziger; um so lebhafter die Mutter, eine Straßburgerin, Halbfranzösin. Mit ihrem zweiten, nicht minder begabten, aber im Temperament ganz anders angelegten Sohne, einer abstract dogmatistischen Natur, hing sie der damals in Baden spukenden lutherischen Separation an. Der jüngste Bruder, den ein früher Tod im ersten Jahr seiner Ehe hinwegnehmen sollte, war Landschaftsmaler, eine talentvolle,

harmlose Künstlernatur. Emil, der älteste von den dreien, hatte seine Vicariatszeit bei dem alten Henhöfer verbracht, einem an Goßner gemahnenden katholischen Geistlichen aus der Sailer'schen Schule, der zur evangelischen Kirche übergetreten war und seine urwüchsige praktische Mystik und volksthümlich-poetische Beredtsamkeit in dieselbe mitgebracht hatte; an ihm hatte sich Frommels verwandte Predigtgabe entwickelt. Seine Predigten, welche er meist in der ehedem reformirten „Kleinen Kirche" zu halten hatte, der dritten und letzten, die Karlsruhe damals für seine fünfzehntausend Protestanten besaß, übten durch ihren volksthümlichen, farbenreichen Styl und vor allem durch die reizende Kunst, Erzählungen einzuflechten, eine große Anziehungskraft. Die persönlichen Eigenschaften und ungemeinen geselligen Talente des Predigers kamen hinzu. Eine künstlerische und dichterische Natur durch und durch, aber für den Momentbedarf, ein Mensch der Stimmung und des Augenblicks, bei ernstem Hintergrund voller Witz und Humor, leichtbeschwingter Gelegenheitspoet, am Clavier ein Sänger von prächtigem Vortrag, wenn er auch die Begleitung nur so zusammenstoppelte, bezauberte er jeden, der ihm unbefangen gegenüberstand. Bei alledem war Frommels Stellung in Karlsruhe eine gedrückte und aufmunterungsbedürftige. Als Hof- und Stadtvicar besaß er kein Recht der Casualien und des Confirmandenunterrichts; erst während meiner Amtsführung erlangte er beides im ärmsten Stadttheil, und wir rechneten ihm nach, daß sein Gehalt kaum weiter reichte, als zur Deckung seines kostspieligen Cigarrenverbrauchs, während Eltern und Schwiegereltern das Fehlende zulegen mußten. Dabei war er einigermaßen in der Lage des „Propheten im eigenen Vaterland und im eigenen Hause." Man hatte ihn lieb, aber zugleich wollte man ihn erst richtig erziehen. Zumal den pietistischen Kreisen, welche einen ansehnlichen Theil der Gemeinde bildeten und denen er in ihren Vereinssachen gern diente, war an seiner ungenirten, weltoffenen Weise vieles nicht recht, und weil er jung war und man ihn

von Kind auf kannte, meinte man ihn schulmeistern zu dürfen. Dazu kam, daß er im eigenen Elternhause ein kirchlicher Fremdling war. Das Altlutherthum des theologischen Bruders umwarb den Vater, und die Mutter war ganz davon beherrscht; sie ging zu ihrem in der Union stehenden Sohne kaum einmal in die Predigt. Um so wohlthuender war diesem die vielfache Wahlverwandtschaft, die er bei mir fand, und die Aufmunterung, die ich ihm zu freier Entfaltung seiner anderweit bekrittelten Eigenart angedeihen ließ. Ich suchte ihn namentlich zu schriftstellerischer Verwerthung seines volksthümlichen Erzähltalentes zu bewegen, wozu es ihm lediglich an der erforderlichen Seßhaftigkeit zu fehlen schien. Wir standen bald auf Du und Du und sahen uns fast täglich. Wie oft, wenn er den Nachmittag hindurch herumgelaufen war, Reiche und Arme besucht und da und dort geredet hatte, strandete er Abends erschöpft und verärgert an meiner Thür. Wenn er dann mit Speise und Trank erquickt war, sprudelte sein Geist auf; es war auf einmal alles abgestreift und im lebhaftesten, gemüthlichsten Austausch schloß der Tag.

Es war namentlich Frommel, durch den ich über den geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Boden, in welchen mein Geschick mich eingepflanzt hatte, allmählich die nöthige Orientirung gewann.

Das Großherzogthum Baden, damals der in mehr als einer Hinsicht exponirte südwestdeutsche Grenzstaat, war ein noch junges und daher innerlich schwaches Gebilde. Erst der lang-regierende Markgraf und dann Großherzog Karl Friedrich, dessen Standbild einem am Eingang des Schloßplatzes entgegentritt, einer der besten deutschen Fürsten in der Zeit des verendenden Reiches, hatte es zusammengebracht. Er hatte zuerst die zersplitterten kleinen Markgrafschaften als Erbe vereinigt, dann als Rheinbundfürst von Napoleon größere Gebiete des sich auflösenden Reiches hinzuerhalten, theils pfälzische wie Heidelberg und

Mannheim, theils den altösterreichischen, katholischen Breisgau. Um diese disparaten Landestheile, von denen nur die altbadischen eine Anhänglichkeit an das protestantische Fürstenhaus kannten, während das katholische Oberland demselben fast fremd gegenüberstand, schlang dann die bald nach den Freiheitskriegen verliehene constitutionelle Verfassung ein formales Einheitsband, in dessen Natur es lag, das dynastische Einheitsband zu überbieten. Unter den Rückwirkungen der französischen Julirevolution wurde die lange Regierung des Großherzogs Leopold, eines wohlmeinenden aber schwachen Regenten, zu jener unfruchtbaren Blüthezeit des badischen Verfassungslebens, in welcher der Rotteck-Welckersche Liberalismus von der Karlsruher Tribüne zu ganz Deutschland redete und mit einer bald trotzigen, bald verzagten Büreaukratie um das Scepter im Lande rang. Schließlich, im Jahre 1848, war dieser Liberalismus von einem in seinem Schatten großgewachsenen Radicalismus überflügelt worden, und in den deutschen Verfassungswirren des Frühlings 49 war es diesem gelungen, durch übertölpelnde Verführung der von ihren Officieren übereilt verlassenen Truppen die großherzogliche Regierung umzustürzen. Preußische Heeresmacht hatte das Land zurückerobern müssen; es war ein strenges Gericht gehalten worden und längere Zeit die siegreiche Truppe anstatt der zu reorganisirenden einheimischen im Lande verblieben, ohne viel Dank zu erwerben; — ungern war der loyale Karlsruher Bürger, der an dem Umsturz keinerlei Antheil gehabt, an diese peinliche Episode erinnert. Nach einer kurzen Zeit polizeilicher Reaction hatte der seinem Vater nachfolgende Prinz-Regent Friedrich den Bann von den Herzen genommen. Ein Fürst von ernster Bildung und Arbeitslust und von den edelsten, selbstlosesten Gesinnungen, hatte er — dem Geiste der fünfziger Jahre entgegen — den Irrgängen der Reaction die Bahn der Reform vorgezogen. Die Landesverfassung blieb intact, aber ein ungewohnter gesund-conservativer Hauch ging durch das Land.

Nach Art der fünfziger Jahre waren die kirchlichen Verhältnisse in den Vordergrund der Bewegung getreten. Dieselben waren in den ersten Decennien des Jahrhunderts im Geiste der Zeit wesentlich territorialistisch geordnet worden, konnten aber in diesem Stande nicht länger verbleiben. Beide Confessionskirchen waren gleichmäßig in weitgehender Weise verstaatlicht; der katholische wie der evangelische Oberkirchenrath waren Staatsbehörden, dem Ministerium des Inneren als „Mittelstellen" untergeben, und so weit ging das büreaukratische Bevormunden, daß man die Entstehung confessioneller Minderheitsgemeinden in katholischen wie protestantischen Ortschaften hintanhielt, ja daß die Kinder der evangelischen Diaspora von Staatswegen vom katholischen Ortspfarrer getauft werden mußten, und umgekehrt. Aber das Erzbisthum Freiburg, nach Verdrängung des edlen Wessenberg, der noch zurückgezogen in Constanz lebte, natürlich in ultramontanen Händen, hatte sich längst gegen diese Staatsbevormundung aufgelehnt. Man lag mit ihm in hellem Krieg und unterhandelte nach Art der Zeit seit Jahren mit dem Papst um ein Concordat; inzwischen ward kein katholischer Pfärrer angestellt, sondern nur Pfarrvicare mit vierhundert Gulden Gehalt. Die evangelische Bevölkerung, nur ein gutes Drittheil betragend, aber durch Intelligenz und Loyalität überlegen, hatte im Jahre 1821 mittelst einer Landessynode eine vorbehaltlose Union zwischen ihren lutherischen und reformirten Bestandtheilen vollzogen. Bei dieser Gelegenheit hatte sie auch erneute presbyteriale und synodale Einrichtungen erlangt, welche indeß von der Lebenskraft der rheinisch-westfälischen weit entfernt waren. Die Kirchenvorstände wurden durch Wahlmänner auf Lebenszeit gewählt; die Landessynode, welche alle sieben Jahre zusammentreten sollte, wurde bis zu elf, zwölf Jahren verschleppt; das büreaukratische Staatskirchenregiment hatte alle Macht in Händen. In diesem Kirchenregiment herrschte in den dreißiger Jahren selbstverständlich der Rationalismus, — nicht gerade der ausgeprägte des

Heidelberger Paulus, des noch lebenden Erfinders der „natürlichen Wundererklärung", sondern ein milder, pietätvoller von Hebels Art, so daß neben seinen Vertretern hernach auch Männer ganz anderer Denkart, wie z. B. Bähr, Raum fanden. Nicht anders war es in einem großen Theil der Geistlichkeit bestellt, und die aus den zwanziger und dreißiger Jahren stammenden Kirchenbücher, Katechismus, Gesangbuch und Agende, trugen den breiten Stempel der rationalistischen Zeitrichtung. Daneben aber hatte im Volke ein dem württembergischen verwandter Pietismus sich ausgebreitet, der auch in den Kreisen der Geistlichen seine Freunde und Pfleger hatte, — bei allen Engen und Unarten der „Stundenhalter" ein kräftiges Stück Volksreligion und Bibelchristenthum, durch dessen Einfluß z. B. in den fünfziger Jahren inmitten zweier rein-katholischen Orte, Durmersheim und Daxlanden, bibelfeste evangelische Gemeinden entstanden. Dieser Pietismus war kirchlich, wo der Pfarrer seines Sinnes war, hatte aber daneben sein Wesen für sich, hielt seine Erbauungsstunden und Feste, unterstützte namentlich die Baseler Heidenmission, aber auch die Losungen der inneren Mission hatten bei ihm Anklang gefunden. Als sein freiwillig anerkanntes Haupt galt im Lande der alte Karlsruher Seminardirector Stern, ein geistig wie leiblich etwas unbehülflicher, aber grundehrlicher Mann, auch nicht engherzig in seinen Schranken. Begreiflicherweise bestand zwischen einem so selbständigen Pietismus und einem wenn nicht rationalistischen, doch neutralen und dabei büreaukratischen Kirchenregiment ein stiller Krieg, und es war eine deutliche Anspielung, wenn der alte Henhöfer bei der Auslegung des Evan[illegible]s von Nicodemus seiner Gemeinde sagte: „Der Nicode[illegible] bei den Juden so was bei uns ein Oberkirchenrath ist; — [illegible] auch zum Herrn Jesus, aber bei Nacht." In diese Spannung versuchte im Anfang der fünfziger Jahre der in Norddeutschland florirende lutherische Confessionalismus sich einzuhaken. Man fand, daß es dem Christenthum im Lande

vor allem an Bekenntnißklarheit fehle; eine mehr stylistische als sachliche Undeutlichkeit der Unionsurkunde wurde aufgebauscht zum Rechtstitel einer altlutherischen Separation, welche an drei oder vier Orten auftrat, vom Staatskirchenregiment mit polizeilichen Chikanen bekämpft ward und dadurch natürlich den Nimbus des Martyriums gewann.

In dieser kritischen Lage hatte Ullmann sich der Landeskirche angenommen. Zuerst als Professor von Heidelberg aus. Die Heidelberger Facultät war, von dem alten D. Paulus abgesehen, längst eine Heimstätte der verjüngten positiven Theologie geworden und hatte zahlreiche Jünger derselben auf die Kanzeln geschickt: nun leitete Ullmann zwischen dieser Schule und dem gemäßigten Pietismus eine Verständigung ein. Auf Conferenzen zu Durlach, welche er stiftete und leitete, kamen beide Richtungen zusammen, und ein Programm landeskirchlicher Reform wurde aufgestellt. Es war dasselbe Programm, welches Ullmann bei seiner Berufung ins Kirchenregiment 1853 dem Prinz-Regenten und dem Minister des Inneren vorlegte: Befestigung der Union durch Klarstellung ihres Bekenntnißstandpunktes und durch Einführung besserer Kirchenbücher, Freigebung der Diaspora-Gemeindebildung und der lutherischen Separation, und größere Selbständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber.[1]) Auf einer Generalsynode des Jahres 1855 hatte er die Klarstellung des Unionsbekenntnisses, die Annahme eines aus dem Kleinen lutherischen und dem Heidelberger combinirten Katechismus und die Genehmigung einer in ihren Grundzügen vorgelegten neuen Agende mit großer Mehrheit erlangt und die Vorlage eines neuen Gesangbuchs, sowie eine Revision der Kirchenverfassung für die nächste Synode in Aussicht [illegible]. Die

[1]) Vgl. D. Karl Ullmann, Blätter der Erinnerung: a) Lebensbild, gezeichnet von D. W. Beyschlag; b) Eigenhändige Denkschrift über seinen Antheil an der Regierung der evangelischen Kirche Badens. Sonderabdruck aus den Theologischen Studien und Kritiken, Gotha 1867.

lutherische Separation hatte Duldung erlangt und blieb in Folge dessen auf drei kleine Herde beschränkt; der evangelischen Diaspora war Gemeindebildung gestattet worden, behufs welcher Kirchenregiment und Gustav-Adolfsverein zusammengriffen. Für ein freieres Verhältniß der Kirche zum Staate, den ministeriellen Hauptanstoß in dem Ullmann'schen Reformprogramm, war allerdings nichts geschehen, und hier lag für Ullmanns Stellung und Pläne der schwache Punkt. So durchgreifend sein Einfluß im Oberkirchenrath war, dieser Oberkirchenrath war eben nur eine Mittelbehörde, die — abgesehen von einigen selten vorkommenden sogenannten inneren Angelegenheiten — nur Anträge an das confessionell gemischte Ministerium des Innern bringen konnte und diesem gegenüber nicht einmal das Recht der Pfarrbesetzung besaß. Stützte der Prälat sich nun in dieser Lage auf sein persönliches Vertrauensverhältniß zum Großherzog, so rief er damit um so mehr die Eifersucht der Büreaukratie wach, in deren Augen solch ein nicht aus ihr hervorgegangener Mann nichts als ein ehrgeiziger Usurpator war. Namentlich dem dermaligen Minister v. Stengel gegenüber, einem Katholiken und barschen Büreaukraten, war Ullmanns Stellung weder angenehm noch ungefährdet. Und ein Sieg, den er kurze Zeit nach meiner Berufung nach dieser Seite davontrug, war ein Pyrrhussieg, der ihm mehr Nachtheil als Vortheil bringen sollte.

Ich selbst war der unschuldige und unwissende Anlaß der Sache. Wenige Wochen nach meinem Amtsantritt nahm der Präsident des Evangelischen Oberkirchenraths, Herr v. Wöllwarth, seinen Abschied; es hatte ihn verletzt, daß meine Berufung ohne sein Zuthun vom Großherzog lediglich durch Ullmann bewirkt worden [illegible]mann hatte den Rücktritt des geachteten Mannes keineswegs gewünscht, wenn er auch seine Gründe gehabt hatte, ihn in dieser Angelegenheit zu umgehen; aber er glaubte nun im kirchlichen Interesse einen großen Schritt voranzuthun, indem er sich vom Großherzog zum Präsidenten des Evangelischen

Oberkirchenraths ernennen ließ. Der Minister des Inneren vermochte die Sache nicht zu hindern, aber in seinem Sinne unschädlich zu machen. Er schob zum Ausgleich der unerhörten Unregelmäßigkeit, daß statt eines Juristen ein Theologe der Kirchenbehörde präsidiren sollte, einen weltlichen Vicedirector ein, dessen Veto jeden Collegialbeschluß unwirksam machte, und anstatt des unmittelbaren Vortrags beim Landesherrn, den Ullmann für sein Amt erbeten hatte, gab er ihm das unerbetene Recht, in Gemeinschaft mit diesem Vicedirector die Anträge des Oberkirchenraths in der Collegialsitzung des Ministeriums des Inneren mündlich zu vertreten. Ein anscheinend schätzbares, aber in Wahrheit ganz werthloses Recht, dessen Ausübung für Ullmann zur Marter ward. Denn die feinen geistlichen Gesichtspunkte, welche er z. B. bei Pfarrbesetzungen geltend zu machen hatte, fanden bei den ganz weltlich geschulten und zum Theil katholischen Ministerialräthen nicht das mindeste Echo, und das Ende vom Liede war in der Regel, daß der Vortragende einfach abvotirt ward, womöglich unter Mitwirkung seines Vicedirectors. — Als ich diese Dinge erfuhr, begriff ich auch, warum ich auf meine Amtsinstruction Monat um Monat warten mußte, obwohl der Oberkirchenrath sich über dieselbe längst schlüssig gemacht hatte. Herr v. Stengel hatte mir zwar bei meinem Antrittsbesuche das Beste versprochen, fühlte sich aber gar nicht veranlaßt, einem Schützling des Prälaten Ullmann förderlich zu sein, — im Gegentheil. Und wenn er mich die Kühnheit, mich in dies Land und auf diesen Posten berufen zu lassen, nach Kräften büßen ließ, so folgte er nur einer zwar nicht ungetheilten, aber stark und vornehm vertretenen öffentlichen Meinung.

Erst durch Frommel, der ein wohlunterrichtetes Karlsruher Kind war, erfuhr ich, in was für eine Löwengrube ich gefallen. Die Berufung eines Ausländers, eines „Preußen“ auf den so beneidenswerthen Posten eines Großherzoglichen Hofpredigers

hatte den Localpatriotismus weiter und hoher Karlsruher Kreise empfindlich verletzt. Um so mehr, als ältere und verdientere Männer für diesen Posten in der Nähe vorhanden und zur Uebernahme bereit gewesen wären. Selbst der Stadtdekan, dessen Selbstbewußtsein mit seinen mäßigen Gaben und Leistungen nicht ganz im Verhältniß stand, würde, wie man meinte, das Hofpredigeramt nicht verschmäht haben; vor allem aber hatte der Hofdiakonus, welcher zugleich Stadt- und Garnisonpfarrer war, auf dasselbe gerechnet. Ein Mann von glatten Manieren, formaler Gewandtheit und ausgeprägt sentimental-rationalistischer Predigtweise; wie Ullmann einmal mit seinem Witze sagte: „ein geborener und wiedergeborener Karlsruher", — ebendaher Inhaber des bei weitem größten „Beichtstuhls" in Stadt- und Hofkreisen. Diese Kreise waren in die Seele ihres Lieblings hinein gekränkt durch mein Erscheinen, und so verschmähten sie es auch, mich überhaupt kennen zu lernen; — es ist mir nach fast jähriger Anwesenheit in einer mir amtlich zugewiesenen gebildeten Familie begegnet, daß ich bei meinem Besuch für den muthmaßlichen „Sohn" des neuen Hofpredigers gehalten ward. Und es war ein tapferer Act, daß nach einigen Monaten die Vorsteherin einer höheren Töchterschule mich anging, in ihrer Oberklasse den Religionsunterricht zu übernehmen. Sie selbst, eine ältere Dame von unabhängigem Character und selbstloser, aber auch rücksichtsloser Treue in ihrem Beruf, hat mir später erzählt, welch ein Wagniß das dem Publikum gegenüber für sie gewesen sei.

Diese ersten Erfahrungen, daß der Boden, auf den ich getreten, nicht blos Rosen, sondern auch Dornen für mich habe, ließen mich zu Frommels großer Verwunderung sehr ruhig und kalt. Gegen persönliche Chikanen schützte mich meine exemte Stellung; nicht der Dekan, sondern allein der Prälat war mein kirchlicher Vorgesetzter. Im Uebrigen konnte ich ja zu alledem nichts; ich hatte mich zu dem neuen Amte nicht gedrängt, son-

dern war nach meinem Glauben einer nicht zurückzuweisenden höheren Führung gefolgt, und so hatte ich auch das Vertrauen, mit diesen sich mir entgegenstellenden Kleinlichkeiten fertig zu werden. In dieser Zuversicht bestärkte mich die Anziehung, welche meine Predigt fort und fort übte. Ich hatte Sonntag um Sonntag eine fast so volle Kirche wie bei meiner Einführung; es waren, wie auf gegebene Veranlassung einmal aus der Zahl der Klingelbeutelgaben festgestellt ward, achthundert bis tausend Personen, die mich regelmäßig hörten; — mehr faßte die Schloßkirche nicht. Und es war eine auserlesene Zuhörerschaft, die sich mit dieser Stetigkeit um meine Kanzel sammelte: der Großherzog und sein Haus, die sämmtlichen Mitglieder des Oberkirchenraths, die gelehrten und höhergebildeten Kreise, soweit sie überhaupt am kirchlichen Leben Antheil nahmen. Ich hatte meine Predigtweise in Einer Beziehung ändern müssen: in Trier hatte ich meist über freigewählte Texte gepredigt, — hier waren Jahrgänge evangelischer und epistolischer Abschnitte vorgeschrieben und nur im dritten Jahr die Textwahl freigegeben. Das war zwar nicht nach meinem Sinn, aber einer noch ungekannten Gemeinde gegenüber, die zu besonderer Textwahl keine Motive hergab, vorläufig angenehm, und so fügte ich mich mit vereinzelten besonders begründeten Ausnahmen diesem Perikopenzwang. Im Uebrigen fuhr ich fort, wie meine Eigenart und Bildungsgeschichte es mir an die Hand gaben. Von äußerlichen rhetorischen Mitteln, welche mir auch nur in bescheidenem Maße zur Verfügung standen, machte ich gegen Trier keinen erhöhten Gebrauch; der klar und reinlich zu entwickelnde Inhalt blieb mir die Hauptsache. Ich fuhr fort, das alte biblische Evangelium zu predigen in meinen eigenen modernen Gedankengängen, dergestalt, daß gebildete Zuhörer alles nachdenken konnten; ich theologisirte nicht auf der Kanzel, aber ich blieb dabei, nichts zu sagen, was ich nicht theologisch verantworten konnte. Auf diese Weise gelang es mir, ohne daß ich das mit Bewußtsein

gesucht hätte, den beiden Denkarten, in welche meine Zuhörerschaft im Großen und Ganzen sich theilte, der rationalistischen und der pietistischen, den Eindruck eines Ungewohnten, einer neuen Weise zu machen, und doch beide anzuziehen und zu fesseln. Der alte Pietistenvater Stern, der auch zu meinen regelmäßigen Zuhörern gehörte, holte mich eines Tages zum Spaziergang ab; unterwegs hob er an: „Herr Hofprediger, Sie predigen geistreich, Sie predigen auch gläubig, aber Sie predigen nicht so, wie wir es hier im Lande gewohnt sind.“ Ich ließ ihn das des weiteren ausführen; dann sagte ich ihm: „Lieber Herr Director, lassen Sie mich singen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, — die Lerche singt anders als die Nachtigall.“ Ein andermal hatte ich über die Geschichte der Versuchung Jesu zu predigen. Ich hätte mir diesen Text nicht gerade ausgesucht; aber da er mir vorgeschrieben war, hielt ich es für meine Pflicht, der Gemeinde über ihn reinen Wein einzuschenken. Ich legte die Erzählung unumwunden als eine nicht äußerlich geschichtliche, sondern sinnbildliche aus, und suchte die Zuhörer in das Verständniß des Versuchungskampfes einzuführen, wie ihn das vorhandene sinnlich-weltliche Messiasideal des jüdischen Volks- und Zeitgeistes dem neugesalbten Messias bereiten mußte. Den Nachmittag kam Stern zu mir und sagte: „Das war nicht recht, wie Sie heute das Evangelium ausgelegt haben; man muß sich streng an das Wort halten.“ Ich antwortete: „Aber hat unser Herr nicht oft von Engeln und Teufel in derselben sinnbildlichen Weise geredet? wollen Sie das auch buchstäblich nehmen, wenn er sagt: Ihr werdet die Engel Gottes sehen auf- und niederfahren über des Menschen Sohn, oder Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz?“ Er blieb dabei, auch das und überhaupt alles in der Bibel müsse man wörtlich nehmen; aber er wurde mir darum nicht böse oder ungetreu; er ertrug den jungen, und ich den alten Mann. Die gemäßigten Pietisten überhaupt, da sie sahen, daß es mir Ernst war, daß meine

Predigt nicht in theoretischen Erörterungen stecken blieb, sondern auf persönliches Christenthum drang, und daß ich die Anforderungen desselben auch unter der Kanzel mit Freimuth vertrat, schenkten mir unerachtet meiner theologischen Freiheit ihr Vertrauen. Andererseits hatte ich die Freude, manche suchende Seele, die seither in abgeblaßter Humanitätsreligion dem biblischen Evangelium ferner gestanden hatte, zu demselben heranzuziehen und darin heimisch und glücklich zu machen. Es war für dies Evangelium damals in Baden ein besonderer Resonanzboden vorhanden. Bei aller rationalistischen Schulung, die sich naturgemäß über das liberale Musterland erstreckt hatte, war — vielleicht in Folge dessen, was dasselbe in den Revolutionszeiten gesehen und erlitten hatte — ein entschiedener Zug zu ernster Religiosität zu spüren. Unverwirrt und ungeärgert von einer steif-gesetzlichen Orthodoxie, brachte man dem Evangelium eine Unbefangenheit und Offenheit entgegen, weit größer als in Norddeutschland, wo man die Badischen kirchlichen Verhältnisse sehr von oben herunter zu beurtheilen liebte. Viele Leute gingen hinter einander in Frommels und in meine Predigt; ehe der erste Orgelton erscholl, waren alle Plätze eingenommen; an Feiertagen aber waren unsere Kirchen viel zu klein.

Aus meiner Predigtthätigkeit erwuchsen mir allmählich eine Reihe erquicklicher persönlichen Beziehungen, halb seelsorgerisch und halb gesellig. Blieben die aristokratischen Kreise insgemein mir fremd, so machten doch zwei treffliche Männer eine entschiedene Ausnahme; das waren Herr v. Meysenbug, Minister des Auswärtigen und des großherzoglichen Hauses, und General v. Porbeck, der Stadtcommandant. Beide schenkten mir, ich darf wol sagen, ihre persönliche Freundschaft und traten für mich ein, wo sie konnten. General v. Porbeck eine biedere, ernste, ächt militärische Persönlichkeit und dabei ein liebevoller Hausvater inmitten zahlreicher Familie; ich habe während meiner vierjährigen Amtsführung in seinem Hause getauft, getraut und confirmirt.

Herr v. Meysenbug ein kinderlos verwittweter, einsamer Mann, von feiner, edler Erscheinung und Geistesart; er gehörte zu dem schon damals gelichteten, heute fast ausgestorbenen Kreise jener unconfessionellen Christen, welche die idealistische Frömmigkeit der Zeit nach den Freiheitskriegen unversehrt in sich bewahrten. An einem regelmäßigen Sonntag-abend waren Ullmann, Bähr und ich sammt zwei höheren Staatsbeamten seine Gäste; einer von uns hielt einen Vortrag, so Ullmann einmal über Erasmus, ich über Spener; daran knüpfte sich im Austausch manches bedeutsame Gespräch. — Ausgebreitet waren meine Beziehungen zu den Künstler- und Gelehrtenkreisen. Vor allem Professor Wilhelm Schirmer, der Director der Maleracademie, war mein dankbarer Zuhörer und warmer Freund. Ein derber Mann von Erscheinung und Manieren, aus der Buchbinderwerkstatt zur Staffelei übergesprungen, trug er einen unerschöpflichen Schatz von Naturpoesie in seiner Seele, dem er auf der Leinwand Ausdruck zu geben wußte, und die herzhafte christliche Frömmigkeit, welche daneben Raum hatte, spielte in origineller Weise auch in seine Landschaftsmalerei hinein. Er war ebendamals mit jenen „biblischen Landschaften" beschäftigt, welche heute unserem Berliner Nationalmuseum angehören, einem Cyclus von Doppelbildern — Hauptbild und Predell —, zu denen die biblische Urgeschichte bis zum Tode Abrahams die Motive hergibt, dergestalt, daß die entsprechende Stimmung in die Natur verlegt und landschaftlich zum Ausdruck gebracht ist. Fast noch mehr als diese eigenthümliche Abart heroischer Landschaft entzückten mich einige zusammengehörigen ähnlichen Landschaftsbilder, welche daneben entstanden und, wenn ich nicht irre, der Karlsruher Galerie verblieben sind. Sie entnahmen ihre Motive der Erzählung vom barmherzigen Samariter: das erste ein reizendes Morgenbild, auf dem ein Jüngling, von den greisen Eltern Abschied nehmend, in die verheißungsvolle Frühlingswelt hinauszieht; das zweite ein gewitterschwüler Mittag

in einsamer Gebirgswildniß, — der Wanderer ist überfallen, zu Boden geschlagen, zwischen Leben und Sterben; das dritte ein milder Sonnenuntergang am Waldessaume, — der Verlorene ist gefunden, gerettet; das vierte eine stille selige Mondnacht, die Herberge ist in Sicht, der Todmüde naht dem Hafen der Ruhe. — Auch mit anderen in Karlsruhe arbeitenden Malern hatte ich ein freundliches Verhältniß, wie mit dem liebenswürdigen biblischen Historienmaler de Coudres und dem jugendlichen Voßberg, der mir hernach eine allerliebste kleine Landschaft zum Andenken schenkte. Eine Künstlernatur, die sich an meiner Art und Weise zu erfreuen vermochte, war auch der Münzrath Kachel, ein schwung- und poesievoller alter Herr, den der Gottesdienst von der ästhetischen Seite her ergriff. Er hatte zwei Söhne, von denen der ältere, ein sinniger Maler, nach der Vollendung seines trefflichen ersten Bildes plötzlich hinstarb; den zweiten, einen bildschönen, herzensreinen Sechzehnjährigen, habe ich nachmals confirmirt; er ist Baumeister geworden, aber auch längst nicht mehr unter den Lebenden. — Endlich darf ich unter diesen freundlichen Erinnerungsgestalten Eduard Devrient mit aufzählen, unseres Otto Devrient Vater, den feingebildeten, würdig denkenden Director des Hoftheaters, das unter des Großherzogs warmer und freigebiger Theilnahme vielleicht ernstlicher als irgend ein anderes in Deutschland dem Ideal einer reinen Kunstanstalt nachrang. Ich konnte dies Theater, in welches ich die Meinigen gehen ließ, zwar selbst nicht besuchen, weil die frommen Kreise der Stadt das dem Prediger verdacht haben würden; aber Devrient kam in meine Kirche, und ich kam in sein Haus, ein Haus, welches sich in Freud und Leid, insonderheit in der unerschöpflich liebevollen Pflege einer schwer leidenden Verwandten, ächt christlich bewährte.

Was die damaligen Karlsruher Gelehrtenkreise anging, so bestand für mich ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Docenten des Polytechnikums und den älteren Professoren des

Lyceums. Unter den ersteren erinnere ich mich, den Docenten für Religion und Literatur ausgenommen, nicht eines Einzigen, der sich mit mir auch nur berührt hätte; sie hatten alle, soweit sie Protestanten waren, kein Verhältniß zur Kirche. Einmal hatte ich Anlaß, den vornehmen Rector aufzusuchen: ein Polytechniker aus Trier, ein mir von seinen Eltern empfohlener harmloser Mensch, der in meinem Hause verkehrte, sollte wegen eines ganz geringfügigen Anlasses, eines Straßenlärms, bei dem man ihn gesehen hatte, relegirt werden, und ich that Fürbitte für ihn. Ich erhielt die kühle, herzlose Antwort: die Sache sei allerdings unbedeutend und der Betreffende vielleicht ziemlich unschuldig daran, aber diese Jugend mit academischer Freiheit ohne academischen Geist sei nur durch von Zeit zu Zeit statuirte Exempel in Ordnung zu halten. Ganz anders war doch der Sinn, welcher im Lehrercollegium des Lyceums waltete, d. h. unter den älteren Mitgliedern desselben, welche noch humanistisch und nicht naturalistisch gerichteten Zeiten entstammten und Philologie mit Theologie studiert hatten. Während auch hier die jüngeren Lehrer mir fremd blieben, wurden jene älteren sammt und sonders meine guten Freunde. An ihrer Spitze der greise Director Vierordt, gelehrter Verfasser einer Badischen Kirchengeschichte, dann Gockel, Platz, Böth, Zandt, Bissinger, — lauter wackere und originelle Männer, auf deren Achtung und Liebe man stolz sein durfte. Ein besonders nahes Freundschaftsverhältniß, welches sich auch auf unsere Frauen ausdehnte, erwuchs mir mit dem Letztgenannten, einem trefflichen, liebevollen Menschen und Lehrer, mit dem ich mich auch in der obenerwähnten Töchterschule begegnete. Wir kamen uns nahe am Sterbebett eines hinsiechenden Kindes, und der weichmüthige Mann schloß mich in seltener Weise ins Herz, so daß er mir weit über meine Karlsruher Zeit hinaus, bis an sein Ende, alles Freundliche anthat, was er ersinnen konnte, und in gleicher Weise that es seine liebe gute Frau meinen Kindern. —

Und nun habe ich endlich jenes einige zwanzig Mitglieder zählenden Frauenkreises zu gedenken, der sich zusammenfand in dem Wunsche, von mir das Johannesevangelium ausgelegt zu bekommen. Es waren Frauen und junge Mädchen aus den bestgebildeten Kreisen, welche ein Verlangen nach tieferer religiösen Erkenntniß trieb; voran jene herzhafte Schulvorsteherin, die es gewagt hatte, den beargwöhnten preußischen Hofprediger zum Religionslehrer anzunehmen und der ich hierdurch auch einen Ersatz für den mir vorderhand fehlenden Confirmandenunterricht, zwanzig bis dreißig andächtige und anhängliche Schülerinnen, verdankte. Jene Frauen bildeten miteinander ein Kränzchen; man kam bei einer der Theilnehmerinnen zum Thee zusammen; an meinen Vortrag knüpften sich verständige Fragen, die ich zu lösen suchte. Wieviel Freundlichkeit für mich und mein Haus aus diesen Beziehungen entsprang, läßt sich denken.

Inzwischen entwickelten sich nach der Seite des großherzoglichen Hauses hin meine amtlichen Verhältnisse von selbst. Im Juli 1857 wurde dem Großherzog der erste Sohn, also dem Lande der Erbprinz geboren. Ich hielt in der Schloßkirche einen Dankgottesdienst, wie er auch der öffentlichen Stimmung entsprach, und predigte über den 127. Psalm: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst... Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenk: wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben." In einfach menschlicher Weise stellte ich im Anschluß an diese Worte das zu feiernde Ereigniß als Familien- und Landeserlebniß ins religiöse Licht, zeichnete das Glück frommer Häuslichkeit und den Segen einer Staatsordnung, die in das Verhältniß von Fürst und Volk die Wärme des Familienlebens hineinnehme, und wies, — nicht ohne die über das Land hingegangenen Erschütterungen zu berühren, in dem christlichen Zusammenhalt des Fürstenhauses und der Volks-

gemeinde die Bürgschaft einer besseren Zukunft nach. Die Predigt wurde auf mehrseitigen Wunsch, dem auch der Großherzog sich anschloß, gedruckt. Er hatte mich nach derselben rufen lassen, um mir sein Kind zu zeigen; auf den Armen brachte er es mir entgegen und sagte bewegt: Sie werden mir helfen, es zu einem guten Christen zu erziehen. Die Taufe am 16. August ward natürlich zu einer großen Hof- und Staatsaction. Die reichgeschmückte Schloßkirche füllte sich mit Fürstlichkeiten und Abordnungen; mir gegenüber stand als erster Pathe der Prinz von Preußen, unser nachmaliger König und Kaiser Wilhelm. Während der Taufrede begann der kleine Prinz gegen die ungeschickte Lage, in welcher die betreffende Hofdame ihn hielt, so kräftig zu protestiren, daß eine gewisse Verwirrung entstand, zumal man meinen Rath, ein Beruhigungsmittel bereit zu halten, nicht befolgt hatte; doch gelang es mir, durch kräftiges Fortfahren der Störung Herr zu werden. Danach war große Hoftafel und ein noch größeres Kinderfest für die Stadt. — Ein halbes Jahr danach trat für das großherzogliche Haus ein tiefer Trauerfall ein. Der ältere Bruder des Großherzogs, den ein seit seinen Universitätsjahren zunehmendes Gehirnleiden verzehrte, lag im Sterben. Ich hatte mich bei meinem Amtsantritt nach meinen Pflichten gegen den hohen Kranken erkundigt, aber den Bescheid erhalten, es werde nicht angehen, mit demselben ein neues seelsorgerisches Verhältniß anzuknüpfen; der alte emeritirte Hofprediger werde ihn weiter besuchen. Mit zärtlicher Liebe, die auch dankbare Erwiderung fand, hatten der Großherzog und die junge Großherzogin sich des Leidenden angenommen, und so waren sie auch jetzt von der nahenden Abschiedsstunde tief bewegt und wünschten, daß ich in derselben ihnen nahe sein möchte. Ich verbrachte die Nacht in jenem einsamen Gartenpavillon, den der Kranke bewohnte, gemeinsam mit dem ernsten und treuen Arzte, der ihm hier ein Stück seines Lebens geopfert hatte. Eine Nacht, die mich an die letzten Stunden meines

eigenen seligen Bruders gemahnte; und so war es mir nicht schwer, als der Sterbende ausgelitten hatte und wir an seinem Bette niederknieten, mein Gefühl mit dem der Nächstangehörigen zu vereinen und aus ihrem Herzen heraus mit ihnen zu beten. —

Solche gemeinsamen Erlebnisse stellten mich zu dem edlen Fürstenpaare, dem ich mich verpflichtet hatte, in ein wohlthuendes Vertrauensverhältniß, ohne daß ich darum aus der Zurückhaltung, die mir geboten schien und natürlich war, herausgetreten wäre. Ich suchte und übte keinen Einfluß außerhalb der streng gezogenen Schranken meines Amtes und blieb um so mehr ein freier, auch gewissensfreier Mann. Hatte ich ein Anliegen, eine Frage, so ging ich in die öffentliche Audienz, welche der Großherzog, wenn er in Karlsruhe war, unermüdlich Tag für Tag hielt, und war allezeit der freundlichsten Aufnahme gewiß. Zuweilen verabredete ich mit ihm einen liturgischen Gottesdienst, wie er ihn liebte und ich ihn auch gerne, doch nie ohne Einfügung eines freien Wortes, ausführte; die nöthige Vollmacht, deren ich dabei gegenüber dem allzu selbständig strebenden Hofmusikdirector mir ausbitten mußte, ward mir ohne Weiteres gewährt. Vor Abendmahlsfeiern ward ich zu einer vertraulichen Unterredung gerufen, und als ich von der großen Berliner Versammlung der Evangelischen Allianz im Jahre 1857 zurückkam, luden die Herrschaften mich ein, ihnen privatim darüber Bericht zu erstatten. Hatte der Großherzog ein Anliegen an mich, so schrieb er mir eigenhändig, und hatte ihm am Sonntag die Predigt besonders wohlgethan, so kam er wohl beim Ausgang aus der Kirche an der Sakristei vorbei und drückte mir die Hand. Zuweilen ward ich auch, in und außerhalb Karlsruhe, zur kleinen häuslichen Tafel gezogen, bei welcher der Fürst das Gespräch beherrschte und ein unbefangener, edler Ton waltete; so bin ich wohl einmal in Baden-Baden sein Gast gewesen oder auf Schloß Eberstein, nachdem ich beim dortigen

Sommeraufenthalt einen häuslichen Gottesdienst gehalten. Das waren erquicklichere Geselligkeiten als die großen Hofgastmahle, zu denen ich des öfteren geladen ward und mit Hofschranzen, die mich nun einmal nicht leiden konnten, in frostige Berührung kam. An einem „reichen Himmel, Stern an Stern", d. h. inmitten eines Saales voll blitzender Uniformen und Ordenszeichen gab es hier nur zwei schwarze Raben, der Oberbürgermeister und ich, und mit diesem wackeren Manne, dem nachmaligen Stifter der altkatholischen Gemeinde, pflegte ich dann zusammenzuhalten. — Auf den weiteren Umkreis des großherzoglichen Hauses erstreckten sich meine seelsorgerischen Beziehungen nur zum Theil. Der Großherzogin-Mutter, geborenen Prinzessin Wasa gegenüber kam ich nicht über seltene Anstandsbesuche hinaus; hier war der obenerwähnte Hofdiakonus Vertrauensmann, und nur einmal, als es sich um die von mir zu vollziehende Trauung einer Schwester des Großherzogs handelte, ward ich in Anspruch genommen. Um so heimischer wurde ich im Hause des Markgrafen Wilhelm, des älteren verheiratheten Oheims des Großherzogs. Das war ein ächt fürstlicher alter Herr aus weit entlegenen Tagen; er hatte einst die Reste der badischen Truppen über die Beresina zurückgeführt. Später hatte man ihn zum König des neubefreiten Griechenlands machen wollen; er hatte aber abgelehnt, weil er seine zu erwartenden Kinder in keiner anderen Religion erziehen wollte als in der evangelischen. Den Begehrlichkeiten des 1848er Geistes gegenüber hatte er auf das von ihm geführte Obercommando der badischen Truppen von vornherein verzichtet und sich auf die Pflege des Land- und Weinbaues am Bodensee zurückgezogen; nun saß er müde und gichtkrank im Lehnstuhl. Aber noch leuchtete aus seinem ernstfreundlichen soldatischen Angesicht die alte Willenskraft, gepaart mit Milde und Treuherzigkeit. In seinem Hause waltete, wohl von der württembergischen Gemahlin ausgehend, eine ernste, schlichte Frömmigkeit; die „Stillen im Lande" hatten hier einen

Anhalt. Der Sonntag, den ich einst auf einem markgräflichen Gute im Murgthal verleben durfte, zuerst für das Haus und die umwohnenden Protestanten einen Gottesdienst haltend, dann am Familientisch als einziger Gast, ist mir in lieber Erinnerung. Ich habe hernach einer Prinzessin aus diesem Hause, welche der Fürst Woldemar von Lippe-Detmold heimführte, die Traurede gehalten, die dem greisen Markgrafen sehr nach dem Herzen war; dann habe ich auch an seinem eigenen Sterbebette gestanden und ihm die Gedächtnißrede gehalten. Sein Bild, ein Andenkensgeschenk der Frau Markgräfin, ziert bis heute meine Studierstube.

Während ich so in der großherzoglichen Familie zu den verschiedensten Amtshandlungen kam, blieb ich in der Gemeinde von solchen, abgesehen von einigen Begräbnissen Fremder, zu denen man mich in Anspruch nahm, das ganze erste Jahr hindurch ausgeschlossen; meine Amtsanweisung war eben immer noch nicht fertig. Es war im siebenten Monat, als mir der Großherzog nicht weniger als vier Gutachten über dieselbe zur Rückäußerung zugehen ließ, eines vom Oberkirchenrath, eines vom Ministerium des Innern, eines von Herrn v. Meysenbug als Minister des großherzoglichen Hauses, und ein viertes, vermittelndes vom Staatsrath Nüßlin, einem Minister ohne Portefeuille. Der Oberkirchenrath hatte, den mir gegebenen Zusagen entsprechend, die Bildung einer kleinen selbständigen Schloßgemeinde beantragt, zu der außer der großherzoglichen Familie verbindlich alle evangelischen Hofbeamten, gestattungsweise alle durch Beruf oder Geschäft zum Hofe in Beziehung Stehenden gehören sollten. Hierin stimmte auch Herr v. Meysenbug überein, nur daß eine facultative Zuweisung zur Schloßgemeinde vermieden und die betreffende Kategorie der Schloßgemeinde ebenfalls verbindlich zugetheilt werden sollte, natürlich unter Vorbehalt des Dimissorials. Dagegen hatte das Ministerium des Innern dem Großherzog die ganze Idee der mir zugesagten Schloßgemeinde auszureden gesucht. Der Landesherr dürfe von der

Residenzgemeinde sich nicht trennen; diese müsse in ihrer städtischen Einheit erhalten bleiben; der Stadtkirchenvorstand könne gegen die Entziehung eines Gemeindetheils Einsprache erheben. Man möge mir dieselben Rechte geben wie den Stadtpfarrern, aber mich mit meinen Amtshandlungen auf die Schloßkirche beschränken und mich berechtigen, beziehungsweise verpflichten, deren nur eine bescheidene Zahl anzunehmen. Zwischen jenen wohlwollenden Gutachten und diesem übelwollenden hatte Staatsrath Nüßlin in der That einen Mittelweg ausgefunden. Er schlug vor, die Hof- und Stadtgemeinde in rechtlicher Einheit zu belassen, aber in drei Pfarrbezirke zu theilen, zwei größere mit je zwei Geistlichen, und einen kleineren, das Schloß mit seiner nächsten Nachbarschaft umfassenden, der mir allein zu überweisen sei; zwei vom Großherzog zu ernennende Mitglieder sollten diese Schloßpfarrei mit mir im Gesammtkirchenvorstand vertreten. Von einer solchen allgemeinen Parochialeintheilung hatte der Oberkirchenrath zur Zeit abgesehen, weil er meine persönliche Angelegenheit nicht mit einer weitaussehenden anderen hatte verquicken wollen, und in der That war nicht einmal der Vertreter dieser Idee ihrer Durchführbarkeit sicher. Er schlug daher für den Fall, daß diese Parochialeintheilung in der Stadtgemeinde auf Schwierigkeiten stoßen sollte, ein neues Provisorium für mich vor: man möge mir dann einstweilen die Vornahme von Amtshandlungen bei den sich an mich Wendenden gestatten, — ein Provisorium, welches so ziemlich auf das vom Ministerium mir zugedachte Definitivum hinausgekommen wäre. Ich lehnte die Vorschläge des Ministeriums rund ab, indem ich mich auf die bei meiner Berufung gewordenen Zusagen berief, aber auch abgesehen von diesen die Hohlheit dieser Einwände darthat. Es fiel mir nicht schwer, zu zeigen, wie unbegründet es sei, den Landesherrn, der ein Regentenverhältniß zur ganzen Landesgemeinde habe, mit seiner Hauskirche an eine einzelne Stadtgemeinde binden zu wollen, sowie andererseits auf der communalen Einheit einer Confessions-

gemeinde zu bestehen, zumal da, wo dies communale Einheitsprincip durch die Existenz einer großen katholischen Gemeinde bereits durchbrochen sei. Gegen die mir zugedachte uferlose Stellung führte ich noch einmal aus, was ich schon bei meiner Berufung geltend gemacht: daß einen Geistlichen in Wettbewerb mit anderen auf Jagd und Fischfang in einer großen, ihn sonst nichts angehenden Gemeinde anzuweisen, der sicherste Weg sei, ihn zum geistlichen Handwerker herabsinken zu machen; um geisteslebendig zu bleiben, bedürfe ein Pfarrer der allseitigen Wechselwirkung mit einer lebensfähigen, ihm wirklich zugehörenden Gemeinde. Hiernach sei ich mit der vom Oberkirchenrath, beziehungsweise vom Hausminister mir zugedachten kleinen Schloßgemeinde zufrieden. Ich sei aber auch, aus Rücksicht darauf, wie noth der ganzen Stadtgemeinde eine organische Gliederung thue, bereit, auf den Entwurf des Staatsraths Nüßlin einzugehen, unter einigen Abänderungen. Man möge nicht drei, sondern fünf Pfarrbezirke bilden, damit jeder Geistliche einen eigenen habe; auch genüge es nicht, daß die Schloßpfarrei in den allgemeinen Kirchenvorstand zwei oder drei Mitglieder sende, welche leicht zu überstimmen seien, sondern jede Pfarrei müsse eine eigene Abtheilung des Kirchenvorstandes mit dem Recht selbständiger Armenpflege haben. Vor allem aber müsse ich, im Falle diese Parochialeintheilung auf Weiterungen stoße, für mich ein neues Provisorium ablehnen, dessen Ende nicht abzusehen sein würde. Demgemäß bat ich den Großherzog: 1. die Anträge des Ministers des Inneren als im Widerspruch mit den mir gegebenen Zusagen zu verwerfen; 2. falls der Weg der Parochialeintheilung vorgezogen werde, mich einstweilen in dem seitherigen Provisorium zu belassen; 3. wenn das innerhalb dieses Entwurfes von mir für die Schloßpfarrei Geforderte unerreichbar sein sollte, auf die Vorschläge des Oberkirchenraths zurückzukommen.

Auf diese meine Rückäußerung trat abermals eine sechsmonatliche Pause ein. Und mit dieser Verschleppung wuchs aller-

dings die Gefahr, daß jede schließliche Entscheidung kein Gemeindematerial mehr für mich vorfinden werde. Denn in Karlsruhe ging bei jeder Personalveränderung in der Geistlichkeit „der Beichtstuhl auf", um sich dann bis zur nächsten Pfarrvacanz wieder zu „schließen", d. h. beim Neueintritt eines Pfarrers konnte jedermann sich seinen Seelsorger neu wählen, mußte dann aber bis zur nächsten Personalveränderung bei demselben verbleiben. Naturgemäß verlief sich während des mir auferlegten Wartejahres der Anhang meines emeritirten Vorgängers und schloß sich anderweit an, weil er auf mich nicht warten konnte oder wollte, und das eben sollte ohne Zweifel durch jene ministerielle Verzögerung herbeigeführt werden. Es waren einzelne Leute zu mir gekommen mit der Bitte, ihnen ein Kind zu taufen, und ich hatte sagen müssen: Ich darf nicht. Es kam im Herbst 1857 zum zweitenmale der Eröffnungstermin des Confirmandenunterrichts, und ich hatte keine Vollmacht, einen Confirmanden anzunehmen, während mein Hauptantipode, der Hofdiakonus, dessen Predigten nicht halb so besucht waren wie die meinigen, die größere Hälfte aller vorhandenen bekam. Da ging ich den kürzesten Weg zum Großherzog und stellte ihm vor, wie die Verschleppungspolitik des Ministeriums im Begriff sei, mich für immer um jede ordentliche Amtsthätigkeit zu bringen. Nun war auf einmal binnen acht Tagen alles geordnet. Man hatte die Stadt in drei, bezw. fünf Pfarrbezirke getheilt, so daß auch Frommel, wie wir wünschten, einen solchen erhielt; den beiden großen Doppelparochieen der Stadt trat eine Schloßpfarrei gegenüber, der außer den Hofbeamten der äußere und innere Cirkel zugetheilt ward, und diese Schloßpfarrei erhielt eine eigene Kirchenvorstandsabtheilung, in welche der Großherzog auf meinen Wunsch den Minister von Meysenbug, den General von Porbeck und einen mir ergebenen Subalternbeamten des Hofes ernannte. Die Verfügung über den reichen Klingelbeutelertrag der Schloßkirche erhielten wir freilich nicht; man scheute sich, denselben der

Stadtgemeinde zu entziehen; doch bekam ich eine bescheidene Quote, mit welcher ich für die wenigen Armen meines Bezirks ausreichte.

Der mir auf diese Weise zugebilligte Wirkungskreis fiel allerdings thatsächlich unter aller Erwartung aus. Den mir räumlich zugewiesenen Gemeindegliedern war eine Frist gesteckt, innerhalb deren sie erklären konnten, bei ihrem seitherigen Seelsorger verbleiben zu wollen. Als diese Frist um war, stellte ich mir ein Verzeichniß der Nichtabgemeldeten auf und begann sie nach rheinischer Weise Haus für Haus zu besuchen. Ich stieß hin und wieder auf verwunderte Gesichter, und nach einigen Tagen erhielt ich ein Briefchen jenes vielbeliebten Stadtpfarrers und Hofdiakonus: er mache mich aufmerksam, daß ich mich Leuten als ihr Seelsorger vorgestellt, die seine Beichtkinder seien; solche Leute hielten es nicht für nöthig, sich bei mir abzumelden. Daraufhin stellte ich, um mich niemandem aufzudrängen, meine Hausbesuche ein und ließ diejenigen, welche mich haben wollten, an mich herankommen. Es waren ihrer nicht viele; abgesehen von den oben geschilderten Kreisen besonders die niederen Hofbeamten; das erste Kind taufte ich meinem anhänglichen Cantor aus der Schloßkirche. Insonderheit mit Confirmanden mußte ich ganz klein anfangen; ich bekam ihrer drei, und im folgenden Jahre wurden es zehn. Ich ließ mich nicht entmuthigen, sondern that, was ich konnte. Ich unternahm für die Zeit von Advent bis Ostern eine abendliche Bibelstunde in erleuchteter Kirche, die sehr gut besucht ward; ich richtete für die Jugend meiner Gemeinde eine vierzehntägige kirchliche Katechisation ein, in die auch Erwachsene gern kamen, ließ mich zu Aushülfs- und Festpredigten im städtischen Pfründnerhaus oder in dem jungen, unter Bähr's Leitung aufblühenden Diakonissenhaus verwenden, und bekam auf diese Weise hinreichend zu thun. Die reichlichen Accidentien freilich, auf welche Ullmann bei der Bemessung meines Gehalts gerechnet hatte (— die Pfründe sammt

Pfarrhaus hatte man meinem emeritirten Vorgänger gelassen —), blieben aus, und der Prälat selbst kam darauf, daß mit meinen achtzehnhundert Gulden nicht standesgemäß zu leben war, zumal schon die Wohnung doppelt soviel davon hinwegnahm, als man in Anschlag gebracht hatte. Er erbot sich mir, bei Hofe darüber vorstellig zu werden; aber ich hatte keine Lust, mich von den mir abgeneigten Hofschranzen auch noch als geldgierig verschreien zu lassen und lehnte es ab. Ich hatte mir einstweilen geholfen durch Annahme zweier Pensionärinnen sowie durch die Uebernahme jener Schulreligionsstunden; später kamen Honorare für Weltgeschichtsvorträge hinzu, die ich auf Ersuchen einem Kreise junger Damen hielt; dann auch literarische Honorare und in meiner späteren Karlsruher Zeit einzelne freigebige Casualgeschenke, so daß ich mich nach meinen bescheidenen und sparsamen Gewöhnungen doch frei bewegen konnte.

So fehlte es auf dem neuen Heimathsboden zwar nicht an Widrigkeiten, aber die freundlichen Eindrücke und Erfahrungen überwogen doch so sehr, daß kein weitergehender Zukunftswunsch in der Seele aufstieg. Es war im Beginn meines zweiten Karlsruher Jahres, als ich jene Eingabe um Belassung des preußischen Indigenats von Herrn v. Kleist-Retzow mir zurückerbat. Ich hatte — worüber meine gute Frau im Rückblick auf die nur halb-beschäftigten Erstlingszeiten mich glücklich pries — nun vollauf zu thun, und war doch nicht wie in Trier überlastet, so daß auch für privates Leben, Arbeiten und Genießen freie Zeit blieb. Und wieviel reicher an edler und gehaltvoller Geselligkeit waren wir gegen früher geworden. Es gab eine specifisch Karlsruhische Geselligkeit, der meine Freunde mit mir ablehnend gegenüberstanden, — das war die Unsitte der Männer, allabendlich zum Weine zu gehen und die Frauen daheimsitzen zu lassen; in einem Klub, „der faule Pelz" genannt, konnte man Vertreter der gesammten Honoratiorenwelt vom Minister an bis zum Amtsschreiber und Geschäftsmann beim Schoppen

finden. Dem gegenüber pflegten die Kreise, in denen ich heimisch geworden war, Familienverkehr, und demselben gebrach es an geistigem Gehalt um so weniger, als er auf dem Untergrund kirchlicher Wahlverwandtschaft ruhte. Wie frohe Abende haben wir in Schirmer's Hause verbracht; noch besitze ich eine schöne Kreidezeichnung von ihm, eine Gewitterlandschaft, die ich an einem solchen Abend, da niemand unbeschenkt heimging, von ihm erhielt. Wir hatten auch ein zwiefaches Kränzchen, ein theologisches und ein literarisches. Das erstere, das Ullmann leitete und dem die theologischen Mitglieder des Oberkirchenraths und die jüngeren Geistlichen angehörten, sehr ernsthaft; um so heiterer das letztere, das wir selb-viert, lauter junge Theologen, mit unseren Frauen hielten. Der freundliche zweite Hof- und Stadtvicar Dr. Emil Freyburger, literärisch interessirt und poetisch angehaucht, hatte es gestiftet, und da ihm auch Emil Frommel angehörte, der unter guten Freunden des Humors und der Schnurren voll war, so konnten wir niemals aufs Trockene kommen. In der guten Jahreszeit traten Spaziergänge, gemeinsame Ausflüge an die Stelle der häuslichen Zusammenkünfte, nach dem durch schönen Laubwald hindurch leicht erreichbaren Durlach, oder weiter nach Söllingen, wo Ullmann's älterer Sohn mit seiner liebenswürdigen Frau als Pfarrer hauste, oder hinter dem südwärts gelegenen Ettlingen auf den „Hellberg", einen reizenden kleinen Landsitz, welchen eine mit Bähr's und so auch mit uns befreundete Bremer Familie besaß. Aber auch das schöne Murgthal mit Schloß Eberstein und Herrenalb, oder Baden-Baden mit seinem alten Schloß und seinen Berg- und Waldwegen blieb nicht unbesucht; hier hatte Frommel's Vater eine kleine Villa, und der Sohn führte uns.

Daneben ergriff ich mancherlei Anlaß, auch außerhalb Karlsruhe's mit den mitstrebenden Menschen im Lande bekannt zu werden. Gleich im ersten Frühling hatte ich mich der Heidelberger theologischen Facultät vorgestellt, dem greisen Umbreit,

Rothe, Schenkel, Plitt, Hundeshagen; mit dem Letztgenannten, dem mir von früher her verehrungswürdigen Verfasser des „Deutschen Protestantismus" sollte sich nachmals eine persönliche Freundschaft entwickeln. Mit Pfarrern kam ich auf mancherlei Weise zusammen. Mitunter nahm ich Theil an den landesüblichen „Textbesprechungen", gemeinsamen Auslegungen des am kommenden Sonntag durchzupredigenden Schriftabschnitts; auch entzog ich mich nicht, wie ich in meiner exemten Stellung gekonnt hätte, den vom Dekan geleiteten Pfarrsynoden, sondern lieferte für dieselben wie andere jüngere Geistlichen meinen theologischen Aufsatz zu kritischer Erörterung; ich folgte endlich, wo es anging, der Einladung zu ländlichen Missions- und Gustav-Adolfsfesten. Bei solchen wurde man nicht nur mit manchem originellen Landpfarrer, sondern auch mit der besten kirchlichen Schicht der ländlichen Bevölkerung bekannt. Stundenweit strömten die frommen Landleute zu Fuß und zu Wagen auf solche Feste zusammen, aber sie wollten dann auch ein gehöriges Quantum geistlicher Bewirthung haben; Ein Prediger genügte ihnen nicht, sie wollten womöglich vier, fünf hinter einander hören. Eines Tages holte Frommel mich ab, in einem nicht weit von Karlsruhe gelegenen Dorfe solch einem Feste beizuwohnen: als wir in den Ort eintraten, stand da ein sehnsüchtig ausschauender Herr Bruder und empfing uns mit den Worten: „Gut, daß Ihr kommt, Ihr müßt predigen, der und der ist uns ausgeblieben." Es wurde an zwei Orten gepredigt, in der vollen Kirche und — zwischen Regengüssen — unter freiem Himmel; ich sollte in der Kirche helfen. Es galt kein Sträuben, eine halbe Stunde hatte ich Zeit, um mich vorzubereiten, dann ging's auf die Kanzel. — Aber auch der politischen Landesvertretung hatte ich mich vorzustellen, nämlich im Herbst 1857 die Landtagspredigt zu halten. Es war noch die harmlose, heute schwerlich mehr bestehende Sitte, daß zur Landtagseröffnung die sämmtlichen Mitglieder der beiden Kammern, Katholiken wie Protestanten,

sich in der Schloßkirche vereinigten und der Ansprache des evangelischen Hofpredigers lauschten. Ich predigte über 1. Petri 4, 10—11: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter Gottes, u. s. w.“, und die Predigt machte einen guten Eindruck, so daß sie auf den Wunsch verschiedener Landtagsmitglieder gedruckt werden mußte.

Bei alledem wollte ich den Zusammenhang des großen und allgemeinen deutsch-evangelischen Lebens nicht missen. Zweimal im Jahre 1857 war es mir vergönnt, in momentane Brennpunkte desselben hineinzutreten, theilzunehmen an dem Berliner Allianztag und an dem Stuttgarter Kirchentag. Der Stuttgarter Kirchentag lag uns so nahe, daß auch meine Karlsruher theologischen Freunde die Gelegenheit nicht versäumen mochten, mit dem schwäbischen wie mit dem allgemein-deutschen kirchlichen Leben Fühlung zu gewinnen. Wir hatten erquickliche Begegnungen mit allerlei Größen der württembergischen Kirche; dagegen waren die Kirchentagsverhandlungen nicht ohne bedenkliche Züge. Die reactionäre Kirchlichkeit der fünfziger Jahre zeigte ihren Uebermuth und ihre Beschränktheit drastischer als je zuvor; andererseits trat ihr auch entschlossenere Abwehr entgegen. Die tactlose Kritik, welche ein rheinischer Eiferer am Stuttgarter Königspalast wegen mangelnden Tischgebets übte, hätte wenigstens den Anschein von Muth gehabt, wenn nicht am folgenden Tage eine klägliche Palinodie nachgefolgt wäre. Die Frage der klassischen Jugendbildungsmittel führte zu einem fanatischen Angriff auf Schiller und Goethe als moderne Heiden, die man noch mehr als die alten Klassiker in der Jugendbildung zurückzustellen habe: es war Wichern, der dem einen kräftigen Protest entgegensetzte. Am bedeutsamsten aber war ein offener Conflict, der zwischen den beiden seither auf den Kirchentagen vereinigten Richtungen, der positiv unionistischen und der lutherisch-confessionellen, zum Ausbruch kam. Die unionsfreundliche Richtung

war auf den Kirchentagen immer in der Mehrheit gewesen und hatte sich gleichwohl von den confessionellen Triumvirn Stahl, Hengstenberg und Sander einschüchtern lassen. Jetzt hatte Bethmann-Hollweg, um doch ein Minimum von deutsch-evangelischer Eintracht herauszustellen, die Frage der Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten auf die Tagesordnung gebracht, und sowohl das Referat wie die Discussion war in seinem Sinne ausgefallen. Das verdroß Stahl, der an diesem Tage das Präsidium führte, und so benutzte er sein Recht, die geschlossene Debatte zu resümiren, zu einer eingehenden Bestreitung des in der Versammlung hervorgetretenen unionsfreundlichen Entscheids, eine Bestreitung, auf welche niemand mehr zu antworten befugt war. Er war im besten Flusse seiner eminenten dialektisch-rhetorischen Begabung, als Johann Peter Lange aufsprang und ihn mit dem Vorwurf, daß er sein Präsidialrecht mißbrauche, unterbrach. Eine stürmische Scene folgte: Bethmann-Hollweg mußte das Präsidium übernehmen, und nun beschloß die Versammlung, daß Stahl zwar ausreden solle, daß aber der Präsident nur zur Zusammenfassung, nicht zur Wiederaufnahme und Kritik der geschlossenen Debatte befugt sei. Von da an mieden Stahl, Hengstenberg und Sander die Kirchentage, und diese wurden zu friedlichen, aber desto einflußloseren Tagungen der positiv gerichteten Unionsfreunde.

Der unmittelbar vorher in Berlin gehaltene Evangelische Allianztag war von vornherein gegen die in Preußen herrschende confessionell-hochkirchliche Richtung angelegt, aber von einem durchaus positiv-kirchlichen Standpunkt aus. Ein Zweig der kirchlich-weitherzigen, aber biblisch-orthodoxen englischen Evangelical Alliance wurde nach Deutschland herübergepflanzt als ein letzter Versuch, dem in Preußen alles kirchliche Leben überwuchernden und ausdörrenden Confessionalismus, welchen die Reactionsjahre Friedrich Wilhelms IV. großgezogen hatten, entgegenzuwirken. Ein positiv-evangelisches Christen-

thum ohne confessionelle Enge war ja im Grunde des Königs Ideal, und so hoffte man, durch eine großartige Vertretung desselben, einen internationalen evangelischen Congreß in Berlin auf ihn Eindruck zu machen. In der That war es eine stattliche christliche Heerschau aus allen Theilen Deutschlands und der außerdeutschen protestantischen Welt, welche er sich in den Septembertagen von 1857 in Potsdam von dem Generalsuperintendenten D. Hoffmann vorführen ließ, um sie Gruppe um Gruppe anzusprechen. Ein letzter Abendsonnenstrahl auf sein unglückliches Haupt, wie er da als der hohe Protector aller evangelischen Kreise und Bestrebungen der Welt erschien: unmittelbar vorher waren die ersten Anzeichen jenes Gehirnleidens hervorgetreten, welches ihn verzehren sollte, und es währte nicht lange mehr, daß das Fortschreiten desselben offenbar ward; aber auch ohne das hätte sich bei des Königs Willensschwäche gegenüber der reactionären Koterie an den traurigen kirchlichen Zuständen in Preußen schwerlich etwas geändert. Ich wäre kaum aus der gesunden Luft, die mich in Baden umwehte, in die Berliner drückende Schwüle zu Gast gekommen, wenn nicht ein besonderer Auftrag mich hingerufen hätte. Wohl unter dem Eindruck eines bald zu erwähnenden Aufsatzes, den ich kurz zuvor gegen Bunsen geschrieben hatte, war ich um ein Referat ersucht worden über die Frage: „Wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntniß so wenig geistliches Leben in den Gemeinden zeigt?“ Dies Thema erschien mir zeitgemäß und fruchtbar, und da unter den Veranstaltern der Versammlung auch Nitzsch war und eine förmliche Zustimmung zu den starr-dogmatistischen neun Artikeln der englischen Allianz nicht verlangt ward, so war ich gern bereit, auf dem Berliner Schlachtfeld wider den verkehrten kirchlichen Zeitgeist meinen Mann zu stehen. Ich faßte die gestellte Frage als eine dem geistlichen Stande in Deutschland aufgegebene Selbstprüfung und übersetzte sie mir in die praktische Fassung: „Woran

fehlt es uns gläubigen Predigern, um in weiterem Umfang geistliches Leben zu wecken?" Meine Beantwortung gerieth zu einem scharfen Ausdruck meines eigenthümlichen kirchlichen Standpunktes, der binnen weniger Jahre zuerst von liberaler und dann von orthodoxer Seite leidenschaftlich verketzert werden sollte, und so kann ich nicht umhin, die Grundzüge derselben hier mitzutheilen, wobei ich den freundlichen Leser bitten darf, nicht zu vergessen, daß diese Betrachtungen vor vierzig Jahren angestellt wurden.

Ich stellte zunächst die Richtigkeit der Fragestellung fest: Ja, unsere Theologie ist im Großen und Ganzen zum kirchlichen Bekenntniß zurückgekehrt; andererseits, es ist ein böses Mißverhältniß zwischen der in geistlichen Kreisen durchschnittlich waltenden theologischen Gläubigkeit und dem Befund des christlichen Lebens in den Gemeinden nicht zu verkennen. Woher dieses Mißverhältniß, oder vielmehr wozu hält es uns an? Hierauf hatte ich eine dreifache Antwort: „Es mahnt uns: 1. unserem Bekenntniß eine ausreichendere Grundlage eigenen geistlichen Lebens zu geben; 2. unser Bekenntniß besser in die unserer Zeit entsprechenden Formen der Erkenntniß, der verständigenden und überzeugenden Verkündigung zu fassen; und 3. unser Bekenntniß kräftiger als das gestaltende Princip des gesammten praktischen Lebens zu bewähren." Nicht das orthodoxe Bekenntniß — das war der Grundgedanke meiner ersten Betrachtung —, sondern die christliche Persönlichkeit des Geistlichen ist es, was geistliches Leben erzeugt. Indem ich die Geschichte des Uebergangs von der Reformation in die Orthodoxie und von der Orthodoxie in den Rationalismus warnend vorhielt, erhob ich die Klage, daß das in unserem Jahrhundert neuerwachte evangelische Glaubensleben wiederum verfälscht werde durch einen lehrgesetzlichen Reactionsgeist, welcher den jungen Wein abermals in alte Schläuche fassen und die kirchliche Entwickelung auf Wege zurückdrängen wolle, welche „der Herr der Kirche bereits als Todeswege ge-

zeichnet habe." „Heißt denn das etwas anderes, als was im Geiste begonnen ward, im Fleische vollenden? Kann das der lebendige Glaube sein, den man so fertig überkommt, ausgebildet bis in die feinsten Blätter und Blättchen, daß man gar nicht begreift, wie das alles im Geiste gewachsen sein soll? Und wiederum, — kann das der lebendige Glaube sein, was so oft an das tönende Erz und die klingende Schelle gemahnt; was so wenig von der brüderlichen Liebe zu denen weiß, welchen doch die Gliedschaft an dem Einen Haupte nicht abzusprechen ist?" — Die zweite Betrachtung, über das Erforderniß besserer Erkenntniß- und Lehrformen, führte aus, wie sehr dem Geistlichen behufs einer tiefer-greifenden Wirksamkeit die Theilnahme an der edleren Zeitbildung und fortschreitenden Theologie noth thue. „Es macht einen sehr fatalen Eindruck, einen Prediger über die Denker und Dichter unseres Volkes wegwerfend reden zu hören, der im selben Augenblick verräth, daß er von ihnen das nicht gelernt hat, was sie ihn hätten lehren können, — mit Klarheit zu denken und mit Anmuth zu reden" .... „Die ganze scholastische Formulirung der christlichen Glaubenslehre ist unserer Zeit nicht nur unverständlich, sondern auch ungenügend geworden; sie hat bei deren Vortrag nicht ohne Grund das Gefühl: „„Wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."" Sie will die ewige Wahrheit nicht nur in ihrer Sprache gesagt haben, sie will überhaupt anstatt mit kunstreich gefaßten Dunkelheiten mit schlichten Klarheiten bedient sein." „Insonderheit bilde man sich nicht ein, daß man der Laienwelt jemals die alte Inspirationslehre wieder aufreden werde" . . . „Gar mancher predigt so zu sagen Gottes Wort, und es wäre für Gottes Wort besser, es würde von ihm nicht gepredigt, denn er bringt es in den Verdacht der Langweiligkeit, Eintönigkeit und Geistlosigkeit, während aus der heiligen Schrift eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens sich in die mannigfaltigsten Bedürfnisse ergießen will" . . . — Die dritte Betrachtung, über

die Nothwendigkeit eines wirksameren kirchlichen Handelns, eröffnete ich mit einer Schilderung des Niederganges, den das deutsche Leben seit 1848 erlitten. „Die politische Unruhe und Unbefriedigung ist dreißig Jahre hindurch wie ein Fieber durch die Adern unseres deutschen Volkes gegangen, und als die Krankheit endlich ausbrach, ist mehr Lebenskraft als Krankheitsstoff entwichen und eine Apathie zurückgeblieben, die nur noch vom ordinären Egoismus, vom Haschen nach Erwerb und Genuß in Bewegung gesetzt wird. Sitte, Zucht, Pietät, Ordnung, Verband, organische Gliederung ist nicht nur nicht hergestellt worden, sondern immer mehr zurückgegangen; die unumschränkte Concurrenz, d. h. der Krieg aller gegen alle, ist das einzige sociale Gesetz, das da gilt, und in Folge dessen drohen alle Unterschiede der Gesellschaft sich aufzulösen in den einzigen von Ueberfluß und Mangel. Flüchtig und herzlos wie nie ist das Verhältniß derer, die das Leben zusammenführt: Herr und Knecht, Meister und Geselle, Principal und Lehrling gehen nicht mehr als Mensch und Mensch, sondern nur noch als Kapital und Arbeitskraft einander an“ . . . Hier könne — fuhr ich fort — schließlich nur die Kirche durchgreifend helfen, weil nur sie das Gegenmittel gegen den weltbeherrschenden Egoismus in sich hege, den Quell der weltüberwindenden Liebe. Aber sie dürfe auch nicht in den ausgefahrenen Gleisen bleiben, und so dem dummgewordenen Salze gleich werden. Vorweg bedürfe sie der Entwicklung ihrer ganz verkümmerten Organisation. Man müsse übersichtliche, einheitliche Seelsorgegemeinden bilden; es müsse aufhören „der Unfug der nach Zehntausenden zählenden Stadtgemeinden mit einem ganzen Pfarrcollegium an der Spitze, einem Collegium von Concurrenten, deren jeder etliche Schafe an sich zieht, die andern aber laufen läßt und laufen lassen muß, weil er ja nicht weiß, ob sie nicht zu seines Amtsbruders Kundschaft gehören.“ „Dem Pfarrer aber — diese Forderung mußte damals noch gegen die trotzigsten und verzagtesten Vorurtheile

vertreten werden — soll ein Presbyterium, und dem Regiment eine Synode zur Seite stehen, einfach weil unsere Kirche keine hierarchische, sondern eine evangelische ist." Endlich betonte ich, daß auch die beste Kirchenordnung die freie Vereinsthätigkeit nicht überflüssig machen könne, die innere Mission, in welcher die einzige Möglichkeit liege, vom Pfarrhause aus des ganzen Umkreises der seelsorgerisch-socialen Aufgabe mächtig zu werden. Auch die junge innere Mission war den damals herrschenden hochkirchlichen Amtsbegriffen ein Dorn im Auge, und darauf war mein Wort gemünzt, mit dem ich diese Betrachtung schloß: „Nun, wer an dem unter die Mörder gefallenen Volksleben nicht nur wie der Priester und Levit vorübergehen, sondern auch noch dem barmherzigen Samariter unbefugtes Eingreifen vorwerfen will, der thue es!" —

Diese freimüthige Kritik des in Norddeutschland vorherrschenden kirchlichen Zeitgeistes, von einem entschieden positiv-evangelischen Standpunkt aus geübt, machte in der Berliner Versammlung einen lebhaften Eindruck, und wurde auch von unparteiischen Blättern des In- und Auslandes mit warmer Anerkennung besprochen, so daß der Vortrag auch außerhalb der Gesammtverhandlungen im Druck erscheinen mußte.[1]) Dagegen fiel die Presse der confessionellen Partei in einer Weise über mich her, die nicht die eines guten Gewissens war. Man ersetzte den Mangel widerlegender Gedanken durch die Stärke ungezogener Formen und begnügte sich mit einfachem Höhnen über den „badischen Hofprediger", der es gewagt hatte, mißliebige Wahrheiten zu sagen. Die ganze Allianzversammlung, so bedeutende und bewährte Männer an ihrer Spitze gestanden, wurde in diesem Style abgethan; man fand schon in der Fragestellung, die meinen Vortrag veranlaßt hatte, boshafte Tendenz, und ein in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung erscheinender Bericht

[1]) Berlin bei Ludwig Rauh, in wiederholter Auflage.

über die Verhandlungen war auch im Tone nichts anderes als rohe Verhöhnung. Seltsamerweise überging dieser Berichterstatter meinen Vortrag, ohne Zweifel weil er während desselben gefehlt hatte, aber der Herausgeber holte diesen Mangel im nächsten Jahresvorwort desto gründlicher nach, indem er mir — ohne irgend einen versuchten Nachweis — „eine Fülle unwahrer Anklagen und Verdächtigungen der kirchlichen Richtung" vorwarf. Es war das Vorspiel späterer noch giftigeren und wirksameren Angriffe, die ich von dieser Seite her erleben sollte. Herrn D. Hengstenberg secundirte sein Freund D. Sander in Wittenberg, den besonders mein Wort von der Unwiederbringlichkeit der alten Inspirationstheorie geärgert hatte. Er verdrehte meine betreffenden Worte dahin, ich sei „gegen das Formalprincip der evangelischen Kirche angegangen und hätte auf die Lehre, daß die Schrift von Gott eingegeben sei, als auf eine veraltete von der Höhe herabgesehen." Und als ich ihm in demselben niederrheinischen Localblatt, in welchem er diese Anklagen erhoben, entgegnete, es sei doch ein großer Unterschied zwischen der Beanstandung einer unhaltbaren Inspirationstheorie und der Leugnung des von Gott Eingegebenseins der Schrift überhaupt; — auch mir sei die heilige Schrift die allein-entscheidende Richtschnur der Lehre und in allem, was nach ihrem eigenen Zeugniß unsere Seligkeit angehe, das untrügliche Wort Gottes —, fand D. Sander diese meine Beschwerde „mehr als lächerlich". Allerdings fand er gleichzeitig für gut, das behauptete „Angehen gegen das Formalprincip der evangelischen Kirche" in den Vorwurf „einer laxen Inspirationstheorie, wie sie auch von ausgezeichneten Theologen und theuren Männern Gottes getheilt werde" umzuwandeln, aber unter Hinzufügung einer neuen, nun auf unsere gesammte neuere Theologie ausgedehnten falschen Anklage: dieselbe scheide mittelst ihrer Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes aus dem Worte Gottes aus, was ihr nicht gefalle, und richte ihre eigene Weisheit als höhere Instanz über

dem Worte Gottes auf. Ich hielt es nicht für richtig, dem Wittenberger Predigerseminardirector, der seine Stellung nicht sowohl seiner theologischen Bildung als seinem lutherischen Eifergeiste verdankte, diese Verleumdung unserer Theologie hingehen zu lassen, und widmete ihm daher gelegentlich des Sonderabdrucks meines Vortrags eine kleine Auseinandersetzung über „Schrift und Wort Gottes". Ich gab ihm darin ein Dreifaches zu bedenken: 1. daß „Wort Gottes" ein Begriff sei, der sich unmöglich auf alles anwenden lasse, was zwischen den beiden Einbandsdeckeln der Bibel stehe, indem historische, geographische und überhaupt dem rein weltlichen Wissen angehörige Notizen unmöglich zur Selbstoffenbarung Gottes, d. h. eben zu seinem „Worte" gerechnet werden könnten. 2. Daß wenn man den evangelischen Christenglauben auf den Buchstaben der Bibel als solchen beziehe und verpflichte, der rechtfertigende Glaube an die Gnade Gottes in Christo verfälscht werde in ein verstandesfaules Fürwahrhalten einer Summe von Ueberlieferungen. Und 3. daß Luther, auf den D. Sander sich für seine Inspirationstheorie berufen, ungefähr für das Gegentheil Autorität sei; daß auch er schon die Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes thatsächlich und aufs kräftigste gemacht habe, so daß also die neulutherische Orthodoxie in diesem Stück nicht Luthers Anschauung, sondern eine vielmehr altreformirte Auffassung vertrete. Nachweise, auf welche D. Sander vorzog zu schweigen.

Das war nothgedrungene Schriftstellerei. Erquicklicher war die freiwillige, der ich mich vor wie nach dieser polemischen Episode hingeben durfte. Ich habe oben erwähnt, daß ein gegen Bunsen gerichteter Aufsatz, den ich kurz zuvor verfaßt, den Anstoß zu meiner Betheiligung an dem Berliner Allianztag gegeben habe, und ich darf dieser streng theologischen Arbeit hier desto eingehender gedenken, als ich auf die in ihr behandelten theologischen Principienfragen späterhin nicht wieder literärisch zurückgekommen bin. Es handelte sich um eine Kritik von Bunsens

neuerschienenem Werke „Gott in der Geschichte“, zu der mich Ullmann veranlaßt hatte, und diese Kritik zeichnete in gleicher Weise meine Frontstellung gegen die linksliberale theologische Richtung, wie mein Berliner Vortrag und was sich daran angeschlossen die gegen die falsch-conservative Seite. Der geistreiche und vielseitig gebildete Staatsmann und Kirchenpolitiker hatte unter dem Eindruck der geisttödtenden theologisch-kirchlichen Reaction in Preußen mit seiner früheren mehr ästhetischen als theologisch-ernsten Orthodoxie gebrochen und sich freieren Strebungen zugewandt: nun war er mit einem groß angelegten Versuch zur Versöhnung von Christenthum und Wissenschaft hervorgetreten. Dies Buch, dem das große Ansehen seines Verfassers eine über den dilettantischen Inhalt hinausreichende Bedeutung gab, erschien Ullmann und auch mir als theologisches Wetterzeichen, als Vorzeichen einer neuen Schilderhebung des seither in die engen Schranken der Tübinger Schule zurückgewichenen speculativen Rationalismus, und so hielten wir eine eingehende Erörterung, wie sie von meiner Hand in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben“, April 1857 erschien, für geboten. Vom Standpunkt eines philosophischen Eklekticismus aus, der aus den Systemen von Leibniz bis Hegel das ihm Sympathische entnahm, hatte Bunsen eine christliche Philosophie der Weltgeschichte entworfen, welche nicht blos den wissenschaftlichen Ansprüchen, sondern „den tiefsten Wunden der Gegenwart und der tiefsten Sehnsucht der Menschheit“ Genüge thun wollte; aber diese vermeintliche Versöhnung von Glauben und Denken schien mir auf eine bedenkliche Halbirung beider hinauszulaufen. — „Gott — so lehrte Bunsen — ist der ewige, vollkommene, in sich ruhende Wille und Gedanke der Schöpfung, und die Welt mit dem Menschengeiste als Ziel der Schöpfung ist die Entfaltung des ewig von Gott Gedachten.“ Hiernach war Gott, seiner Transscendenz unbeschadet, der Welt voll-immanent; der Unterschied einer allgemeinen Weltregierung

und einer besonderen Heilsoffenbarung löste sich auf in den Gedanken einer überall gleich-wirksamen „sittlichen Weltordnung", und „Vernunft und Gewissen" waren die ausreichenden göttlich-menschlichen Vollzugskräfte derselben. Die weltgeschichtliche Entwickelung, von der individuellen Stufe zur volksthümlichen fortschreitend und in der Wechselwirkung von Persönlichkeit und Gemeinschaft sich vollziehend, gipfelte nach Bunsen in Christus, als in welchem der ewige Liebesgedanke Gottes vollkommen erschienen sei und von dem daher der Geist Gottes in die Menschheit ausströme; die vorchristliche Geschichte aber sei im Hebräer, Hellenen, Römer gleicherweise ein — wenn auch in der Erscheinung verschiedenes — Hinstreben auf ihn. — Ich beanstandete zunächst die Erkenntnißquelle dieser rationalisirenden Weltanschauung. Bunsen hatte als diese Erkenntnißquelle ohne Weiteres die deutsche Philosophie von Leibniz bis Hegel angenommen und ihr gegenüber alle über Philosophie, Philologie und Historie hinausgehende Theologie für vernunftwidrige Scholastik erklärt; — mit welchem Recht? Es gibt Thatsachen, entgegnete ich, welche nicht blos der Philologie und Historie angehören, sondern etwas Allgemein-gültiges, Gesetzgeberisches, Weltanschauung-bildendes in sich haben, und auf solchen Thatsachen beruht das selbständige Daseinsrecht einer Theologie. In diese Thatsachen begrenzend oder ausdeutend einzudringen und an ihnen Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden, ist Philosophie so lange nicht befähigt und befugt, als sie sich nicht zuvor unter dieselben gebeugt und ihre eigenen Grundbegriffe an ihnen berichtigt hat. Vernunft und Gewissen in allen Ehren, aber „die allgemeine Vernunft und das allgemeine Gewissen" leiden, wie eine tausendfältige Erfahrung zeigt, an einigem Schwindel, und bedürfen daher selbst einer höheren Norm, anstatt die höchste abgeben zu können. Die behauptete logische Nothwendigkeit der Weltentwickelung aber ist schon darum unstatthaft, weil — nach Bunsen selbst — sowohl Gott als der Mensch Per-

sönlichkeit, d. h. freiheitliches Wesen, und hiernach das Weltgesetz nicht rein logischer, sondern vielmehr ethischer Natur ist. Und wenn in der ewigen Liebe Freiheit und Nothwendigkeit allerdings zusammenfallen, so unterscheidet sich doch die hienach in Gott und Welt waltende sittliche Nothwendigkeit hinsichtlich ihrer Erkennbarkeit gar sehr von der logischen. Endlich, wie könnte überhaupt der heilige Gott, der ethisch vollkommene Wille, absolut immanent sein in einer sündigen Welt? Und wenn er es wäre, fiele dann nicht jedenfalls die von Bunsen energisch festgehaltene persönliche Unsterblichkeit dahin? Denn geht der Liebesgedanke Gottes in diese Welt und Weltgeschichte auf, dann fehlt ja für ein über dieselbe hinausgehendes Dasein jeder mögliche Inhalt.

Genügten diese Einwendungen, um die Bunsen'sche Weltanschauung als eine weder voll-christliche noch voll-vernünftige zu kennzeichnen, so fühlte ich mich doch verpflichtet, weiterzugehen und ihm gegenüber unseren christlich-theologischen Standpunkt auch positiv zu begründen, — also die Grundthatsachen näher zu bezeichnen, auf denen unsere geringschätzig als Scholastik verworfene theologische Weltanschauung beruhe. Ich berief mich zunächst auf die Thatsache der Religion als eines seiner Idee nach unmittelbaren, persönlichen Verhältnisses zwischen Mensch und Gott. Nach Bunsen hatte Gott ein unmittelbares Verhältniß nur zur Menschheit als Ganzem, nicht zur einzelnen Seele, welche nur durch das Medium der Welt seiner inne werden sollte. Dann war allerdings die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung ausgeschlossen, aber auch unserem religiösen Bewußtsein der Nerv durchschnitten und jede Wahrheit des Gebetes vernichtet. Folgerichtig definirte Bunsen die Religion lediglich als Gottesdienst und Gotteserkenntniß, d. h. er setzte sie aus dem Rang eines selbständigen Factors unseres inneren Lebens zu einer bloßen intellectuellen und moralischen Function, zu einem Product von Vernunft und Gewissen herab, ein Rückfall in die altorthodoxe

und rationalistische Auffassung, über welche Schleiermacher uns hinausgeführt hatte. Und war die Religion nicht mehr das unmittelbare, centrale Verhältniß der Seele zum Unendlichen, sondern nur eine Kulturentfaltung neben anderen, neben Kunst und Wissenschaft, Staat und Recht, wie die Gleichordnung der hellenischen und römischen Weltgeschichtsstellung mit der hebräischen das voraussetzte, — wie konnte Christus nach Bunsen der vollendende Gipfelpunkt der Entfaltung des Göttlichen in der Menschheit sein, — Er, welcher lediglich der hebräischen Geschichte entstammte und dessen Geistesleben von Kunst, Wissenschaft und Politik nichts wußte, sondern pure Religion war? — Die zweite Thatsache, welche ich Bunsen entgegenhielt, war die Thatsache der Sünde als des positiven Widerspruches gegen Gottes heiliges Wesen, wie es in unserem Gewissen sich bezeugt. Bunsen konnte einen solchen Widerspruch in seiner Welt nicht brauchen; darum redete er auch nicht von „Sünde", sondern nur vom „Bösen", und erklärte dasselbe als anerschaffene bloße Unvollkommenheit, welche zur Ueberwindung bestimmt sei und diese Ueberwindung selbst hervorrufe, indem sie die siegreichen Kräfte der Vernunft und des Gewissens herausfordere. So war freilich keine besondere Offenbarung vonnöthen, weil keine Erlösung vonnöthen war, vielmehr die Welt vermöge der in ihr immanenten Gotteskräfte fortwährend sich selbst erlöste. Wenn sie es nur wirklich gethan hätte! Aber es war nicht schwer, das vollkommen Widergeschichtliche dieser Betrachtung darzuthun, — zu zeigen, daß das Böse in der Weltgeschichte allerdings sein Gericht hervorruft, aber ein Gericht zum Tode, zum Untergang der Menschen und Völker, nicht zum Leben, zum Siege des Guten, wenn nicht eine rettende Gotteshand vom Himmel eingriffe. — Und so ergab sich drittens, zunächst als Postulat, die Thatsache einer besonderen, einer Heilsoffenbarung, und der Einwand Bunsens, daß eine solche ein unnatürlicher Eingriff in die Weltentwickelung wäre, eine Aufhebung des Wesens der Geschichte, ließ sich unschwer

widerlegen. „Mit dem gleichen Rechte könnte man, um dem Verfasser einmal auf das Gebiet der Naturanalogie zu folgen, die Begriffe „Wachsen“ und „Gewächs“ benutzen, um zu beweisen, es sei Unsinn, daß ein wilder Baum gepfropft werden müsse, um gute Früchte zu tragen. Das Uebernatürliche ist kein Unnatürliches, wenn das Natürliche ein Entartetes ist; es hebt die natürliche Entwickelung nicht auf, es stellt sie her.“ Die Thatsächlichkeit einer solchen positiven und in ihrem Gipfelpunkt erlösenden Gottesoffenbarung aber ergibt sich aus dem Contrastverhältniß der außerbiblischen und der biblischen Weltgeschichte. „Das Entwickelungsgesetz der Menschheit von Adam bis auf Christus ist ganz dasselbe wie das eines einzelnen Menschenlebens, — nämlich des verlorenen Sohnes. Der Lebenslauf des Sohnes ist die Geschichte des heidnischen Alterthums; das Entgegeneilen des Vaters ist im Alten und Neuen Testament beschrieben.“ Von diesem Standpunkt aus wagte ich es, der Bunsen'schen Philosophie der Geschichte die Skizze einer biblisch-theologischen entgegenzusetzen, zu der ich mich im Wesentlichen noch heute bekennen möchte.

Es versteht sich von selbst, daß ich diese Kritik übte in voller Achtung der Persönlichkeit Bunsens und in voller Anerkennung der Christlichkeit seiner Motive. Ich konnte es freilich nicht ungerügt lassen, wenn Bunsen in der Leidenschaftlichkeit, mit welcher damals die Geister aufeinander platzten, die Stahl'sche Losung „Umkehr der Wissenschaft“ als „die Losung der Abtrünnigen, Unmündigen und Heuchler“ bezeichnet hatte. Ich fand in dieser wie in jeder der schillernden Losungen Stahl's doch ein Körnchen Wahrheit, nämlich die berechtigte Forderung, daß in der noch immer von Hegel beherrschten deutschen Wissenschaft an die Stelle des logischen Ausgangspunktes der ethische trete, und wenn Bunsen derselben deutschen Wissenschaft „ein mit der verhängnißvollen Einseitigkeit unseres nationalen Lebens zusammenhängendes Ueberwiegen des Speculativen über das

Ethische" zum Vorwurf machte, so erkannte er ja selbst dies Wahrheitsmoment in der Stahl'schen Forderung an. Andererseits konnte ich es nur als die Aeußerung unsäglicher Ungerechtigkeit bezeichnen, wenn Hengstenberg die Zeugnisse christlicher Gesinnung in Bunsens neueren Schriften und namentlich die in ihnen bekundete Begeisterung für die Bibel mit dem schändlichen Worte abgetrumpft hatte: „Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?" Und ich konnte mich nicht enthalten, schließlich darauf hinzuweisen, welch große Mitschuld an den Irrgängen des Bunsen'schen Buches die Verbohrtheit der herrschenden Orthodoxie trage, und wie demselben immerhin der gute Wille anzurechnen sei, die geistige Kluft zu überbrücken, welche durch Schuld jener Orthodoxie die Mehrheit unserer gebildeten Laien von Lehre und Leben unserer Kirche scheide.

Dieser Aufsatz, der mein wissenschaftliches Denken in wohlthätige Spannung versetzt hatte, war die erste schriftstellerische Frucht der Muße, welche mir meine Karlsruher Anfangsjahre gewährten; er blieb nicht die einzige. Zunächst lag mir an, eine Liebes- und Dankespflicht gegen meine alte Trierer Gemeinde zu erfüllen und ihr ein Andenken an meine Amtsführung zu stiften. Ich stellte eine Auswahl meiner rheinischen Predigten druckreif zusammen und widmete sie sammt dem Honorarertrag der Trierer Gemeinde. Diese „Predigten aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche" wurden dann auch in Karlsruhe viel gelesen und haben allmählich vier Auflagen erlebt. Nach Erledigung dieses Anliegens kehrte ich zum Nachlaß meines seligen Bruders zurück. Die schon in Trier vorbereitete Herausgabe seiner schönsten Lieder, der „Haideröschen", war bereits in den ersten Karlsruher Wochen zum Abschluß gekommen, und ich erlebte nun die Freude, von verschiedenen Seiten Stimmen lebhafter Würdigung und dankbarer Rührung über dieselben zu vernehmen. Auch diese „Haideröschen" haben

verschiedene Auflagen erlebt, und nicht ohne Erfolg hat J. P. Lange in einer freundlichen Anzeige derselben die „nachstrebende Jugend“ ermahnt, dies Vermächtniß eines ihrer edelsten Vorgänger wohl aufzuheben; von zwei jungen deutschen Theologen sind auch einige dieser Lieder in Musik gesetzt und mir gewidmet worden. Ich ging dann zu den Vorträgen über innere Mission über, welche der Verewigte in seinem letzten Lebensjahre in Neuwied gehalten hatte, und brachte längere Zeit damit zu, die sauberen, aber knappen und zuweilen nur andeutenden Concepte zu einem vollständig lesbaren Text herzustellen, — eine Arbeit, welche wiederholentlich unterbrochen, erst im Beginn der sechziger Jahre zu einer Herausgabe führte. Als meine Hauptaufgabe betrachtete ich die Durchführung der bereits in Trier begonnenen Lebensgeschichte des Frühvollendeten; sie beschäftigte mich bis ins Jahr 1858 hinein und rückte bei aller Liebe und Bemühung nur langsam vor. Wie man eine wissenschaftliche Abhandlung zu Papier bringt, hatte ich aus mehrfacher Uebung gelernt, dagegen wie man ein erzählendes Buch schreibt, hatte ich hier erst zu lernen. Auch war ich über das ganze Unternehmen, sofern es für die Oeffentlichkeit bestimmt war, nicht ohne Scrupel. Wohl war es mir ein schmerzlich süßer Genuß, dies kurze reiche Leben und in ihm alle Momente einer unvergänglichen Geistesgemeinschaft mir noch einmal zu vergegenwärtigen; aber so lieb und werth die Arbeit mir war, so ungewiß war ich darüber, ob sie es auch anderen werden könne, welche den Heimgegangenen nicht gekannt. Ohne Zweifel war es ein Wagniß, einen weiteren Leserkreis in Anspruch zu nehmen für die Lebensgeschichte eines jungverstorbenen Mannes, der in keinerlei ungemeinen Verhältnissen gelebt und in öffentlichen Angelegenheiten keine Rolle gespielt hatte. Und wenn demgegenüber das Bild eines seltenen Herzenslebens ins Gewicht fiel, so bedrängte mich gerade hierüber das Gefühl, daß dasjenige, was ich zu Papier brachte, doch nur ein schwaches, abgeblaßtes Conterfei eines unbeschreib-

lichen Lebensgeheimnisses bleibe. In diesen Sorgen trug ich meine anwachsende Arbeit von Zeit zu Zeit zu Freund Frommel und las ihm und seiner Frau das Fertiggewordene vor. Der Eindruck, den es ihnen machte, ermuthigte mich erst zur schließlichen Veröffentlichung, die im Sommer 1858 erfolgte und wiederum durch unseren alten Berliner Freund, den Verleger Ludwig Rauh, bewerkstelligt ward. Die über alles Erwarten freundliche Aufnahme, welche das Buch sofort in den weitesten christlichen Kreisen fand, beschämte rasch alle meine Besorgnisse. Es war nicht meine schriftstellerische Kunst, es war die Macht edler Wirklichkeit, es war das Leben des Frühvollendeten selbst, welches sich die Herzen eroberte. War es in jenen trüben, dürren Zeiten unseres deutschen Lebens wie ein frischer Frühlingshauch, was edlere Gemüther hier anwehte, so ist diese Anziehungskraft doch nicht mit jenen Zeiten vorübergegangen; der „Frühvollendete" hat weiter gelebt bis heute, sieben Auflagen des Buches sind einander gefolgt und unzählige Danksagungen für den Genuß und Segen, den es verbreitet hat, sind mir zu Theil geworden. Ich greife aus ungezählten Dankesbriefen den meines ehrwürdigen Lehrers Nitzsch heraus, der mir im Namen seines ganzen Familienkreises schrieb: „Wieviel Ihnen diese Mittheilungen an Lob und Dank eingetragen haben mögen, kann ich nur vermuthen; aber wenn ich den Maßstab dafür von den Eindrücken hernehme, welche die Meinigen mit mir davon empfangen haben, Männer und Frauen, Frauen und Mädchen, Alt und Jung, so muß es reichlich sein. Die „Haideröschen" habe ich in ihrer Formreinheit, in ihrer Ursprünglichkeit und frommchristlichen Natürlichkeit und Zartheit wohl noch mehr als die Andern erkannt. Alle aber hatten sehr viel an des Frühvollendeten Person, seiner seltenen innerlichen Entwickelung, an seinem Liebesgeschick, an seiner Treue, an seinem und der Seinen Ende, und an dem damit verwobenen deutschen Zeitbilde und Geschichtsstücke." — Wie das „Leben eines Frühvollendeten" ein

beſtes Stück meines eigenen vergangenen Lebens enthielt, ſo iſt es auch ein Segensgeleit für meine weiteren Lebenswege geworden; es hat mir viele Herzen gewonnen und auch dann noch treu erhalten, als ich von der rabies theologiſcher Gegner verfehmt ward; auch verdanke ich es ihm vor allem, daß die Thür des academiſchen Berufes mir aufgethan wurde.

Vor allen hatte mein alter Vater an dem Buche ſeine tiefe Freude; dieſe Lebensbeſchreibung und die warme Theilnahme, welche ſie fand, hoben ihn über das Leid, einen ſolchen Sohn verloren zu haben, hinaus. Anders empfand meine gute Mutter. Sie verſuchte zwar auch, das Buch zu leſen, aber ſie mußte es immer weglegen vor Weinen; die Vergegenwärtigung aller dieſer Erlebniſſe ging ihr zu nahe. Der Engel, welcher die Lebensfackel des Frühvollendeten umgekehrt, nahte ihr leiſe. Wir hatten ſie vom Beginn des Jahres 1858 monatelang bei uns gehabt, und ſie hatte viel gekränkelt. Sie war überhaupt ſeit Franzens Tode zuſehends gealtert, und ſoviel Ruhe und Freude ihr die Aufenthalte in unſerem Hauſe, das Gedeihen der kleinen Enkel und das Bild meiner Wirkſamkeit gewährten, ihre Lebenskraft war gebrochen. Noch verſuchten wir's auf den Rath ihres Arztes, meines alten Freundes Mettenheimer in Frankfurt, mit einem Landaufenthalt in Lichtenthal bei Baden-Baden; er that ihr wohl, aber er konnte die erſchöpften Lebenskräfte nicht wiederbringen. Im September, als ich meinem Freunde Wolters nach einem Beſuch in Karlsruhe das Geleit nach Frankfurt gab, ſah ich ſie wieder. Es war das Bild, welches ich hernach in einem kleinen Gedicht feſtgehalten habe:

In deinen ſilberweißen Haaren,
Geſonnt vom herbſtlich milden Schein,
Am Ziel von fünfundſechzig Jahren
Gott grüß' dich, liebes Mütterlein!

Nun iſt dein Tagewerk zu Ende,
Von ſelbſt entſank dir deine Laſt;
Sie müſſen ruh'n, die treuen Hände,
Die uns verſorgten ohne Raſt.

Nun sinken sie, die Augensterne,
Die unsern Schlummer einst bewacht,
Und müden Herzens gibst du gerne
Der Erdensorge Gutenacht . . . .

Sie ging langsam, aber mit sicherem Vorgefühl dem Abschied entgegen. Ich sandte meine Schwester hinüber, sie zu pflegen, und bemühte mich, soweit es aus der Ferne möglich war, um ihre leibliche und geistliche Erquickung. Die letztere gelang mir besser als erstere; namentlich das Jesuswort, das ich ihr einmal zum Troste schrieb: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen", ward ihr auf ihrem dunkeln Wege zu einem Stecken und Stab; „Er wird mich nicht hinausstoßen", sagte sie zu dem sie besuchenden Seelsorger. Von einem kleinen Geldbetrage, den ich für ihre eigenen Anliegen geschickt hatte, sorgte sie noch jedem ihrer Angehörigen für ein Weihnachtsgeschenk; dann legte sie sich, unmittelbar vorm Fest, aufs Sterbebette. Ich hatte vor, sie auf Weihnachten zu besuchen, aber sie ließ mich früher rufen; ich eilte hinüber und konnte eben noch ihre letzte Nacht an ihrem Bette sitzen, sie in der Athemsnoth unterstützen und mit ihr beten. Als ich unter Thränen ihr dankte für alle Liebe und Aufopferung, die sie zeitlebens an mir geübt, faßte sie ihren ganzen Sinn in das einfache Wort: „Es ist gern geschehen." Am 24. December morgens bat sie mich noch um Darreichung des h. Abendmahls, und folgte in großer Schwäche, aber mit gespannter Andacht meinen vorbereitenden Worten. Eine Stunde nach der Feier hatte sie ausgelitten.

Man hat nur Eine Mutter zu verlieren. Hart fielen die gefrorenen Erdschollen auf ihren Sarg und auf mein Herz. Auf ihrem einfachen Grabe blühen bis heute allsommerlich dankbare Blumen.

Zweites Kapitel.

Im badischen Kirchenstreit.

Als ich an meiner Mutter Grab stand, waren die mir beschiedenen zwei badischen Friedensjahre bereits vorbei und mein Horizont hatte sich mit trüben Wolken erfüllt. Der badische Kirchenstreit, welcher mit zunehmender Schärfe bis in die sechziger Jahre hinein währen und dem Lande, insonderheit der evangelischen Landeskirche, schwer-heilende Wunden schlagen sollte, war seit einigen Wochen ausgebrochen und hatte auch mich in seine Wirbel hineingezogen. Dieser Streit, in welchem eine allgemeine Krise des deutschen Lebens zu einem örtlich bedingten Ausbruch kam, und mein persönlicher Antheil an ihm sind verschiedentlich Gegenstand sehr einseitiger Urtheile geworden. D. Hausrath in seiner Lebensbeschreibung von David Strauß hat die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, eine abschreckende Karikatur des damaligen badischen Hofpredigers zu zeichnen, und selbst ein Mann wie Karl Hase hat den betreffenden Theil meiner Lebensskizze Ullmann's mit ihrer Rechtfertigung des unglaublich mißhandelten Mannes „trüb und parteiisch" genannt. Ich werde hier auf solche Parteiurtheile nicht eingehen, sondern mich begnügen, ihnen das Zeugniß eines guten Gewissens und einer ehrlichen Geschichtschreibung gegenüberzustellen. Jene Dinge liegen weit genug hinter mir, um sine ira et studio über sie zu schreiben; aber bei allem Unterschiede jugendlicher und altersreifer Betrachtung und bei aller Erkenntniß der von Ullmann

wie von mir im Einzelnen gemachten Fehler, — wenn heute für mich dieselbe Lebenslage wiederkehrte, ich wüßte gewissenshalber nicht wesentlich anders zu handeln.

Es war natürlich und nicht unberechtigt, daß der deutsche Liberalismus, politischer und kirchlicher, nach den schweren Niederlagen, welche er seit 1848 erlitten hatte, sich wieder aufzurichten und einen maßgebenden Einfluß auf das öffentliche Leben zurückzugewinnen suchte. Aber nirgends in Deutschland war so wenig Anlaß vorhanden, diesen Versuch auf revolutionärem, die bestehende Rechtsordnung umstürzendem Wege zu machen als im damaligen Baden, — nur daß ebendort die alte Garde in einer anderswo nicht vorhandenen Stärke dazu vorhanden war. Durch den Gerechtigkeitssinn des jungen Großherzogs war das Land, wie schon bemerkt, vor dem anderswo maßgebenden System der politischen Reaction bewahrt geblieben, und dementsprechend befanden sich auch die evangelischen Kirchenangelegenheiten hier nicht unter dem Zeichen orthodoxistischer oder hochkirchlicher Rückläufigkeit, sondern ausnahmsweise unter dem Zeichen positiv evangelischer Reform. Die verschiedenartigen Richtungen in Pfarrstand und Gemeinde wurden mit Schonung behandelt, niemand wurde um Lehre willen verfolgt. Das religiöse Interesse — das bezeugten in Karlsruhe unsere tagtäglichen Erfahrungen — wuchs auf frei-lebendige Weise; der Gegensatz von Pietismus und Rationalismus war in einem wachsenden Kreise von Geistlichen und Gebildeten auf dem Wege, sich auf Grund des biblischen Evangeliums auszugleichen, und dies aufblühende kirchliche Leben war damit beschäftigt, sich auf die legitimste Weise neue befriedigendere Lebensformen zu schaffen. Ein bewährter Mann, dem in einem langen Leben niemand etwas von Herrschsucht oder hochkirchlichen Tendenzen angemerkt, hatte diese Reformarbeit im Einklang mit der Landessynode und mit der öffentlichen Meinung der kirchlichen Kreise in die Hand genommen und theils schon ausgeführt, theils ihre Ausführung

in sichere Aussicht gestellt.*) So waren alle Bedingungen einer ehrlichen und gesunden Fortentwickelung gegeben. Das Verdienst, diese Fortentwickelung gewaltsam unterbrochen, die badische Landeskirche auf Jahrzehnte heillos zerklüftet und die Reformschöpfungen jener Zeit eine um die andere durch Minderwerthiges verdrängt zu haben, kann der badische Liberalismus der fünfziger und sechziger Jahre für sich in Anspruch nehmen.

Die Handhabe für die ersehnte liberalistische Schilderhebung wurde die von der Generalsynode von 1855 beschlossene neue Kirchenagende. Diese Agende war von allen Ullmann'schen Reformvorlagen vielleicht die untadligste und gediegenste. Es ist bekannt, wie sehr eine feierlichere Ausstattung des evangelischen Gottesdienstes zu den kirchlichen Zeitforderungen der fünfziger Jahre gehörte. Auch in Baden empfand man die — im protestantischen Südwestdeutschland allerdings altherkömmliche — liturgische Armuth; man empfand sie um so mehr, als das, was man besaß, nicht nur dürftig, sondern geradezu ungenießbar war. Der Hauptgottesdienst bot neben Predigt und Kirchenlied weiter nichts als ein Eingangs- und Schlußgebet, und die für beide vorhandenen Formulare waren geschmacklos-sentimental; jeden Gottesdienst mußten wir mit dem unwahren Bekenntniß „tiefer Rührung" beginnen. Dem hatte nun D. Bähr, ein für liturgische Arbeiten vorzüglich begabter und vorgebildeter Mann, eine Agende entgegengestellt, welche aus altkirchlichem Material sinnig und tactvoll neugebildet und bis in's Einzelne hinein mit kirchlich-künstlerischem Feingefühl durchgeführt war. Ein

*) Wenn Hase S. 620 der 9. Auflage seines Lehrbuchs der Kirchengeschichte die badische Generalsynode von 1855 „eine nach dem Gutdünken der Regierung zusammengesetzte" nennt, so weiß ich nicht, welche trübe Parteiquelle den verehrten Mann hier irregeführt hat. Ich habe die Freiheit der Wahlen von 1855 in meinem vierjährigen Aufenthalt in Baden niemals, auch nicht aus dem Munde erbitterter Gegner der Generalsynode, beanstanden hören.

Kenner und Beurtheiler wie Nitzsch, wohl der berufenste im damaligen Deutschland, gab dieser Arbeit das Zeugniß, daß er unter allem, was Aehnliches zur Zeit bestehe, nichts wisse, was ihr vorzuziehen oder auch nur an die Seite zu stellen wäre,*) und noch heute würde ich ihr, sowohl was correcte Durchbildung im Einzelnen, als was tactvolle Rücksicht auf Stimmung und Denkart der Gegenwart angeht, vor unserer revidirten preußischen Agende den Vorzug geben. Die Untadeligkeit der Gebete und Formulare haben im nachmaligen Streite auch die bittersten Gegner anzuerkennen nicht umhin gekonnt. Die reichliche Ausstattung der Haupt- und Festgottesdienste mit feierlichen Sprüchen und Responsorien war allerdings etwas der südwestdeutschen Gewöhnung Fremdes; aber die Generalsynode hatte auch das gebilligt, und warum sollte in der evangelischen Kirche niemals etwas Schönes und Gutes neu aufkommen dürfen? Ueberdies war es des Verfassers Meinung nicht, daß dieser liturgisch reich-ausgestattete Gottesdienst befehlsweise eingeführt werden sollte; er wollte das Maß der Aneignung ganz in die Freiheit der Gemeinde gestellt wissen, und erst nachträglich, damit keine zu große Buntheit entstünde, hatte die Generalsynode auf Ullmann's Vorschlag unterschieden zwischen einem erlaubten Maximum und einem gemeinverbindlichen Minimum von Liturgie. Das letztere blieb an Umfang und Umständlichkeit hinter unserer preußischen Liturgie weit zurück; es bestand für den Hauptgottesdienst aus folgendem Schema. Nach dem Eingangsliede ein Gebet, in welchem Sündenbekenntniß und Collecte zusammengefaßt war, und auf welches die Gemeinde mit einem „Ehre sei Gott in der Höhe" oder „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" zu antworten hatte. Dann eine Schriftlesung mit einem Lobspruch und dreimaligen Hallelujah der Gemeinde. Das

*) Vgl. Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben. 1859, 4.

Apostolikum nicht allsonntäglich, sondern nur beim Beginn einer neuen Kirchenjahrszeit, von der Gemeinde mit dreifachem Amen bestätigt. Nach der Predigt ein Schlußvers, und dann — nicht wie seither von der Kanzel, sondern wieder vom Altar — das Fürbittengebet, das Vaterunser und der Segen mit dreimaligem Amen der Gemeinde. Die Abendmahlsliturgie war befreit von der — nach vorhergegangenem Beichtgottesdienst ganz überflüssigen — Admonition, und wieder ausgestattet mit den altkirchlichen Stücken, Präfation, Sanctus und Benedictus, Vaterunser und Agnus Dei, natürlich alles deutsch; eine Ordnung, wie ich sie nirgends einfach schöner und feierlicher gefunden habe. Es wird heutzutage auch dem freisinnigsten Norddeutschen schwer zu begreifen sein, wie es vor dreißig Jahren hochgebildeten und zum Theil theologisch gelehrten Heidelbergern möglich war, diese einfach evangelische Gottesdienstordnung als katholisirend zu verdächtigen und, nachdem dieselbe von der Landessynode mit 22 gegen 4 Stimmen angenommen worden und dieser Beschluß drei Jahre hindurch unangefochten geblieben war, die Einführung zum Anlaß eines kirchlichen Aufruhrs zu machen.

Aber die Agende war auch nur der Gelegenheitsanlaß einer Bewegung, welche tieferliegende Ursachen und weiterreichende Ziele hatte.. Wäre sie sofort nach der Generalsynode von 1855 fertig gewesen und eingeführt worden, sie würde ebensowenig wie der weit angreifbarere Katechismus auf Widerspruch gestoßen sein. Aber während D. Bähr mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, und daher langsam fortschreitend, die von der Synode gewünschten Ergänzungen ausarbeitete, waren dem badischen Liberalismus die Schwungfedern wieder gewachsen. In Baiern war 1856 das Harleß'sche Unternehmen, eine alterthümelnde Liturgie mit Privatbeichte und Kirchenzucht einzuführen, am Widerstand der Gemeinden gescheitert, — das machte Muth. Aber eine ungleich stärkere Rückwirkung auf Baden übte der Umschwung, den das Jahr 1858 in Preußen brachte. Der

unheilbar erkrankte König hatte die Regierung seinem Bruder, dem mannhaften Prinzen von Preußen überlassen müssen, und damit war für Preußen die immer drückender gewordene kirchliche wie politische Reactionsperiode vorläufig zu Ende. Der Prinz-Regent eröffnete seine Regierung mit einer bedeutsamen Ansprache, in welcher er den deutschen Reformberuf Preußens wieder anerkannte und zugleich einer Orthodoxie, welche zur Heuchelei führe, das Todesurtheil sprach; er entließ das Ministerium Manteuffel-Westphalen-Raumer und umgab sich mit altliberalen Männern. Begreiflich, daß ein tiefes Aufathmen durch das ganze niedergeschlagene Deutschland ging und daß der politische wie kirchliche Liberalismus allenthalben, auch in Baden, neue Hoffnung und Thatenlust gewann. Nur daß die preußischen Losungen, ins Badische übersetzt, einen ganz anderen Sinn gewannen und einem ganz anderen, nicht conservativen, sondern radicalen Liberalismus zu statten kamen. Der neue preußische Kultusminister, Herr v. Bethmann-Hollweg, war ein kirchlicher Gesinnungsgenosse Ullmann's, etwas orthodoxer als dieser; aber während seine Berufung in Preußen der Raumer'schen Aera gegenüber den Vorsatz einer liberalen Kirchenpolitik bedeutete, war dem badischen Liberalismus der milde Vermittelungstheologe Ullmann schon der Typus orthodoxistischer Reaction. So fügte sich das tragische Verhängniß, daß, was in Preußen Genesung von unerträglich gewordenen Zuständen verhieß, in Baden eine gesunde Entwicklung unterbrechen und eine kirchliche Umsturzbewegung hervorrufen half, deren Fortpflanzung über die badischen Grenzen hinaus hernach nicht ohne Mühe abgewehrt werden mußte.

Die Ehre der liberalen Führung nahm im badischen Lande unbestritten Heidelberg in Anspruch. Schon als Sitz einer Gelehrtenrepublik, zu deren Lebenswürze Streiten und Opponiren herkömmlich gehörte, stand es zu dem wohlgezogenen Regierungssitz Karlsruhe in einem natürlichen Gegensatz. So reichten sich

denn hier politischer und kirchlicher Liberalismus jetzt die Hände zu gemeinsamer Action. Zwar die Mehrheit der theologischen Facultät, ein Rothe, Hundeshagen, Plitt, standen mit Ullmanns theologischer und kirchlicher Denkart in wesentlicher Uebereinstimmung, die auch in der Stunde der Gefahr durch untergeordnete Meinungsverschiedenheiten nicht beirrt ward: dagegen bildete Daniel Schenkel sich eben damals zum Bannerträger eines unternehmenden kirchlichen Liberalismus aus. Ich habe diesem Manne, der für die badische Landeskirche eine verhängnißvolle Bedeutung gewinnen sollte, nie nahe genug gestanden, um seinen damaligen überraschenden Umschlag aus conservativen in radikale Bestrebungen mit voller Sicherheit zu erklären. Der lebhafte Eindruck, wie verderblich weit und breit in Deutschland die orthodoxistische Reaction wirke, hat ohne Zweifel seinen Antheil daran gehabt; aber einen nicht minder großen, vielleicht größeren, die Neigung, mit dem Zeitgeist gleichen Schritt zu halten, eine große Rolle zu spielen und den hellen Haufen hinter sich zu haben. Eine derbe Schweizernatur von ebenso demagogischem Gepräge wie Ullmann von fein-aristokratischem, ein Mann von großer, wenn auch nirgends in's Tiefe oder Feine gehender Arbeitskraft und Schlagfertigkeit, hatte Schenkel bis dahin für eine kräftige Stütze der positiv-christlichen Sache gegolten. Die ganze Kirchentagsära hindurch hatte er zu den Vorkämpfern der conservativen kirchlichen Reform gehört; er war als solcher wesentlich durch Ullmanns Einfluß in die Heidelberger Facultät berufen worden, und der unleidliche Despotismus, den er hier als Director des theologischen Seminars gegen die Candidaten entwickelte, ließ in ihm wenigstens nicht den künftigen liberalen Agitator erwarten. An der Synode von 1855 hatte er keinen wirksamen Antheil nehmen können, weil eine Erkrankung ihn zu vorzeitiger Heimkehr genöthigt hatte; man sagte nur, daß er mit den dort gefaßten Beschlüssen unzufrieden sei und dem Ullmann'schen Kirchenregiment grolle. Erst nach

dem in Preußen erfolgten Umschwung trat sein Programm hervor, das badische Kirchenregiment als reactionär zu beseitigen und — mittelst des bald zu stiftenden Protestantenvereins — die liberalkirchlichen Ideale auch im übrigen evangelischen Deutschland zu verwirklichen. Aber zum Verfolg eines so kühnen Programms bedurfte Schenkel der Bundesgenossenschaft des politischen Liberalismus im Lande, und mit dem hatte er's gründlich verschüttet, schon durch seine Gegenschrift gegen die Gervinus'sche „Mission der Deutschkatholiken", und noch mehr durch seine öffentliche Anklage des jungen Kuno Fischer auf Pantheismus, die dessen Entfernung aus Heidelberg zur Folge gehabt hatte. Es spricht für das Wohlüberlegte und Weittragende der jetzt in Heidelberg reifenden Entwürfe, daß beide grimmig verfeindeten Theile sich nun die Hand reichten; daß Schenkel für seine gegen einen Gervinus und Kuno Fischer begangenen Todsünden Absolution nachsuchte und sie so vollständig erhielt, um fortan mit den politischen Wortführern des Liberalismus Arm in Arm in die öffentliche Arena einzutreten. Man mochte von beiden Seiten einsehen, daß man nur so zu den angestrebten Zielen gelangen könne. Das Ullmann'sche Kirchenregiment zu stürzen, konnte Schenkel nicht hoffen ohne die Hülfe des in Baden tiefgewurzelten und nur vorübergehend mundtodt gewordenen politischen Liberalismus; wiederum war dem derzeitigen politisch-conservativen Ministerium nur von der kirchlichen Seite her beizukommen, und dazu bedurfte man liberalerseits eines Streittheologen wie Schenkel. Daher freilich in dem zu beschreibenden Kirchenstreit die widerwärtige Erscheinung, daß der ganze Troß der Unkirchlichen gegen die kirchliche Ordnung im Lande mit Sturm lief; anders wäre eine Majorität gegen dieselbe nicht zu beschaffen gewesen. Das sprechende Zeugniß für diese Verbündung des kirchlichen und des unkirchlichen Liberalismus war von vornherein die Thatsache, daß ein politisch namhafter und interessirter, aber kirchlich vollkommen gleichgültiger Wortführer sich gegen die neue Gottesdienst-

ordnung vorschicken ließ, während in dem hiermit eröffneten Kampfe dann Schenkel die Führung übernahm und seinen politischen Freunden das conservative Ministerium beseitigen half.

So lange die neue Agende noch lex ferenda war, hatte alles über sie geschwiegen. Jetzt, nachdem sie landesherrlich genehmigt und zur Einführung hinausgegeben war, erhob sich in Heidelberg und Mannheim Widerspruch. Dieser Widerspruch wäre harmlos gewesen, wenn er sich innerhalb der Rechtssphäre der beiden Stadtgemeinden gehalten hätte. Hätten die geordneten Gemeindeorgane geredet, auf einzelne Anstöße hingewiesen oder die Abneigung der Gemeinde gegen den Wechsel der liturgischen Formen geltend gemacht; hätten sie darauf die Bitte gegründet, bis zu einer erneuten Verhandlung der Sache auf der nächsten Synode mit der liturgischen Veränderung verschont zu bleiben, so würde ein solches wenn auch noch so schwach begründete Gesuch in Karlsruhe ohne Zweifel berücksichtigt worden sein. Die Sache wurde anders angegriffen. Während aus den kirchlichen Kreisen Heidelbergs eine Dankadresse für die neue Agende an den Landesherrn ging, deren Verfasser kein Geringerer als Richard Rothe war, trat andererseits ein „Einundzwanzigerausschuß" zusammen, der sich's zur Aufgabe machte, die evangelische Bevölkerung des ganzen Landes gegen das neue Kirchenbuch aufzuwiegeln. Im Auftrage dieses Ausschusses verfaßte der Geschichtsprofessor Ludwig Häusser, ein gefeierter Universitätslehrer, den aber seit Jahren niemand in einem evangelischen Gottesdienst gesehen hatte, eine „Vorstellung wider das neue Kirchenbuch", welche vom Großherzog die Suspension desselben für die ganze Landeskirche bis zur nächsten Synode erbat, also darauf ausging, auch die damit zufriedenen und dafür dankbaren Gemeinden des Anrechts auf die neue Gottesdienstordnung zu berauben. Diese Flugschrift wurde in tausenden von Exemplaren, begleitet von gedruckten Formularen für „Gewissensbedenken", zur Vertheilung ins Land verschickt, und die mit alter Uebung

ins Werk gesetzte Agitation verfing in einem für dergleichen so entzündlichen Land. Wie über Nacht wurden die alten vormärzlichen Widerspruchsgeister wieder lebendig; alles was lichtfreundlich, kirchenfeindlich, oppositionslustig und durch die politische Krise von 1849 seither geduckt war, wurde wieder laut; ein wahrer Hexensabbath ging durch die protestantischen Landestheile. Während die frommen und kirchlichen Kreise Dankadressen für die neue Ordnung nach Karlsruhe schickten, Abordnung um Abordnung, namentlich aus dem Landvolk, bei dem Großherzog eintraf mit der Bitte, ja an dem neuen Buche festzuhalten, hielt man andererseits große Volksversammlungen wider das Kirchenbuch und beschloß Massenkundgebungen gegen dasselbe. Umsonst, daß der Großherzog den Leuten das gute Wort sagte, er halte sich nicht für berechtigt, an einer verfassungsmäßig zu Stande gekommenen kirchlichen Ordnung etwas zu ändern, es solle aber mit der größten Schonung der Gewissen vorgegangen werden; umsonst, daß der Oberkirchenrath eine verständigende Belehrung über die Agende in die Gemeinden ausgehen ließ. Die tollsten Gerüchte durchschwirrten das Land; man wolle es katholisch machen, der Prälat sei vom Papste um 20000 Gulden dazu erkauft; in der neuen Agende werde schon für den Erzbischof von Freiburg gebetet; — in der That war in einem Gebete von „dem Hirten und Bischof unserer Seelen“ (1. Petr. 2, 23) die Rede. Auch daß in der ersten Ausgabe der Agende die blos erlaubten Bestandtheile der Liturgie zu besserer Unterscheidung von den nothwendigen roth gedruckt waren, wurde als schlagender Beweis des Katholischmachen-wollens geltend gemacht. Die am lautesten schrieen, waren die, welche wie Professor Häusser von der Gottesdienstordnung so wie so keinen Gebrauch zu machen gedachten. „Es protestiren jetzt hier“, schrieb mir Hundeshagen, „Leute wider das neue Kirchenbuch, die seit ihrer Confirmation keine Kirche mehr betreten haben; es schreien wider Katholisch-machen Solche, denen ihre gemischten

Ehen mit katholischer Kindererziehung noch nie den geringsten Scrupel gemacht haben." Dabei secundirte der vorsichtigeren Heidelberger „Vorstellung" das von Baden aus vielfach als auswärtiges Sprachrohr benutzte Frankfurter Journal mit viel weitergehenden Bekenntnissen. Der Sturm gelte nicht dieser und jener Einzelheit des Kirchenbuches, sondern dem ganzen pietistischen Sinn und Geiste desselben, und nicht dem Kirchenbuche allein, sondern ebenso dem neuen Katechismus und vor allem den Personen, welche diese Bücher geschaffen, „Männern, die zur Forschung weder Kopf noch Herz hätten, Genossen einer Reactionspartei, welche die Zeit fast noch mehr ausgebeutet habe als Rom es gethan, und welche der Großherzog unmöglich länger gewähren lassen könne."

Als der Spektakel einige Wochen gedauert hatte ohne gestört zu werden, ward uns klar, daß eine unsichtbare mächtige Hand beschirmend über ihn gehalten werden müsse. Rathhäuser wurden zu Protestversammlungen gegen eine gesetzeskräftige Ordnung hergegeben, Bürgermeister traten an die Spitze solcher Versammlungen, in Staatsanstalten mit Hausgottesdienst, z. B. in den Gefängnissen, wurde die Einführung der Agende hintangehalten. Wir konnten uns das nicht anders erklären, als daß der (katholische) Minister des Innern an dem gegen den evangelischen Prälaten entfesselten Sturm sein Vergnügen habe und demselben gern die Luftlöcher öffne. Jedenfalls war dieser Herr in Heidelberg gewesen, um sich zu orientiren, und hatte sich diese Orientirung nicht gerade bei Freunden des evangelischen Gottesdienstes geholt. Aber auch der Großherzog schien nicht zu sehen, daß man beim Gewährenlassen einer solchen Anarchie das Heft nicht blos für eine liturgische Angelegenheit aus den Händen verliere. Hier erinnerte ich mich des Wortes, das er mir bei meiner Einführung gesagt, er hoffe von mir allezeit die Wahrheit zu hören, auch wo ich seine Wege nicht zu billigen fände, und bat, einer Anregung Hundeshagens folgend, um eine Audienz. In einer stillen Abendstunde stellte ich dem Fürsten die Vorgänge im Lande

dar, wie ich sie kannte und wie sie meinem sittlichen Urtheil erschienen. Er hörte mich freundlich an, aber ich überzeugte ihn nicht, daß das pure Gehenlassen hier unangebracht sei, vielmehr empfing ich den Eindruck, als sei er durch den entfesselten Sturm eingeschüchtert und an der Weisheit des kirchenregimentlichen Vorgehens irre geworden oder von irgendwem irregemacht. Wäre ich im alltäglichen Sinne klug gewesen, so hätte ich es bei dieser Einmischung in den landeskirchlichen Streit bewenden lassen, und meine eigenthümliche Stellung als Hofprediger hätte mir hiezu einen hinreichenden, für manchen Anderen vielleicht durchschlagenden Rechtstitel gegeben. Allein es war meine Sinnesart nicht, eine gute Sache, die mich mit anging, in bitterer Anfechtung zu sehen, Männer, die ich liebte und verehrte, tagtäglich herabwürdigen zu hören, und dabei an meine eigene Ruhe und Sicherheit zu denken. Ich fühlte mich nicht sowohl als Hofbeamter, wie als mitverantwortliches Glied eines in seinen Grundlagen freventlich angegriffenen Gemeinwesens, und so gab ich Aufforderungen nach, welche mehrseitig an mich gelangten, und ergriff die Feder wider die Heidelberger „Vorstellung". In wenigen Tagen war eine „Beleuchtung der Heidelberger Vorstellung und Agitation" hingeworfen; ich las sie einem kleinen Kreise unabhängiger und urtheilsfähiger Männer vor, und sie erhielt ihren vollen Beifall. Vielleicht hätten sie wohlgethan, die jugendliche Schärfe und Schneidigkeit meiner Polemik etwas zu mäßigen, aber sie waren erregt und entrüstet wie ich. Man schreibt wohl sonst nicht so als junger literärischer Anfänger wider eine wissenschaftliche Berühmtheit wie Häusser; aber Hundeshagen hatte mich gründlich darüber orientirt, wie seltsam diesem Manne, der für Austern und Champagner mehr Sinn hatte als für Bibel und Gesangbuch, die Berufung auf calvinischen Ernst und calvinische Einfachheit der Gottesverehrung zu Gesicht stand. Ich war hienach vollständig überzeugt, daß der Verfasser der „Vorstellung", den Hundeshagen geradezu als einen frivolen Character

bezeichnete, auf etwas ganz anderes hinauswolle als auf Geltendmachung von Gewissensbedenken, und danach behandelte ich ihn.

Die Heidelberger „Vorstellung" war eine formgewandte, aber sachlich sehr schwache Schrift, die aus dem Sattel zu heben nicht schwer war. Wenn sie mit der Berufung auf die altcalvinischen Ueberlieferungen der Pfalz begann, so konnte ich nachweisen, daß das sogenannte Minimum der neuen Liturgie der altcalvinischen Ordnung weit ähnlicher sei als die jetzt abgeschaffte Agende, und durfte überdies erinnern, daß das Fünftel pfälzischer Protestanten in der Landeskirche kein Recht habe, die aus der lutherischen Kirche stammenden anderen vier Fünftel um die Aneignung eines reicheren Gottesdienstes zu bringen. Noch leichter war es, mit der gegnerischen Einzelkritik der Agende fertig zu werden. Man hatte bei aller Bemühung nicht mehr als drei angreifbare Punkte gefunden: einmal, daß der Text einiger in der Agende vorkommenden Liederverse authentischer und daher alterthümlicher war als in dem unglaublich verballhornten Landesgesangbuch; zweitens, daß bei einigen heiligen Handlungen das schon seither hin und wieder übliche Niederknieen — nicht befohlen, aber empfohlen war; endlich, daß bei der Taufhandlung den Pathen durch die Frage: Glaubt ihr an Gott den Vater u. s. w. das Mitbekennen des Apostolikums zugemuthet ward. Was den Anstoß an der biblisch-alterthümlichen Sprache von Choralversen anging, so fragte ich meinen Gegner, ob etwa die Athener zu Perikles' Zeiten, um ihren alterthümlichen Homer zu genießen, sich denselben in's Attische modernisirt hätten? Die beiden anderen Anstöße betreffend, verhehlte ich nicht, daß auch ich ein vorgeschriebenes Knieen verwerfen würde und daß auch nach meiner Ansicht den Taufpathen, die an Einzelheiten des Apostolikums Anstoß nähmen, kein moralischer Zwang anzuthun sei. Er war auch nicht beabsichtigt; sogleich in der zweiten Ausgabe der Agende wurde jener Frageform bei Anwendung des Apostolikums eine andere, schonen-

dere zur Seite gestellt. Nach diesen vertheidigenden Bemerkungen ging ich zum Angriff über. Ich hielt dem Verfasser der „Vorstellung“ den gewaltigen Unterschied vor zwischen einem Schonung-Begehren für das subjective Gewissen, und einem Versuch, die kirchliche Zucht und Ordnung im Lande umzustürzen. Ich erinnerte, wie man in Heidelberg drei Jahre Zeit gehabt, um de lege ferenda Einwendungen zu erheben; wie das an den Landesherrn gerichtete Verlangen, ein durch alle Instanzen gegangenes Kirchengesetz außer Kraft zu setzen, nichts Geringeres enthalte als ein Attentat auf die in der Unionsurkunde verbürgte „Selbständigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten“; endlich, daß die mit allen agitatorischen Mitteln in's Werk gesetzte Durchwühlung eines Landes, welches erst kürzlich durch die bittersten Erfahrungen der Anarchie hindurchgegangen, auch unter dem politischen Gesichtspunkt unverantwortlich sei. — Die Streitschrift, welche nach dem Vorbilde der Heidelberger „Vorstellung“ zunächst ohne Namen erschien, schlug ein; binnen wenigen Wochen war das dritte Tausend nöthig. Häusser verlor dem rücksichtslosen Angriff gegenüber die Haltung; anstatt sich sachlich zu rechtfertigen, gab er seine Schrift nun mit der Autorität seines Namens und mit einer Vorrede heraus, in der er meine Gesinnung und leicht-errathbare Person mit maßloser Leidenschaft beschimpfte. Ich antwortete ihm in einem Vorwort zu meiner dritten Auflage nun gleichfalls mit Namensunterschrift, sagte ihm offen, daß ein Mann, der selber am Gottesdienst der Gemeinde keinen Antheil nehme, auch kein sittliches Recht habe, sich in Fragen des Gemeindegottesdienstes einzumischen und stellte schließlich seine duftigsten Redeblumen zu einem dem öffentlichen Urtheil vorzuhaltenden Strauß zusammen. Ich glaube nicht, daß der gefeierte Historiker in diesem Zweikampf das Gefühl des Siegers gehabt hat. Andererseits hatte ich — und das war das Unbedachte in meinem aus der Erregung und Entrüstung des Moments geborenen schonungslosen Auftreten —

in seiner Person den Liberalismus vulgaris im Lande tödtlich verletzt, und war, ohne eigentlich sein grundsätzlicher Feind zu sein, fortan von demselben geächtet.

Nicht als hätte mein herzhaftes Auftreten mir nicht auch reichlichen Beifall eingetragen. Der alte Markgraf Wilhelm ließ mich rufen, um mir seinen Dank für die Schrift gegen Häusser persönlich auszusprechen. Die positiv gerichtete Landesgeistlichkeit, welche die Sache der neuen Agende durchaus als die ihre betrachtete, sah von da an mit Vertrauen auf mich als ihren Sachwalter. Wackere Männer in Karlsruhe traten mir, wie die Noth der Zeit es mit sich brachte, freundschaftlich näher; so der gute treue Stadtpfarrer Zimmermann und die beiden jüngeren Theologen des Oberkirchenraths, Heintz und Mühlhäuser, jener eine schwäbisch-beschauliche Natur von gründlicher wissenschaftlichen Bildung, dieser ein hervorragend begabter Kirchenpolitiker, der in der Landesgeschichte noch weiterhin eine Rolle spielen sollte. Vor allem aber verdankte ich meiner Schrift gegen Häusser die Freundschaft Hundeshagens, dem ein unerschrockenes Eintreten für gefährdetes Recht überall das Herz abgewann. Er hatte mich über die Vorgänge in Heidelberg auf's Genaueste unterrichtet und schrieb mir über jede Wahrnehmung und Anforderung des gemeinsamen Kampfes, berichtete mir auch, daß meine Streitschrift von Liberalen, unkirchlichen aber ehrenhaften Leuten, zwar sehr scharf, aber durchaus wahr und berechtigt gefunden werde. Und er kam von da an von Zeit zu Zeit persönlich zu mir herüber, um die Lage der Landeskirche, die ihm sehr nahe ging, mit mir zu besprechen. Noch gedenke ich des Abends, an dem ich ihn in meinem Studierzimmer mit meinem vierjährigen Töchterchen hinter den Bücherverhängen Versteck spielend fand: „ach lassen Sie mir es, ich habe das ja nie", sagte er wehmüthig, als ich das Kind entfernen wollte; er lebte ehelos mit unverheiratheten Schwestern. Eine Hünengestalt in der äußeren Erscheinung, doch früh ergraut, war er auch inner-

lich ein hochgewachsener Mann, originell und reichbegabt als Gelehrter, aber noch hervorragender als kirchlicher Character von unbeugsamem Rechtssinn, scharf ausgeprägter Wahrhaftigkeit und sittlichem Adel. Ich hatte ihn nicht aus den Augen verloren seit jener epochemachenden Schrift der vierziger Jahre, die in meine Frankfurter Bildungszeit so tief eingegriffen hatte: er war durch die Stürme der Revolutions- wie der Reactionszeit seinen rechtschaffenen Christenweg hindurchgegangen, gefeit gegen alles gemachte, pfäffische Kirchenthum, aber ein unermüdlicher Mahner zur gesund evangelischen Erneuerung unseres deutschen Lebens. So war auch seine Stellung im badischen Kirchenstreit eine charaktervoll-eigenartige. Politisch liberal, ein National-liberaler so gut wie Häusser, ja einer von denen, welche die Sehnsucht nach dem deutschen Rechtsstaat und der deutschen Einheit mit jahrelanger Verbannung gebüßt hatten, erblickte er den Grundfehler seiner politischen Gesinnungsgenossen, der ihre politische Wirksamkeit oberflächlich und unfruchtbar mache, in ihrer Gleichgültigkeit gegen die religiöse Lebensfrage des Volkes, in ihrer Abkehr vom positiven Evangelium. Wiederum, in seiner kirchlichen Erziehung eben das in Wahrheit, wofür Häusser sich nur ausgegeben hatte, ein Mann reformirter Tradition, legte er auf die neuen Bereicherungen des Cultus an sich keinen großen Werth, und stand überhaupt dem Ullmann'schen Kirchenregiment mit einer gewissen kritischen Zurückhaltung gegenüber. Aber ihn empörte der unter der Flagge des Liberalismus und der Gewissensfreiheit gemachte Versuch, den legitim zu Stande gekommenen Beschluß der landeskirchlichen Vertretung durch ein anarchistisches Unternehmen umzustoßen; alles Ernstes war er der Ansicht, daß eine Gemeinde wie die Heidelberger, welche einer landeskirchlichen Ordnung den Gehorsam verweigere, bis zu ihrer Unterwerfung von den kommenden Synoden auszuschließen sei. In diesem Sinne trat er mir damals auch als schriftstellerischer Bundesgenosse zur Seite, indem

er meiner Flugschrift eine ausführlichere, „Der badische Agendenstreit", nachfolgen ließ und in derselben das Rechtswidrige, aller wahren Kirchenfreiheit in's Gesicht Schlagende des Sturmlaufs wider das neue Kirchenbuch darthat. Während rheinische Freunde aus der Ferne geneigt waren, die badische Agende als ein einseitig lutherisches Experiment anzusehen und vom reformirten Standpunkte aus unser Eintreten für dieselbe allzuscharf zu finden, erklärte Hundeshagen in dieser Schrift: „Die reformirte Kirche ist an dem Agendenstreit nicht anders betheiligt als an jenem Sturm in Genf, da es hieß: ‚Mit dem Calvin in die Rhone!'"

Bei der vollkommenen Passivität, in welcher die Regierung dem Agendensturm gegenüber verblieb, wurde das neue Kirchenbuch gewissermaßen zum Gegenstand einer allgemeinen Volksabstimmung. Das Ergebniß derselben, als erst die aufgewirbelten Staubwolken sich legten und einen Ueberblick gestatteten, war überraschend genug. Nahezu zwei Drittel der Gemeinden, namentlich die ländlichen, hatten sich die einfache Gottesdienstordnung mit den Responsorien angeeignet; die übrigen gebrauchten die Gebete und Formulare des neuen Buches ohne Anstoß. Die Errungenschaft der Opponenten bestand also lediglich darin, keine Schriftlesung und kein Apostolikum zu hören und den Altargebeten stumm gegenüber zu stehen, anstatt mit einem „Ehre sei Gott in der Höhe", mit einem Hallelujah oder Amen darein einzustimmen. Die letztere unprotestantische Verkrüppelung des agendarischen Gottesdienstes, bei der die Gemeinde passiv blieb, hatte auch der Karlsruher Kirchenvorstand, von den verbitterten älteren Stadtpfarrern überredet, vorgezogen; wir in der Schloßkirche dagegen hatten von Anbeginn die Responsorien eingeführt, ohne Schwierigkeit und Aergerniß; die Gemeinde sang sie pünktlich und lebhaft, und auch liberale Leute fanden diese Weise erbaulich und schön. Unter diesen Umständen wäre es ein Leichtes gewesen, zum kirchlichen Frieden im Lande zu kommen, wenn

es sich im Agendenstreit wirklich nur um die Agende gehandelt hätte, und nicht vielmehr um die Beseitigung des Ullmann'schen Kirchenregiments und der ganzen von ihm angebahnten conservativen Reform. Aber wer an letzterer Abzielung etwa noch gezweifelt hätte, den hätte der ununterbrochene Fortgang des Sturmlaufs wider den Evangelischen Oberkirchenrath bald eines Besseren belehrt.

Zwar zunächst schien das Brausen der Weltgeschichte den Sturm in dem kleinen badischen Wasserbecken übertönen zu wollen. Der französisch-österreichische Krieg in und um Italien brach aus und zog die Gemüther eine Zeitlang von den einheimischen Kirchenhändeln ab. Es fehlte uns weder an Theilnahme für das geknechtete Italien, noch an Witterung der in Oesterreich waltenden Fäulniß: dennoch überwog das deutsche Mitgefühl mit der zunehmenden Bedrängniß eines Bundesstaates und noch mehr der tiefe Widerwille gegen den eidbrüchigen napoleonischen Emporkömmling, der die Hegemonie Europa's bereits an sich gerissen hatte und nun durch unerwartete Siege noch völliger an sich zu reißen im Begriff stand. Ich suchte an meinem bescheidenen Theil die erregte Stimmung in die Höhenluft des Wortes Gottes zu erheben durch eine Predigt über „das Königswort des Auferstandenen an das deutsche Volk unserer Tage". Auf Grund der majestätischen Sprüche, welche das Matthäusevangelium beschließen (28, 18—20), erinnerte ich an die wie Sterne über den Wirrnissen der Weltgeschichte stehenden und in sie hineinleuchtenden Ordnungen des Reiches Gottes, aus denen sowohl zur religiösen Beurtheilung der Zeitereignisse wie zur inneren Rüstung auf die auch uns möglicherweise bevorstehenden Geschicke sich das Rechte ergebe. Die Predigt machte einen tiefen Eindruck und mußte — auch auf Wunsch des Großherzogs — veröffentlicht werden. Man hielt es für sehr möglich, daß auch Deutschland in die kriegerischen Verwickelungen hineingezogen werde; das badische Contingent wurde

unsern von Karlsruhe in ein Feldlager am Rhein zusammengezogen. In einem befreundeten Hause hatte ich einen jungen Officier am Vorabend der Mobilmachung zu trauen, und gemeinsam mit Frommel erbot ich mich, den draußen in öder Gegend campirenden Soldaten Feldgottesdienst zu halten. So habe ich zweimal an einem Waldesrand von einem aus Rasenstücken aufgebauten Altar aus eine Soldatenpredigt versucht, wozu freilich meine Stimme und wohl auch meine Gabe nicht recht ausreichte. Die kriegerischen Stimmungen von damals verwehten bekanntlich ohne Frucht. Man hatte gehofft, Preußen, das Preußen der neuen Aera, werde an der Spitze von Kleindeutschland dazwischentreten und dem Uebergewicht des napoleonischen Kaiserthums Einhalt gebieten. Preußen hatte auch Lust dazu, fand aber nicht den rechtzeitigen Entschluß zum kühnen Griff, während Oesterreich, nur um seinem deutschen Rivalen nichts verdanken zu müssen, vorzog, sich vor dem französischen Sieger zu demüthigen. Die Zwietracht und Ohnmacht des deutschen Bundes war wieder einmal offenbar geworden, das war alles.

Immerhin vergönnte mir der kriegerische Sommer die Ausführung zweier friedlichen Anliegen, einer wissenschaftlichen Arbeit und einer erquicklichen Urlaubsreise. Ich war, als der Agendenlärm ein wenig nachließ, zu meinen alten paulinischen Studien zurückgekehrt, und sie führten mich auf ein Thema, welches in meinem späteren Leben eine gewisse verhängnißvolle Bedeutung gewinnen sollte, auf die Lehre des Apostels von Christi Präexistenz. Ich hatte die Wahrnehmung gemacht, daß der Apostel, so oft er auf das vorzeitliche Sein des Gottessohnes zu reden kam, dasselbe nicht, wie die spätere Kirchenlehre, einseitig auf den göttlichen Factor der Persönlichkeit Jesu beschränkte, sondern daß er die ganze historisch-menschliche Persönlichkeit Jesu, den die „Fülle der Gottheit“ in sich tragenden Menschen Jesus Christus als solchen in die Ewigkeit hinauf-

datirte. Nicht eine „göttliche Natur“ oder „zweite Person der Trinität“ ließ er präexistiren, sondern den „anderen Adam“, den geistlichen und himmlischen Menschen, welcher das Ebenbild des unsichtbaren Gottes war, gemäß der biblischen Grundidee, daß Gott den Menschen nach und zu seinem Ebenbilde geschaffen (1. Mos. 1, 27; Kol. 1, 15). So fand ich aus der biblischen und insonderheit paulinischen Begriffswelt heraus eine Gleichung, welche mir das ganze christologische Problem principiell löste. War das ewige Ebenbild, welches Gott von sich selbst in sich hegte, um es seiner Weltschöpfung zu Grunde zu legen (Kol. 1, 16), das Urbild der Menschheit, dann war der urbildliche, der ideale Mensch als solcher der Gottmensch, — nicht vermöge einer Zusammensetzung zweier disparaten Naturen, sondern vermöge der in ihm stattfindenden vollkommenen Verwirklichung der göttlichen Idee, nach und zu welcher der Mensch geschaffen ist. Dabei verstand sich freilich von selbst, daß die von Paulus gedachte gottmenschliche Präexistenz Christi der historischen Existenz gegenüber von uns nur als eine irgendwie ideale gedacht werden könne, denn zu einer real-menschlichen Existenz würde auch eine menschliche Leiblichkeit gehören, welche Paulus dem Präexistenten nirgends zugeschrieben hat. Aber gerade diese ideale Natur der Präexistenz löste mir jene Schwierigkeit, an welcher die orthodoxe Christologie anerkanntermaßen unheilbar krankt: soll eine gottheitliche Person, wie die Kirchenlehre will, eine menschliche Natur annehmen, so ist nicht zu begreifen, wie dieselbe — in ihrem Bewußtsein und Willen ewig fertig und vollkommen — in ein menschliches Wachsen und Werden, in ein „Zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade“ eingehen könnte. Handelt es sich dagegen um die Verwirklichung einer ewigen göttlichen Idee in einer menschlich-geschichtlichen Persönlichkeit, dann war der Weg einer wahrhaft menschlichen, wenn auch einzigartigen Entwicklung derselben offen. Indem ich diese Lösung des christologischen Problems aus dem Neuen

Testament, insonderheit den paulinischen Briefen herausarbeitete, entstand mir eine exegetisch-dogmatische Abhandlung, an welcher ein theologischer Altmeister wie Ullmann nicht nur keinen Anstoß nahm, sondern die er für beachtenswerth genug hielt, um sie in seine Theologischen Studien und Kritiken aufzunehmen; sie ist in denselben im Jahrgang 1860 erschienen. — Als ich diese biblisch-theologische Arbeit nach besten Kräften vollendet hatte, gönnte ich mir und meiner lieben Frau den lang-ersehnten Genuß einer Schweizerreise. Wir hatten eine solche bereits im Vorjahr angetreten, waren aber durch eine Erkrankung Mariens zu trübseliger Umkehr genöthigt worden: jetzt gelang alles um so glücklicher. Wir besuchten gute Freunde in Müllheim, erstiegen von da den Blauen, durchwanderten den hohen Schwarzwald bis Todmoos im Wehrathal und kamen von Waldshut aus in die Schweiz hinein. Von Zürich fuhren wir nach Art am Zugersee, erklommen zu Fuß den Rigi, wo wir im Staffelhaus herbergten und vor Sonnenaufgang die Kulm erstiegen; dann wanderten wir nach Wäggis am Vierwaldstätter See hinunter. Von Flüelen aus wurde die noch von keiner Eisenbahn verstörte herrliche Gotthardstraße hinaufgepilgert, bis zu jener siebenten Brücke, der „Teufelsbrücke", an der das Goethe'sche „Es stürzt der Fels und über ihn die Flut" uns ergreifend vor die Seele trat. Den Endpunkt bildete, hinter dem dunkelschaurigen Urner Loch das reizende Andermatt: „Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, Du glaubst dich im Reiche der Schatten: Da thut sich ein lachend Gelände hervor, Wo der Herbst und der Frühling sich gatten." Eine prächtige Rückfahrt über den See brachte uns zu dem schönen Luzern, wo ein Zusammentreffen mit unseren besten Karlsruher Freunden der Reise ihren fröhlichen Abschluß gab.

Um so peinlicher berührte, als man wieder daheim war, die unermüdliche Fortsetzung des landeskirchlichen Kriegs. Jetzt, da die Agendensache keinen Stoff mehr hergab, richtete sich die

gehässige Polemik um so unverhohlener gegen den Bestand des Oberkirchenraths. Ein Kirchenregiment, von dem Ullmann in einer schließlichen Denkschrift sagen konnte, daß „unter ihm in seiner dermaligen Zusammensetzung niemals ein Geistlicher der Lehre wegen auch nur zur Rede gesetzt worden", wurde in den kirchlichen und politischen Blättern, welche seinen Heidelberger Gegnern zur Verfügung standen, unaufhörlich als „reactionär", als „pfäffisch" verleumdet und seine Beseitigung von der Regierung gefordert. Diese Regierung aber, vermöge eines Räthsels, das mir nie gelöst worden ist, sah dem ruhig und lautlos zu. Obwohl man die in Staats- und Schulämtern stehenden Leute, von denen jene Hetzartikel ausgingen, allgemein kannte und die Behörde in anderen Fällen solche von ihr abhängigen Leute sehr wohl zu zügeln verstand, wurde kein Wort gesprochen und keine Maßregel ergriffen, wodurch die Autorität der angefochtenen Stelle geschützt worden wäre. So mußte Freund und Feind den Eindruck gewinnen, der Prälat sei ein preisgegebener Mann, und das fachte den Eifer von allem, was sich für liberal hielt und dies unter dem Deckmantel der Anonymität zu beweisen liebte, immer höher an. Ullmann sowohl als Bähr, beides Männer von feinfühligem Gemüth und der höchsten Loyalität, litten unbeschreiblich unter diesem Zustand. Mehr als einmal erörterte der Prälat mit mir vertraulich die Frage seines Rücktritts, und so peinlich meine Lage nach einem solchen geworden wäre, so verhehlte ich ihm doch nicht, daß ich an seiner Stelle die Regierung vor ein Entweder-Oder stellen würde. Allein seine Anhänglichkeit an Land und Landesherrn war so groß, und der Gedanke, der sein Kirchenregiment leitete, so sehr sein Lebensgedanke, daß er den Entschluß der Initiative nicht fand; obwohl er mir einmal in einem bewegten Augenblick sein Gefühl in den Liedervers faßte: „Werden wir doch als wie träumen, Wann die Freiheit bricht herein."

Wurde nun Ullmann, eine hochgestellte, ehrwürdige und friedfertige Persönlichkeit, dazu ein badisches Landeskind, in

dieser Weise behandelt, so mag man sich denken, wie es mir, dem an sich mißliebigen „Preußen", dem herausfordernd aufgetretenen jüngeren Manne erging. Es ist kaum glaublich, welches Maß von Illiberalität — um kein anderes Wort zu brauchen — die liberalen Stimmungsmacher seit meinem Auftreten gegen Häusser wider mich entwickelten. Bald nach dem Erscheinen jener Flugschrift wurde mir unter einem nichtigen Vorwand die Wohnung gekündigt. Der Hauswirth, ein harmloser Bürgersmann, bekannte später mit einiger Scham, man habe ihn wegen meiner kirchlichen Parteistellung gegen mich verhetzt gehabt. Gleichzeitig lief durch die Stadt die Losung, man solle doch dem preußischen Hofprediger kein anderes Quartier vermiethen. — An der im Herbst 1859 auch in Karlsruhe begangenen Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag betheiligte ich mich durch eine Predigt, welche im Anschluß an das apostolische Wort „Alles ist euer, ihr aber seid Christi" zu zeigen versuchte, wie man, ohne dem positiven Christenthum etwas zu vergeben, die edle Persönlichkeit und vaterländische Bedeutung Schillers vollauf würdigen könne. Die Predigt machte einen vortrefflichen Eindruck und wurde in zwei Auflagen gedruckt und verkauft: nur meine liberalen Feinde verschrieen sie im Frankfurter Journal als ein pietistisches Attentat auf den großen Dichter, so daß selbst in jenem freisinnigen Blatte eine mir unbekannte Stimme zu meinen Gunsten Widerspruch einlegte. — Nicht lange vorher hatte ich dem verstorbenen greisen Markgrafen Wilhelm die Gedächtnißrede zu halten gehabt. In Erinnerung an seine im Jahre 1848 bewährte Charakterfestigkeit hatte ich ihn einer Eiche verglichen, welche der Sturm wohl habe brechen, aber nicht biegen können: alsbald entdeckten meine Feinde, das sei ein versteckter Ausfall auf den Großherzog gewesen, der sich im Agendensturm weniger unbiegsam bewiesen. Die Abzielung des nach oben gerichteten Mährchens lag auf der Hand. „Machen Sie sich nichts daraus", rief mir Hundeshagen gegen-

über solchen Erbärmlichkeiten zu, — „dies Volk ist Keinen gewohnt, der sich nicht fürchtet, und wenn es einen Solchen trifft, so fürchtet es ihn.“ Demgemäß befliß ich mich auch, zu verachten was verächtlich war, und meinen Weg unbeirrt weiterzugehen; aber ich ging ihn doch wie auf Glatteis. Ich kannte meine unvorsichtige und undiplomatische Natur und war immer darauf gefaßt, einmal einen Fehltritt zu thun und so meinen Auflaurern einen Triumph zu bereiten. Endlich beging ich in der That einmal eine Unvorsichtigkeit, welche ihnen einen Augenblick die Hoffnung erweckte, mich stürzen zu sehen. Ich hatte zum zweitenmal die Landtagspredigt zu halten und führte in derselben im Anschluß an das Wort „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“ den Gedanken aus, wieviel ein von Obrigkeit und Unterthanen beiderseits unverletztes öffentliche Recht für das Gedeihen des bürgerlichen Gemeinwesens bedeute. Ich zeichnete die wechselseitige Rechtsachtung und Unverbrüchlichkeit zwischen Fürst und Volk als das segensreiche deutsche Ideal, während ich für das Verderben, welches den unaufhörlichen Rechtsbrüchen von unten und oben entspringe, auf die Geschichte eines großen Nachbarlandes hindeutete. Auch katholische Abgeordnete drückten mir für die Predigt die Hand, und es wäre alles schön und gut gewesen, wenn nicht der französische Gesandte in der Kirche gewesen wäre und gerade soviel Deutsch verstanden hätte, um den Sinn der Parallele zu fassen. Es war im November 1859, da der Stern Louis Napoleon's eben im Zenith stand. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß zu diesem Landtagsgottesdienst die fremden Gesandten eingeladen würden; nun erfuhr ich noch am selben Tage, zuerst vom Prälaten, dann vom Minister des Auswärtigen, daß der Gesandte sofort nach der Kirche zu letzterem gefahren war, um sich über meine Predigt zu beschweren. Herr v. Meysenbug hatte ihm, wie er mir selber lächelnd erzählte, geantwortet: er bedaure lebhaft den Anstoß, aber in Deutschland unterlägen

Predigten keiner Censur. Anders faßten meine liberalen Interessenten die Sache auf: ihnen wäre es — unglaublich, aber wahr — eben Recht gewesen, wenn auf die Beschwerde des napoleonischen Gesandten ein deutscher Hofprediger Freimuths wegen gemaßregelt worden wäre. Es erschienen in den nächsten Tagen, aus deutschen Federn in deutschen Zeitungen, Artikel, welche triumphirend verkündigten, nun endlich habe ich mich unmöglich gemacht und werde meinen Posten räumen müssen. Da die Sache den Großherzog doch peinlich berührt haben konnte, so ging ich auf den Rath des Ministers zu ihm und entschuldigte mich, falls ich ihm eine Unannehmlichkeit bereitet; die Theilnahme der fremden Gesandten an jenem Gottesdienst sei mir völlig unbekannt gewesen. „Das habe ich mir gleich gedacht", antwortete der Großherzog mit seiner gewohnten Freundlichkeit; „im Uebrigen kennen Sie ja meine Gesinnungen." Damit war die Sache erledigt.

Obwohl ich hienach an entscheidender Stelle noch feststand, begreift man doch, daß unter den geschilderten Verhältnissen die Wurzeln, die ich ins badische Erdreich getrieben, sich insgeheim lockerten. „Schenkt mir Gott ein längeres Leben", hatte ich schon zu Anfang 1859 meinem Bonner Freunde geschrieben, „so möchte ich es doch hier nicht beschließen." Ich scheute ja Kampf und Streit, wo er um einer guten Sache willen geführt werden mußte, damals so wenig wie späterhin, aber von Kampf und Streit zu leben war meine Sache nicht, und von einem „frischen, fröhlichen Krieg" konnte bei der Beschaffenheit meiner anonymen Gegner nicht die Rede sein. Dazu kam, daß ich nicht nur den Haß einer Clique, mit der kein Friede zu schließen war, auf mich geladen, sondern daß ich auch das stumpfsinnige Vorurtheil des an sich indifferenten großen Haufens wider mich hatte, einfach weil ich ein Fremdling, ein Ausländer war. Als es an einem Karlsruher Wirthshausabend von allen Seiten laut über mich herging, trat zuletzt, wie mir erzählt ward, der Wirth hinzu und sagte: „Der Hofprediger hat eben

zwei Fehler: erstens, daß er kein Hiesiger ist, und zweitens, daß er besser predigt als andere.“ Nun hätte ich mich ja auf eine still-vornehme Privatexistenz zurückziehen können, zufrieden mit meinem Kanzelerfolg, mit meiner literärischen Muße und mit dem auserlesenen Kreise, der mir anhing, und hätte ich die Abdankung der guten alten Herren erlebt, die mich ins Land gerufen hatten, so wäre mir auch nichts anderes übrig geblieben. Aber befriedigt hätte mich eine solche Stellung nicht. „Ich kann es nicht entbehren“, schrieb ich meinem Freunde damals, „von der Bewegung der Gemeinschaft, der ich angehöre, getragen zu werden und wiederum meinerseits an der Bewegung dieses größeren Ganzen Theil zu nehmen. Daher muß ich hoffen, wiederum in eine geistige Heimath zu kommen.“ Eine solche Hoffnung hatte sich mir im Frühling 1859 aufgethan, indem die Bonner theologische Facultät mich zum Professor der praktischen Theologie vorschlug. Ohne Zweifel hatte mein treuer väterlicher Freund D. Bleek das Beste dabei gethan, kurz vor seinem plötzlichen Tode, an dessen Vorabend er sich noch an der Lebensbeschreibung meines Bruders erfreut hatte. Und was hätte ich lieber gethan als zurückkehren an die alte Stätte meiner Studien, an die Seite meines dort im Pfarramt wirkenden trefflichen Freundes, um meiner alten lieben rheinischen Kirche ihre Candidaten vorzuschulen! Es sollte nicht sein; die Wünsche der Facultät wurden in Berlin, wie es so geht, durch einen unberufenen Gegeneinfluß vereitelt und statt meiner wurde Plitt von Heidelberg berufen, der allerdings soeben dem badischen Ministerium erklärt hatte, neben Schenkel am Heidelberger Seminar nicht länger aushalten zu können. So mußte ich meine Zukunft Gott anheimstellen und inzwischen auf dem Posten, auf dem ich stand, fortfahren meine Schuldigkeit zu thun.

Und nun that sich mit dem Ende des Jahres 1859 eine neue Phase des landeskirchlichen Krieges auf, die es mir unmöglich machte, die Hände friedsam in den Schooß zu legen. Auf einem anscheinend fremden Gebiet, auf dem des Verhält-

nisses der Staatsregierung zur römisch-katholischen Kirche, entstand eine Verwickelung, welche in unsere evangelischen Kirchenverhältnisse herübergreifen und der liberalen Opposition im Lande vollends Oberwasser verschaffen sollte.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß die Regierung seit Jahren ein Concordat mit Rom verhandelte. Das Oberhaupt der katholischen Kirche im Lande, der Erzbischof von Freiburg, hatte, wie die deutsch-römischen Bischöfe überall, die Jahre der politischen Verwirrung benutzt, um die beengenden Schranken zu sprengen, mit welchen der badische Bureaukratismus auch ihn umgab. Darüber war ein Kriegszustand eingetreten, der seit Jahren keine feste Pfarrbesetzung zu Stande kommen ließ, und man sehnte sich von beiden Seiten nach der Wiederkehr geordneter Zustände. Die Gepflogenheit der Zeit und die Hartnäckigkeit des alten Erzbischofs ließ den Frieden in Rom suchen. Dabei hätte man noch einen leidlichen Stand gehabt, wenn wenigstens die oberrheinische Kirchenprovinz zusammengehalten hätte; aber König Wilhelm von Württemberg zog es vor, sein besonderes Concordat abzuschließen und den schwächeren Nachbar mit seinen zwei Dritteln katholischer Unterthanen allein zu lassen. Unter diesen Umständen konnte das badische Concordat nicht gerade günstig ausfallen, und doch meinte der Unterhändler, der es in München mit dem Nuntius vereinbart hatte, er hätte etwas Sonderliches erreicht. Ich weiß nicht, wer es war, aber daß er der Klügste nicht war, zeigt folgende hübsche Anekdote, die ich Ullmann verdanke. Der badische Gesandte meinte dem Cardinalstaatssekretär Antonelli für sein „Entgegenkommen" etwas schuldig zu sein; er sah sich mit Genehmigung seiner Regierung in München nach einem Ehrengeschenk um, und fand einen silbernen Becher, der ihm wohlgefiel. Am Fuße dieses Bechers aber war ein silberner Fuchs angebracht, und um demselben noch etwas mehr Ansehen zu geben, ließ ihm der Besteller zwei rothglühende Rubinen als Augen einsetzen. So war der Becher im

Begriff nach Rom abzugehen, als ein Freund den Gesandten fragte, ob der Fuchs mit den Rubinenaugen eine Anspielung auf den Charakter des Cardinalstaatssekretärs sein solle. Der Käufer erschrak und brachte seinen Fuchsbecher dem Verfertiger zurück; aber dieser wollte ihn der Rubinenaugen wegen nicht wiedernehmen. — Das war gewiß, das Concordat, obwohl es auf den ersten Blick nicht so übel erschien, hatte der Fuchs in Rom gemacht. Es versprach der römischen Kirche im Lande, nach der „disciplina ecclesiae vigens“ leben zu dürfen; ein Begriff, für welchen man den in Rom nach der Bedeutung fragenden Gesandten auf einige vierzig Folianten verwiesen hatte, die er sich ansehen könne. Es enthielt überhaupt eine Reihe mehrdeutiger, schwebender Bestimmungen, gab jedenfalls der katholischen Kirche im Lande eine Selbständigkeit, deren die evangelische sich nicht entfernt erfreute, und verletzte schon dadurch, daß die übriggelassenen Rechte des Staates als bloße allezeit widerrufliche Gefälligkeiten des Papstes erschienen. An einem Sonntagabend bei Herrn v. Meysenbug kam der Vertrag zu vertraulicher Erörterung. Wir alle drei, der Prälat, Bähr, ich sprachen unsere lebhaften Bedenken gegen das Ganze wie gegen Einzelnes aus. Der Minister dagegen, der übrigens die Verhandlungen mit Rom nicht eingeleitet, sondern als Erbe von seinem Vorgänger überkommen hatte, betonte nicht nur die Zwangslage der Regierung, sondern er that auch die mir unvergeßliche Aeußerung: die katholische Kirche gehe ja doch recht schweren, gedrückten Zeiten entgegen, — darum habe man regierungsseitig alle Gerechtigkeit gegen sie erfüllen wollen. Der Standpunkt protestantischer Noblesse gegen ein ja doch im Niedergang befindliches Gemeinwesen, wie auch Niebuhr und Ranke in Verwechslung von Kirchenstaat und Kirche ihn eingenommen hatten! So vollständig konnte noch damals ein feinsinniger und hochgebildeter Staatsmann sich über den Siegeslauf täuschen, den die römische Kirche in Deutschland bereits angetreten hatte.

Das Concordat wurde publicirt; man glaubte die Zustimmung des Landtags dazu nicht zu bedürfen. Aber die im Lande vorherrschende liberale Denkart urtheilte anders; man fand durch das Concordat die Selbständigkeit des Staates gefährdet, und es war bald kein Zweifel, daß der Landtag auf der Vorlegung desselben bestehen und es zum Gegenstand einer scharfen Kritik machen werde. Nun wäre es anständig gewesen, hiebei den liberalen Katholiken, welche in hinreichender Stärke vorhanden waren, die Vorhand zu lassen, oder sofern man sie unterstützungsbedürftig erachtete, zu ihrer Unterstützung den einmüthigen Protestantismus im Lande aufzubieten. Der in Heidelberg vom Agendenstreit her bestehende Oppositionsausschuß war anderer Meinung. Mit ebensoviel politischer Klugheit als sittlicher Scrupellosigkeit beschloß man, sich der Concordatsangelegenheit zu bemächtigen, um die erregten kirchenpolitischen Wogen ins eigne Fahrwasser zu leiten und mittelst der katholischen Streitfrage den im Agendensturm noch nicht erreichten Sturz des protestantischen Kirchenregiments herbeizuführen. Gleichzeitig mit dem im Herbst 1859 in Karlsruhe eröffneten Landtag wurde in die nächste Nähe, nach Durlach, eine protestantisch-kirchliche Conferenz berufen, unter Theilnahme politisch-liberaler Größen wie Häusser, Welcker u. s. w., aber nicht zugänglich für jedermann, sondern unter Ausschluß der positiven Protestanten auf namentlich Eingeladene beschränkt, reich an Vorträgen und Ansprachen, aber ohne Discussion, kurz in aller Weise eine pseudoliberale Mache. Und diese Versammlung begnügte sich nicht damit, eine Denkschrift wider das Concordat an Regierung und Landtag zu richten, sondern sie beschloß zugleich ein von dem Heidelberger Ausschuß herauszugebendes „evangelisch-protestantische-Wochenblatt", sowie die regelmäßige Wiederkehr solcher Conferenzen; sie setzte also aus Anlaß der katholischen Concordatssache sich selbst als protestantisch kirchlichen Wohlfahrtsausschuß ein. Die Nicht-einladung der positiv gerichteten Protestanten

hatte ihren wohlerwogenen Grund und Zweck; sie unterstützte die bereits in Umlauf gesetzte Mähr, der Prälat und seine Freunde seien Patrone des Concordats. Es war das, wie ich bereits mitgetheilt habe und wie man auch in Heidelberg wissen konnte, eine vollständige Lüge: der Evangelische Oberkirchenrath hatte ungefragt der Regierung seine Bedenken gegen das Concordat vorgetragen; als Mitglied der Ersten Kammer nahm Ullmann bald weiteren Anlaß, sich sowohl gegen das Concordat überhaupt wie insonderheit gegen die Verleihung erweiterter Autonomie an die katholische Kirche ohne gleichzeitige entsprechende Gewährung an die evangelische zu erklären, und in unserem demnächst zu erwähnenden „Evangelischen Kirchen- und Volksblatt", das wir vom 1. Januar 1860 an herausgaben, brachten wir als ersten größeren Aufsatz eine Kritik des Concordats aus der Feder Hundeshagens, welche inhaltlich mehr wog als alle Durlacher Reden. Das alles half uns nichts; wir blieben zu Papst- und Concordatsfreunden gestempelt. Selbstverständlich betheiligten sich nicht alle Gegner des Kirchenregiments an dieser verlogenen Nachrede, aber es ist mir auch aus ihrem Kreise keine Stimme bekannt geworden, die soviel Ritterlichkeit gehabt hätte, ihr entgegenzutreten. Daher selbst ein Kirchenhistoriker wie Hase so getäuscht werden konnte, um in der neunten Auflage seines Lehrbuchs zu schreiben: „Ullmann . . . schwieg zu der Gefährdung des Protestantismus durch das mit Rom abgeschlossene Concordat: hier setzten einige freisinnige Gelehrte von Heidelberg ihren Hebel ein; eine von ihnen berufene Versammlung zu Durlach wurde in ihrer Wiederkehr zu einer volksthümlichen Macht, verbunden mit der politischen Opposition in den Kammern." Wenn Hase nur die „volksthümliche Macht" in der Nähe gesehen hätte!

Es war die vorbeschriebene Situation, die mich zum zweitenmal auf den landeskirchlichen Kampfplatz rief. Ich sah, daß die Oberkirchenbehörde, von der Regierung im Stich gelassen und

durch amtliche Rücksichten verhindert sich zu vertheidigen, dem planmäßigen Ansturm erliegen und mit ihr die gesetzestreue, freilassend conservative Fortentwickelung der Landeskirche dahinfallen müsse, wenn nicht die besser-unterrichtete öffentliche Meinung ihr zu Hülfe käme. Aber wie sollte eine solche öffentliche Meinung sich bilden und äußern, da wir von der Presse vollständig ausgesperrt waren? Die „Badische Landeszeitung", das gelesenste inländische Blatt, war ganz in den Händen unserer Gegner; das gleichfalls vielgelesene „Frankfurter Journal" secundirte; die „Allgemeine Kirchenzeitung" wurde von Schenkel mitherausgegeben und in rücksichtsloser Weise gegen uns verwerthet, und als der Verleger ihm ebendeshalb im Jahre 1859 kündigte, schuf er sich für seine Agitationszwecke eine eigene „Allgemeine kirchliche Zeitschrift". Die Protestantische Kirchenzeitung, welche Hase für die badischen Verhältnisse als Quelle ansah, wurde von Heidelberg aus in gleichem Sinne bedient. In der Hengstenbergischen Kirchenzeitung Gegenrede zu thun, war für uns sittlich unmöglich, und die jüngst gestiftete „Neue Evangelische", zu deren Pathen ich gehörte, war in Baden noch ganz unbekannt. Und nun sollte noch ein eigenes landeskirchliche Oppositionsblatt, das in Durlach beschlossene Wochenblatt, wider uns hinzukommen. Es war mir klar, daß auch wir ein eignes landeskirchliche Organ haben müßten; ich schlug einem kleinen Kreise von Freunden die Begründung eines „Evangelischen Kirchen- und Volksblattes" vor und sie gingen freudig darauf ein. Ullmann und Bähr ließen wir aus dem Spiel, dagegen die beiden jungen Oberkirchenrathstheologen, Heintz und Mühlhäußer, welche auch dem Prälaten gegenüber hinreichend den Muth der eigenen Meinung hatten, waren dabei. Dazu kam Emil Frommel, der Stadtpfarrer Zimmermann und der Hofvikar Helbing, endlich der Verleger, der uns die trotz durchgängigen Umsonstarbeitens unvermeidlichen Geldsorgen abnahm, der treue Buchdrucker Gutsch. Einige Hülfe kam uns auch von außerhalb,

namentlich von Hundeshagen, der das Unternehmen mit großer Freude begrüßte. Die Hauptarbeit blieb doch auf mir sitzen; Frommel war nur für die Rubrik „Volksblatt“ zu brauchen, für die er einmal eine christliche Novelle schrieb, andere waren überhaupt improductiv; in der kirchenpolitischen Erörterung hat nächst mir Mühlhäußer das Meiste gethan. Die Heidelberger waren etwas überrascht, als sie am 1. Januar 1860 ihrem eben anhebenden Wochenblatt einen Wettbewerber gegenüber sahen. Mit was für Mächten wir dabei zu schaffen hatten, mag die Thatsache veranschaulichen, daß das Karlsruher Postamt anfangs den Versuch machte, den Bestellern unseres Blattes das Heidelberger unterzuschieben, dann aber dasselbe mit einer Postgebühr von $1^2/_3$ Gulden belasten wollte, während das gleich starke Heidelberger für 18 Kreuzer vertrieben ward, eine Maßregel, welche ich erst durch einen Gang zum Minister beseitigte.

Dies von mir gestiftete „Evangelische Kirchen- und Volksblatt“ besteht meines Wissens bis heute, ist aber begreiflicherweise durch so viele Wandelungen hindurchgegangen, daß ich mich heute in ihm vielleicht wenig wiedererkennen würde. Ob es in seiner ursprünglichen Anlage und Haltung den ihm von der Heidelberger Seite systematisch bereiteten Ruf eines reactionären, obscurantistischen Unternehmens verdiente, mag ein Auszug aus seinem von mir entworfenen und von dreiundzwanzig Geistlichen aus Stadt und Land unterzeichneten Programm darthun. Dies Programm rechtfertigte zunächst den gewählten Namen „Evangelisches Kirchen- und Volksblatt“ durch „die Ueberzeugung, daß unser Volk vor allem wieder recht evangelisch, und unsre Kirche volksthümlich und volksmäßig werden müsse“, daß „jede mit der evangelischen Wahrheit vereinbare Verständigung zwischen Glaube und Bildung, Kirche und öffentlicher Meinung, Geistlichen und Gemeinden mit allen Kräften anzustreben sei.“ Es bekannte sich „zu dem uralten und ewig-jungen Evangelium als dem alleinigen festen Grund nicht nur unsrer Anbetung, Heiligung und Hoff-

nung, sondern auch aller Zucht und Sitte im Volke, alles Heils in Haus und Staat, alles wahren Fortschritts in Bildung und Wissenschaft"; — „zur evangelischen Kirche nicht als einem Anhängsel des Staates zu höheren Polizeizwecken und nicht als einem Fortschritts-, Aufklärungs- und Rührungsverein, sondern als zur Brunnenkammer des ewigen in Christo entspringenden Lebensquells, von dem Ströme lebendigen Wassers in alle Lebensgebiete befruchtend ausgehen sollen; — zu der Idee einer fortschreitenden Entwickelung dieser Kirche, nur daß der Fortschritt nicht im Verschleudern, sondern im Verwerthen des Erbtheils der Geschichte bestehe; — endlich zur Union, nicht als einem Infragestellen des evangelischen Bekenntnisses und nicht als einem Verbot, lutherisch oder reformirt zu denken, sondern als einem Rechtstitel, die eigenthümlichen Vorzüge der Sonderconfessionen in gegenseitiger Durchdringung für uns in Anspruch zu nehmen." Insbesondere wies das Programm „das falschprotestantische Ideal einer Geistlichkeitskirche" ab, forderte größere Freiheit der Kirche von der Bevormundung des Staates mit Hülfe einer kräftigeren presbyterialen und synodalen Organisation, setzte aber hiebei allerdings voraus, „daß die Kirche ihre Ordnungen aus ihrer eigenen Natur und nicht aus politischen Theorieen entnehme und daß in ihr als einer auf dem Grunde des Glaubens ruhenden Gemeinschaft nur mitzurathen und mitzuthaten habe, wer sich in Wort und That zu diesem Glauben bekennt." — Das waren die Grundsätze, auf welche hin ich jahrelang in der von Heidelberg aus bedienten Presse als abschreckender Reactionär verschrieen worden bin, bis die von Hengstenberg ausgehende entgegengesetzte Verfehmung die Schenkel'sche ablöste. Der freundliche Leser von heute begreift, daß wir mit gutem Gewissen beisammensaßen, wenn wir nach diesen Grundsätzen unser Kirchen- und Volksblatt zurechtmachten und daß es nichts weniger als kopfhängerisch dabei herging. Wir hatten ein Redactionskränzchen eingerichtet; nach einem einfachen Abend-

brod, bei einem Glase Wein wurden die aufzunehmenden Artikel vorgelesen und beurtheilt, sowie die nöthigen Themata und Entgegnungen vertheilt, und unsere bitteren Gegner in Heidelberg hatten schwerlich eine Ahnung davon, wie vergnüglich das oft verlief. Wir waren jung genug, um inmitten unserer ernsten Lage auch heiter zu sein und mitunter einem guten Witz sein Recht zu lassen. Ein besonderes Vergnügen gewährte es uns, wahrzunehmen, wie wenig unsere Gegner sich auf divinatorische Kritik verstanden: sie riethen in der Regel falsch, wenn sie zu errathen meinten, von wem der Pfeil komme, der sie traf; während wir Schenkels Feder an gewissen moralischen und stylistischen Kennzeichen jedesmal sicher erkannten.

Uebrigens wollte der Freundeskreis, der sich zur Herausgabe des Kirchen- und Volksblattes verbunden hatte, keineswegs eine bloße Hülfstruppe für den Oberkirchenrath sein. Wir dachten selbständig genug, um auch an Ullmanns Kirchenpolitik eine schwache Seite wahrzunehmen, und unser Hauptaugenmerk ging auf eine friedliche und gedeihliche Fortentwickelung der Landeskirche. Die schwache Seite der Ullmann'schen Kirchenpolitik erblickten wir in der Neigung, sich allzusehr auf Gesinnung und Einfluß des Landesherrn, und zu wenig auf die selbständige und selbstthätige christliche Gemeinde zu verlassen. Wir bedauerten die auf der Synode von 1855 geschehene Zurückstellung der Verfassungsrevision und wollten dieser Revision, wie sie nun der nächsten Synode vorbehalten war, die Wege bahnen im Sinne einer entschiedenen Stärkung des presbyterial-synodalen Princips, nur unter scharfer Unterscheidung der zur Selbstregierung berufenen „Gemeinde der Gläubigen" von dem, was Luther den Herrn Omnes nennt und was in Baden ganz besonders beweglich und bedenklich erschien. Und weil wir wohl einsahen, wie wichtig für die Erreichung dieses Zieles die Beschwichtigung des landeskirchlichen Haders sein würde, auch weil wir an D. Schenkels bisher bezeugten positiv evangelischen Ge-

sinnungen noch immer nicht verzweifeln wollten, hatten wir beschlossen, unser Blatt mit keiner Polemik zu eröffnen, sondern den Heidelbergern gegenüber Frieden zu halten, soweit und so lange es immer möglich sei. So überraschten wir denn unsere Gegner nicht nur durch das Erscheinen unseres Blattes, sondern auch durch eine wochenlang fortgesetzte unverbrüchlich friedfertige Haltung desselben. Als das Heidelberger Blatt uns „als zum Train der ultramontanen Partei gehörig" begrüßte, war unsere einzige Antwort jene Abhandlung Hundeshagens wider das Concordat, in welche der Verfasser absichtlich die Erzählung meiner Trierer Proceßgeschichte verwob. Das Heidelberger Blatt „bedauerte" hierauf wörtlich, „uns nicht auf Seiten der Jesuiten zu finden." Gleichwohl wurde ein anderer, etwas anständiger gehaltener Angriff aus derselben Zeit zu einer ernsthaften, friedfertigen Auseinandersetzung benutzt. Ein Landtagsabgeordneter hatte bei der Budgetberathung das Verlangen ausgedrückt, daß der Oberkirchenrath künftighin auch Mitglieder einer anderen Richtung erhalte als gegenwärtig, wo er allein aus Männern der „pietistischen und orthodoxen Richtung" bestehe. Und wir hatten hiezu bemerkt, die gegenwärtigen Mitglieder der Behörde seien weder Pietisten noch Orthodoxe, sondern nur Leute, welche auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses ständen: neben solchen noch Leute anderer Richtung verlangen, sei ungefähr so vernünftig wie die Forderung, das Ministerium eines monarchischen Staates müsse neben den monarchisch gesinnten Mitgliedern auch einige Republikaner enthalten. Hieran anknüpfend hatte das Heidelberger Blatt dies „Stehen auf dem Grund des Bekenntnisses" für eine „entsetzlich nebulose Redensart" erklärt und uns aufgefordert, „einmal ehrlich und vernünftig darüber nachzudenken, was denn das eigentlich für ein Bekenntniß sei, von dem wir „ewig phantasirten"; „es handle sich hier um Meinungen und nichts als Meinungen, und es zeuge von wenig Bildung, wenn man seine Meinung, eben weil es die eigne,

vielleicht angelernte und nachgeredete sei, als die allein richtige ausgeben wolle." Es fiel mir zu, hierauf angesichts des ganzen Landes zu antworten, und ich that es in einem ruhig und ernst gehaltenen Artikel: „Das reformatorische Bekenntniß."

Ich erinnerte daran, daß die evangelische Kirche eine Gemeinschaft nicht von Meinungen und Meinungsverschiedenheiten, sondern des Glaubens sei, daß sie diesen ihren Glauben von Anbeginn unter Ausschluß anderer religiösen Denkarten ausgesprochen habe, und daß es, wenn man ein Lehr- oder Regierungsamt in ihr bekleiden wolle, demnach allerdings darauf ankomme, — zwar nicht den Buchstaben oder die Theologie ihrer Bekenntnisse zu unterschreiben, wohl aber die großen religiösen Ueberzeugungen zu theilen, welche darin niedergelegt seien. Als Inbegriff dieser Ueberzeugungen hielt ich den Gegnern den klassischen „Auszug aus der Augsburger Confession" vor, den Nitzsch seinem „Urkundenbuch der evangelischen Union" vorangestellt hatte. Ich vereinfachte diesen Auszug noch zu einer kurzen Zusammenfassung der evangelischen Grundlehren, und bat um Antwort auf die Frage, ob die uns gegenüberstehende Partei, welche im Heidelberger Wochenblatt mit „Wir" rede, in diesen Hauptpunkten einmüthig sei, indem ich zugleich klarstellte, was eine bejahende, eine verneinende, und eine verweigerte Antwort auf diese Frage für die landeskirchliche Verhandlung bedeuten würde. Diese öffentliche Frage setzte in Heidelberg dem Vernehmen nach in einige Verlegenheit; man hielt eine Parteiberathung und war erst in vierzehn Tagen schlüssig. Man beschloß zu antworten, und zwar bejahend. „Wir können nicht anders", erklärte ein Leitartikel des Heidelberger Blattes, welcher von der seitherigen Tonart auffallend abstach, „als in den genannten Punkten lauter christliche und protestantische Grundlehren zu erkennen, und zu bezeugen, daß sich zu jedem dieser Worte und Sätze eine entsprechende Lehre der h. Schrift findet, zu welcher wir uns

von Herzen bekennen." Daraufhin ermächtigten mich meine Freunde, in einem zweiten Artikel „Zur Verständigung" die Hand zum Frieden zu bieten. Ich theilte die erhaltene Antwort anerkennend mit, erklärte, daß die bei einer solchen gemeinsamen Grundlage übrigbleibende theologische Verschiedenheit ein Zusammenwirken zum Besten der Landeskirche nicht behindere, bat aber zugleich die Herausgeber des Heidelberger Blattes, nun auch denjenigen im Lande, welche ohne jene Grundlage anzuerkennen als in der evangelischen Kirche mitberechtigt, ja alleinberechtigt am lautesten schrieen, die Meinung zu benehmen, als ob sie von ihnen als vollgewichtige Träger des allgemeinen Priesterthums anerkannt würden. Hierauf erfolgte allerdings ein vielsagendes Schweigen, aber wir ließen dasselbe auf sich beruhen und fuhren fort, unser Blatt, das nach Gehalt und Leserkreis eine sehr erfreuliche Entwickelung nahm, mit friedlichen Aufsätzen aller Art zu füllen. Es stand damals die dreihundertjährige Gedenkfeier des Todes Melanchthons bevor, die wir — trotzdem der katholische Minister sie den evangelischen Gymnasien verboten hatte — kirchlich begehen und dem Volksbewußtsein einprägen wollten, und ich arbeitete für unser Blatt, das alle Sonnabende in der Stärke eines Bogens erschien, ein gemeinfaßliches Leben Melanchthons aus, das hernach im Sonderabdruck ein anständiges kleine Buch bildete und dem vielangefochtenen Prälaten als „dem Theologen im Sinne und Geiste Melanchthons" gewidmet ward.

Da erfolgte am 29. und 30. März 1860 die Entscheidung in der Concordatsangelegenheit. Die zweite Kammer, in ihrer Mehrheit dafür haltend, daß die Regierung nicht berechtigt gewesen sei, ohne Zustimmung des Landtags eine solche Uebereinkunft abzuschließen, beschloß mit 45 gegen 15 Stimmen die Bitte an den Großherzog, die Vereinbarung mit dem römischen Stuhl sammt der Einführungsverordnung außer Kraft zu setzen, beziehungsweise nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. Der Groß-

herzog hätte das noch ausstehende Votum der ersten Kammer abwarten können, aber er wollte drohenden Conflicten vorbeugen, nahm den sofort angebotenen Rücktritt des Ministeriums v. Meysenbug an und berief ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Majorität. Das Programm desselben lag in der Antrittserklärung, es sei entschlossen, von der Anerkennung der wohlbegründeten Ansprüche beider Kirchen auf eine freie und selbständige Bewegung auszugehen, die Rechte der Krone zu wahren und den Inhalt der Convention mit den verfassungsmäßigen Befugnissen der Stände möglichst auszugleichen. Es war ein über die badischen Grenzen hinaus wichtiges und an sich erfreuliches Ereigniß: zum erstenmal war das bedenkliche System der Concordate gescheitert, — gescheitert an der Vertretung eines zu zwei Dritteln katholischen Landes; der gesunde Grundsatz, Recht und Freiheit der katholischen Kirche nicht durch Vereinbarung mit Rom, sondern aus eigner freier Staatsentschließung zu bestimmen, hatte gesiegt, und zugleich, was uns noch näher anging, der Grundsatz war zur Anerkennung gekommen, daß man der evangelischen Kirche staatlicherseits eine ähnliche Verselbständigung schulde wie der römischen. Ich stand, so sehr ich die Beseitigung eines Mannes wie Herr v. Meysenbug bedauerte, mit meiner Ueberzeugung auf Seiten des Kammerbeschlusses und sprach mich in diesem Sinne auch gegen den Großherzog aus. Die Hoffnungen, welche man auf Grund dieses Beschlusses für eine gedeihliche Entwickelung der evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten hegen durfte, steigerten sich noch, als der Großherzog eine Erklärung an das Land richtete, in der er sich über die Lage in der edelsten Weise aussprach. Indem er der katholischen Kirche die auf verfassungsmäßigem Wege zu suchende Befriedigung ihrer begründeten Forderungen verbürgte, fügte er für die evangelische die folgenden bedeutsamen Worte hinzu: „Es ist mir heute eine ebenso werthe Pflicht, von meiner eignen, mir theuren Kirche zu reden. Den Grundsätzen getreu, welche für

die katholische Kirche Geltung erhalten sollen, werde ich danach streben, der evangelisch-protestantischen unirten Landeskirche auf der Grundlage ihrer Verfassung eine möglichst freie Entwickelung zu gewähren."

Dennoch barg, wie die Dinge in Baden nun einmal lagen, die eingetretene Wendung für die von uns vertretene Sache das Verhängniß in ihrem Schooße. Wir hatten gar keine Ursache, dem gestürzten Minister des Innern nachzutrauern, der die evangelischen Angelegenheiten gehindert hatte, wo er nur konnte; aber sein Nachfolger Lamey, ein so viel anständigerer Mann er sein mochte, war der Partei verpflichtet, die ihn emporgehoben. An dem eingetretenen politischen Umschwung schrieben die Herren von der Durlacher Conferenz sich selbstverständlich das Hauptverdienst zu, und da es ihnen nicht sowohl um die katholische, als um die evangelische Kirchenangelegenheit zu thun gewesen, so wollten sie auch auf dem Boden der letzteren belohnt sein. Natürlich, daß der Sieg der Opposition in der Concordatssache auf das ohnehin so erregbare und erregte Land die stärkste Rückwirkung übte und nun auch auf evangelischem Kirchengebiete ganz besondere Neuerungen erwarten ließ. Hatten die Heidelberger Herren je an eine friedliche Verständigung mit uns gedacht, jetzt glaubten sie jedenfalls eine solche weniger als je nöthig zu haben. — Die beiderseitigen Organe zogen aus der landesherrlichen Zusage sofort sehr verschiedene Folgerungen. „Vor allem", sagten wir im Anschluß an die letzten Worte der landesherrlichen Erklärung, „soll es eine Entwickelung werden, also kein Umsturz des Bestehenden, sondern eine Weiterbildung des in der Kirche Vorhandenen; — eine ‚Entwickelung auf Grund der Verfassung'. Ein Zerreißen des historischen Zusammenhanges, ein Niederreißen des Bestehenden, um auf dessen Trümmern ein völlig Neues aufzubauen, hat überall, am meisten aber auf kirchlichem Gebiete etwas höchst Bedenkliches und wird nur im äußersten Nothfall gerechtfertigt werden können. Ein solcher Nothfall aber

liegt hier um so weniger vor, als es unter den Kirchenverfassungen des evangelischen Deutschlands kaum eine geben wird, welche einer Weiterbildung im Sinne jener landesherrlichen Zusage fähiger wäre als die unsre. Sonach wird, nachdem zuvörderst die Selbständigkeit der Kirche durch ein Staatsgesetz ausgesprochen sein wird, die Oberkirchenbehörde im Sinne jenes großherzoglichen Manifestes Vorlagen zu machen haben, welche — je nachdem die ganze Angelegenheit mehr oder weniger beschleunigt wird — entweder einer außerordentlichen oder der im Jahre 1862 ohnedem einzuberufenden Generalsynode zu unterbreiten wären." Anders das Heidelberger Wochenblatt. In einem Artikel „Neue Wege, neue Arbeit" führte es aus, von der gegenwärtigen Oberkirchenbehörde könne man nimmermehr erwarten, daß sie eine wirklich freie Organisation des evangelischen Kirchenwesens einleiten und befördern werde. Aber auch von einer nach dem jetzigen Wahlmodus gebildeten Generalsynode sei für eine wirklich freie Kirchenverfassung wenig oder nichts zu erwarten, und ebensowenig könne man die Octroyirung einer neuen Kirchenverfassung seitens der Staatsregierung wünschen. Was denn nun? „Das evangelische Volk wird uns und andere hören; es wird sich ruhig und besonnen seine Ueberzeugung bilden; es wird dieser Ueberzeugung einen loyalen Ausdruck zu geben wissen, und unsre wohlwollende Regierung wird ihn nicht unberücksichtigt lassen." Das hieß also: wir werden Volksversammlungen halten und in denselben Losungen ausgeben; diese Volksversammlungen und deren Losungen werden mit Umgehung der verfassungsmäßigen Organe die Grundzüge des Neuen bezeichnen, das an die Stelle des Alten treten soll, und die Regierung wird sich dem fügen. Wir wiesen nach, daß das die neue Freiheit der Kirche antreten heiße mit dem Bruch ihrer rechtsbeständigen Verfassung und mit der Einführung der verderblichsten aller Tyranneien, der Tyrannei der schreienden Masse.

Acht Tage später, und das Heidelberger Wochenblatt redete noch deutlicher. Ein unverkennbar von Schenkel selbst verfaßter

Artikel fiel den Prälaten persönlich an und erklärte ihm und seinen Mitarbeitern im Kirchenregiment wörtlich: „Es wird ihrem eigenen Verstande einleuchten, daß sie nicht die geeigneten Organe zur Ausführung der in Aussicht gestellten Reform sind. . . Es muß bald und entschieden diejenige Bahn verlassen werden, auf welche unsere Kirche gegen den Willen und das Bedürfniß der großen Mehrheit ihrer Mitglieder seit der Generalsynode von 1855 gedrängt worden ist. Es wird sicherlich nicht an neuen Kräften fehlen, welche dem Anbau eines lebendigen kirchlichen Organismus in unserem evangelischen Landestheil jetzt gerne Mühe und Arbeit widmen." Das ôte-toi, que je m'y mette konnte nicht unmißverständlicher ausgedrückt werden. So redete der Director des evangelischen Predigerseminars mit seiner kirchlichen Obrigkeit, insonderheit mit dem Manne, dem er seine ganze Stellung im Lande in erster Linie verdankte. Aber die Generalsynode von 1855 kam nicht glimpflicher weg. Eine Reihe der nichtigsten Anklagen wurde auf einmal gegen sie ausfindig gemacht. Sie sollte (bei der Declaration des Bekenntnisses) „sich geweigert haben, das Recht der freien Schriftforschung anzuerkennen": aber sie hatte es ausdrücklich anerkannt, nur nicht in derjenigen Formulirung, welche die Minorität beantragt hatte. Sie sollte „eine Gottesdienstordnung aufgestellt haben, die mit dem religiösen Bedürfniß der protestantischen Bevölkerung im auffallendsten Widerspruch stand": und doch hatten, allen Wühlereien zum Trotz, reichlich drei Fünftel der Gemeinden sie freiwillig und dankbar angenommen. Sie sollte im neuen Katechismus — einer Combination des Kleinen Lutherischen mit dem natürlich nur auswahlmäßig verwendbaren Heidelberger — „eine Bevorzugung des lutherischen Elementes zugelassen haben, welche dem Geiste unserer Unionsverfassung kaum entspricht": als ob die Union in einem mathematischen Abwägen lutherischer und reformirter Texte bestünde. Außerdem hatte Schenkel der Generalsynode in der Verfassungsfrage vier Todsünden vorzuwerfen. 1. Sie habe

die herkömmliche Erwählung der Kirchenvorstände auf Lebenszeit vertauscht mit einer Cooptation derselben auf einige Jahre, ein Beschluß, auf dessen Motive ich weiterhin zurückkommen werde. 2. Sie habe keinen Antrag auf Verstärkung des — wie in der rheinisch-westphälischen Kirchenordnung nur ein Drittel der Synode betragenden — Laienelementes gestellt. Aber sie hatte die ganze Verfassungsrevision aus Mangel an Zeit auf die nächste Synode vertagt. 3. Sie habe „den Antrag, daß wichtigere Verordnungen des Oberkirchenraths der Synode zur (vorgängigen) Prüfung vorzulegen seien, sich vom Prälaten ausreden lassen": d. h. sie hatte ihn fallen lassen auf die durchschlagende Erinnerung, daß wichtigere Verordnungen nicht Jahre lang bis zum Zusammentritt der Synode warten könnten. 4. Sie habe „eine würdigere Stellung der Oberkirchenbehörde nach oben", d. h. eine Emancipation derselben von dem Ministerium des Innern und unmittelbare Stellung unter den evangelischen Landesherrn gewünscht, — ein Wunsch, den im selben Augenblick zu brandmarken, wo man die Losung der Freiheit und Selbständigkeit für die Kirche in den Mund nahm, der Gipfel der Rabulisterei war. Das waren die Rechtstitel, auf welche hin D. Schenkel es wagte, sein Endurtheil über Kirchenbehörde und Generalsynode wörtlich dahin zusammenzufassen: „Beseitigung des letzten Restes von Gemeindefreiheit nach unten, Begründung eines jeder Controle entnommenen absolutistischen Kirchenregiments nach oben war der offen ausgesprochene Plan der Partei, welche auf der Generalsynode von 1855 das große Wort führte und dasselbe in unserer Landeskirche seither zu führen nicht aufgehört hat."

Es war uns klar, daß nun das Friedesuchen, über welches die Landeszeitung uns ohnedies längst verhöhnte, ein Ende haben und das Schwert blank aus der Scheide müsse. In einem von mir verfaßten, gemeinsam durchgeprüften Aufsatz „Zur augenblicklichen Lage der Landeskirche" ward der hingeworfene Handschuh aufgehoben. „Noch waren die hochherzigen Worte nicht

verhallt, in welchen unser Großherzog an das aufgeregte Land die Mahnung richtete, alle Trennungen, welche die jüngste Zeit hervorgebracht, zu vergessen: noch läuteten die Glocken vom Sterbetage Melanchthons, des noch im Tode um die Einigkeit der evangelischen Kirche betenden Reformators, da wurde bereits im Lager des Heidelberger Wochenblattes zu einem neuen Feldzug in der Landeskirche getrommelt." . . . . „Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, was der allein correcte, allein wahrhaftige Anfang der Selbständigkeit unsrer Kirche ist. Der neue mit deren Anbahnung beauftragte Minister des Innern findet eine Oberkirchenbehörde vor, welche sich mit der gesetzmäßigen, zum Reden im Namen der Landeskirche allein berechtigten Generalsynode von 1855 in voller Uebereinstimmung befunden hat. Was seit 1855 geschehen ist, hebt diese Thatsache nicht auf; — schon rechtlich nicht, weil weder Diöcesansynoden noch Einzelgemeinden, noch gar selbsterwählte Ausschüsse das Recht haben im Namen der Landeskirche aufzutreten. Aber auch thatsächlich nicht, denn die vorjährigen Diöcesansynoden haben in ihrer großen Mehrheit unstreitig im Sinne des Oberkirchenraths votirt, und die Mehrheit der Gemeinden hat in der Agendensache trotz aller erdenklichen Wühlerei, der die Behörde nichts als Nachgiebigkeit entgegensetzen durfte, die dargebotene Gottesdienstordnung angenommen. Es wäre demnach das volle Gegentheil einer Verselbständigung der evangelischen Landeskirche, wenn der Herr Minister, wie das Heidelberger Wochenblatt begehrt, nach eigener Machtvollkommenheit und eigenem Gutdünken ihr zunächst ein neues Regiment octroyiren wollte. Vielmehr wird der gegenwärtige Oberkirchenrath gerade aus Achtung der Selbständigkeit unsrer Kirche in ihrem Verhältniß zum Staate zu erhalten sein; er wird darüber, wie diese Selbständigkeit innerhalb der vom Staate zu bezeichnenden Grenzlinien sich zu verwirklichen habe, Vorlage machen. Diese Vorlage kann dann einer freiberufenen Conferenz aus sachkundigen Gliedern der Landeskirche zur Be-

gutachtung unterbreitet werden, und schließlich wird, unter Vorbehalt Allerhöchster Genehmigung, die gesetzmäßig zu berufende Landessynode zu entscheiden haben. Sollte sich dann zwischen dieser und der Oberkirchenbehörde ein principieller Dissens herausstellen, dann — aber auch erst dann — wäre nach dem Grundsatz einer möglichst freisinnig gedachten, aber gesetzlich und organisch sich vollziehenden Selbständigkeit der Kirche eine Aenderung der Behörde in Betracht zu ziehen. Kein Billiger wird leugnen, daß dies der allein legale Weg ist, und daß dieser Weg der Partei des Heidelberger Wochenblattes, wenn sie wirklich an guten Gründen und an Vertrauen in der Landeskirche die stärkere ist, Bürgschaft genug gibt, zum Wort und zum Ziel zu gelangen. Wenn dieselbe nichtsdestoweniger alles aufbietet, diesen Weg zu versperren; wenn sie Anstalt macht, abermals den Landsturm aufzubieten und was der Agendenstreit an Zucht und Ordnung, Ehrerbietung und Gehorsam gegen die kirchlichen Organe noch übrig gelassen hat, in die Luft zu sprengen, nur damit der Oberkirchenrath mit in die Luft fliege, so ist es Zeit, daß ein jeder, der Entwicklung und Umsturz gesetzmäßige Freiheit und wüste Demagogie noch unterscheiden kann, sich einem solchen Beginnen entgegenstelle."

Der einzig erörterungswerthe Punkt in Schenkels Anklagen wider Oberkirchenrath und Generalsynode war die Ersetzung der herkömmlichen Aeltestenwahl durch Cooptation. Hier hatten Synode und Behörde allerdings einen Fehler gemacht, doch einen verzeihlichen. Die Erwählung der Aeltesten geschah in Baden durch Wahlmänner auf Lebenszeit; diese unpraktische Einrichtung hatte die kirchlichen Wahlen ganz in die Hände der politischen Macher und Schreier gebracht und zugleich eine unleidliche Stagnation herbeigeführt. Aus diesen Gründen hatte ein Mitglied nicht der Majorität, sondern der Minorität und Opposition von 1855, der angesehene Vicekanzler Haas von Mannheim, in der Synode den Antrag auf periodische Selbst-

ergänzung der Kirchenvorstände gestellt, in der Hoffnung, daß so die erwünschten frischen Kräfte in dieselben kommen und sie zugleich von politischer Agitation unabhängiger werden würden. Und der Fehler der Synodalmajorität und Oberkirchenbehörde war lediglich der, daß sie dieses von der Gegenseite ihnen entgegengebrachte Auskunftsmittel für empfundene Mißstände übereilt ergriffen hatten, anstatt die Frage der Aeltestenwahl der künftigen zusammenhängenden Berathung der Verfassungsrevision vorzubehalten. Ich für mein Theil, wenn auch im Punkte der kirchlichen Wahlen damals noch ängstlicher als späterhin, war kein Freund der Cooptation und hatte dessen auch vor unseren Gegnern kein Hehl. „Man gebe uns Bürgschaften, antwortete ich, daß die wahre Gemeinde und nicht die sogenannte, die Gemeinde, welche ihre geistige Heimath in der Bibel und in der Kirche hat, und nicht die, welche am Sonntag in der Kirche fehlt und dafür ihre Weisheit aus der Zeitung und aus dem Wirthshaus holt, die Wahlen in die Hand bekommt, und wir werden ihr mit Freuden nicht nur die Erwählung ihrer Aeltesten, sondern auch einen Antheil an der Pfarrwahl in die Hand gelegt sehen. Will aber ein Geistlicher oder Theologe, d. h. ein Diener der Wahrheit, sich gegen die Cooptation aussprechen, so ziemt es ihm, seinen Lesern nicht zu verschweigen, daß dieselbe allerdings die altreformirte, also historisch genommen ächtreformatorische Form ist die Presbyterien zu bilden, und daß die blühenden und selbstthätigen reformirten Gemeinden Frankreichs und des Niederrheins in ihr Jahrhunderte lang keine „gänzliche Unselbständigkeit der Gemeinde“ erblickt haben.“ Anstatt sich nun mit dieser billigen Antwort genügen zu lassen oder aber auf die Frage des kirchlichen Wahlrechts ernstlich einzugehen, meinte mein Gegner, mich bei dieser beiläufigen historischen Bemerkung über die Cooptation fassen zu können, und redete von „der wahrhaft erheiternden Ignoranz eines Mannes, der sein Schulpensum auswendig weiß.“ Er unter-

nahm mit anscheinender Gelehrsamkeit den hoffnungslosen Nachweis, daß die Cooptation nicht die altreformirte Art und Weise die Presbyterien zu bilden gewesen sei, gab sich aber dabei durch Ignorirung der Hauptthatsachen, durch handgreifliche Mißverständnisse und Sophismen, falsch abgeschriebene Citate und Berufung auf einen Gewährsmann, der bei genauerem Zusehen vielmehr meine Behauptung bestätigte, solche Blößen, daß es mir nicht schwer ward, ihm eine völlige Niederlage beizubringen. „Ihre Abfertigung, schrieb mir Hundeshagen über meinen Widerlegungsartikel, ist wahrhaft klassisch; Gott segne Sie dafür!" Anders empfand mein Gegner: da er in der Sache schlechterdings nichts zu entgegnen vermochte, fand er, daß unser Blatt „ein Jesuitenblatt ordinärster Sorte" sei, und daß, wenn das Heidelberger Wochenblatt gegen uns polemisire, es „das Heilige den Hunden gebe und die Perlen vor die Säue werfe."

Damit war zwischen den beiden landeskirchlichen Parteien das Tafeltuch durchschnitten. Ein Verfassungsstreit hatte den Agendenstreit abgelöst, und jeder von beiden Theilen schickte sich an, an das Land und dessen Obrigkeit zu appelliren.

Die Regierung hatte soeben behufs Ausführung ihrer Zusagen einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher beiden Kirchen die Stellung von öffentlichen Korporationen im Staate zusprach, die in gewissen näher angedeuteten Grenzen „ihre Angelegenheiten frei und selbständig ordnen und verwalten" sollten. Das entsprach vollkommen unseren Wünschen; wir begrüßten das große Princip, das in der preußischen Verfassungsurkunde als todter Buchstabe stand, hier aber zum ersten male ins Leben eintreten sollte, mit Freuden. Aber so wenig die katholische Kirche, um sich dasselbe anzueignen, vorgängig ihrer bestehenden Organisation zu berauben war, so wenig leuchtete uns ein Bedürfniß oder eine Berechtigung dazu bei der unsrigen ein, um so weniger, als die bestehende Kirchenordnung das Princip der Autonomie bereits enthielt. „Die evangelisch-protestantische

Kirche im Großherzogthum, hieß es in der Unionsurkunde, bildet in sich selber ein organisches Ganze, das von seinen Urbestandtheilen ausgehend die vereinzelte Wirksamkeit derselben in immer umfassendere Kreise vereinigt und bei jedem Schritt die verhältnißmäßige Staatsaufsicht und -mitwirkung in sich aufnimmt". Als jene „Urbestandtheile" waren die Einzelgemeinden mit ihren Presbyterien bezeichnet, die sich zu Diöcesen und Diöcesansynoden zusammenschließen sollten; aus den Diöcesen wiederum sollte, unter Hinzutritt zweier Oberkirchenräthe, eines Facultätsmitgliedes ,und eines landesherrlichen Commissarius, — allerdings mittelst getrennter und numerisch ungleicher Geistlichkeits- und Presbyterialwahlen — die siebenjährige Generalsynode erwachsen. Sie hatte „über Erhaltung der Kirchenverfassung und der auf ihr ruhenden Autonomie der Kirche zu wachen", auch nach gemachten Erfahrungen „in reifliche Erwägung zu ziehen, wie die Kirchenverfassung ins Leben eingegangen, und in welchen Theilen sie etwa noch höherer Vollendung fähig sei"; überhaupt über alle kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen und die landesherrliche Entschließung über dieselben zu veranlassen." „In dem evangelischen Regenten des Staates und zugleich ihrem obersten Landesbischof — hieß es weiter — findet die so constituirte Kirche ihren obersten staats- und kirchenrechtlichen Vereinigungspunkt; er übt alle aus beiden Eigenschaften fließenden Rechte circa sacra aus"; — die inneren kirchlichen Angelegenheiten sollte er also nicht einmal mitentscheiden. Nun war ja in praxi die „verhältnißmäßige" Staatsaufsicht und -mitwirkung zu einer recht unverhältnißmäßigen geworden, die theoretisch unterschiedene staatshoheitliche und landesbischöfliche Stellung des Fürsten nicht auseinandergehalten worden, und so das kirchliche Organ des Landesherrn, der Oberkirchenrath, fast gänzlich unter die Botmäßigkeit des Staatsministeriums gerathen. Aber diese Unfolgerichtigkeiten durften nur beseitigt und das 1821 in höchst ehrenwerther Weise auf-

gerichtete Princip kirchlicher Selbstregierung nur besser durchgeführt werden, und es war verwirklicht, was die neuen landesherrlichen und staatsrechtlichen Zusagen verhießen. Wenn wir nun darauf bestanden, daß die so erforderlich gewordene und schon vorher ins Auge gefaßte Verfassungsrevision durch die zu Recht bestehenden kirchlichen Organe geschehe, so forderten wir nur was sich rechtlich von selbst verstand und überdies durch das landesherrliche Wort „möglichst freie Entwicklung auf Grund der Verfassung" ausdrücklich verbürgt war. „Auf Grund der Verfassung", das konnte doch nicht heißen: unter Bruch der bestehenden Verfassung, unter Beseitigung der verfassungsmäßigen Organe.

Allerdings, wenn die bevorstehende Verfassungsrevision unter Initiative des Oberkirchenraths durch eine aus 14 Geistlichen, 7 Aeltesten und 5 Vertrauensmännern des Großherzogs gebildete Synode erfolgte, dann war ein conservatives Ergebniß ziemlich sicher zu erwarten. Ebendarum wurden die Heidelberger nicht müde, nicht blos den Oberkirchenrath, sondern auch die verfassungsmäßige Generalsynode der Impopularität zu zeihen und ihr den Charakter einer wirklichen Vertretung der Landeskirche abzusprechen. Wenn hierbei auch die erwähnte Vertauschung der Gemeindewahl mit der Cooptation verwerthet wurde, so war das freilich eine Unwahrhaftigkeit, denn die im Jahre 1855 eingeführte Cooptation war bis dahin nur in vereinzelten Todesfällen zur Anwendung gekommen; erst im laufenden Jahre 1860 sollte das erste Drittel der altgewählten Aeltesten ausscheiden und durch Cooptation ersetzt werden. Dagegen war kein Zweifel, daß, wenn man, zumal in dieser aufgeregten und verworrenen Zeit, die bestehenden kirchlichen Organe einer Volksabstimmung unterworfen und alles, was im Lande Protestant hieß und schreien konnte, namens des allgemeinen Priesterthums zum Träger der Kirchengewalt erklärt hätte, die Heidelberger die Majorität gehabt haben würden. Vermöge seiner eigenthümlichen

Lage und Geschichte war fast das ganze Land im Sinne des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons „liberal". Die Kirchenverfassung hatte kaum angefangen Wurzeln zu schlagen, die Staatsverfassung hatte alles beherrscht. Daher kirchliche Begriffe sich fast nur bei Geistlichen fanden; die pietistisch gerichteten Laien hatten als solche für das kirchliche Rechtsleben wenig Sinn, die aufgeklärten behandelten alles nach politisch-liberaler Schablone. So hatten die Heidelberger naturgemäß den Strom der öffentlichen Meinung überwiegend auf ihrer Seite; selbst ernstgebildete und kirchlich wohlmeinende Männer wurden von ihm fortgerissen. In eben jenen Tagen des zwischen uns und den Heidelbergern offenbar werdenden Bruches versuchten einige solche Männer, angesehene Protestanten in Freiburg, einen Mittelweg. In einem durchs Land verbreiteten Flugblatt schlugen sie vor: die legitime Generalsynode solle nach der bestehenden Wahlordnung zusammentreten, aber nur um diese Wahlordnung zu ändern, die Gleichzahl der geistlichen und weltlichen Abgeordneten zu beschließen und dann zu Gunsten einer neuen, constituirenden Synode, der auch der bisherige Oberkirchenrath keine Vorlagen machen dürfe, sich aufzulösen. Das war die Art und Weise, in der man im Jahre 1848 den Faden formaler Rechtscontinuität mit materialem Umsturz der bestehenden Rechtsverhältnisse zusammenzuweben gelernt hatte. Umsonst hielt ich den Freiburgern die Frage entgegen: wie, wenn die legitime Generalsynode sich weigerte, jene Beschlüsse zu fassen? Wenn sie, in gewissenhafter Wahrnehmung ihres Mandats „über Erhaltung der Kirchenverfassung zu wachen" die ihr zugemutheten Beschlüsse geradezu als pflichtwidrig erkennte? Umsonst gab sich Hundeshagen in höchst beherzigenswerthen längeren Ausführungen die Mühe, jenen von ihm hochgeachteten Männern das überaus Bedenkliche ihrer Vorschläge klar zu machen. Durch das Auftreten dieser falschen Vermittler hatten die Heidelberger vollends Oberwasser bekommen.

Auf den 7. Juni riefen sie eine zweite Durlacher Conferenz zusammen, auf deren Tagesordnung die Verfassungsfrage stand, — diesmal für jedermann. Man sprach von 4—600 Theilnehmern, darunter etwa 60 Geistlichen; auch einige von unseren Freunden waren hingegangen. In einem Vortrag von Häusser über den modus procedendi wurden die eben erwähnten Freiburger Vorschläge bestens angeeignet und die „Langsamkeit und Umständlichkeit" dieses Vorgehens mit seiner „großen und vollkommenen Loyalität" entschuldigt. Den Hauptvortrag hielt Schenkel und entwickelte in folgenden Sätzen den Grundriß der anzustrebenden Kirchenverfassung. „1. Die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche des Großherzogthums Baden ruht in der evangelisch-protestantischen Gemeinde, welche in der Pfarr-, Diöcesan- und Landesgemeinde zur verfassungsmäßigen Erscheinung kommt. Ihre Rechte und Befugnisse übt sie durch die von ihr selbst gewählte Vertretung aus. 2. Der evangelische Großherzog verwaltet das landesherrliche Kirchenregiment nach den Bestimmungen der Kirchenverfassung. 3. Die Pfarrgemeinden sind durch Kirchengemeinderäthe vertreten, welche von allen selbständigen Gemeindegliedern unmittelbar oder mittelbar auf eine bestimmte Zahl von Jahren gewählt werden. 4. Die Pfarrer werden unter Mitwirkung der Pfarrgemeinden vom Großherzog ernannt; die Patronatsrechte bleiben vorbehalten. 5. Die Diöcesangemeinden sind durch die Diöcesansynoden vertreten, in welchen jede Pfarrgemeinde durch mindestens ebensoviel weltliche als geistliche Mitglieder repräsentirt ist. 6. Die Dekane werden unter Mitwirkung der Diöcesansynoden vom Großherzog auf eine bestimmte Zahl von Jahren ernannt. 7. Die Landesgemeinde ist durch die Generalsynode vertreten und wird mindestens aus ebensoviel weltlichen als geistlichen Abgeordneten gebildet. Dieselbe versammelt sich mindestens alle fünf Jahre zur Berathung und Beschlußfassung über alle ins Gebiet der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung einschlagenden Angelegenheiten. Ihre Beschlüsse

bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Großherzogs. Sie ist durch einen von ihr gewählten ständigen Ausschuß von einer Sitzungsperiode zur andern vertreten. 8. Die Mitglieder des Oberkirchenraths werden unter Mitwirkung der Generalsynode oder des Generalsynodalausschusses vom Großherzog ernannt. Derselbe ist der Generalsynode in Beziehung auf seine gesammte Thätigkeit verantwortlich und in besonderen Fällen auf den Beirath des Synodalausschusses angewiesen. 9. Kirchliche Gesetzentwürfe von allgemeiner Wichtigkeit sollen vor ihrer Berathung durch die Generalsynode den Kirchengemeinderäthen und Diöcesansynoden zur Kenntniß und Aeußerung mitgetheilt werden. 10. Für die Verhandlungen der Diöcesan- und Generalsynoden besteht der Grundsatz beschränkter Oeffentlichkeit." — Also der Entwurf einer nagelneuen Kirchenverfassung an Stelle der aufzuhebenden seitherigen. Dieser Entwurf — rein formalistisch gehalten — ließ die materiell wichtigsten Punkte, den Wahlmodus zum Kirchengemeinderath, zur Diöcesansynode und zur Landessynode, die Pfarrwahl, die Besetzung des Oberkirchenraths und die ganze Machtvertheilung zwischen Landesherr und Landesgemeinde in klüglicher Unbestimmtheit; im Uebrigen war das Modell einer schweizer Kantonalverfassung ziemlich richtig nachgebildet. Die Hauptsache war die volksgefällige „breiteste Grundlage": vom evangelischen Bekenntniß als Voraussetzung der Kirchenverfassung war nichts gesagt; von irgendwelcher Zucht zur Unterscheidung blos passiver Kirchgenossen und activer Gemeindeglieder war keine Rede; jeder „selbständige" d. h. fünfundzwanzigjährige männliche Protestant war Träger der kirchlichen Selbstregierung. Ein anwesender Radikaler fand in diesem Verfassungsentwurf den Großherzog überflüssig und die Unterscheidung von Geistlichen und Weltlichen inconsequent; Schenkel entschuldigte beides mit der Rücksicht auf „die historische Entwicklung". Einer unsrer Freunde, der davor warnte, eine neue Kirchenverfassung im Sturm und Drang des Augenblicks zu machen, und die nächste ordent-

liche Generalsynode abzuwarten rieth, wurde bündig abgetrumpft und darauf alles nahezu einstimmig angenommen.

Wir gaben unsere Sache nicht verloren, sondern luden „jedermann, der sich mit evangelischen Glaubens- und Kirchengenossen auf gläubiger und rechtlicher Grundlage verständigen wolle", auf den 27. Juni nach Bruchsal ein. Es kamen 130 Geistliche und reichlich doppelt so viele Laien, also eine Versammlung, nicht viel weniger stark als die Durlacher und hinsichtlich der Geistlichen in der Doppelzahl. Den Hauptvortrag hatte ich übernommen und hatte über die Verfassungsfrage gleichfalls zehn Thesen aufgestellt, welche aber nicht blos ein Verfassungsstatut skizzirten, sondern auch die Rechtslage der Landeskirche und die unveräußerlichen evangelischen Verfassungsgrundsätze mitbefaßten. Ich darf aus denselben hier nur in Kürze das Wichtigste ausziehen. „Durch die Erklärung über die Autonomie der Kirchen ist die Verfassung der Landeskirche lediglich auf Seiten ihres Zusammenhangs mit dem Staate berührt, keineswegs aber grundsätzlich verändert oder in ihrem wesentlichen Bestande unhaltbar geworden. Es bedarf daher mit nichten einer neuen Constituirung unsrer Kirche, sondern lediglich der Vertheilung der Befugnisse, welche durch den Verzicht des Staates auf die bisherige Bevormundung frei werden, an die verschiedenen verfassungsmäßigen Kirchenorgane. Hiermit ist allerdings die schon von der Generalsynode von 1855 in's Auge gefaßte allgemeine Verfassungsrevision zu verbinden; nur versteht sich von selbst, daß die Verfassung allein revidirt werden kann auf verfassungsmäßigem Wege, d. h. durch die ordentliche Generalsynode, welche ihre Vorlagen vom Kirchenregiment erhält. Die Vorprüfung dieser Vorlagen durch eine vom Großherzog zu berufende freie Conferenz ist durch die Verfassung als zulässig vorgesehen und um der Wichtigkeit der Sache willen zu empfehlen. Leitender Grundsatz einer solchen Verfassungsrevision kann die (Durlacher) These „die Kirche ruht in der Gemeinde" nur dann sein, wenn die

Gemeinde in der Abhängigkeit von ihrem Herrn und Haupte und in Einheit mit dem in ihr vorhandenen Amte gedacht wird. Aus ersterem Verhältniß entspringt der Grundsatz, daß das Evangelium und evangelische Bekenntniß die Voraussetzung unseres kirchlichen Verfassungslebens ist; daß also an diesem einen thätigen Antheil nur nehmen kann, wer sich zu jenem bekennt. Das Amt andererseits, welches die Gemeinde als Einzel- wie als Sammtgemeinde mitconstituirt, ist zu unterscheiden als pastorales und als presbyterial-episkopales. Daß letzteres auf seiner obersten Stufe in den Händen des evangelischen Landesherrn verbleibe, ist gerechtfertigt unter der Voraussetzung, daß derselbe sich in seinem kirchlichen Handeln an kirchlichen Beirath bindet. Da aber das Amt der Idee nach der ganzen Gemeinde eignet, so gilt es die möglichste Mitbetheiligung derselben an ihren eigenen Angelegenheiten und hiezu die Herausstellung ihrer lebendigsten und begabtesten Mitglieder als ihrer Vertreter. Da das Amt nichts ist ohne die Gemeinde, und die Gemeinde nichts ohne das Amt, so ist aus der Kirchenordnung jeder Antagonismus von Pfarramt und Gemeinde und jedes Rechenexempel zwischen beiden für die Synoden fernzuhalten; dagegen ist das Pfarramt als auf dem Grund der Gemeinde ruhend allerdings in bestimmten Beziehungen an die Zustimmung der Gemeinde zu binden und der Gemeinde eine Mitwirkung bei der Besetzung des Pfarramts einzuräumen. — Die Skizze der Kirchenverfassung, welche sich aus diesen Grundsätzen ergab, war in Kürze die: Active Rechte in der Einzelgemeinde soll haben, wer sich durch seine Theilnahme am Gottesdienst zum evangelischen Glauben bekennt und diesem Glauben durch seinen Wandel nicht widerspricht. Aus diesen vollberechtigten Gemeindegliedern soll das Presbyterium hervorgehen entweder durch directe Wahl auf Grund einer von ihm vorzuschlagenden Doppelzahl oder durch Vermittelung einer größeren Gemeindevertretung; die pure Cooptation ist jedenfalls aufzugeben. Die Diöcesansynoden haben

nicht aus Standeswahlen, sondern aus den Gemeinden hervorzugehen, sind also zu bilden aus allen wirklichen Pfarrgeistlichen und je einem Aeltesten aus jeder Mutter- oder Tochtergemeinde; ein Vorschlagsrecht bei Dekanatsbesetzungen und die Beiordnung einiger Vertrauensmänner zu gewissen Dekanatshandlungen kann ihnen eingeräumt werden. Die Generalsynode hat aus den Diöcesansynoden mittelst Abordnung je eines Geistlichen und eines Aeltesten hervorzugehen und die Mitglieder des Kirchenregiments, sowie einige weiteren Vertrauensmänner des Landesherrn (Mitglieder der theologischen Facultät, einige Dekane und einen evangelischen Rechtsgelehrten) in sich aufzunehmen. Sie ist häufiger zu berufen und soll das Recht haben, in wichtigen Fällen den Oberkirchenrath durch Vertrauensmänner aus ihrer Mitte zu verstärken; Prediger und Aelteste sollen zu ihren Sitzungen Zutritt haben." — Diese Grundsätze und Grundzüge führte ich in einer zweistündigen wiederholt von Beifall unterbrochenen Rede aus. Nach mir erörterte als Correferent der obengenannte Vicekanzler Haas die landeskirchliche Rechtslage; er fand nicht einmal eine Erweiterung der kirchlichen Autonomie durch die neuen Gesetze außer Zweifel gestellt und stimmte im Uebrigen ganz mit mir überein. Unter den weiteren Rednern ragte besonders Hundeshagen hervor; auch mehrere Laien nahmen das Wort. Mit einer Freiheit, wie die Durlacher Conferenz sie nicht gekannt hatte, wurden auch Einzelfragen erörtert, aber bei der Unmöglichkeit alle Verfassungsprobleme durchzusprechen begnügte man sich, die von mir aufgestellten Grundsätze einmüthig zu billigen und die Verwahrung hinzuzufügen, daß „Verfassungsänderungen jedenfalls nicht anders als durch die gesetzlichen Organe, auf Grund der Verfassung und in Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntniß vorgenommen werden dürften." Eine außerordentlich gehobene Stimmung durchdrang die Versammlung.

Hätte die Regierung einen klaren und festen Willen besessen, das Rechte zu thun, so hätte sie an dieser Bruchsaler Versamm-

lung eine hinreichende moralische Stütze gehabt. Im ersten Augenblicke überraschte ebensosehr die Stärke unsrer Partei, wie die Freisinnigkeit unserer Anschauungen; selbst unsre hartnäckige Feindin, die Landeszeitung, gab einem warm anerkennenden Artikel Raum. Allein die Regierung hüllte sich fortdauernd in tiefes Schweigen und unterließ alles, was der öffentlichen Meinung zum Anhalt oder der Herabsetzung der kirchlichen Organe zum Dämpfer hätte dienen können. Sie konnte den von uns bezeichneten modus procedendi nicht ablehnen, wie sie ihn denn auch hernach formell wirklich innegehalten hat; aber sie wollte es mit den Heidelbergern um keinen Preis verderben, sondern ihnen möglichst zu Willen sein. Von diesen aber geschah das Unglaubliche, um den guten Eindruck, den unser Auftreten gemacht hatte, auszulöschen. Man deutete an, die Freisinnigkeit der Bruchsaler Thesen sei pure Heuchelei; sie solle nur für den Augenblick blenden, unter günstigeren Umständen aber widerrufen werden. Man verhöhnte den Gedanken, die activen Gemeinderechte an die Bedingung treuen Kirchenbesuchs und unbescholtenen Wandels zu knüpfen, als ein „mit dem Princip der Rechtfertigung durch den Glauben unvereinbares Werthlegen auf äußerliche Werke". Unter dem Titel: „Die Unverträglichkeit der Bruchsaler Thesen mit der Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche" erschien eine Schmähschrift — wie verlautete, von D. Schenkel —, welche sich die Aufgabe stellte, jeden Satz, den ich aufgestellt, zu verdächtigen und zu mißdeuten; ich habe sie hernach im Kirchen- und Volksblatt beleuchtet und der alte Director Stern ließ auf seine Kosten von dieser Beleuchtung tausend Sonderabzüge machen, um sie im Lande zu verbreiten. Jene Schenkel'sche Schrift entdeckte unter anderem, daß der Satz „die Gemeinde ist nichts ohne das Amt, wie das Amt nichts ist ohne die Gemeinde" unprotestantisch, katholisirend sei; daß in ihm, trotzdem ich das Amt ausdrücklich als der Idee nach in der Gemeinde ruhend bezeichnet hatte, jener katholische Amtsbegriff enthalten sei, „wie er von

Kliefoth, Stahl, Vilmar uns aufgedrungen werden will." Daneben gingen die öffentlichen Angriffe und Schmähungen gegen den Oberkirchenrath in womöglich noch gesteigerter Tonart weiter, und unwidersprochen durfte in den Zeitungen von der bevorstehenden Entlassung oder Versetzung dieses oder jenes Mitgliedes der Behörde geredet werden. Dieses den Oberkirchenrath als vogelfrei Behandeln wurde im Laufe des Sommers 1860 so arg, daß ein gänzlich unbetheiligter Ehrenmann, der mit seiner kirchlichen und religiösen Denkart auf liberaler Seite stand, aber auf Gottesfurcht und Sitte hielt, es nicht länger mit ansehen konnte. In einer Flugschrift, „das gute Recht Aller", bekannte er offen seinen freien Standpunkt, rief aber von demselben aus seinen Landsleuten folgende Mahnungen zu. „Protestanten, welche ihrer Kirche aufrichtig zugethan sind und sie von anderen geachtet wissen wollen, hätten niemals die oberste Behörde derselben in jenem Tone behandeln sollen, welchen wir nur allzuoft zu hören und zu lesen bekommen. Man muß gerecht sein gegen jedermann, sogar gegen den Oberkirchenrath. Der Oberkirchenrath hat in dem, was so große Verstimmung erregte, nicht auf eigene Faust gehandelt, und er hat überhaupt den gesetzlichen Weg nicht verlassen. . . ." „Wir leben in einer Zeit, in welcher der crasseste Unglaube immer weiter um sich greift, ein Unglaube, welcher in dem Menschen nur ein Product der Erde, nur eine vorübergehende Verbindung von Stoffen und Kräften sieht und dem das Vaterunser ebenso eine Thorheit ist wie das Augsburgische Glaubensbekenntniß. Wohlan, die Anhänger dieses Unglaubens gehören auch zu den Gegnern der strengeren Richtung, und sie dürften vielleicht noch viel zahlreicher sein als die Anhänger der freieren Richtung, mit welcher wir es hier zu thun haben. Das sind die Feinde, deren Bekämpfung einem ehrlichen Protestanten wichtiger sein müßte als die Bekämpfung der strengeren Richtung und des Oberkirchenraths; das sind Bundesgenossen, deren Mitwirkung in der Beantwortung kirchlicher Fragen ein

ehrlicher Protestant sich aufs allerentschiedenste verbitten müßte. Aber freilich, wenn man nur Anhänger und Gegner des Oberkirchenraths kennt, so gibts mehr aus; das imponirt, das schafft die Mehrheit. Und am allerfreisinnigsten sind doch offenbar diejenigen, welche in jedem fünfundzwanzigjährigen Protestanten ein gleichberechtigtes Organ des heiligen Geistes anerkennen." Der faulste Punkt der Schenkel'schen Demagogie hätte nicht empfindlicher getroffen werden können. Aber dieser Appell aus Laienmund an das Gewissen der Oppositionsleitung hatte keinen anderen Erfolg, als daß das Heidelberger Blatt auf Hundeshagen, den es mit gewohntem Ungeschick für den Verfasser hielt, einen ingrimmigen Ausfall machte. Der wirkliche Verfasser nannte sich hierauf öffentlich: es war der Karlsruher Lyceal-professor Zandt, ein stiller, leidender, von allem Parteiwesen abgekehrter Mann.

Bedenklicher als die Lage Ullmanns und Bährs, welche als alte Herren jeden Tag sich in ein otium cum dignitate zurückziehen konnten, war in Folge des erneuten Kirchenstreites meine eigne Lage geworden. Gelang es, was täglich wahrscheinlicher ward, jene meine Gönner aus dem Kirchenregiment zu verdrängen, dann befand ich mich einer in Kirchenregiment und Landeskirche siegreichen Partei gegenüber, deren Haß niemand im Lande sich in solchem Maße zugezogen hatte wie ich. Auch dann zwar würde das persönliche Wohlwollen des Großherzogs, das sich mir auch in diesen Kriegszeiten unverändert bezeugte, mich in meinem Hofpredigeramte geschützt haben. Aber ich war inzwischen mehr als Hofprediger geworden; ich war der Vertrauensmann und Wortführer der positiven Partei im Lande geworden, und hätte als solcher nicht abdanken können, wenn diese Partei als unterlegene in den Stand der Nothwehr gegen ein liberal-despotisches Regiment gedrängt worden wäre. Würde eine solche Stellung als Führer der Opposition sich mit der eines großherzoglichen Hofpredigers haben vereinigen lassen?

Ich war darauf gefaßt, eines Tages um Versetzung in eine bescheidene Landpfarre bitten zu müssen. Indeß die führende Vaterhand Gottes hatte es freundlicher mit mir vor. Seit Ende März wußte ich, daß die theologische Facultät zu Halle auf D. Jacobi's Anregen damit umging, mich zum Professor der praktischen Theologie vorzuschlagen, und das Herz war mir aufgegangen bei der erneuten Aussicht, meinen alten Lebenswunsch erfüllt zu bekommen. Freilich galt es, angesichts der vorjährigen Bonner Enttäuschung, sich keinen voreiligen Hoffnungen hinzugeben, und je länger die Sache sich hinzog, um so mehr war ich auch diesmal auf das Scheitern derselben gefaßt. Da kam am 25. Juni, zwei Tage vor der übernommenen Bruchsaler Conferenzrede, der Brief des preußischen Cultusministers und trug mir in ehrenvollster Weise die Hallische Professur an. „Indem ich", schrieb Herr v. Bethmann-Hollweg, „diese Professur einem Manne von bewährtem Charakter anzuvertrauen wünschen muß, würde ich den größten Werth darauf legen, wenn Ew. . . . sich bereit finden ließen" u. s. w.: solche Worte eines solchen Mannes wogen alle Schmähungen und Herabwürdigungen auf, die ich seitens der Heidelberger Polemik zu erleiden gehabt hatte. Mein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein; indessen hielt ich es für recht und anständig, ihm keine Folge zu geben ohne Vorwissen derer, welche mir in meiner Berufung nach Baden ein so großes Vertrauen geschenkt. Ich fuhr nach Baden-Baden, wo sich Ullmann zu seiner Erholung aufhielt; was ich ihm zu sagen hatte, war ihm nichts völlig Neues, da er bereits bei den Vorberathungen in Halle ins Vertrauen gezogen worden war. Er war gleichwohl angesichts der gefallenen Entscheidung tief bewegt, billigte aber meinen Entschluß durchaus, mit dem Hinzufügen: „Ach, wäre ich auch in Halle geblieben!" Hierauf schrieb ich an den Großherzog einen ausführlichen Brief, theilte ihm den empfangenen Ruf mit und bat, bevor ich denselben annähme, um meine Entlassung, indem ich jeden Gedanken, als

wolle ich etwa gehalten werden, aufs bestimmteste ausschloß. Ich legte unter herzlicher Anerkennung aller erfahrenen persönlichen Freundlichkeit die Gründe dar, welche es mir unmöglich machten, meine Lebenszukunft an Baden zu binden: die ungebrochene Feindseligkeit der Hofkreise, die mir widerfahrene Verkümmerung der zugesagten Schloßgemeinde zu einem Schatten, vor allem die Kirchenpolitik der Regierung, welche durch ihre Neutralität zwischen den berufenen Leitern und den unberufenen Verwirrern der Landeskirche einen in jeder Hinsicht verderblichen Unfrieden nicht beschwichtige, sondern nähre. Auf dieses Schreiben, das in der Kritik des in und seit dem Agendenstreit eingehaltenen Verfahrens bis an die Grenze erlaubten Freimuthes ging, erhielt ich eine ausführliche Antwort, welche — fühlbar aus bewegter Stimmung hervorgegangen — über die berührten kirchenpolitischen Verhältnisse einen Dissens andeutete, ohne ihn zu formuliren, und in herzlicher Weise bedauerte, daß ich jede Möglichkeit ausgeschlossen, mich zu halten. Es war mir nach diesen tieferregenden Tagen, welche sich unmittelbar an jene Bruchsaler Versammlung anschlossen, Bedürfniß, zunächst allem Weiteren zu entfliehen. Ich nahm Urlaub, besuchte meine alte Gemeinde in Trier, in welcher ich veranlaßt ward zu predigen, ging dann nach dem alten lieben Rhein hinunter, wo ich mit meinem Vater zusammentraf, um mit ihm gemeinsam meine Frau abzuholen, die bei ihren Eltern in Lemgo weilte; mit einander fanden wir dann in Bonn, im Hause meines Freundes Wolters, Ruhe und Erquickung.

Als ich nach Karlsruhe zurückkam, war meine Hallische Berufung inzwischen perfect und bekannt geworden. Und nun erfuhr ich erst, in welchem Umfang ich in diesen kaum vier Jahren im fremden Lande Boden gewonnen hatte, — wie viel Liebe und Anhänglichkeit in Stadt und Land inmitten aller Feindseligkeiten mir geschenkt worden war. Zwar angesichts der Lage der Dinge im Lande und der Bedeutsamkeit meines neuen Be-

rufes verdachte mir niemand, daß ich ging; aber die Trauer darüber nahm nahezu die Gestalt eines öffentlichen Ereignisses an. Hatte schon beim letzten Weihnachtsfeste eine Reihe von liebenswürdigen Geschenken aus der Gemeinde den mehrseitigen Wunsch bezeugt, mich für manche peinlichen Eindrücke zu entschädigen, so geschah jetzt das Gleiche in noch viel größerem Maßstab. In Karlsruhe bildete sich ein weiter Kreis, in dessen Namen mir die Gesammtausgabe von Schleiermachers Werken und ein schöner silberner Armleuchter überreicht ward. Ein treuer alter Herr, der wehmüthig meinte, wenigstens bis zu seinem Tode hätte ich bleiben sollen, setzte in einer Stipendienstiftung, die er unter den Händen hatte, meine Kinder den Kindern der eigenen Familie gleich. Meine Schülerinnen brachten mir einen silbernen Pokal mit einer rührenden Zuschrift. Die Geistlichen der Diöcese Pforzheim, an ihrer Spitze der ehrwürdige Vater meines nachmaligen Amtsgenossen und Freundes Riehm, luden mich zu einer letzten Conferenz ein und schenkten mir zum Andenken das Bildniß des unlängst verstorbenen E. M. Arndt in großem Kupferstich, dazu jenen schönen silbergetriebenen Ecce homo in Relief, den sie vier Jahre vorher für die dem Großherzog darzubringende Traubibel von einem Pforzheimer hatten fertigen lassen. Hundert und vierzig gute Namen aus Karlsruhe, Männer und Frauen, vereinigten sich mit Namensunterschrift auf den 12. September zu einem Abschiedsmahle in Durlach, bei welchem manches edle, liebevolle Wort aus bewegtem Herzen geredet ward. Bei diesem Abschiedsmahle wurde mir ein schönes Album überreicht, das ich bis heute in Ehren halte, aber freilich nur mit Thränen in den Augen durchbetrachten kann, denn fast alle, welche sich hier mit einem bedeutsamen Worte eingezeichnet haben, ruhen heute schon in kühler Erde. Den Anfang hatte Ullmann gemacht mit Jerem. 1, 7; 1. Mos. 12, 1: „Der Herr aber sprach: Du sollst gehen wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße. Gehe aus

deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das Ich dir zeigen will. Und Ich will dich zum großen Volke machen und dich segnen." Hundeshagen folgte mit „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hofft, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Bähr hatte geschrieben: „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi; lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt." Herr v. Meysenbug: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Der greise Director Vierordt: „Suchen werden wir Dich, — nur auf Deinen Wegen Dich finden." Frommel hatte 1. Sam. 20, 42 eingetragen: „Und Jonathan sprach zu David: Gehe hin mit Frieden; was wir beide geschworen haben im Namen des Herrn, und gesagt: der Herr sei zwischen dir und mir, das bleibe ewiglich." Aber ich darf die tiefen und treuen Worte nicht alle herschreiben, in denen sechzig theure Männer mir ihr Herz mit auf den Weg gaben. Tiefbewegten Gemüths hielt ich am 23. September in der überfüllten Schloßkirche meine Abschiedspredigt, über Phil. 1, 27: „Wandelt nur würdiglich dem Evangelium Christi, auf daß, ob ich komme und sehe euch, oder abwesend von euch höre, daß ihr stehet in Einem Geist und Einer Seele, und sammt uns kämpfet für den Glauben des Evangeliums." Der großherzogliche Hof befand sich zur Zeit in Baden-Baden; als ich im Gedränge der letzten Tage hinüberfuhr, um Abschied zu nehmen, traf ich niemanden, und so ging ich vom alten Schloß zu Fuß hinüber durch die schönen Berge nach Rothenfels im Murgthal, um der verwittweten Markgräfin Wilhelm Lebewohl zu sagen. Sie rechnete mir dies Kommen hoch an und schickte mir noch mit einem herzlichen Abschiedsbriefe das Bildniß ihres verewigten Gemahls. Nur flüchtig konnte ich am folgenden Tage die großherzoglichen Herrschaften bei einem kurzen Aufenthalt derselben in Karlsruhe noch eben begrüßen. Am zweiten October reisten wir. Viele Freunde, Männer und Frauen, gaben uns

das Geleit; wir weinten herzlich mit einander. Auf dem Heidelberger Schlosse machte ich mit den Meinigen Mittagspause und sah noch einmal zurück auf das schöne badische Land. Ein reicher, schwerer Lebensabschnitt lag hinter mir: wieviel Böses ich darin erfahren hatte, — weit, weit überwog doch das Gute.

Drittes Kapitel.

Hallische Anfangszeiten.

Zwei Tage verweilten wir in Frankfurt bei meinem alten Vater, für den meine Berufung zum Professor der Theologie die letzte große Erdenfreude war. Dann ging es in elfstündiger Fahrt mit Frau und Kindern dem neuen Bestimmungsorte zu. Ich kann nicht sagen, daß der Gedanke an Halle als künftige Heimath mich sonderlich angemuthet hätte: ich hatte die Stadt von meiner Studentenreise nach Berlin her in unfreundlicher Erinnerung, und was uns Ullmann aus seinen Hallischen Zeiten von Ort und Landschaft erzählt hatte, erweckte einem Süddeutschen fast das Bild eines Exils. Die Stadt, welche heute vermöge einer großartigen Entwicklung ihre Bürger mit gerechtem Stolze erfüllen kann, machte im Jahre 1860 noch einen unerquicklichen Eindruck. Abgesehen von dem alterthümlich schönen Marktplatz, einigen gothischen Kirchen und spärlichen Neubauten ein Gewirre armseliger Häuserreihen, denen die tiefe Dürftigkeit der französischen und nachfranzösischen Zeit aufgeprägt war; dazu ein Schmutz, wie ich ihn noch in keiner größeren deutschen Stadt gesehen habe, begünstigt durch eine schlechte Pflasterung und vermehrt durch die Unarten des niederen Volkes. Auch die Kahlheit der Umgebung trat an dem noch wenig umbauten Bahnhof dem Ankömmling peinlich entgegen. Man hatte mir ebendort, an der neu sich anbauenden Merseburger Landstraße, die Wohnung eines von Halle wegberufenen Professors gemiethet;

sie war neu hergerichtet und bequem; aber die Octoberwinde umwehten das freistehende Haus streng und rauh, und umsonst suchte das Auge in der weit nach Leipzig hin sich öffnenden Aussicht einen landschaftlichen Reiz. — Um so angenehmer war ich überrascht, als ich an einem sonnigen Herbstnachmittag mit den Meinigen das entgegengesetzte Ende der Stadt aufsuchte, den an der Saale abwärts führenden Weg. Rechts groteske Felsen, welche damals nur einen schmalen Durchweg ließen; links die schön bewaldete Nachtigalleninsel, dann jenseits des breiter werdenden Stromes die malerischen Porphyrhöhen der Bergschenke, und ihnen gegenüber der Giebichenstein. Zwar auch über diesem grauen Felsgestade, an dem die dunkelgrüne Saale langsam vorüberschlich, lag ein Schleier von Melancholie: oder war ich es, der den schwermüthigen Anhauch mitbrachte? In meiner Seele zitterten die Erlebnisse der letzten Wochen und Monate nach, und in dieser herbstlich umgebenden Fremde erwachte das Gefühl so vieler dahinten gelassenen Liebe und Treue mit neuer Stärke; dazu kam die Empfindung des großen ernsten Lebenswendepunktes, in dem ich stand, und rührte die theuren Schatten der Vergangenheit, das Bild des unvergeßlichen Bruders, der an meiner Seite fehlte, im Herzen auf. Auf der Bergschenke, wo wir rasteten, vor uns den Giebichenstein und die Saale, welche da drunten fröhlich singende Studenten im Kahn vorübertrug, entstand mir nach langer Zeit wieder einmal ein Gedicht, das als treuer Ausdruck meines damaligen Lebensgefühls auch hier eine Stelle finden mag.

Sei mir, Fremde, gegrüßt, freundlich geschmückte Flur,
Die im bläulichen Duft hier mir zu Füßen liegt,
Angestrahlt von der Sonne
Herbstlich glühendem Scheideblick!

Sei mir, Fremde, gegrüßt, künftiges Heimathland;
Da mein wanderndes Zelt neu sich erheben soll:
Hier auf ragendem Gipfel
Ruht sich müde der Wandrer aus.

Drunten gleitet der Strom, spiegelnd das alte Schloß,
Trägt im schwankenden Kahn fröhliche Jugend hin,
Und ihr hallendes Lied tönt
Eigen mahnend zu mir herauf.

So auf ragender Höh, prangend im Jugendkranz,
Einst, ach, stand ich mit dir, Trautester, Hand in Hand,
Eine künftige Heimath
Vor uns, schimmernd im Morgenglanz.

Nun am fernen Gestad deckt schon das fünfte Mal
Herbstlich fallendes Laub dir das bethränte Grab: —
Ach, die Wunde — sie heilt nicht,
Die mir heimlich das Herz zertheilt!

Oft vom fröhlichen Fest, Liedes- und Becherklang,
Oft aus trautem Gespräch, liebender Freunde Kreis
Leise flüchtet die Seele
Heimwehvoll zu den Sternen auf,

Sucht dein seliges Bild dort am crystallnen Strom,
Wo die heilige Schaar ruhet vom ird'schen Kampf,
Mit dir traute Geschwister
Und die Mutter im Silberhaar. —

Wende, träumendes Herz, wende den Sehnsuchtsflug!
Erdwärts kehre zurück; banne die Thräne heut
Stark aus leuchtendem Auge:
Auch die Erde, sie ist des Herrn!

Birgt dein wanderndes Zelt Engel des Friedens nicht?
Theilt nicht Wonne und Weh mit dir ein treues Herz?
Spielt nicht traulich ums Knie dir
Golden träumender Kinder Lust?

Ruft nicht draußen der Kampf, der dir die Seele schwellt,
Der in heiligem Bund Freund dir zum Freunde schaart?
Heiße Schläfe des Streiters,
Kränzt sie dankende Liebe nicht?

Führt nicht mitten hindurch stark dich die Hand des Herrn,
Hat bis hier dich geführt, sicher und unversehrt,
Und zu schöneren Siegen
Neu die Pforte dir aufgethan?

Sei mir, Fremde, gegrüßt, Rast meiner Pilgrimschaft,
Die mein Gott mir geschenkt, froher Verheißung Pfand,
Und zur ewigen Heimath
Zeig' mir freundlich den schmalen Weg!

Aus allen Nachgefühlen riß mich eine gebieterische Nothwendigkeit heraus, die Pflicht der Arbeit. Es war noch vierzehn Tage bis zur ersten Vorlesung. Ich hatte praktische Theologie zu lehren, die ich als Gesammtdisciplin weder je gehört noch getrieben hatte; soviel ihre Einzelprobleme mich seither im Leben beschäftigt hatten, so war es doch eine ganz neue Aufgabe, dieselben auf Principien zurückzuführen und von diesen aus sie wissenschaftlich zu entwickeln. Meine beste Hülfe ward das bis auf den Schlußtheil vorliegende monumentale Werk von Nitzsch; ich sah bald, daß ich vorerst genug leistete, wenn ich es fertig brachte, die hier aufgespeicherten Goldbarren gemeinverständlich auszumünzen. Ein Durchblick durch die Gesammtaufgabe und ein Anfang von Ausführung war eben gewonnen, als der entscheidende Tag kam. Ich fand zu meiner Ueberraschung achtzig Zuhörer vor und erkannte nun, einen wie viel größeren Wirkungskreis Halle mir eröffnete, als das versagt gebliebene Bonn. Ich führte mich ein mit einer freien Ansprache über meine Anschauungen und Vorsätze; man hatte mich mit einer gewissen Spannung erwartet, und ich erfuhr bald, daß man sich nicht enttäuscht fühlte. Die in Halle noch herrschende Dictirmethode schränkte ich wesentlich ein; ich dictirte kurze Paragraphen und führte dieselben in wohlvorbereitetem freien Vortrage aus; späterhin ließ ich auch das Paragraphen-Dictiren fallen. Anfangs memorirte ich mein Heft, da ich nicht ablesen wollte; erst allmählich lernte ich dasselbe brauchen, ohne daran gebunden zu sein. Ich hatte neben der vierstündigen Privatvorlesung über die erste Hälfte der praktischen Theologie noch publice den Galaterbrief erklären wollen: da derselbe bereits besetzt war, wählte ich „Evangelische Missionsgeschichte", wofür ich durch

meine Trierer Missionsstunden bereits einigermaßen vorbereitet war.

Neben den Vorlesungen über praktische Theologie war die Leitung der homiletischen und katechetischen Seminarabtheilung mir aufgetragen. Für die erstere hatte ich von Bonn her Nitzschs großes Vorbild in lebendiger Erinnerung. Nach demselben that allerdings in Halle eine gewisse Reform noth. Mein Vorgänger, der als Generalsuperintendent nach Königsberg berufene D. Moll, hatte den Anfänger im Predigen sammt einem Recensenten in eine leere Kirche mitgenommen und ihn da seine Predigt — lediglich vor zwei recensirenden Zuhörern — aufsagen lassen; — das widerstand mir. Ich wollte, daß der Anfänger schon seinen ersten Versuch nicht als ein schulmäßiges Exercitium, sondern als die Aufgabe, einen Zuhörerkreis zu erbauen, auffasse und empfinde, und so bemühte ich mich, für das wohlbesuchte Seminar einen eignen kleinen Sonntagsgottesdienst einzurichten. Ich erbat vom Curator der Universität für meine Seminaristen einen Talar, vom Magistrat der Stadt den Mitgebrauch des zwar weit entlegenen, aber für meinen Zweck allein geeigneten Hospital-Betsals, und so begannen dort regelmäßige Seminargottesdienste, welche dem Prediger auch eine kleine Vorübung im Lesen der Liturgie gewährten, seinen Commilitonen aber erst die Möglichkeit darboten, die Predigt, welche am folgenden Seminarabend besprochen werden sollte, kennen zu lernen. Das katechetische Seminar richtete ich so ein, daß ich schriftlich auszuarbeitende Dialoge über die Einzelpunkte des Kleinen lutherischen Katechismus und mündliche Katechisationen mit Schulknaben über frei zu wählende Schriftworte neben einander hergehen ließ. Die mündlichen Katechisationen eröffnete ich selbst, um ein Vorbild zu geben; die schriftlichen, welche in der Sitzung verlesen und besprochen wurden, bildeten sammt der positiven Skizze, in welche ich meine Kritik jedesmal ausgehen ließ, eine fortlaufende Anleitung zu einem auf Grund des Katechismus zu ertheilenden Confirmandenunterricht.

Es lag mir an, mit denjenigen unter meinen Zuhörern, welche mir irgendwie ihr persönliches Vertrauen zu erkennen gaben, auch in näheren persönlichen Verkehr zu treten. Einen offenen Abend für alle einzurichten, ging um der großen Zahl willen nicht an; aber ich lud mir alle vierzehn Tage ein Dutzend zu einem einfachen Abendbrod und Glase Wein. Diese Studentenabende geriethen meist lebhaft und ausgiebig und wurden mir von manchen Theilnehmern zu meiner Ueberraschung noch nach Jahren verdankt. Der Privatverkehr zwischen Lehrern und Studierenden wurde in Halle vielfach gepflegt; vor allem hatte ihn Tholuck zu einer seltenen Höhe getrieben. Er machte seine täglichen Spaziergänge nie ohne eine Anzahl jugendlicher Begleiter, denen er in seiner sokratischen Weise allerlei Nüsse zu knacken gab; dazu kamen in seinem kinderlosen Hause allerlei gesellige und festliche Veranstaltungen für die fortwährend einander ablösenden academischen Pflegesöhne; aber alles war darauf angelegt, besondere Blicke in den Einzelnen zu thun und seiner inneren Entwickelung einen womöglich fürs ganze Leben wirksamen Anstoß zu geben. Zu einer solchen absichtsvoll anfassenden Seelsorge an den Studenten fühlte ich mich nicht berufen, aber ich fand auch, daß während dieselbe für manch einen heilsam war, Andere, und nicht die Schlechteren, sich von derselben abgestoßen fühlten und nach einem harmloseren, unbefangneren Verkehr mit ihren Lehrern verlangten. So vor allen jener treffliche Theodor Schenk, welcher im homiletischen Seminar mein erster Senior war und mit der Freude eines Brautführers sich beeiferte, mich in die Liebe der academischen Jugend einzubürgern. Auf dem langen Wege, den wir am Sonntag-Nachmittag von dem in Glaucha gehaltenen Seminargottesdienst gemeinsam zurücklegten, wurden wir mit einander vertraut, und er wurde mein Rathgeber in allem, was sich auf meinen Verkehr mit Studenten bezog. Er war mir zugethan gewesen noch ehe er mich mit Augen gesehen; das „Leben eines Frühvollendeten"

hatte ihm das Herz abgewonnen, und seine erste Candidatenreise ging an den Rhein, um die Stätten aufzusuchen, die ihm durch dies Buch theuer geworden; noch bewahre ich den Brief, in dem er mir diese Reise beschrieb. Leider eröffnete er die lange Reihe jener Besten, welche ein frühzeitiger Tod inmitten ihrer Blüthe vorm Fruchtbringen hinwegnimmt. Nicht lange nach jener Reise, im Hauslehreramt, raffte ein Nervenfieber ihn weg; der tiefgebeugte Vater, ein ehrwürdiger Superintendent unserer Provinz, stiftete mir ein rührendes sichtbare Andenken an ihn. Andere aus jener, wie mich dünkt, hervorragenden Erstlingsschicht meiner Schüler sind reich-tragende Fruchtbäume geworden, wie mein lieber College D. Hering, Superintendent Prof. D. Förster in Halle, Senior D. Bärwinkel in Erfurt, unser Diakonissenhausgeistlicher Otto Jordan und aus etwas späterer Zeit Ernst Dryander, jetzt Generalsuperintendent in Berlin, und sie sind alle meine treuen Freunde geblieben.

Aber die Berufung in eine Universitätsprofessur führt nicht nur in einen Kreis begeisterungsfähiger Jünglinge ein, sondern zugleich in einen Kreis hervorragender Männer, in eine edle, mit den höchsten Culturanliegen des Volkes und der Menschheit betraute Genossenschaft. Auch von dieser Seite her lernte ich das Glück meiner neuen Lebensstellung von Tag zu Tage mehr schätzen.

Die Universität Halle-Wittenberg, nächst Berlin die bedeutendste des preußischen Staates, übertraf die bevorzugte hauptstädtische Hochschule weit an corporativem Zusammenhalt; sie war vielleicht die collegialste von allen größeren deutschen Universitäten. Die „concordia cum collegis sancte colenda“, zu der man sich bei der feierlichen Einführung im Senat auf Grund der alten Statuten verpflichtete, war hier wirklich eine Wahrheit; Coterieen gab es nicht; einzelne Zänker überließ man sich selbst. Noch umschlang ein geselliges Band die ganze Universität; wenigstens wurde der Neueintretende so ziemlich überall einge-

laden und so auf gemüthliche Weise mit seinen Collegen bekannt gemacht. Allerdings lagen auf diesem Verkehr noch ein wenig die Schatten des vorangegangenen traurigen Jahrzehnts preußischer Geschichte; zwei Themata — sagte man mir vertraulich — vermeide man, die Politik und die Religion. Einer noch erheblichen, jedoch abnehmenden hochconservativen Gruppe stand eine stärkere gemäßigt liberale gegenüber, aber der Curator der Universität, der alte Geh.-Rath Pernice, gehörte der ersteren an und übte durch seine etwas despotische Art, in welcher der vormärzliche „außerordentliche Regierungsbevollmächtigte" noch nachklang, einen moralischen Druck. Indeß kurze Zeit nach meinem Eintritt starb dieser unbeliebte Gewalthaber, und an seine Stelle trat der gewesene Oberpräsident v. Beurmann, eine so väterlich wohlwollende und edel-freilassende Persönlichkeit, daß nun Frieden und Freiheit vollkommen verbürgt erschien. Bei aller Lebhaftigkeit des geselligen Verkehrs war der äußere Aufwand mäßig. Nachdem man anfangs bei allen zu Gaste gewesen, ging die Geselligkeit natürlich in engere Gruppirungen über. Aber am Schluß des Semesters hatte die ganze Universität ihren Familienabend: man fand sich bei einer einfachen Bewirthung zusammen, und der studentische Gesangchor, der unter der Leitung des trefflichen Liedercomponisten Robert Franz unsere academischen Gottesdienste verschönte, sang uns seine vierstimmigen Lieder, wofür er auf Regimentsunkosten freigehalten ward. Einfache, behagliche Veranstaltungen, welche eine anspruchsvollere Zeit nachmals verdrängt hat.

Ich fand in Halle eine fleißige, pflichttreue Universität. So verschiedenartige Geister in den vier Facultäten thätig waren, so weiß ich doch Keinen, der seines anvertrauten Amtes unwerth gewesen wäre; nicht wenige aber waren hervorragende Männer und — was in der Welt seltener zu werden scheint — scharf ausgeprägte Originale. Ich habe hier natürlich nur diejenigen zu nennen, mit denen ich in ein näheres Verhältniß gekommen

bin. Der Rector, der mich einführte, war der Jurist Goeschen, ein liebenswürdiger, kranker Mann, mit dem ich hernach ein Jahr freundlich unter einem Dache gelebt habe. Der namhafteste unter seinen Specialcollegen aber war Karl Witte, das einst von einem eitlen Vater mißbrauchte Wunderkind, und nun zwar kein bedeutender Rechtsgelehrter, aber ein gründlicher Kenner Italiens und der Divina commedia; ein behaglicher Mann von umfassender humanistischen Bildung, von dem man sich gern aus aller Welt, auch von seinen Papstbesuchen, erzählen ließ. Unter den Medicinern war Peter Krukenberg, der geniale Kliniker, zwar schon ein müder Greis, der sich soeben zurückzog, aber eine bald eintretende Nachbarschaft sollte mich ihm dennoch nahebringen. Ein freundlicher, in seinen Altersleiden stoisch tapferer Invalide, der Kant studierte und den Papst haßte; neben ihm — eine wahre Perle — seine hochbetagte Frau, die mit ihrer Jugend noch in die Tage der Freiheitskriege hineinreichende Tochter des edlen Reil, eine mütterliche Freundin für viele und auch für uns. Aber auch die beiden Nachfolger Krukenbergs, Julius Vogel und Theodor Weber, sind mir werthe Freunde geworden. Julius Vogel, kein Glückskind und insonderheit als Kliniker nicht einschlagend, aber ein ernster Gelehrter und edler Charakter; Theodor Weber soeben jugendfrisch von Leipzig herüberkommend; er wie seine frühverstorbene Schwester Laura die liebenswürdigen Kinder eines unserer bewährtesten Professorengeschlechter. Ein erst aufgehender Stern war damals der jüngere Volkmann, Richard „Leander"; aber zu den Säulen der Universität gehörte sein Vater, eine im besten Sinne vornehme Persönlichkeit, und auch in seinem gastfreien Hause waltete eine ausgezeichnete, in allen Werken der Barmherzigkeit bewährte Frau. — Ein Erbstück der vierziger Jahre war in Halle die Ueberfülle von Vertretern der eigentlichen Philosophie, vermöge deren Männer wie Ulrici, Schaller, Haym erst in reifen Jahren ins Ordinariat gelangen konnten. Aber die älteren wie die

jüngeren Mitarbeiter überstrahlte Eduard Erdmann, eins der glänzendsten Talente der Hegel'schen Schule, an dem die Spaltung derselben in Rechte und Linke spurlos vorübergegangen war. Mit seiner spielenden Dialektik, welche alles beweisen zu können schien und sich die launenhaftesten Themata mit Vorliebe aussuchte, konnte er an einen der großen altgriechischen Sophisten erinnern, und hatte sich doch, was namentlich in seinen alten Tagen hervortrat, einen ernsten religiösen Schwerpunkt bewahrt. Auch nachdem das philosophische Zeitalter längst abgeblüht war, beherrschte er noch mit seiner Geschichte der Philosophie die studierenden Kreise, bis Rudolf Haym ihn endlich überflügelte. Persönlich vertrauter als mit Erdmann bin ich mit Hermann Ulrici geworden, dem theistischen, apologetischen Eklektiker, der sich gerne, wenn auch nicht ohne Kritik, zu den Theologen hielt und mir insonderheit eine herzliche Anhänglichkeit bis an seinen Tod bewies. Weiterhin habe ich des Philologen Bernhardy, des Physikers Knoblauch, des Historikers Dümmler dankbar zu gedenken, sehr verschiedenartiger Männer, aber darin zusammenstimmend, daß sie neben ihren Wissenschaften auch der evangelischen Kirche und ihren Gottesdiensten ihre Liebe zuwandten; insbesondere ist der greise Bernhardy, den viele nur als den Mann der klassischen Gelehrsamkeit und des kaustischen Witzes kannten, bis an sein Lebensende der treueste Zuhörer meiner Predigten gewesen. — Aber auch mit dem am schwersten zu Nehmenden von allen damaligen Hallensern, mit Heinrich Leo, habe ich freundlich, fast freundschaftlich, gestanden; wozu allerdings zweierlei beitrug, einmal daß er bereits in den ersten Jahren mein nächster Nachbar ward, und dann, daß er von seinen Burschenschafterzeiten her mit meinem Schwiegervater vertraut war. Eine kraftvolle, genial angehauchte, aber auch vulkanisch-leidenschaftliche Natur, ist Leo weder im Denken noch im Leben zur Harmonie gekommen; aber hinter seiner romantisch-reactionären Parteistellung verbarg sich eine unbändige persönliche Freiheitsliebe und hinter seinen oft

maßlos ungerechten Urtheilen über Vergangenes und Gegenwärtiges doch ein treues, von Gottes- und Nächstenliebe bewegbares Herz. Ueberraschend und gewinnend waren mir, den mitgebrachten Vorurtheilen gegenüber, die Vorträge, welche er in unserm ersten hallischen Winter vor einem Kreise von Männern und Frauen über die Geschichte der englischen Revolution hielt. Die Art und Weise, wie er — theoretisch der Parteigänger des Stuart'schen Königthums — mit dem Herzen doch fühlbar auf die Seite des großen Revolutionshelden Cromwell trat und insonderheit auch dessen religiösen Charakter in Schutz nahm, zeigte, wie hoch der Vortragende über den engen und kleinen Geistern stand, die ihn zu den Ihrigen zählten.

Und nun die Facultät, der ich selber angehörte. Die Theologie hatte in Halle seit mehr als hundert Jahren die Vorherrschaft, und die gegenwärtige Facultät war wohl dazu angethan, dieselbe zu behaupten. Die Zeiten des Gesenius-Wegscheider'schen Rationalismus waren vorbei; hauptsächlich durch August Tholuck war ein vollständiger Umschwung eingetreten. Der merkwürdige, früh gealterte Mann, mit seiner nur halben und dennoch zähen Gesundheit, war auch jetzt als Sechziger immer noch die erste Zugkraft der Universität. Aber auch in ihm war ein Umschwung vorgegangen: aus dem einseitigen, stark pietistischen Sturmläufer wider den Vulgär-Rationalismus war ein abgeklärter Vermittelungstheologe geworden, dem Orthodoxie und Rationalismus zu halb-berechtigten Vorstufen eines Besseren geworden waren, und der gleichwohl die anfassende religiöse Energie seiner früheren Periode nicht verloren hatte. Vielseitig gelehrt und beeinflußt, das Für und Wider der theologischen Probleme oft bis zur Unentschiedenheit abwägend, geistreich ohne schöpferisch zu sein, besaß er durchaus kein System und nicht einmal in seinem Hauptfach, der Auslegung des Neuen Testaments, eine strenge Methode. Aber die Mängel seiner etwas flüchtigen Vorlesungen ergänzte seine sokratische Meisterschaft im anregenden Umgang

mit den Studierenden, und in seiner noch immer mächtigen academischen Predigt leuchtete die harmonische Klarheit einer erfahrungsreichen, allen modernen Geistesmächten gewachsenen christlichen Erkenntniß hindurch. — Mit sehr verschiedener geistigen Individualität, aber gleichen Gesinnungen stand ihm Julius Müller zur Seite, der kaum minder berühmte Systematiker der Facultät. Ein klassisch geschulter, im Unterschiede von Tholuck streng geordneter Geist, nicht biblisch-speculativ wie Nitzsch oder theosophisch construirend wie Rothe, aber ein dialektisch durchgebildeter Ausleger des christlichen Bewußtseins, das in tiefem religiös-sittlichen Ernste in ihm lebendig war. Leider war der äußerlich kraftvolle Mann seit Jahren ein innerlich gebrochener; wiederholte Schlaganfälle hatten seine Geisteskraft sammt seiner Redefähigkeit wenn auch nicht zerstört, doch gelähmt, so daß er sein alt-erarbeitetes Besitzthum nur mühselig ergänzen und mittheilen konnte. Aber sein alter Ruhm und sein fühlbar ernst-frommes und liebreiches Wesen übten auch jetzt noch auf die Studierenden eine unverringerte Anziehungskraft. — Wiederum ganz anders geartet war der dritte unserer theologischen Veteranen, Hermann Hupfeld, der Vertreter des Alten Testaments. Eine ächte Gelehrtennatur, ein Mann von ausgeprägtem kurhessischen Rechts- und Eigensinn, daher in Dingen des Staates wie der Kirche von eigenthümlicher, liberal-conservativer Stellung. Im alttestamentlichen Schriftthum nicht nur ein Meister der Auslegung, sondern auch ein scharfsinniger entdeckungsfroher Kritiker, dessen kühne Griffe den überlieferten Annahmen gegenüber den Eindruck des Zerstörenden machen konnten; aber aus diesen bruchstücklichen Denkmalen des hebräischen Alterthums redete ihm doch die unüberhörbare Stimme des Geistes Gottes, und vor dem Neuen Testament, vor allem vor der Person Jesu senkte er ehrfurchtsvoll die Fahne seiner Kritik. — An dieses ehrwürdige Dreigestirn schloß sich als jüngere Kraft der Kirchenhistoriker Justus Jacobi an, derselbe, dem einst als angehendem Extra-

ordinarius mein Bruder Franz in seinen Berliner Zeiten nahegestanden hatte und dessen Anregung ich jetzt meine Berufung nach Halle wohl in erster Linie verdankte. Ein treuer Bewahrer des Neander'schen Geistes in Wissenschaft und Frömmigkeit, fleißig, gelehrt, in seiner Vortragsform wohl etwas zu steif, aber in polemischen Gelegenheitsschriften von schlagender, witziger Schärfe, ein edler, wohlwollender, zuverlässiger Charakter. — Das waren die Männer, mit denen zusammenzuwirken ich stolz sein durfte und die mir, jeder in seiner Art, echt collegialische Freundschaft entgegenbrachten. An Gelehrsamkeit konnte ich mich mit keinem von ihnen vergleichen und war auch nicht dazu angelegt, in irgendwelchem gelehrten Specialistenthum mit ihnen zu wetteifern; was ich ihnen Eigenthümliches zuzubringen hatte, war meine Vermittlerstellung zwischen Theologie und Kirche, zwischen Wissenschaft und allgemeiner Culturbewegung der Zeit. Ebendies hatte mich ohne Zweifel gerade zum Vertreter der praktischen Theologie empfohlen, und ich hatte bald das aufmunternde Gefühl, daß die Collegen mit ihrem gethanen Griff zufrieden waren. Weniger beglückt waren sie mit dem Ausfall einer anderen Berufung, welche der meinigen unmittelbar folgte. Es war neben Julius Müller als einem Halbinvaliden ein zweiter Systematiker nöthig, und da der Versuch Dorner aus Göttingen zu gewinnen mißlang, so kam die Facultät auf Adolf Wuttke, der ihr von Berlin aus empfohlen war. Er erwies sich als ein braver fleißiger Mann von einer gewissen Verstandesenergie, aber ohne allen idealen Schwung des Geistes. Hengstenbergisch geschult und die Spuren einer überaus kümmerlichen Jugend nie überwindend, vermochte er bei uns eine umfassendere Wirksamkeit nicht zu entfalten.

Was von Rechten und Ehren dazu gehörte, um mit vollen Segeln zu fahren, hatte ich bald vollständig beisammen. Den innerhalb eines Jahres zu erwerbenden theologischen Doctorhut setzte mir schon in den ersten Wochen die Königsberger Facultät

honoris causa auf; mein alter Trierer Freund Cosack, jetzt Prediger und Professor in Königsberg, hatte es angeregt, und D. Sommer, einst als Privatdocent in Bonn mein Lehrer, vollzog es als Dekan um so lieber, als auch er bei der Hallischen Vacanz von dorther auf mich aufmerksam gemacht hatte. Gleichzeitig wurde ich Mitglied der theologischen Prüfungscommission für das erste Candidatenexamen, einer Commission, welche in der Provinz Sachsen vernünftigerweise aus sämmtlichen Ordinarien der Facultät gebildet war; ich hatte in ihr in der Regel praktische Theologie, dann und wann auch Neues Testament zu examiniren und machte dabei hinsichtlich des damaligen Candidatengeschlechtes im Ganzen gute, heute nicht mehr in gleichem Umfang zutreffende Erfahrungen. Im Beginne des zweiten Jahres ernannte mich Bethmann-Hollweg zugleich in die allgemeine wissenschaftliche Prüfungscommission, in der ich die künftigen Religionslehrer in Religion und Hebräisch und die Candidaten des höheren Lehramts insgemein auf ihre allgemeine Bildung in religiösen Dingen zu examiniren hatte; letzteres eine peinliche Aufgabe, indem mitunter eine unglaubliche Unwissenheit an den Tag kam, z. B. der Eine vom Apostolikum nichts wußte, der Andere von Augustin oder von Pascal nie gehört hatte. Einige weitere Zuthaten meiner amtlichen Stellung kamen mir in den beiden ersten Semestern, wo ich mit der Ausarbeitung meiner Vorlesungen die Hände voll genug hatte, doch recht unbequem, und ich muß es loben, daß man sie seitdem dem academischen Anfänger zu ersparen gelernt hat. Schon im zweiten Semester hatte ich das Dekanat zu übernehmen, unerfahren in den academischen Verhältnissen und Geschäften wie ich war. Und diese nicht leichte Aufgabe, die mich allerdings in den academischen Senat einführte, hatte noch zwei Vorbedingungen, die weniger vernunftnothwendig als altherkömmlich waren und heutigen Tages glücklich abgekommen sind: ich mußte ein lateinisches Programm verfassen und — ein halbes Jahr

nach meiner wirklichen Antrittsvorlesung — noch eine feierliche Antrittsvorlesung in der Aula halten. Ich griff für beides in die Korintherbriefe, mit denen ich ohnedies beschäftigt war, und wählte für das Programm das Räthsel der korinthischen Christuspartei, über welches ich nach eingehender Kritik der seitherigen Lösungsversuche eine neue, seitdem zur Anerkennung gekommene Ansicht vorzutragen hatte. Für die Probevorlesung vor meinen Collegen stellte ich mir die Aufgabe, zu entwickeln, was alles aus den Korintherbriefen, diesen unbestritten ächten Denkmalen des Urchristenthums, sich wie aus einem Spiegel über den Ursprung und das Wesen des Christenthums, über Jesu Person, Lehre und Leben herauslesen lasse. Eine apologetische Studie, welche nur aus Mangel an Muße nicht druckfertig gemacht worden ist.

Ueberhaupt gerieth mir dies zweite Semester ungleich beschwerlicher als das erste. Ich sah, daß meine Collegen alle zwei Hauptvorlesungen hielten und so achtete ich es für geboten, hierin nicht länger hinter ihnen zurückzubleiben. Ich hatte die praktische Theologie in ihre Einzeldisciplinen fortzusetzen und so zum Abschluß zu bringen; daneben griff ich, wie schon erwähnt, zu den Korintherbriefen als den mit der praktischen Theologie nächstverwandten neutestamentlichen Schriften, auf die ich auch durch die einst mit meinem Bruder besorgte Herausgabe der betreffenden neanderschen Vorlesung am ehesten vorbereitet war. Nun wurde mir solchen neuen Aufgaben gegenüber die allgemeine Gestaltung und Beherrschung der Stoffe nicht schwer; die praktische Theologie, mit deren Organisation manche Bearbeiter sich mit so wunderlichen Ergebnissen abgemüht haben, gliederte sich mir einfach und leicht. Nachdem ein allgemeiner Theil die Grundgesetze und Gesammtverhältnisse des kirchlichen Lebens dargelegt hatte, traten die einzelnen kirchlichen Lebensthätigkeiten, deren Aufgabe und Leitung zu lehren war, auseinander nach dem Unterschiede der geistlichen Innenseite und

der rechtlichen Außenseite des kirchlichen Lebens. Die Lebensthätigkeiten ersterer Art, die „erbauenden" Thätigkeiten der Kirche sind Feier, Predigt, Unterricht, Seelsorge, und so ergaben sich in organischer Folge die vier Einzeldisciplinen der Liturgik, Homiletik, Katechetik und speciellen Seelsorge, — die beiden ersteren durch die gottesdienstliche, die beiden anderen durch die pädagogische Idee zusammengehalten. Ebenso ergab die Rechtsseite des kirchlichen Lebens, auf welcher für den ungehemmten gedeihlichen Verlauf jener erbauenden Thätigkeiten durch „ordnende Thätigkeiten" vorzusorgen ist, viererlei Gebiete: die Gemeinde der Gläubigen muß ihr Personal rechtlich verfassen, muß für ihre Thätigkeiten Ordnungen aufstellen, zur Handhabung derselben ein Regiment schaffen und ausüben, endlich zur Beschaffung und Verwaltung der nöthigen äußeren Mittel einen Haushalt führen. Aber freilich das Schwerere war, diesen Grundriß nun lebendig und praktisch auszuführen und die Fülle des concreten Stoffes nicht nur beizubringen, sondern auch so zu beschränken, daß er in das gegebene Zeitmaß sich fügte. Letzteres gelingt manchen Professoren bekanntlich niemals, und auch mir gelang es das erste mal nicht; der Schlußtheil, die Kirchenordnungslehre kam zu kurz. Aber ich hielt es für eine Professorenunart, den Zuhörern anstatt des versprochenen Ganzen nur ein Bruchstück zu bieten und so den Vielen, welche auf den Gegenstand nie mit selbständigen Studien zurückkommen, dauernde Lücken zu lassen; ich bemühte mich von da an, und habe es meist auch fertig gebracht, meine Vorlesungen zum sachlichen Abschluß zu führen. Auch die andere, exegetische Vorlesung machte mir in ihren allgemeinen Problemen die geringere Schwierigkeit; ich war über die geschichtlichen Räthsel der Korintherbriefe, über die ich mich hernach auch in den Theologischen Studien und Kritiken ausgesprochen habe, ziemlich bald im Reinen. Aber eine fünfstündige exegetische Vorlesung neben der praktisch-theologischen von Tag zu Tage so vorzubereiten wie es die wissenschaftliche

Pflicht und Ehre erheischte, war keine leichte Sache, und oft kam anstatt des geordneten Niederschlags der Vorstudien im Heft nur ein Notizenzettel zu Stande, nach welchem die Vorlesung der Form nach extemporirt werden mußte. So saß ich in der Regel bis in die Nacht an der Vorbereitung und lief dann noch eine halbe Stunde durch den dunkeln Garten, um die aufgeregten Nerven zu beschwichtigen und den nöthigen Schlaf zu finden.

Außerhalb meines Hauses hatte man wohl keine Vorstellung von der Bedrängniß eines angehenden Professors, der aus einem anderen Beruf plötzlich auf den Lehrstuhl versetzt worden ist; denn die liebenswürdigen Ansprüche an meine Arbeitskraft rissen nicht ab. Vor allem sollte ich auch predigen. Schon nach ein paar Wochen kam der städtische Gustav-Adolfs-Verein und trug mir seine Festpredigt auf; etwas später ein von dem Nationalökonomen Roscher vertretener unionsfreundlicher Missionsverein in Leipzig mit demselben Anliegen; dazwischen bot mir Tholuck von Zeit zu Zeit seine academische Kanzel an; — dergleichen ließ sich nicht ablehnen. Weiterhin erschien der Frauenverein mit seiner Vortragsliste; ein neuer Professor der Theologie mußte doch für die gebildete Gesellschaft etwas Anziehendes übrig haben. Ich konnte nicht Nein sagen und hielt gegen Ende des Winters einen Vortrag über „Goethe's schöne Seele", Susanna von Klettenberg, deren Reliquien Dr. Lappenberg in Hamburg unlängst herausgegeben hatte, — den ersten in einer langen Reihe von Vorträgen, die mir von da an abverlangt wurden. Nicht lange danach hielt der „Unionsverein für die Provinz Sachsen" seine Frühjahrsconferenz: natürlich mußte der neue Professor der praktischen Theologie über ein Thema wie „die Ordnung des evangelischen Hauptgottesdienstes", welches die schon damals vorhandenen Wünsche nach Revision der preußischen Agende eingegeben hatten, das Referat übernehmen. Ich erstattete dasselbe und es wurde auf Wunsch der

Conferenz in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft" abgedruckt. So blieb ich zugleich am Schriftstellern, und was alles oder wohin alles sollte ich schreiben! Mancherlei Ansprüche an meine literärische Mitarbeit hatten schon in meinen Karlsruher Zeiten begonnen; nun erneuerten sie sich. Ich hatte bei der Entstehung der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" mit Pathe gestanden, eines Blattes, welches der Berliner Allianzversammlung von 1857 seinen Ursprung verdankte und unter dem Patronat des Generalsuperintendenten D. Hoffmann der Hengstenbergischen „Evangelischen Kirchenzeitung" ein unionsfreundliches, freiconservatives Gegengewicht bieten sollte. In dieses Blatt hatte ich einen Nekrolog meines verewigten Lehrers Bleek, den Festartikel zu Nitzschs fünfzigjährigem Professorenjubiläum und eine Reihe von Berichten über die badischen Kirchenstreitigkeiten geschrieben, und der Herausgeber Lic. Meßner ließ mich nicht los. Aber auch die „Allgemeine Kirchenzeitung", welche Schenkels Mitredaction abgeschüttelt hatte und in Lechlers Hände übergegangen war; auch Dove's „Zeitschrift für protestantisches Kirchenrecht" und einige praktisch-theologischen Blätter erbaten meine Unterstützung; der Theologischen Studien und Kritiken nicht zu gedenken, für welche Ullmann ein freundlicher Mahner war. Der Verleger der von Neander, Nitzsch und J. Müller begründeten „Deutschen Zeitschrift", welche einst meine Erstlingsschrift gegen Radowiz veröffentlicht hatte, bedrängte mich, die Redaction zu übernehmen und meinte, ich könne das im besten Sinne vornehme, aber durch Impopularität zurückgegangene Organ zu neuer Blüthe bringen. Von einem solchen Versuch konnte nun angesichts meiner jungen academischen Aufgaben gar keine Rede sein, auch wenn ich mehr Redactionsgeschick in mir verspürt hätte als es der Fall war.

Bei aller Arbeitshäufung, die auf diese Weise entstand, lag es nicht in meiner Art, mich auf Hörsaal und Studierstube zu beschränken; ich mußte auch in dem mich umgebenden kirchlichen

Leben heimisch werden und vorkommendenfalls an demselben mitarbeiten. Ich orientirte mich zunächst in dem Kreise der städtischen Geistlichkeit. Dieselbe war damals keineswegs so einmüthig wie heute; die Bekenntnißgegensätze waren in ihr noch stark ausgeprägt. Während die beiden Vorstadtsgeistlichen in Neumarkt und Glaucha, beides originelle und anhangbildende Prediger, den lutherisch-confessionellen Standpunkt vertraten, begann am Dom, der Kirche reformirter Tradition, der talentvolle aber fanatische junge Adolf Zahn seine ultracalvinischen Seltsamkeiten. Die übrigen Geistlichen hingen der Union an, als Stadtsuperintendent an ihrer Spitze noch ein derber Rationalist vom alten Schlag; aber das wirkliche Haupt der Stadtgeistlichkeit war der neben ihm stehende Archidiaconus zu St. Marien, Hermann Dryander. Ein durch die Schule der neueren Theologie hindurchgegangener Fünfziger, kränklich, hypochondrisch, aber ein Mann von Geist und Herz, trotz seiner Vornehmheit und anscheinenden Kühle ein hochangesehener Seelsorger und milder, vom Allgemein-menschlichen zum Christlichen hinführender Prediger. Er stand mit Tholuck und Julius Müller auf freundschaftlichem Fuß und that auch uns entgegenkommend sein anziehendes Haus auf. — Namentlich durch Dryander wurde ich nun auch über die kirchlichen Verhältnisse der Provinz orientirt. Die alte lichtfreundliche Bewegung der vierziger Jahre war bis auf stille Aschenfünkchen erloschen; die liberaltheologische Richtung hatte wohl vereinzelte Anhänger, aber keinen Verband. Im Consistorium hatte der Confessionalismus starke Vertretung und vorwiegende Gunst; der Präsident Nöldechen, ein geschickter, geistreicher, aber nicht ebenso charakterfester Mann, hatte dieser Strömung stark nachgegeben; neben ihm hatte der Generalsuperintendent D. Lehnerdt, ein hochsinniger, christlich-edler Charakter, trotz seiner überlegenen wissenschaftlichen Bildung keinen leichten Stand. In der Geistlichkeit hielten sich die beiden Richtungen der lutherischen Confessionalität und der positiv-evangelischen

Unionsfreundschaft ungefähr die Wage; jede von beiden hatte ihren Provinzialverein und ihren Conferenzort, die Confessionellen in Gnadau, die Unionsfreunde in Halle. Den hallischen Unionsverein hatte der bekannte Bibeltheologe Rudolf Stier gegründet, zu der Zeit, da er dem wehenden confessionellen Winde mit seinen „Fünfundneunzig unlutherischen Thesen" muthig entgegengetreten war; jetzt war er ein müder Greis, den ich eben noch auf einer der ersten Conferenzen begrüßen konnte. An seine Stelle war Superintendent Urtel getreten, ein frischer, begabter, theologisch lebendiger Mann; von unsrer Facultät hielten Jacobi, Julius Müller, und nach vorübergehender Hinneigung zu Gnadau auch Tholuck zur „Unionsconferenz". Natürlich schloß auch ich mich hier an, hielt je und dann einen gewünschten Vortrag und lernte einen Kreis von wackeren Geistlichen, darunter auch manchen in die Provinz Sachsen versetzten alten Rheinländer, kennen.

Ein weiterer Eingangsweg ins kirchliche Leben der Provinz war der Gustav-Adolfs-Verein. Dryander gehörte noch zu den ersten Stiftern des Vereins, der 1843 mit stark-liberaler Färbung entstanden war, und hatte auch in der schweren Krise von 1847 ihm Treue gehalten. Aber der Verein hatte die damalige Schädigung keineswegs ganz überwunden; die strengeren, namentlich die confessionellen Kreise hielten sich größtentheils von ihm fern. Präses war Dryanders Freund, der Philosoph Ulrici; er wünschte aber dies vieljährige Amt loszuwerden, und die Gelegenheit dazu bot im Sommer 1862 die Jahresversammlung zu Nordhausen, für welche man mir die Festpredigt aufgehalst hatte. Wir hatten, da noch keine Eisenbahn durch die goldene Aue ging, eine weitläuftige Postfahrt nach Nordhausen, das damals durch eine ziemlich starke „freie Gemeinde" verrufen war; Ulrici und Dryander fürchteten für unsere Versammlung eine sehr kühle Aufnahme, vielleicht sogar feindselige Kundgebungen. Aber als wir hinkamen, hatte alles, sogar die Juden, geschmückt

und geflaggt, und die Kirche war über und über voll. Ich predigte über Apok. 3, 2: „Sei wacker, und stärke das Andere, das sterben will, denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden bei Gott.“ Die Predigt machte einen guten Eindruck und mußte gedruckt werden; dann folgte die Festversammlung, und auf der wurde ich auf einmal zum Vorsitzenden des Provinzialvereins gewählt, um es bis auf den heutigen Tag zu bleiben. In dieser Stellung lernte ich wiederum einen Kreis trefflicher Männer kennen, welche die Stützen des Vereins in der Provinz waren, wie die Superintendenten Wetken und Felgenträger, die Portenser Professoren Niese und Steinhardt, die Stadträthe Funk und Böttticher in Magdeburg, die Pastoren Borchardt in Ummendorf und Weingärtner in Erfurt. In Gemeinschaft mit ihnen gelang es uns Hallensern in den nächstfolgenden Jahren, die Zweigvereine und Einnahmen wesentlich zu mehren und die Vorurtheile, welche dem Verein im Wege standen, zu mindern. Auch ein studentischer Gustav-Adolfs-Verein bildete sich unter meiner Mithülfe; es war ein treuer und mir zeitlebens anhänglicher Theologie-Studierender aus Deutsch-Oesterreich, Kotschy, der das Hauptverdienst dabei hatte. — Und noch in ein anderes praktisch kirchliche Unternehmen wurde ich hineingezogen, in den Vorstand des jungen Diakonissenhauses in Halle. Dasselbe war im Jahre 1857 von Frau Tholuck zu Stande gebracht und befand sich noch in schwachen Anfängen; es zählte etwa ein Dutzend Schwestern unter einer von Kaiserswerth entlehnten Oberin, und der Vorstand, in den mich die Stifterin bald nach meiner Ankunft in Halle zog, hatte eigentlich nur eine decorative Bedeutung; er sollte das Unternehmen mehr nur vor dem Publikum vertreten, während Frau Tholuck die wirkliche Leitung in der Hand hatte. Aber unerwartet ward aus jener decorativen Bedeutung eine reelle von großer Verantwortung. In einem Conflict der Stifterin mit der vorstehenden Schwester und dem Hausgeistlichen konnten wir nicht umhin, die letzteren gegen erstere

in Schutz zu nehmen; Frau Tholuck zog sich von der Anstalt zurück und überließ dem Vorstande das Schicksal der Anstalt. Wir mußten vor den Riß treten, um das Unternehmen zu erhalten. In dieser Aufgabe fand ich mich zusammen mit meinem Collegen Jacobi, dem Mediciner Prof. Vogel und dem trefflichen Anstaltsarzt, der auch mein Hausarzt ward, dem Sanitätsrath Dr. Barries, und ich werde später zu erzählen haben, wie es uns gelang, das Diakonissenhaus aus seinen engen Schranken herauszuheben und zu seiner gegenwärtigen Blüthe den äußeren Grund zu legen.

Auch mit der römischen Kirche hatte ich in meinen Hallischen Anfangszeiten eine Berührung, die erste seit Trier. Sie war so lächerlich, daß ich sie nicht erzählen würde, wenn sie nicht zugleich in mehrfacher Beziehung so bezeichnend wäre. Es war die Zeit der in Preußen freigegebenen Jesuitenmissionen, und auch nach Halle kam eine der Berühmtheiten des Ordens, der Pater Roh, um in der Residenzkapelle, welche der kleinen katholischen Gemeinde zum Gottesdienst überlassen war, seine Vorträge über allgemeine religiöse Fragen zu halten. Natürlich waren diese Vorträge mehr für Protestanten als für Katholiken berechnet; sie wurden auch von vielen Protestanten besucht, und auch ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das jesuitische Blendwerk aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Ich kam in einen Vortrag über die Ohrenbeichte, und hörte eine geschickt und sorgfältig ausgearbeitete und eingeübte Rolle vortragen, ein für den Durchschnittszuhörer wohlberechnetes Gemisch von Burleskem und Sentimentalem, glänzende Widerlegungen von Sätzen, welche die Protestanten niemals aufgestellt, und glänzende Rechtfertigungen von Punkten, welche den Kern der römischen Lehre und Praxis gar nicht trafen; und ich hatte genug. Aber dieser eine Gang in die römische Kapelle hatte für mich ein peinliches Nachspiel. In einem niederrheinischen klerikalen Blatt verkündete eine Correspondenz

aus Halle, ich sei zur katholischen Kirche übergetreten und habe auch meine Familie genöthigt, mir zu folgen; es wurde ein förmliches Gespräch mitgetheilt, das ich mit dem katholischen Küster geführt, wie ich demselben meine Bewunderung für Pater Roh ausgesprochen, um seine persönliche Bekanntschaft nachgesucht, bei ihm in die Messe zu gehen begehrt u. s. w. Offenbar war der Küster zum Aufpasser bestellt gewesen, welche namhaften Protestanten die Missionsvorträge besuchten: ob er mich dabei mit irgend einem Anderen verwechselt hatte, der wirklich solche Aeußerungen gethan, oder ob die Zeitungslüge vollständig aus freier Hand erfunden worden, weiß ich nicht zu sagen. Meine Freunde sowohl in Trier als in Karlsruhe schrieben mir, dieselbe werde triumphirend ausgebreitet, viele meiner alten Zuhörer wüßten nicht, was sie denken sollten, es sei durchaus nöthig, daß ich etwas dagegen thue. Ich wendete mich an Kolping, den von mir hochgeachteten Gründer der katholischen Gesellenvereine, in dessen Blatt die Correspondenz zuerst erschienen war, und erhielt von ihm eine vollständige Genugthuung, in der er seine Mitarbeiter vor so leichtgläubigen Mittheilungen warnte; aber das half für Trier und Karlsruhe noch immer nichts. Ich mußte an beiden Orten in schärfster Weise Erklärungen veröffentlichen, um die alberne Lüge zum Schweigen zu bringen.

In Baden waren es meine pseudoliberalen Feinde gewesen, welche dieselbe triumphirend weiter getragen hatten; sie hatten damit von neuem bewiesen, wie urtheilsfähig sie über mich waren. Allerdings hatte ich ihren Haß von neuem herausgefordert. Obwohl der unmittelbaren Arena des badischen Kirchenstreites entrückt, hatte ich meine Betheiligung an demselben doch keineswegs sofort aufgegeben, vielmehr hielt eine zwiefache Rücksicht mich an, demselben noch eine Zeitlang meine Feder zu widmen. Einmal das Mitgefühl mit meinen dortigen Freunden, welche ich in der schwersten Lage hatte verlassen

müssen und denen das übrige Deutschland, ohne Verständniß und Beachtung der badischen Kämpfe, fast keine moralische Unterstützung lieh; dann aber die Ueberzeugung, daß die pseudoliberale Mache, welche in Baden im Gang war, nach ihrem dortigen Siege versuchen werde, sich auch über das übrige evangelische Deutschland auszubreiten, und daß es darum Pflicht sei, diesem bei Zeiten die Augen zu öffnen. So habe ich den weiteren Verlauf des badischen Kirchenstreites in Halle nicht blos mit-leidend, sondern auch kämpfend mitgelebt und habe die Erzählung dieses Stückes Lebensgeschichte hier zu Ende zu führen.

Die Katastrophe des badischen Oberkirchenraths war meinem Abschied auf dem Fuße gefolgt. Man hatte ein Mittel entdeckt, den Prälaten, der als solcher nicht unfreiwillig emeritirt werden konnte, zum freiwilligen Rücktritt zu bringen. Man muthete ihm zu, einen seiner Mitarbeiter, den er selbst ins Collegium gezogen hatte, den Oberkirchenrath Heintz, ins Pfarramt zurückzuversetzen und auf diese Weise für eine Vertretung der liberalen Richtung im Kirchenregiment Platz zu machen. Man konnte wissen, daß Ullmann als ein Mann von Ehre weder auf die Absetzung eines Collegen, den kein Tadel traf, noch auf die Annahme eines Mitarbeiters, der ihm zur Correctur gesetzt werden sollte, eingehen werde. Er lehnte das eine wie das andere ab, und stellte in dem Gefühl, daß der Moment der Entscheidung gekommen sei, an die Regierung die Gegenforderung, eine Kirchenbehörde, die nie etwas anderes als ihre Schuldigkeit gethan habe, gegen die unwürdigen Preßangriffe von Personen, die vom Ministerium abhängig seien, zu schützen: wenn man das nicht wolle, müsse er um seinen Abschied bitten. Nach einem Anstandsversuche des Ministers Lamey, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, erhielt er denselben, und nun erbat auch sein treuer Mitarbeiter D. Bähr das Gleiche. Diesen im Kirchenregiment schwer zu ersetzenden geduldigen Mann

hätte man gern gehalten, aber er lehnte es ab, sich einen neuen Prälaten vorsetzen zu lassen und war auch durch die seitherigen Vorkommnisse so mitgenommen, daß an seinem Amtsaustritt seine Lebenserhaltung hing. Da nun auch Heintz bereits auf die ihm zugedachte Landpfarre versetzt war, so blieb von der ganzen geistlichen Bank des Oberkirchenraths nur der jugendliche Mühlhäußer übrig. Er wollte versuchen, mit den neueintretenden Männern, dem Staatsrath Nüßlin als Präsidenten, dem Prälaten Holtzmann und dem seitherigen Pfarrer Doll, zusammenzuarbeiten, und das erschien auch sittlich möglich, indem alle drei keine ausgeprägten Parteimänner, sondern wohlmeinende, nur möglichst farblose Leute waren. Aber sie waren Leute, welche sich vom Ministerium alles bieten ließen, was dasselbe zur Befriedigung der Heidelberger Demagogie erforderlich fand, und so ward durch diese anscheinend vermittelnde Neubildung des Oberkirchenraths das Verhängniß der badischen Landeskirche, ihrer verfassungsmäßigen Rechtsgrundlage zu Gunsten einer schlechten Neuerung beraubt zu werden, nicht abgewehrt, sondern befördert.

Anstatt einer Vorlage zur Freierstellung der Kirche auf Grund der bestehenden Verfassung, wie der Großherzog verkündigt hatte, veröffentlichte der neue Oberkirchenrath den Entwurf einer nagelneuen Kirchenverfassung. Dieselbe erklärte die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche des Großherzogthums für „einen Theil der evangelischen Kirche Deutschlands“ und für bereit, „mit den übrigen deutschen evangelischen Kirchen in eine organische Verbindung zu treten.“ Dann verkündete sie das Recht der Landeskirche, ihre Angelegenheiten durch ihre eigenen Organe „frei und selbständig zu ordnen und zu verwalten“, „unbeschadet der Rechte des Staates, wie solche durch die Staatsgesetze festgestellt sind“; — wie sich hiermit das gleichwohl für den Großherzog als „Landesbischof“ vorbehaltene, „den evangelischen Fürsten Deutschlands herkömmlich zustehende Kirchenregiment“ vertragen

sollte, blieb im Dunkeln. Die Gemeinde erhielt die freie Wahl zweier Selbstverwaltungsorgane, eines Kirchengemeinderaths und einer „Kirchengemeindeversammlung"; stimmberechtigt sollten hierbei — mit Ausschluß des Pfarrers — alle selbständigen fünfundzwanzigjährigen Männer sein, die nicht die bürgerlichen Ehrenrechte verwirkt hätten, nicht innerhalb fünf Jahren ehrenrührig bestraft oder in eine desfallsige Untersuchung verwickelt wären, oder aber „wegen Religionsverachtung oder unehrbarem Lebenswandel öffentliches Aergerniß gegeben und deshalb von den kirchlichen Behörden für ausgeschlossen erklärt worden." Aber von reellen Selbstverwaltungsrechten der so liberal constituirten Gemeinden war wenig die Rede; weder ein Besteuerungsrecht noch ein freies Pfarrwahlrecht war ihnen zugebilligt. Die Einzelgemeinden sollten sich nach wie vor in achtundzwanzig Diöcesen vereinigen und als deren Organe die Dekane und Diöcesansynoden fortbestehen; letztere sollten aus sämmtlichen Pfarrern und ebensovielen Aeltesten gebildet werden und, falls sich drei Viertheile der Stimmen vereinigten, den Dekan wählen, auch durch einen Ausschuß an dessen Befugnissen theilnehmen dürfen. Aber die Generalsynode wählen sollten sie nicht. Hierzu sollten neben den 28 Diöcesen 24 besondere Wahlverbände dienen, in denen Geistliche und Laien getrennt, letztere durch Wahlmänner, wählen sollten. Zu den 48 so Gewählten sollten noch hinzutreten der Prälat, sechs Vertrauensmänner des Großherzogs und ein Mitglied der Facultät. Diese Generalsynode sollte alle fünf Jahre einberufen werden, den Zustand der Landeskirche hinsichtlich der Lehre, des Cultus, der Verfassung, der Zucht und des christlichen Lebens erwägen, an der kirchlichen Gesetzgebung entscheidenden Antheil nehmen, die Verwaltung des Oberkirchenraths prüfen und durch einen Ausschuß von vier Personen an wichtigeren Acten derselben mitwirken. Die Genehmigung der Synodalbeschlüsse blieb dem Großherzog vorbehalten, die Ernennung des Oberkirchenraths nur zum Theil; die Mitglieder

desselben sollten mit Ausnahme des Präsidenten und des Prälaten nur unter Mitwirkung des Generalsynodalausschusses ernannt werden, — zwischen Landesherr und Landesgemeinde eine förmliche „Theilung der Gewalten". So war überhaupt diese ganze Ordnung allerdings recht liberalistisch, aber nicht sowohl evangelisch-kirchlich, als politisch-demokratisch gedacht. Sogleich beim Begriff der Gemeinde trat das hervor: anstatt auf die evangelische Idee der „Gemeinde der Gläubigen" zurückzugehen und in Folge dessen zwischen passiven Kirchgenossen und activen Gemeindegliedern zu unterscheiden, war mit ganz schwächlichen, in praxi nichtsbedeutenden Vorbehalten einfach die statistische Gemeinde in ihren fünfundzwanzigjährigen männlichen Mitgliedern zur Trägerin der kirchlichen Selbstregierung gemacht. Ebenso unevangelisch war die Stellung des kirchlichen Amtes, des pastoralen wie des episkopalen: während nach evangelischem Begriff das Amt wesentliches Element der Gemeinde, der Einzel- wie der Gesammtgemeinde ist, schuf diese Ordnung zwei getrennte Klassen in der Kirche, Geistliche und Laien, und stellte Amt und Gemeindevertretung, Regiment und Generalsynode politisch-constitutionell einander entgegen. Endlich war der Schwerpunkt der kirchlichen Autonomie mit nichten dahin verlegt, wohin er nach evangelischem Begriff gehört, in die Einzelgemeinde; — nicht einmal das Recht der Zucht, sofern in dieser Ordnung überhaupt von ihr die Rede sein konnte, war ihr gelassen, sondern die etwaige Ausschließung vom Wahlrecht „den Behörden" zugewiesen; — der Schwerpunkt der kirchlichen Selbstregierung war vielmehr in die Synodalmajorität verlegt, d. h. in die liberale Partei, welche mittelst des von ihr zu wählenden Ausschusses den Oberkirchenrath zuerst ernennen helfen, dann in Verwaltung und Gesetzgebung controliren und mit beidem das Heft ebenso in der Hand haben sollte, wie im badischen Staate die im Landtag gesichert erscheinende liberale Majorität.

Es war klar, daß der Urheber dieses Kirchenverfassungsentwurfs zwar ein politisch und juristisch geschulter Kopf sein mochte, aber niemals praktische Theologie studiert und kirchlich denken gelernt haben konnte. Wer es war, ist Geheimniß geblieben. In der nachfolgenden Generalsynode verrieth Mühlhäußer, daß der Entwurf nicht aus dem Oberkirchenrath, der ihn hinausgab, entsprungen, sondern demselben „fertig-ausgearbeitet" octroyirt worden war, — ohne Zweifel ein seltsamer Anfang der neuverkündeten Freiheit der Kirche. Dem Vernehmen nach hatte der Minister Lamey ihn bei dem Heidelberger Rechtslehrer Jolly bestellt oder mit demselben gemeinsam angefertigt. Der Oberkirchenrath veröffentlichte ihn mit der Aufforderung, ihn unbefangen zu prüfen; aber er ließ dem Lande dazu keine Zeit, denn schon vierzehn Tage nach der Veröffentlichung, ehe sich irgendwie eine öffentliche Meinung bilden konnte, wurden die Wahlen zur Generalsynode ausgeschrieben. Schlimmer war, daß man die frommen Leute im Lande über die Tragweite der Sache geradezu zu täuschen suchte. „Es handelt sich, hieß es im amtlichen Vorwort der Veröffentlichung, bei diesem Entwurf nicht um den Glauben, die Lehre, den Cultus und die Sitte der evangelischen Kirche. Alle Besorgnisse und Befürchtungen, welche von dieser Seite her erregt worden sind, sind gänzlich unbegründet. Der Glaube, für welchen unsere Väter gelitten haben und in dem sie gestorben sind, die Lehre, welche sich auf Grund der h. Schrift seit Jahrhunderten unter uns ausgebildet hat, die einfache evangelische Sitte und die uns liebgewordene Art der öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung werden durch diesen Verfassungsentwurf gar nicht berührt." Und doch sprach dieser Verfassungsentwurf den künftigen Generalsynoden ein Gesetzgebungsrecht über das alles zu, und doch war diese ganze Verfassungsveränderung das berechnete Mittel, einem kirchlichen Liberalismus, der eingeständlich an das alles Hand anlegte, zur Herrschaft in der Landeskirche zu verhelfen! Solchen

Vorgängen gegenüber hielt ich mich noch einmal für verpflichtet, der bedrängten guten Sache in Baden mit meiner Feder zu Hülfe zu kommen, um so mehr, da die eben zurückgetretenen Mitglieder des Oberkirchenraths das Wort wider ihre Amtsnachfolger nicht wohl ergreifen konnten. In einer rasch hingeworfenen Skizze der neuen Kirchenverfassung gab ich in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung (4. Mai 1861) den schweren Bedenken, welche einzelne Hauptbestimmungen derselben erregen mußten, vorläufigen Ausdruck; dann aber sah ich mich nach der literärischen Abkunft dieser Bestimmungen um. Als seine Quellen hatte der Entwurf die rheinisch-westphälische und die oldenburgische Kirchenordnung angegeben, jene die auf dreihundertjähriger Tradition beruhende anerkannt vorbildliche Verfassung einer der bedeutendsten und kirchlich blühendsten deutschen Theilkirchen, diese das junge unreife Experiment eines kleinen, den badischen Verhältnissen möglichst unähnlichen Ländchens, in ihrer Grundlage die radikalste kirchliche Märzerrungenschaft von 1848, und dann auf scharfe Verurtheilung durch den Elberfelder Kirchentag im Jahre 1853 nothdürftig abgemildert. Ich begriff nicht, wie man, die rheinisch-westphälische Kirchenordnung vor Augen, in Baden überhaupt ein Bedürfniß empfinden konnte, nach diesem unreifsten kirchlichen Product von gestern auch nur subsidiarisch zu greifen; aber wie erstaunte ich, als ich entdeckte, daß in dem badischen Entwurf die rheinisch-westphälische Ordnung nur sehr subsidiarisch benutzt, die oldenburgische dagegen recht eigentlich zu Grunde gelegt sei; daß — während der rheinisch-westphälischen Ordnung eigentlich nur zwei nebensächliche Paragraphen entlehnt waren, von den 117 Paragraphen des Entwurfs über achtzig aus dem Oldenburger Product so gut wie wörtlich abgeschrieben waren. Das also waren die kirchengesetzgeberischen Hülfsquellen eines Landes, welches seit vierzig Jahren eine selbständig gedachte autonome Kirchenordnung und zur Verbesserung derselben Kräfte ersten Ranges, einen Bähr und Hundeshagen besaß!

Dazu blieb der badische Entwurf in einzelnen Punkten, wie in seiner Ausschließung der Pfarrer von den Kirchenvorstands- und Diöcesansynodalwahlen, in dem Hervorgehenlassen der Generalsynode nicht aus den Kreissynoden, sondern aus besonderen Standeswahlen, in der Bevormundung des Oberkirchenraths durch einen ihn miternennenden, controlirenden und in ihm mitstimmenden Synodalausschuß auch hinter der Oldenburger Ordnung an conservativem Geiste noch wesentlich zurück, und die Vorrede redete wiederum die Unwahrheit, wenn sie versicherte: „Was in dem Verfassungsentwurf neu ist, das ist alles aus jenen beiden Kirchenverfassungen genommen.“ Alle diese tiefbeschämenden Thatsachen legte ich unter Voranschickung einer Charakteristik der beiden in Rede stehenden Kirchenordnungen in einem längeren Aufsatz im Kirchen- und Volksblatt, „Die Quellen des neuen Kirchenverfassungsentwurfes“, dem badischen Lande urkundlich vor Augen. Der Aufsatz, namenlos und ganz sachlich gehalten, konnte nicht umhin Aufsehen zu machen. Die Heidelberger waren wüthend, fahndeten auf den Verfasser und thaten mir die Ehre an, Bähr dafür zu halten. Zu widerlegen war dieser Nachweis eines selbstertheilten geistigen Armuthszeugnisses nicht.

Vielleicht hätte doch die Scham über dasselbe einer sachlichen Kritik des Entwurfs in weiteren und höheren Kreisen Eingang verschafft, wenn sich nicht unerwartet ein Zauberer gefunden hätte, welcher die Mittel besaß, auch dies armselige Nothproduct eines die Kirche vergewaltigenden politischen Opportunismus mit dem Lichtnebel der höchsten Idealität zu umweben. Wir erlebten es, daß ein großer Theologe in jenem Plagiat aus der kläglichen Oldenburger Kirchenordnung das kirchliche Ei des Columbus für die Gegenwart entdeckte und auch edlere Gemüther, welche seiner Dialektik und Rhetorik nicht gewachsen waren, für dasselbe begeisterte. Ich rede von einem der merkwürdigsten Vorgänge in der Geschichte unserer neueren Theologie, von dem

Uebergang Richard Rothe's aus dem freiconservativen ins liberal-theologische Lager. Der mystisch-fromme Theosoph und sehr positiv-gläubige Dogmatiker, welcher zum Staunen der theologischen Welt inmitten der badischen Verfassungskrise zum Bannerträger und Ordensheiligen des nahenden Protestantenvereins ward, hatte nicht nur im Agendenstreit entschieden auf unserer Seite gestanden, sondern noch meine Einladung zu jener unserer Bruchsaler Verfassungsconferenz zwar entschuldigend, aber mit der Versicherung, daß er der unsre sei, beantwortet. Das kirchliche Rechtsleben der Gegenwart hatte ihm seither so fern gelegen, daß seine Ernennung zum Mitglied des Coblenzer Consistoriums ihm die Motivirung dazu gegeben hatte, seinen Bonner Lehrstuhl mit dem Heidelberger zu vertauschen; nun, nach Ullmann's Beseitigung, ließ er sich auf einmal zum außerordentlichen Mitglied des Karlsruher Oberkirchenraths ernennen. Und hier wurde er von Geistern, welche tief unter ihm standen, deren Stärke aber mit seinen Schwächen verhängnißvoll zusammentraf, über Nacht, wie er hernach selber gestand, zu den Principien der neuen Kirchenverfassung bekehrt. Allerdings, Anschließungspunkte für eine solche Bekehrung waren schon seither in seiner eigenthümlichen Denkart vorhanden. Der theosophische Einsiedler hatte das Leben seines Volkes und seiner Zeit zwar immer mit warmem Herzensantheil, aber auch immer nur durch die bunten Scheiben seiner Klosterzelle betrachtet und es sich so nach den Bedürfnissen seines Systems zurechtgelegt und idealisirt. In diesem System verband sich mit Schleiermacher'scher freier Kritik der Kirchenlehre ein starkes Element construirenden Hegelthums, vermöge dessen jedes spätere Zeitalter geistig vollkommner, also bei Rothe auch christlicher sein mußte als die vorhergehenden, und so wurde die moderne Entfremdung von Christenthum und Kirche vor Rothe's Augen zum bloßen Mißverständniß und Anschein. Mit einem Fünkchen von Wahrheit und einer starken Dosis Illusion erdichtete er sich eine Theorie vom „unbewußten Christenthum"

unserer Zeit, das man nur vertrauensvoll als Vollchristenthum behandeln dürfe, um es dazu zu machen. Wiederum hatte sein System ihn gelehrt, mit Hegel im Staate nicht blos die Rechtsgemeinschaft eines Volkes, sondern das sittliche Gemeinwesen schlechthin zu erblicken, in dessen Idee es liege, auch die Pflege der Religion zu übernehmen; die Kirche dagegen, die ihm nur ein nothbehelfliches, nicht ein wesentliches Gebilde des Christenthums war, stand ihm seit und kraft der Reformation „im abnehmenden Monde", d. h. auf dem Wege in den christlichen Staat auf- und unterzugehen. Von diesen Gesichtspunkten aus vermochte Rothe eben das, was uns an dem neuen badischen Experiment das Unkirchliche und Verwerfliche war, zu einem Vorzüglichen und Verheißungsvollen umzudeuten: wenn die neue Verfassung die Kirche nicht nach kirchlichen, sondern nach politischen Begriffen und Vorbildern organisirte, entsprach das nicht gerade jener Idee, welche die Verwirklichung des Reiches Gottes nicht in kirchlichen, sondern in staatlichen Formen erheischte, und wenn dieselbe Verfassung die ungesichtete Masse, den Herrn Omnes, zur Herrschaft in der Kirche berief, war das nicht vielleicht das beste, ja einzig übrige Mittel, die Scheidewand niederzureißen, welche sich zwischen dem kirchlichen Leben und den Kindern der modernen Bildung aufgethürmt hatte? Eine unleugbare Charakterschwäche des sittlich feinsinnigen Mannes kam zu den Schwächen seiner Weltanschauung hinzu, um ihn sich urplötzlich aus der Stille der Studierstube in den Strom des öffentlichen Lebens stürzen zu lassen: er besaß keine Widerstandskraft gegen Menschen, welche mit der ihm selber fehlenden Energie des praktischen Handelns auf ihn eindrangen; er vermochte den Werbungen des Ministers und Schenkels nicht zu widerstehen. Er hatte sich wohl immer nach einer Verwirklichung seiner Theorieen, nach einer Erscheinung des mit der modernen Cultur ausgesöhnten Christenthums, wie er es in der Seele trug, gesehnt: nun versprach ihm Schenkel mit seiner

kirchlichen Demagogie eine solche, und so folgte er diesem an Geist und sittlichem Gehalt tief unter ihm stehenden, aber an praktischer Energie weit überlegenen Manne von da an mit einer Art von frauenhafter Hingebung und Leidenschaftlichkeit. „Rothe", sagte Hundeshagen damals, „ist eine Perle, aber diese Perle muß immer in einer schmutzigen Tasche sein." Einmal in Schenkels Banden, idealisirte er sich auch diesen nach seiner Art bis zu dem Grade, daß er, der feinsinnige Ethiker, für die grobe Immoralität der Schenkel'schen Mittel und Wege jedes Urtheil verlor. Andererseits ist nicht zu bezweifeln, daß nicht Schenkel, wohl aber Rothe mit seinem feinen und reichen Geiste und seinen idealen Gesichtspunkten der Mann war, in jener traurigen Krise der badischen Geschichte den edlen und wohlmeinenden Sinn des Großherzogs so zu umgarnen, daß die Vertreter des evangelischen Bekenntnisses und kirchlichen Rechtes die Güte und Gerechtigkeit wiederholt zu vermissen hatten, die sich sonst Keinem versagte.

Der einzuberufenden Generalsynode, die man nicht umgehen konnte, gingen Vota der beiden landeskirchlichen Parteien voraus. Die Durlacher Partei war bereits acht Tage nach der Veröffentlichung des Entwurfs mit ihrem Urtheil über denselben fertig; sie votirte mit 5—600 Stimmen Dank und Anerkennung, erklärte die Einführung dieser Verfassung für das wirksamste Mittel zur Herstellung des kirchlichen Friedens, behielt sich aber nach der nächstentscheidenden Generalsynode noch eine zweite, nach der neuen Wahlordnung zu bildende zu nochmaliger Durchsicht der Verfassung vor, weil sie fürchtete, in der ersten nicht alle Zugeständnisse des Entwurfs durchzubringen. Die conservative Partei trat erst nach vier Wochen in Bruchsal zusammen, in einer Stärke von vierhundert Theilnehmern, wovon zwei Drittel Nichtgeistliche waren. Nach einem gründlichen Referate von Hundeshagen erkannte sie an dem Entwurfe an was irgend anzuerkennen war, bezeichnete aber fünf erhebliche Mängel, um

deren Abstellung sie bat. 1) Die Zugrundelegung eines Kirchen- und Gemeindebegriffs, der nicht vom Worte Gottes oder den kirchlichen Bekenntnissen dargereicht, sondern dem politischen Vorbild entlehnt sei und eine falsche Entgegensetzung von Kirchenregiment und Kirchenvertretung, von Geistlichen und Laien nach sich ziehe; 2) die Beseitigung der durch die Unionsurkunde und seitherige Landesgeschichte gegebenen heimischen Grundlagen zu Gunsten auswärtig entlehnter Bestimmungen; 3) das gänzlich Ungenügende der Garantieen, daß die Leitung der Gemeinde nicht unter die Willkür eines sich unterschiedslos dazu drängenden Publikums gerathe; 4) die Verleugnung des organischen Aufbaues durch den auf die unterste Stufe wieder zurückgreifenden Modus der Generalsynodalwahl; 5) die alles Maß überschreitende Häufung aufregender Gemeindewahlen. Hiernach richtete man an die Generalsynode die Bitte „um eine solche Revision des Entwurfs, welche ebensowohl den schrift- und bekenntnißmäßigen Bestimmungen über Kirche und Gemeinde entspreche, als an die bisherigen kirchlichen Verhältnisse und Bedürfnisse anknüpfe". Man durfte erwarten, daß eine gerecht und liberal sein-wollende Regierung so stark vertretenen und so wohlbegründeten Wünschen der einen Seite der Landeskirche wenigstens neutral gegenüberstehen und die Amendirung der Vorlage dem freien Kampf der Geister überlassen werde; — die damalige badische Regierung nicht so. Sie ließ keinen Zweifel darüber, daß es ihr nicht um Verbesserung, sondern nur um unverändertes Durchdrücken ihrer geringwerthigen Vorlage, nicht um Vermittelung der Gegensätze, sondern um einen einseitigen Parteisieg zu thun war; ein Standpunkt, für den ich keine Erklärung weiß, als die Furcht vor der Heidelberger Agitation, wie denn auch hernach in der Generalsynode ein Ministerialrath mit der Erklärung herausplatzte, die Vorlage müsse unverändert angenommen werden, „weil es sonst keine Ruhe im Lande gebe". So wurden denn nicht nur von der Durlacher Partei, sondern auch von der

Regierung alle Segel aufgespannt, um der Vorlage die zu Verfassungsveränderungen erforderliche Zweidrittelmehrheit auf der Generalsynode zu sichern; selbst der Name des Großherzogs wurde als Abschreckungsmittel von etwaiger Opposition gebraucht. Unmittelbar vor den Wahlen druckte das officiöse Regierungsorgan, die Karlsruher Zeitung, einen Heidelberger Parteiartikel ab, in welchem die besondere Theilnahme des Großherzogs für das neue Verfassungsstatut betont und dann wörtlich fortgefahren ward: „Es wird sich jetzt auf der bevorstehenden Generalsynode zeigen, ob die bisherigen Gegner einer freieren kirchlichen Entwickelung in Baden soviel Selbstverleugnung besitzen, dem von der Landesgemeinde mit lebhafter Zustimmung begrüßten Entwurf keine Hindernisse in den Weg zu legen, oder ob sie in ihrer Keckheit so weit gehen, verhindern zu wollen, was der Fürst des Landes, was alle maßgebenden Behörden und zwar einstimmig, was die ganze evangelische Bevölkerung fast ohne Ausnahme will." Eine auch nur den Schein der Unparteilichkeit wahrende Regierung würde es als Anstandsgebot empfunden haben, den vierhundert Bruchsalern unter den durch den Großherzog zu ernennenden Synodalen wenigstens Einen Vertreter zuzubilligen, und es gab im Lande keinen Mann, der an kirchenpolitischer Autorität und Sachkunde sich mit Hundeshagen messen konnte: er wurde ostentativ übergangen. Er schien ernannt werden zu müssen, da die übrigen Mitglieder der Facultät fast alle theils gewählt, theils abgeordnet waren; da wurde statt seiner der soeben aus der Schweiz gekommene, mit den badischen Verhältnissen noch völlig unvertraute altteſtamentliche Exeget Hitzig ernannt. Noch mehr: als bei der Laienwahl in Baden-Baden die Stimmen zwischen Hundeshagen und einem Durlacher gleich standen, da sprang ein Hofgerichtsrath auf den Tisch und haranguirte die Wähler mit den Worten: „Wenn Sie den Geh. Kirchenrath Hundeshagen wählen, so machen Sie eine Demonstration: derselbe hat sich als einen Feind des Ver-

fassungsentwurfs dargestellt, welcher doch ein Geschenk des Großherzogs ist; wer also Hundeshagen wählt, der beleidigt den Großherzog", — ein Terrorismus, der in der That zwei Wähler Hundeshagens abwendig machte. Und die auf solche Weise zu Stande gebrachte Wahl wurde nicht cassirt, obwohl das Wahlreglement alle Ansprachen an die Wähler ausdrücklich verbot. Die Unterlegenen legten Beschwerde beim Oberkirchenrath ein, der Oberkirchenrath schob die Sache der Synode zu, die Synodalmajorität fand den Vorgang zwar „in hohem Grade zu mißbilligen", acceptirte aber bestens die Frucht desselben, die Fernhaltung eines gefürchteten Gegners. Leider spielte selbst Rothe in dieser scandalösen Treiberei auf eine Weise mit, welche das Wort Hundeshagens rechtfertigte: „Man sehnt sich dieser speculativen Ethik gegenüber doch manchmal nach einem Stück ganz ordinärer Moral." Rothe ward von einer Diöcese gewählt, die ihn nach seiner seitherigen Haltung noch für einen der Unseren hielt. Da gleichzeitig seine großherzogliche Ernennung eintraf, lehnte er die Wahl ab; aber als er erfuhr, daß jene Synode nun einen wirklichen Gegner des Entwurfs senden werde, so widerrief er seine Ablehnung, um sich seinen Wählern als einen ihrem Sinne entgegengesetzten Vertreter aufzudrängen.

Da die badische pseudoliberale Kirchenreform bereits stark darauf rechnete, auf das übrige evangelische Deutschland vorbildlich zu wirken, auch die im Vorwort des Entwurfs erklärte Bereitwilligkeit, mit den übrigen deutschen Kirchen in eine organische Verbindung zu treten, ebendahin zielte, so hielt ich es allerdings für unerläßlich, daß man außerhalb Badens von diesem Aufbau evangelischer Kirchenfreiheit ein authentisches Bild erhalte. Ich hatte daher die bereits in Karlsruhe übernommene badische Berichterstattung für die Neue Evangelische Kirchenzeitung, gestützt auf reichliche und zuverlässige Informationen, bis dahin fortgesetzt*),

*) Vgl. N. ev. K. Z. 1860, Nr. 36; 1861, Nr. 2. 8. 18. 25. 26.

aber jetzt, angesichts der zusammentretenden Generalsynode, gedachte ich sie niederzulegen. Ich bemühte mich, der Kirchenzeitung einen geeigneten Fortsetzer meiner Berichte zu verschaffen, aber der einzige, den ich fand, weigerte sich entschieden, schon über die Generalsynode zu berichten; nur das Material wollte er liefern. Und so übernahm ich nothgedrungen auch noch den Synodalbericht, zu dem mich meine Freunde durch reichliche und zuverlässige Mittheilungen, vor allem durch Zusendung des officiellen, von der Majorität redigirten Synodalblattes hinreichend in Stand setzten. Man hatte es durch die beschriebenen Mittel fertig gebracht, die Wahl von 19 Anhängern des Entwurfs, darunter aller liberalen Kirchenlichter im Lande, durchzusetzen und die eingeschüchterte Opposition auf sieben Stimmen zu beschränken, so daß der Vorlage die Zweidrittelmajorität von vornherein gesichert war. Zwar war es gelungen, unter diesen Sieben auch Ullmann und Bähr in die Synode zu wählen, aber diese gealterten und mißhandelten Männer lehnten es ab, unter den obwaltenden Umständen ihre letzten Kräfte an einen hoffnungslosen Kampf gegen die Regierung zu setzen. So fehlte es der Minderheit an einem rechten Führer; Mühlhäußer, der wohl das Zeug dazu gehabt hätte, war durch seine Stellung als Mitglied des Oberkirchenraths äußerlich wie innerlich gehemmt. Die verlassene kleine Schaar meinte durch möglichst friedfertiges und bescheidenes Auftreten am ehesten etwas zu erreichen; sie nahm, wie sie sagte, „ihre Stellung innerhalb der Principien des Entwurfs", nur daß sie das demselben zu Grunde liegende „Gemeindeprincip" aus der politischen Fassung ins Biblische und Kirchliche zurückzubilden suchte; sie meinte mit ihren guten Gründen wenigstens wider die stärksten Anstöße des Entwurfs etwas Gehör zu finden, — umsonst. Ihre sachlichen Einwendungen wurden mit Schlagworten abgetrumpft, vor allem von Schenkel, der sich auf der ganzen Höhe seiner rabulistischen Leistungs-

fähigkeit befand. Aeußerte jemand die Befürchtung, daß die neue Verfassung den Glauben schädigen könne, so antwortete er, nach der Bibel „treibe die Liebe die Furcht aus"; erinnerte man ihn an den Heidelberger Rechtsbruch in der Agendensache, so gab er zu Protokoll, es sei kein Rechtsbruch geschehen; appellirte man an die unveräußerlichen Principien evangelischer Kirchenordnung, so erklärte er, die evangelische Kirche habe keine unwandelbaren Verfassungsprincipien. Als Mühlhäußer darüber klagte, daß man die Kirche durch politische Ideen bevormunde, erledigte Schenkel das durch den Machtspruch, eine Bevormundung durch Ideen gebe es nicht; als ihm der unleugbare Unterschied geistlich mündiger und unmündiger Gemeindeglieder und die Unfähigkeit letzterer zur Kirchenregierung vorgehalten ward, antwortete er: „In jedem Fünfundzwanzigjährigen ist etwas von Glaube nach lutherischer Dogmatik"; und als man forderte, daß der Glaube sich fürs öffentliche Leben doch irgendwie legitimiren müsse, durch Theilnahme an Gottesdienst und Liebeswerken, so fand er, das sei das katholische Werkprincip und wider die „Rechtfertigung durch den Glauben allein". Und dennoch — Einer übertraf ihn an maßloser Sophistik und eigensinniger Unnachgiebigkeit, und das war Rothe. Sein beweglicher Geist hatte sich mit leidenschaftlichem Scholasticismus ganz in den Dienst des vorliegenden Regierungsdogmas gestellt, und unter dem naiven Geständniß, bis vor Kurzem gegentheilig gedacht zu haben, vereitelte er jedes vermittelnde Zugeständiß an die Positiven, zu welchem andere, billig denkende Mitglieder der Mehrheit vielleicht geneigt gewesen wären. Als man es tadelte, daß die Generalsynode anstatt aus den Diöcesansynoden, aus Urwahlen hervorgehen sollte, fand Rothe, daß eine von der Gemeinde zur Diöces, von der Diöces zum Landesganzen sich aufbauende Kirche „dennoch kein dreistöckiges, sondern ein zweistöckiges Haus sei", — erster Stock lokale Interessen, zweiter Stock universale Interessen, — und darum mußte der

zweite Stock unmittelbar aufs Parterre aufgesetzt werden! Und da es beklagt ward, daß die in der Generalsynode wählbaren Laien der Kirche nicht erst auf den niederen Stufen gedient haben sollten, ehe sie in den obersten Rath derselben und zum Antheil an ihrer Gesetzgebung gelangten, entgegnete er: man könne in einer Zeit, in der die Kirche nicht mehr im Mittelpunkt des Culturlebens stehe, den Vertretern der weltlichen Culturzweige nicht zumuthen, Kirchenälteste zu werden; auch hätten ihn die Vorbesprechungen mit dem Minister Lamey überzeugt, daß man große kirchliche Einsicht haben könne, ohne Kirchenältester gewesen zu sein. Mit solchen kaum ernsthaft zu nehmenden Einfällen wurden die wohlbegründeten Bedenken und Anliegen der Minorität abgefertigt; aber auch im Schooße der Majorität war von einer Prüfung des Entwurfs nach evangelisch-kirchlichen Grundsätzen, oder überhaupt nach Grundsätzen, keine Rede. Vielmehr, so oft die Führer der Mehrheit einen Anlauf nahmen, ihren Entwurf überhaupt auf ein Princip zurückzuführen, geriethen sie in Verlegenheit und Widersprüche. Ein besonders kluger Ministerialrath, Mitglied der Kirchenbehörde, fand, daß der Entwurf doch nur eine Revision der alten Verfassung sei, nur eine sehr gründliche, so wie man ein Haus auch in der Weise repariren könne, daß man es abbreche und das Material beim Neubau verwende. Der Oberkirchenrathspräsident und der Prälat bestanden darauf, die neue Verfassung sei eine richtige Vereinigung des Consistorialismus und des Presbyterialismus, wie die Unionsurkunde sie fordere: Schenkel dagegen belehrte die Synode, daß Consistorialismus und Presbyterialismus überlebte Dinge seien, welche das moderne Repräsentativsystem „zersetzt" habe; aus diesem System, d. h. aus dem „Gemeindeprincip" sei der Verfassungsentwurf geboren. Nun war in dem Entwurf der Presbyterialismus allerdings hinreichend demokratisch zersetzt, aber der Consistorialismus war in Gestalt des großherzoglichen Oberkirchenraths und

Landesbischofsamtes doch stehen geblieben: wie reimte sich denn mit dem „Gemeindeprincip" ein aus demselben gar nicht hervorgehendes, außerhalb des modernen Repräsentativsystems stehendes landesherrliche Kirchenregiment? Diese Inconsequenz wurde dem Heidelberger Demagogen nicht blos von Bruchsaler Gegnern, sondern auch von der ihm befreundeten Protestantischen Kirchenzeitung vorgehalten: dann antwortete er: Ja, wir sind inconsequent, weil wir historisch sind; wir fügen uns der göttlichen Inconsequenz historischer Entwicklung! Da wußte sich Rothe in dem Augenblick, wo man in Baden mit der historischen Entwicklung muthwillig brach, doch besser zu helfen. Dies Nebeneinander von Gemeindeprincip und landesherrlichem Kirchenregiment war ihm nicht die unbiegsame Schranke, welche die badischen Landesverhältnisse dem demokratischen Freiheitsdrang setzten, — es war ihm gerade das Richtige, gerade das Ideale. Denn dies Gegenüber eines Repräsentativkörpers und eines nicht aus ihm hervorgegangenen verfassungsmäßig beschränkten Regiments war ja das getreue Abbild des modernen, des badischen Staates, war ja der richtig auf die Kirche angewandte modernpolitische Constitutionalismus. „Kirchlicher Constitutionalismus" — das war das Princip des Entwurfs, welches Rothe glücklich entdeckte, und wurde das Losungswort, das er zur Rechtfertigung desselben auf der Synode ausgab. Und in der That, dieser bis in den Wortlaut hinein häßliche Mißbegriff war der richtige Taufname für die Mißgeburt, die man ins Leben setzte. — In dem frohen Bewußtsein, nun das rechte, einzige Mittel gefunden zu haben, das der evangelischen Kirche zu neuem Aufschwung verhelfen und den klaffenden Spalt zwischen ihr und dem modernen Culturleben schließen könne, ward alles mit kaum nennenswerthen Nachbesserungen von den gesicherten 19 Stimmen angenommen; einer zweiten revidirenden Synode, wie man sie für den Fall eines conservativeren Ergebnisses vorbehalten hatte, bedurfte es nicht mehr. Das Ende der ent-

muthigten Minoritäts-Opposition war schwächlich. Ein Protest gegen die ganze von der Regierung in legalen Formen vollzogene Vergewaltigung der Landeskirche, wie Hundeshagen ihn für recht hielt, ward nicht erhoben, ja Mühlhäußer beschränkte sich mit zwei Anderen auf schließliche Stimmenthaltung, so daß nur vier Stimmen zu der neuen Verfassung Nein sagten. Die Unterlegenen ernteten für ihre conciliante Haltung ein ironisches Lob; namentlich ward ihre diplomatische Erklärung, sie nähmen ihren Standpunkt innerhalb der Principien des Entwurfs, von Schenkel zu dem Hohne verwerthet, die Opposition habe ihren principiellen Standpunkt vollständig aufgegeben, und sei, was das Princip angehe, mit klingendem Spiel in das Lager von Durlach übergegangen; woraus dann die Landeszeitung die weitere Folgerung zog, also sei alles Schwindel gewesen, was man den frommen Leuten im Lande vorher von der Verwerflichkeit des Entwurfs gesagt. Wer geglaubt hatte, durch ein fügsames Verhalten auf der Synode dem vae victis zu entgehen, sollte bald bitter enttäuscht werden.

Ich ließ den eingehenden kritischen Bericht, den ich über diese Synode in der Neuen evangelischen Kirchenzeitung (1861. Nr. 35—37) erstattete, ausgehen in eine längere Auseinandersetzung mit Rothe, nicht nur weil er der bei weitem bedeutendste Mann auf der Gegenseite war, sondern noch mehr, weil seine Ideen zur Zurückgewinnung der modern Gebildeten für Christenthum und Kirche, wie sie seiner kirchenpolitischen Parteinahme zu Grunde lagen, in der That ein großes, weit über die Grenzen des badischen Landes hinausreichendes Problem betrafen. Und die Bedeutung dieses großen bis heute ungelösten Problems wird es rechtfertigen, wenn ich das Wesentliche jener Auseinandersetzung auch hier mittheile.

Rothe hatte in einer Commissionssitzung zu Anfang der Synode eine Rede gehalten, welche viel bedeutender war als alles, was er hernach in den Plenarversammlungen beisteuerte;

in dieser Rede, die mir gedruckt vorlag, hatte er seine Ideen zusammenhängend entwickelt und seine Parteinahme für den Entwurf principiell zu rechtfertigen gesucht. Auf dem Eindruck, den die großherzogliche Verkündigung der Kirchenfreiheit auf ihn gemacht, dem ganz phantastischen Eindruck, als ob die seitherige Landeskirche nun mit Einem Schlage in eine Freikirche verwandelt wäre, die „lediglich auf der freien Zustimmung der Kirchgenossen, auf der kirchlichen öffentlichen Meinung ruhte", baute sich seine Betrachtung auf. „Nur, wenn die Kirche das, und lediglich das fordert, was in der eignen Ueberzeugung der Kirchgenossen wohlbegründet ist, ist fortan eine Kirchenregierung möglich. Hätten unsre Gemeinden den hiezu unerläßlichen Grad von Christlichkeit nicht, wie die Gegner des Entwurfs das behaupten, so bliebe uns nur die Verzweiflung übrig, denn unter Heiden eine christliche Kirche zu bauen und zu erhalten, das ist nur in dem einen Falle möglich, wenn dieser Kirche das Schwert Karls des Großen zur Seite steht." „Aber — fuhr der Redner fort — ich wenigstens habe, wenn von dem evangelischen Volke Badens im Großen und Ganzen die Rede ist, noch nichts verspürt von dieser angeblichen Entfremdung desselben vom Christenthum; wir wissen durch Gottes Gnade noch alle, daß wir einen Erlöser haben und wo Vergebung und Kraft zum Guten zu finden ist. . . . . Freilich läßt sich nicht leugnen, daß unser Volk ganz anders zur Kirche steht als zum Christenthum: zwischen unserem Volk im Großen und unserer Kirche ist schon seit lange ein Verhältniß der Entfremdung eingetreten, das auch durch die Wiederbelebung der Frömmigkeit seit den Freiheitskriegen nicht wesentlich anders geworden ist. Und das ist ein tiefer Schaden und für das Verhältniß unseres Volkes auch zum Christenthum selbst von verderblicher Wirkung, da die Meisten Christenthum und Kirche ohne Weiteres vereinerleien und mithin über ihre eigene Stimmung und Stellung gegenüber dem ersteren sich nur zu leicht

zu täuschen pflegen. Aber wenn das Volk in unseren Tagen kein rechtes Herz zur Kirche hat, so liegt das vor allem daran, daß die Kirche auch kein Herz für's Volk hat. . . . Fühlen wir denn wirklich und wahrhaft mit unserm Volke, mit seinem Leid und seiner Freude, vor allem auch mit seiner Frömmigkeit? Ist es uns denn geläufig, uns in die Art und Weise seiner Frömmigkeit hineinzuversetzen? Nur in der Form, in der wir es ihm entgegenbringen, ist das Volk für das Christenthum unempfänglich, denn dieselbe entspricht der Eigenthümlichkeit der Gegenwart nicht; sie ist eine theologische, dogmatisirende, die wir Theologen uns durch Geschichtsforschung angeeignet haben, die aber dem Nichttheologen nicht geläufig sein kann. Wenn wir nach unseren Grundsätzen vielen Kirchengenossen, vor deren moralisch-bürgerlicher Ehrenhaftigkeit wir uns vielleicht im Stillen beugen müssen, dennoch die Christlichkeit oder doch die christliche Frömmigkeit absprechen, muß denn da nicht die Annahme als die einzig richtige sich aufdrängen, daß allerdings auch in ihnen eine wirkliche christliche Frömmigkeit leben möge, nur in einer anderen uns noch ungeläufigen Form, um es kurz zu benennen in der modernen? . . . Bei diesem Stande der Christlichkeit in unseren Gemeinden bin ich der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung in ihnen allerdings dazu angethan ist, eine wirkliche christlich-kirchliche Ordnung zu tragen. Soll diese Ordnung aber eine lebensfähige sein, so kann es weder die consistoriale noch die presbyteriale sein, sondern nur die kirchlich-constitutionelle. Das consistoriale wie das presbyteriale Princip ist überlebt: an die göttliche Einsetzung der kirchlichen Aemter glaubt die unermeßliche Mehrzahl nicht mehr und die Kirchenzucht ist in der evangelischen Kirche immer nur ein frommer Wunsch gewesen. Was aber unveränderlich bleibt durch alle Zeit, das sind die ewigen Principien und Gesetze der menschlichen Gemeinschaft, des moralischen Gemeinwesens selbst [d. i. des Staates]. Sind denn unsere politischen Verfassungen

etwa willkürliche Organisationen, oder sind es nicht vielmehr die unveränderlichen Gesetze der menschlichen Gemeinschaft an sich selbst, allerdings in bestimmter nationaler Begrenzung? Und können etwa die allgemeinen Grundgesetze für die Organisation der kirchlichen d. h. der ausschließend religiösen Gemeinschaft andere sein als die der moralischen Gemeinschaft an sich? Constitutionell ist, wenn die Regierung mit der Quintessenz der jeweils im Volke vorhandenen politischen Intelligenz und patriotischen Gesinnung zur gemeinsamen Arbeit an der Verwirklichung des nationalen Staatszwecks zusammentritt. Gibt es nun für die evangelische Kirche der Zukunft eine Verfassung, so kann es nur der kirchliche Constitutionalismus sein."

„Keine Thorheit, die Rothe auf praktisch-kirchlichem Gebiete begehen kann — entgegnete ich auf diese Apologie — vermag die Dankbarkeit und Verehrung zu beeinträchtigen, mit der wir zu seinen wissenschaftlichen Leistungen und zu seiner persönlichen Frömmigkeit aufblicken. Aber auch keine Dankbarkeit und Verehrung kann uns abhalten, die Anschauungen, welche er hier entwickelt hat, für eine der größten Thorheiten zu erklären, mit denen je ein gelehrter Doctrinarismus die Kirche zu Schaden gebracht hat. Welch ein Gemisch von halben Wahrheiten, die zu kräftigen Irrthümern verkehrt sind! Daß die Idee des Staates und die Idee der sittlichen Gemeinschaft sich decken, ist zwar eine Anschauung des antiken Heidenthums; aber wir dachten seither, das Christenthum habe diese Anschauung widerlegt durch die Idee des Reiches Gottes, das kein Reich von dieser Welt ist. Daß der Staat überall nur der Zuchtmeister ist, der das Reich Gottes negativ ermöglicht, daß hingegen der Kirche, der Gemeinde der Gläubigen die Verwirklichung des Reiches Gottes von Christus anvertraut ist, das ist aus dem Neuen Testament so handgreiflich, daß die entgegengesetzte Lehre vom Auf- und Untergehen der Kirche in den das Gottesreich verwirklichenden christlichen Staat, welche Rothe als ein Erbtheil der Hegel'schen

Schule seit fünfundzwanzig Jahren vorträgt, von so viel Hunderten, die zu seinen Füßen saßen, wie es scheint auch nicht Einen Jünger gewonnen hat. Diese Kirche nun, die als Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe ganz andere Ordnungen in sich trägt als der Staat, die Gemeinschaft des Rechts und Gesetzes, — die Kirche ist gottlob von Anbeginn auf andere Fundamente gestellt gewesen als auf „die kirchliche öffentliche Meinung“: wir denken auf Geist, Wort, Schrift, Bekenntniß. Was hätte Paulus den unverständigen Galatern, was Luther den bilderstürmenden Wittenbergern gegenüber vermocht, wenn sie lediglich das hätten fordern wollen, „was in der eignen Ueberzeugung der Kirchgenossen wohlbegründet war“? Oder sind sie etwa über dem Unchristenthum in der Christenheit „verzweifelt“, weil sie das „Schwert Karls des Großen“ nicht zur Seite hatten? Gibt es in der That kein Mittleres zwischen Heidenthum und mündigem Christenthum? Hat der Herr der Kirche nicht, indem er Volkskirchen zuließ, einen massenhaften Katechumenenstand geschaffen, den wir freilich nicht mit dem Schwerte Karls des Großen regieren sollen, den wir in der Kirche nicht zurückhalten können, wenn er sie verlassen wollte, dem wir zu dienen haben mit Wort, Sakrament und Liebeswerk, — dem aber die Leitung der Kirche anzuvertrauen nichts anderes wäre als das Ueberlassen des Steuerruders im Sturm an Reisende, die alles andre gelernt haben, nur nicht zu steuern? Weil das Christenthum weit über die Kreise hinaus, in denen es bewußt und willenhaft ergriffen wird, seine erziehende culturhistorische Wirkung übt, — ist deshalb in der Christenheit der Gegensatz von Gottesreich und Welt, von Glaube und Unglaube verschwunden? Was ist das für „christliche Frömmigkeit“, die weder in der Kirche Erbauung sucht, noch außer der Kirche? Denn unser Volk war allerdings zu Zeiten mit seiner Kirche zerfallen und nicht mit dem Christenthum: da schuf es sich seine Conventikel, seine christlichen

Vereine und Freundschaften, da hielt es desto eifriger im Hause am Worte Gottes und Gebet; aber jene „moderne Frömmigkeit", von der Rothe redet, bedarf keiner christlichen Gemeinschaft, liest nicht in der Bibel, führt kein Gebetsleben; — was ist das für eine christliche Frömmigkeit, die zu dem allen keinen Zug hat? Ja, unser Volk ist der Kirche entfremdet, aber dem Christenthum dazu: darum haben sich unter unseren Füßen jene Abgründe aufgethan, die uns 1848 angähnten, die das Werk der inneren Mission in hundertfachen Bestrebungen wachriefen, ein Werk, dem gegenüber es einem großen Theologen übel ansteht, zu sagen, die Kirche habe in unsrer Zeit für das Volk kein Herz. Aber freilich, was für verlorene Liebesmühe, was für krankhafte Schwarzseherei muß die Lebensarbeit eines Wichern für den speculativen Theologen sein, der ausrufen kann: „Gottlob, noch wissen in unseren Gemeinden alle, daß sie einen Erlöser haben, und wo Vergebung und Kraft zum Guten zu finden ist." Man kann solche Aeußerungen freilich einem Manne zu Gute halten, der wie ein mittelalterlicher Doctor das wirkliche Leben immer nur durch die bunten Fensterscheiben seiner Studierzelle angesehen hat: nur sollte sich ein solcher Mann des verwirrenden Hineintragens seiner Speculationen ins praktische Kirchenleben enthalten. Am ehesten wollen wir uns selber von ihm zurechtweisen lassen: ja, in dem, was er über die Sprachverwirrung und den Mangel an Verständigung zwischen Laien und Theologen sagt, ist viel Wahres und Beherzigenswerthes. Und doch auch hier — wieviel Uebertreibung, wie viele Ungerechtigkeit! Wenn die Theologie eine Entfremdung des Volkes von der Kirche verschuldet hat, so ist das eine im Großen und Ganzen vergangene Theologie, und daß die Theologie allein sie nicht verschuldet hat, das muß Rothe auch wissen. Daß diese Entfremdung seit dem Aufkommen einer verjüngten gläubigen Theologie wesentlich dieselbe geblieben sei, dawider zeugen hunderte von damals leeren, heute vollen Kirchen. Predigen wir

wirklich alle archäologisch, scholastisch? Gibt es keine Leute unter uns, die ihren Christus aus dem Neuen Testament haben ohne Vermittelung der Concordienformel? Und wenn wir so unverständlich predigen, wie kommt es doch, daß wir so viele Hörer finden; daß Gebildete und Ungebildete, denen Gott das Herz aufthut, etwas an unseren Predigten haben? Ja, jene Tausende von christlichen Landleuten, die in Baden auf den Festen für äußere und innere Mission zusammenströmen und vier, fünf Predigern das Wort von den Lippen nehmen, gehören die alle zu denen, „welche sich die antiquarische Form und Sprache der Theologen angeeignet haben?" Nun, konnten's diese, so können es auch die Künstler, die Fabrikherren, die Minister! Aber freilich, wer wie Rothe in der außerkirchlichen Entwicklung unsres Jahrhunderts überall so viel Licht sieht und so wenig Schatten, wie könnte der gerecht sein gegen die Träger und Diener einer Kirche, mit der diese Weltbildung und Fortschrittszeit vielfach auf so gespanntem Fuße steht?"

„Aber angenommen, die Rothe'sche Betrachtung der Gegenwart und ihres Verhältnisses von Volk und Kirche wäre völlig zutreffend und unwidersprechlich, — bliebe nicht selbst dann eine constitutionelle Kirchenverfassung das allerwunderlichste Heilmittel der kranken Zeit? Ist der Nothstand der Gegenwart wirklich ein riesiges Mißverständniß zwischen Kirche und Volk, nun so muß dies Mißverständniß gelöst werden vor allem durchs Wort, durch das Wort der Lehre, denn das bleibt doch das wesentliche Verständigungs- und Mittheilungsmittel des Christenthums, die erhaltende, ausbreitende und verjüngende Macht unsrer Kirche. Also Reform der Theologie, Reform der Predigt, reichere, mannigfaltigere, vollkommnere Vermittelung des Evangeliums mit der Denk- und Redeweise des Jahrhunderts: will Rothe uns hier ermahnen, uns vorleuchten, er wird uns dankbar und gelehrig finden. Und würde hier nicht geholfen, da doch der Grund des Uebels auch nach ihm auf dieser Seite liegt, was

hülfe es, durch die Kirchenverfassung die Entfremdeten in die Kirche zu locken, wenn doch die Predigt sie abermals hinausscheuchen müßte? Oder wenn man sagt, es muß nicht blos das Wort, es muß die Gelegenheit christlicher That geboten werden, so hat ja das Christenthum keine höheren Thaten zu eröffnen als die Werke der Liebe. Zu ihnen thut die Kirche unsrer Tage die Bahnen reichlicher, mannigfaltiger auf, als es je geschehen ist. Hier sind unsere christlichen Vereine, Anstalten, Unternehmungen, welche alle — mehr als um Geld — um Persönlichkeiten bitten, die sich ihrer annehmen. Jene Träger eines der Kirche entfremdeten Christenthums mögen kommen, sie werden willkommen sein, niemand wird sie auf ihre Dogmatik examiniren. Aber die wirklich kommen und helfen, sind doch nicht jene Träger „moderner Frömmigkeit", wie Rothe sie schildert; es sind doch im Großen und Ganzen die, welche auch unsre Kirchen füllen, welche sich auch in unsre „scholastisch-antiquarische" Predigtweise hineinfinden, mit Einem Worte, die, welche nicht mit der Kirche zerfallen sind. Wenn nun doch dies Dienen in der Kirche für seine Clienten keinen Reiz hat, aber das Regieren auf den Synoden hätte ihn, müßte Rothe dann nicht erst recht irre werden an der Aechtheit ihrer Nachfolge Dessen, der gesagt hat: „Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer aller Knecht?" — Aber es sei darum, sie sollen auch regieren, wenn's nur wirklich hilft, wenn nur wirklich „unser Volk im Großen und Ganzen" dadurch wieder ein Herz zur Kirche gewinnt. Aber wie denkt man sich das eigentlich durch die neue Kirchenverfassung vermittelt? Das bloße Wählen und immer wieder Wählen wird niemanden begeistern; man weiß ja, wie begeisternd die politischen Wahlen wirken, und da handelt es sich doch um „das sittliche Gemeinwesen an sich". Aber Gewählt-werden? Ja, aber nur nicht in den Kirchengemeinderath, denn der ist ja den „Trägern des öffentlichen Volkslebens", den politischen, socialen, künstlerischen Größen viel zu gering,

wie uns die Freunde des Entwurfs belehrt haben; und wer nicht in den Kirchengemeinderath will, kommt auch nicht auf die Diöcesansynode, die ohnedies auch nur wieder „lokale Interessen" vertritt. Es bleibt die Generalsynode übrig. Sie kommt alle fünf Jahre zusammen und hat dann für vierundzwanzig Laien Platz. Alle fünf Jahre also treten vierundzwanzig mit der Kirche zerfallene Seelen in eine vier- bis sechswöchentliche Schule kirchlichen Interesses. In der That ein etwas homöopathisches Mittel für das kranke Jahrhundert! — Aber — denkt man vielleicht — die vierundzwanzig Männer der Gegenwart werden dann eben die Kirche im Sinne der Gegenwart reformiren und sie allen ihren Sinnesgenossen einladend und heimathlich machen. Dazu müßten sie sich nun erstens mit den auch anwesenden vierundzwanzig Pfarrern *verstehen*, und wenn diese einmal alle aus der antiquarischen Schule wären, so müßte es ja gehen wie beim babylonischen Thurmbau. Dann aber, wenn man solche Hoffnungen hegt, wenn man mit Pfarrer Zittel auf den „schaffenden Geist" rechnet, der dann zu wehen beginnen werde, wie wird man denn bestehen mit der Betheurung: „Die Verfassung, die wir machen, geht den Glauben, die Lehre, den Gottesdienst, die Sitte, die euch heilig sind, gar nichts an"? Und wenn nun jene Hoffnungen in *der* Gestalt, wie Rothe sie hegt, fehlschlügen? Wenn die Unrechten kämen? Denn die Edleren unter den Unkirchlichen werden meist auch so edel sein, sich einer Kirche nicht zu Gesetzgebern aufzudrängen, mit deren Fundamenten sie sich nicht im Einklang fühlen; die aber, welche solche Scrupel nicht haben, welchen nach Ehre und Ansehen, nach Demüthigung der „Pfaffen", nach Abschaffung „pietistischer" Katechismen und Kirchenbücher gelüstet, könnten um so eher das Heft in die Hände bekommen, — und dann? Dann verspricht uns Rothe, „er werde unter den Ersten zu finden sein, die kummervoll auswandern aus dem von den eignen Kindern entweihten Tempel." Aber die Tausende, welche dann kummervoll mit auswandern

müssen, werden daran keinen Trost haben, daß Rothe dann sagt: Das habe ich nicht gewollt. — Während er in der Verfassungscommission der Synode saß, ist Rothe von unserem Kirchen- und Volksblatt erinnert worden an folgende Stelle seiner „Theologischen Ethik“ (Bd. III S. 1041): ‚Wenn heutigen Tages die Majorität derjenigen, die zu unsrer Kirche zählen, über den Glauben, die Lehre, den Gottesdienst derselben, überhaupt über ihr ganzes Thun und Lassen zu decretiren bekommt, so wird die nach ihrem Sinn eingerichtete Kirche, wenn sie überhaupt nur eine solche zu Stande bringt, wohl wenig mehr von einer christlichen Kirche an sich haben.‘ Nun hat der Urheber dieser Worte, und er vor allen, einer Verfassung zum Siege verholfen, die jener Majorität eine wenig beschränkte Macht gibt, über das alles zu decretiren. Möge der Herr der Kirche es in Gnaden abwenden, daß jene Worte nicht in schwerer Erfüllung wider ihren Urheber zeugen!“

Diese meine Kritik der Rothe'schen kirchenpolitischen Phantasieen ließ, wie ich in der Folge erfuhr, in dem Herzen des guten Mannes wenigstens keine Bitterkeit gegen mich zurück. Sehr anders D. Schenkel, der, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß ich der Hauptberichterstatter der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung über die badischen Verhältnisse war, seine „Kirchliche Zeitschrift“ zu unermüdlichen Schmähartikeln über mich verwerthete. Meine badischen Freunde machten mich auf verschiedene Verleumdungen aufmerksam, welche hier im Herbst 1861 wider mich auftraten und von denen sie um unsrer guten Sache willen wünschten, daß sie nicht unwiderlegt bleiben möchten, und so nahm ich in der letzten Nummer der Neuen evangelischen Kirchenzeitung von 1861 eine Schlußabrechnung mit meinem badischen Erzgegner vor. Ich kann und mag diese Schlußabrechnung, die unwillkürlich und unvermeidlich zur catilinarischen Rede ward, hier nicht mittheilen, theils um ihres Umfangs, theils um ihres unerquicklichen Inhalts willen, aber ich darf jeden, welcher die

Geschichte des badischen Kirchenstreites studieren will, bitten, sie nicht ungelesen zu lassen. Zunächst hatte ein Schenkel'scher Mitarbeiter in einer beiläufigen Aeußerung von mir über die Heidelberger Vorgänge im Agendenstreit „drei grobe Unwahrheiten" gefunden: es sei nicht wahr, daß die Heidelberger Petition den Landesherrn aufgefordert habe, das neue Kirchenbuch der gesammten Landeskirche vorzuenthalten; es sei eine noch gröbere Unwahrheit, daß der Heidelberger Kirchengemeinderath aus eigner Machtvollkommenheit verkündet habe, es bleibe im Widerspruch mit der neuen Gottesdienstordnung alles beim Alten; und endlich, es sei eine Erdichtung, daß er darüber landesherrlich zur Verantwortung gezogen worden sei. Ein unaufrichtiges Versteckspiel mit Worten, dem gegenüber ich in der Lage war, die volle Wahrheit meiner Worte — hinsichtlich der beiden ersten Punkte urkundlich, aus amtlichen Actenstücken, und hinsichtlich des dritten auf Grund formeller Aussagen Ullmanns und Bährs — aufrecht zu erhalten. Dann aber hatte Schenkel selbst über meinen Synodalbericht die Fluten seines Zornes ausgegossen, und da er demselben doch nichts thatsächlich Falsches nachweisen konnte, um so mehr die Gesinnung verdächtigt, aus der ich geschrieben. Der Gipfel dieser auf das semper aliquid haeret berechneten Methode war die Behauptung, ich und meine Freunde stünden im Dienst der preußischen Reaction und bildeten eine Propaganda zur Aufrechterhaltung des territorialistischen, einseitig consistorialen Systems. Ich durfte meinen Gegner an meine Absage an den Territorialismus in der Schrift gegen Radowiz, an meine Erklärungen auf der Berliner Allianzversammlung, an der er selber theilgenommen hatte, an das von mir verfaßte Programm des Kirchen- und Volksblattes und an meinen Bruchsaler Conferenzvortrag erinnern. Was meine Freunde anging, so hatte Bähr unmittelbar nach seinem Rücktritt die Denkschrift veröffentlicht, in welcher die auf Stärkung des presbyterialen Princips gerichteten Absichten des alten Oberkirchenraths entwickelt waren, und Hun-

deshagens presbyteriale Denkart war ja notorisch. So durfte ich meine Gegenrede gegen die Schenkel'schen Verleumdungsversuche ausgehen lassen in folgende Erklärung, mit der auch hier die Erzählung meines Antheils an dem badischen Verfassungsstreit abschließen soll. „Niemals — das darf ich auf Grund alles darüber Verhandelten hier laut aussprechen — hat es sich zwischen Hrn. D. Schenkel und seinen Freunden einerseits und mir und meinen Freunden andererseits um Sein oder Nichtsein einer Consistorialregierung, um Berechtigung oder Nichtberechtigung der Gemeinde, um Herbeiführung oder Verhinderung einer freiheitlichen Fortbildung der Kirchenverfassung gehandelt. Sondern gehandelt hat es sich wesentlich um diese drei Punkte: 1. Soll die Reform angestrebt werden auf besonnene und rechtliche Weise, oder auf turbulente, agitatorische; auf Grund der bestehenden Verfassung oder mit Beseitigung derselben? 2. Sollen die freiheitlichen Formen für das Leben der Kirche aus Wesen und Geschichte der Kirche selbst hervorgewachsene, ächt kirchliche sein, oder sollen sie geborgt werden aus dem politischen Leben, aus dem modernen, constitutionell-repräsentativen System? 3. Sollen die activen kirchlichen Rechte möglichst denen allein gehören, die sich als lebendige, auf evangelischem Grunde stehende Glieder unserer Kirche irgendwie ausweisen, oder sollen sie ohne Unterschied den Unkirchlichen wie den Kirchlichen, Denen, welche den Grund unserer Kirche umstürzen, wie denen, die ihn bekennen, zuerkannt werden? Und nun würdige man nach alledem die Wahrhaftigkeit eines Schriftstellers, der in die Welt hinaus zu schreiben wagt: ‚Die Consistorialverfassung ist das Ziel der Partei des früheren badischen Oberkirchenraths.' Man würdige die Redlichkeit des Kunstgriffs, sich gegen uns auf die preußische Generalsynode von 1846 und auf die Schutzschrift von D. Julius Müller für dieselbe zu berufen, da doch, was jene Generalsynode auf dem Verfassungsgebiete angestrebt und J. Müller als ihr Mitglied und Anwalt befürwortet hat, wesentlich das-

selbe ist, was wir in Baden anstrebten und befürworteten, eine Ineinsbildung der consistorialen und der presbyterial-synodalen Einrichtungen, aber ganz etwas Anderes, als was Herr D. Schenkel predigt und die neueste badische Synode an die Stelle des für überlebt erklärten Presbyterialismus zu setzen für gut gefunden hat. Man würdige den „Gewissensstandpunkt" eines Theologen, der die treuesten Fürsprecher kirchlicher Verfassungsreformen im Sinne der rheinisch-westphälischen Kirchenordnung, nur weil sie seinen Freiheitsdespotismus weder in Baden noch in Preußen herbeiführen helfen, ohne Weiteres ‚der kirchlichen Fraction zuzählt, welche in ganz Deutschland kein freies Gemeindeleben und keine auf dem Gemeindeprincip ruhende Verfassungsentwicklung will'. Aber freilich, nur indem Herr D. Schenkel seine kirchlichen Gegner aufs Aeußerste karikirt, kann er das evangelische Deutschland darüber täuschen, daß er selbst nur die äußerste Karikatur einer freien kirchlichen Entwicklung vertritt".

Mit dieser zusammenfassenden Abfertigung Schenkels schloß ich meinen activen Antheil an den badischen Kirchenangelegenheiten und zog mich auf die stille Theilnahme des Zuschauers zurück. Der acuten Krise folgte ein chronisches Nachspiel denkwürdiger und trauriger Art. Zunächst, wenn man stark darauf gerechnet hatte, dem übrigen evangelischen Deutschland ein wirksames Vorbild zu geben, so hatte man sich völlig getäuscht. Keine zweite deutsche Landeskirche bezeigte Lust, den badischen „kirchlichen Constitutionalismus" bei sich einzuführen. Aber auch im Lande selbst blieb der von Rothe so begeistert geweissagte Aufschwung des kirchlichen Lebens völlig aus, und es trat im Gegentheil ein unverkennbarer Niedergang ein. Als die ersten Gemeindewahlen nach der neuen Verfassung stattgefunden, äußerte ein sehr freisinniger Pfarrer im Unterland, er habe durch dieselben in seinen Kirchengemeinderath drei S. bekommen, Stricke, Strolche und Schlingel. Immer wieder klagten die Briefe meiner Karlsruher Freunde über die Verödung der Schloßkirche, die

Abnahme des Kirchenbesuchs überhaupt, das Herabsinken des Kirchenopfers auf ein Minimum. Nicht lange, so ward auch Mühlhäußer inne, daß seine fügsame Stellung auf der Synode ein Fehler gewesen, daß er mit gutem Gewissen in einem Kirchenregiment nicht bleiben könne, in welchem Rothe und Schenkel als außerordentliche Mitglieder die Herrschaft führten; er zog sich auf eine Landpfarre bei Karlsruhe zurück. Anstatt der vielgerühmten neuen Freiheit regierte im Lande ein vorher ungekannter kirchliche Terrorismus: als nach der Generalsynode einige Pfarrer den Großherzog baten, die neue Verfassung, ehe er sie sanctionire, einigen theologischen Facultäten zur Begutachtung vorzulegen, wurden sie mit Verweisen niedergedonnert und ihnen im Namen des Landesherrn der Vorwurf der Agitation, der Leichtfertigkeit, des strafbaren Uebermuthes eröffnet. Das war die „Heiligkeit des Petitionsrechtes", auf welche noch auf der Synode D. Schenkel sich zur Rechtfertigung des Agendensturms berufen hatte. Schlimmer als die neue Verfassung war überhaupt die Art und Weise, wie sie als Parteisieg ausgenutzt wurde. Die Geistlichen, welche auf unserer Seite gestanden, waren wie verfehmt; es war öffentliche Losung, sie in keine städtischen Pfarreien kommen zu lassen. So wurden in Karlsruhe demnächst zwei liberale Pfarrer durchgesetzt, denen hintennach fast niemand seine Kinder zum Confirmandenunterricht anvertrauen wollte; die Confirmanden strömten zu Frommel und Zimmermann, den beiden Vertretern der im Kirchenstreit unterlegenen Partei. In Heidelberg ging die Monopolisirung der Kanzel für die liberale Predigt so weit, daß die frommen Leute, welche nirgend mehr Erbauung fanden, sich zur Bildung einer Privatgemeinde entschließen mußten, der ein wackerer Gymnasialprofessor unserer Denkart Nothgottesdienst hielt; es blieb Schenkel vorbehalten, dieser Nothgemeinde jedes Gastrecht in einer der Stadtkirchen versagen zu lassen, so daß sich dieselbe eine eigne Kapelle bauen mußte. Hundeshagen erklärte nach Einführung

der neuen Verfassung seinen Austritt aus der Landeskirche; als ihn nach schweren sechs Jahren ein Ruf nach Bonn aus dieser kirchlichen Vereinsamung erlöste, war er ein gebrochener Mann, dem die rheinische Kirche und Facultät nur noch ein freundliches Abendroth bereiten konnte. Dagegen vereinigte sein College Schenkel kraft der neuen Ordnung der Dinge nunmehr folgende Aemter in seiner Person: 1. das eines Heidelberger Kirchengemeinderaths, erlangt mit Hülfe der theoretisch aufs äußerste bekämpften Cooptation, 2. des Professors der systematischen Theologie, 3. des ersten Universitätspredigers, 4. des ersten Directors des Predigerseminars, einer Staatsanstalt, wie die Synode klargestellt hatte, in welche einzutreten aber alle Candidaten der vom Staate freien Landeskirche gezwungen blieben 5. eines Mitgliedes der theologischen Examenscommission, 6. eines ständigen Mitgliedes der Generalsynode, denn dies den Mitgliedern des Oberkirchenraths versagte Privilegium hatte die Synode den beiden Directoren des Predigerseminars zuerkannt; 7. eines außerordentlichen Mitgliedes der Oberkirchenbehörde, als welches er auch über alle Pfarrbesetzungen mit zu entscheiden hatte. „Man sieht, — hatte ich in dem letzterwähnten Aufsatz gesagt — die neue Freiheit ist durch Herrn D. Schenkel so wohlverbürgt, daß ein Gegner derselben in Baden hinfort kaum mehr wagen kann, sich dem Dienst der evangelischen Kirche zu widmen.“ Dennoch hat keiner von den Vertretern der unterlegenen Sache seine Niederlage so schwer gebüßt, wie dieser siegreiche Despot der Landeskirche seinen Triumph. Nachdem er einige Jahre hindurch ein unumschränktes Parteiregiment geführt, inzwischen aber — namentlich durch sein „Charakterbild Jesu“ — in ganz Deutschland ein peinliches Aufsehen gemacht hatte, sah er die Heidelberger Facultät durch seine Schuld veröden und bis auf zwölf Studenten herunterkommen. Andererseits erwuchs ein Unmuth seiner eigenen Freunde über sein despotisches Wesen, und es kam der Tag, da ihm sein eigner Parteigenosse Michael Baumgarten

beim Heidelberger Jahresfest des Protestantenvereins seine gegen die dortigen Dissidenten geübte Unduldsamkeit von der Kanzel herunter vorhielt. Eine Auflösung der positiven Partei in der Landeskirche, die ihr „Kirchen- und Volksblatt" auch in den schwersten Zeiten aufrecht erhielt, hat er nicht erreicht. Allmählich gelang es wackeren Männern der liberalen Richtung, im Oberkirchenrath einen unparteiischen Standpunkt wieder herzustellen; und wenn auch die liberale Majorität auf den folgenden Synoden es nicht lassen konnte, von den Schöpfungen der Ullmann'schen Epoche immer Mehreres zu beseitigen, so trat doch auch im Synodalleben nach und nach eine gewisse Verständigung und Milderung der Gegensätze ein. Das fröhliche Aufblühen des kirchlichen Lebens freilich, wie ich es im Lande vorgefunden, ist meines Wissens bis heute nicht wiedergekehrt.

Was mich anging, so überlebten meine privaten Beziehungen zu Baden meine Betheiligung an den dortigen öffentlichen Angelegenheiten weitaus; die meisten hat erst das allmähliche Aussterben meines dortigen Freundeskreises gelöst. Ich stiftete der mir nachtrauernden Karlsruher Gemeinde ein Andenken in einer Auswahl meiner in der Schloßkirche gehaltenen Predigten, die im Frühling 1861 erschien und meinem Vater zum vierundsiebzigsten Geburtstag gewidmet ward. Sie wurde in Karlsruhe lebhaft verdankt und viel gelesen, so daß bald eine zweite Auflage erforderlich ward. Eine mehrfach gewünschte Ergänzung dazu, die ich vorhatte, die Druckfertigmachung eines Cyclus von Predigten, die ich im letzten Karlsruher Jahre, um ein Gesammtbild der christlichen Lehre zu geben, über das Apostolikum gehalten hatte, ist aus Mangel an Muße nicht zu Stande gekommen. Der mannigfaltigste und herzlichste Briefwechsel ging zwischen Karlsruhe und Halle hin und her. Vor allem erhielt mich der treue Professor Bissinger über die dortigen Vorgänge und die Schicksale der Freunde auf dem Laufenden; aber auch von Ullmann, Bähr, v. Meysenbug, Frommel und vielen Anderen

empfing und bewahre ich werthe Schriftstücke, in denen neben den schmerzlichen Eindrücken des kirchlichen Niederganges das treueste Andenken sich spiegelt. Eine meiner Confirmandinnen hat die briefliche Berichterstattung über ihr äußeres und inneres Leben bis in die Tage ihrer jungen Ehe fortgesetzt; ein anderes junge Mädchen aus einem mir gänzlich fremden vornehmen Hause hat mich, nachdem ihr Wunsch, von mir confirmirt zu werden, unerfüllbar geworden, jahrelang seelsorgerisch in Anspruch genommen. Auch wagte man's, trotz der Schenkel'schen kirchlichen Gewaltherrschaft, mir mehr als einen badischen Studierenden als Schüler zuzuschicken. Ich hatte die Freude, meine greisen Freunde Ullmann und Bähr noch einmal aufleben zu sehen, nachdem sie von der aufreibenden Marter ihrer amtlichen Stellung befreit waren. Ullmann hatte die Genugthuung erfahren, daß unmittelbar nach seiner Verabschiedung ihm von Bethmann-Hollweg der kirchengeschichtliche Lehrstuhl in Berlin angetragen ward. Zwar fühlte er sich in seinem fünfundsechzigsten Jahre hiezu nicht mehr rüstig genug, aber er gab sich mit neuer Lust und Liebe der Herausgabe der Theologischen Studien und Kritiken hin, auf deren Titelblatt er mich ebendamals unter die bevorzugten Berather und Mitarbeiter setzte. Bähr gab sich daran, die begehrte zweite Auflage seiner längst vergriffenen „Symbolik des mosaischen Cultus" auszuarbeiten. Er sollte dieselbe zwar nicht mehr vollständig zu Stande bringen, vermochte sich auch in die inzwischen völlig veränderte kritische Sachlage nicht mehr zu finden, aber die stille Beschäftigung mit heiligen Räthseln war eine Wohlthat für den sinnigen alten Mann, der im Rückblick auf seine badischen Oberkirchenraths-Jahrzehnte mir wohl einmal klagte: „Ich habe die beste Zeit meines Lebens mit Leeres-Stroh-Dreschen verloren." Unglücklich dagegen fühlte sich Emil Frommel in Karlsruhe. Zwar hatten seine zahlreichen Freunde mittelst eines Compromisses, der sie verpflichtete gleichzeitig für einen Liberalen zu stimmen, seine Erwählung zum ordentlichen

Stadtpfarrer durchgebracht; aber die allgemeine Trostlosigkeit der kirchlichen Zustände lastete auf ihm, und er sehnte sich weg. Ein Versuch, ihn als zweiten Pfarrer an die Seite meines Freundes Wolters nach Bonn zu bringen, mißlang. Nur ein vorübergehendes Freie-Luft-Schöpfen konnte ich ihm verschaffen, als mich im Frühling 1862 der Dekan der „königlichen Kapelle" in London zur Betheiligung an den deutschen Predigten einlud, die während der Weltausstellung gehalten werden sollten: ich lehnte ab, empfahl aber Frommel an meiner Statt, der dann auch zu seiner und anderer Leute Befriedigung den Auftrag erhielt und erfüllte. Einige Jahre nachher berief ihn die Gemeinde Unterbarmen, und von da kam er später durch die Vermittelung des Feldpropstes Thielen nach Berlin: auch ihn hat Baden durch seine gewaltthätige kirchliche Umgestaltung verscherzt. Endlich gewannen wir auch in Halle einen Gesinnungsgenossen aus dem badischen Kirchenstreit, der in seinem Heimathlande schwerlich vorangekommen wäre, den Heidelberger Privatdocenten Eduard Riehm, einen Sohn des ehrwürdigen Dekans in Pforzheim, der zu meinen wärmsten Gönnern gehörte. Hupfeld hatte ihn als seinen Lieblingsschüler zum Extraordinarius für Altes Testament vorgeschlagen, und nachdem der Decernent im Cultusministerium, Geh. Rath Justus Olshausen sich bei mir vergewissert hatte, auf welcher Seite er im badischen Streite gestanden, ward er zu uns berufen, für unsre Facultät eine in jeder Hinsicht treffliche Kraft und für mich insonderheit ein treuer, zuverlässiger Freund.

Mitten in das Arbeitsgedränge des Sommers 1861, in welchen auch die Entscheidung des badischen Kirchenverfassungskampfes fiel, verwoben sich für mich zwei Familienerlebnisse bewegendster Art, die Geburt eines Kindes und das Sterbebett meines Vaters. Am 12. Juni wurde uns ein zweites lebende Töchterchen geschenkt, das wir auf den Namen meiner seligen Mutter „Elisabeth" tauften und das uns, wenn auch nur für eine kurze Reihe von Jahren, zu einer der süßesten Lebensfreuden

gedieh. Um dieselbe Zeit begann mein greiser Vater über einen Krankheitszustand zu klagen, der anfangs nicht bedenklich erschien, bald aber sich als ein unheilbares organische Leiden herausstellte, welches seine so kraftvolle Natur allmählich aufrieb. Er konnte nicht mehr, wie er gehofft, zur Taufe unseres Kindes kommen; ich reiste inmitten des Semesters auf ein paar Tage zu ihm, und die Freude, mich zu sehen, rief eine vorübergehende Besserung bei ihm hervor. Ich sandte meine Schwester zu seiner Pflege und kehrte mit Anbruch der Ferien an sein Krankenbett zurück. Hier saß ich sechs Wochen hindurch, empfing liebe Briefe meiner Frau, sah hin und wieder einen meiner alten Freunde, arbeitete ein wenig für das kommende Wintersemester, und war tagtäglicher Zeuge einer äußerlich immer mühseligeren, innerlich immer herrlicheren Lebensvollendung. Die göttliche Leidensschule bewährte sich an meinem lieben Vater in ihren schönsten Verheißungen: nicht nur die natürliche Heftigkeit und Ungeduld seines Wesens, auch die leise Klage über die sich hinziehende und steigernde Krankheitsnoth, auch das ungeduldige Herbeisehnen des Endes verging eins um das andere in eine friedvolle Ergebung und triumphirende Heilsgewißheit, wie ich sie an keinem der mancherlei Sterbebetten, an denen ich als Seelsorger gestanden habe, reiner und freudiger gesehen habe. Auch das Schlummern und Träumen der letzten, äußersten Schwäche durchbrachen immer wieder lichte Intervalle, in denen der siegreiche Geist die Leibesschwachheit bereits abgestreift zu haben schien und der Triumph des Glaubens an die ewige Liebe und Gnade mit ergreifender Herzensberedtsamkeit in den rührendsten Bekenntnissen und Gebeten hervorbrach. Am 21. September morgens stand ich am Fußende des Bettes; mein Vater sah mich an und sagte: „Willibald, du bist meine Freude gewesen in der ersten Stunde deines Erscheinens; du bist mir's auch jetzt in meiner letzten Stunde." Noch las ich ihm auf seinen Wunsch das hohepriesterliche Gebet vor, und das Lied „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr." Er

antwortete: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, aber der Herr hat mich gehalten, nicht ich ihn.“ Darauf betete er laut, dann leiser; darüber wurden seine Augen starr, sein Athem mühsam, und so kam das Ende. „Es bleibt doch ewig wahr“, hatte er in den letzten Tagen gesagt, „wer an mich glaubt, wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Ich war tief erschöpft von allem, was dies erste Hallische Jahr mir gebracht und von mir gefordert. Die Ferienpläne, die ich zu meiner Erholung gemacht hatte, zerrannen, da ich um der Dekanatsgeschäfte willen bereits Anfang October wieder in Halle sein mußte. Nachdem wir das Begräbniß gehalten und die letzten Aufträge des Heimgegangenen vollzogen hatten, blieben mir noch acht oder neun Tage, die ich zu einem Besuch meiner Karlsruher Freunde verwendete. Es war ein bewegtes Wiedersehen nach so ernsten Erlebnissen beiderseits; aber ein Ausruhen war in Karlsruhe für mich nicht, ich war jeden Tag zweimal eingeladen und kam nur müder und förmlich krank nach Hause zurück. Das gab sich nun zwar wieder in der Stille der Häuslichkeit; ich konnte die Arbeitsaufgabe des Winters bestreiten, drei neue Vorlesungen, über den Römerbrief, über die Pastoralbriefe, und über Leben und Lehre des Apostels Paulus; und wenn die Nerven zuweilen auch rebellisch werden wollten, so half die Frische und Kraft der Jugend und die Freude an meinen wachsenden Lehrerfolgen doch hindurch. Dabei kam mir im folgenden Frühling eine freundliche Fügung zu Hülfe, welche ich unter den äußeren Glücksbedingungen meines Lebens allezeit hoch angeschlagen habe, der Erwerb eines eigenen halbländlichen Hauses. Draußen vor dem damaligen Kirchthor, am Wege nach dem Saaleufer lag, schon auf Giebichensteiner Grund und Boden, ein kleines Haus im Schweizerstyl, zwischen seinen Holzzierrathen mit wildem Wein und Epheu umwachsen, inmitten eines größeren Gartens, der einen ahnungsvollen Blick in grünes Dunkel gewährte. An diesem „Schweizerhaus“ waren wir öfters

bei unseren Spaziergängen stehen geblieben und hatten uns auch einmal ein so reizendes Heim gewünscht. Auf einmal verlautete, das liebliche Haus sei zu kaufen und gar nicht theuer; und wiederum, es sei verkauft, aber der Käufer sei reuig geworden. Wir erkundigten uns bei der ganz in der Nähe wohnenden Frau Geh. Rath Krukenberg, und erfuhren von dieser mütterlichen Beratherin, das Grundstück sei allerdings zu haben, für 9000 Thaler; ein Haus von 11—12 Zimmern und einem Morgen Gartenland, und sie rieth uns sehr, zuzugreifen. Das war freilich leichter gesagt als gethan, da ich kaum über zweitausend Thaler verfügte; aber dafür gab's Rath. Der alte General, der das Haus besaß und den die Launen seiner Frau nöthigten, es wegzugeben, war sehr entgegenkommend, und so kamen wir am 1. Juli 1862 in den Besitz des Grundstücks, auf dem unser weiteres Leben verlaufen sollte. Das Haus war anheimelnd, mit Lust und Liebe von einem hernach wegberufenen Manne gebaut, der Garten wohl etwas primitiv und vernachlässigt, aber mit Sinn und Geschmack angelegt, ein rechtes Gebiet für die pflegende Thätigkeit meiner Frau, dazu unschätzbar für die freie Entfaltung meiner Kinder, und für mich selbst eine allezeit nahe, kein Zeitopfer fordernde Stätte der Erholung zwischen der Arbeit. Es dauerte nicht lange, so wurden wir zur Stadt Halle gezogen, der ich ohnedies steuerpflichtig war und deren fortschreitende Entwicklung und Straßenverbesserung uns zu Gute kam. Dazu gestatteten meine Hallischen Einkommensverhältnisse, welche einschließlich der Collegienhonorare ziemlich das Doppelte der Karlsruher ergaben, ein allmähliches Abtragen der auf dem Hause haftenden Hypothekarschuld, so daß wir nach und nach ein schuldenfreies und im Werthe erheblich gesteigertes Besitzthum für uns und unsere Kinder erzielten. Ich hatte nie nach Geld und Gut getrachtet, aber ich empfand es als eine große Freundlichkeit Gottes, zwiefach werthvoll in einem von geistigen Dingen hingenommenen Beruf, daß meine äußeren Mittel ungefähr mit

meinen Bedürfnissen wuchsen und daß ich ein Stück der schönen Erde mein eigen nennen durfte.

Dasselbe Erwachsen eines bescheidenen Wohlstandes gestattete mir auch, was nach so arbeitsvollen Semestern allerdings für Leib und Seele Bedürfniß war, von nun an in den großen Ferien regelmäßig eine Erholungsreise zu machen. Ein und das anderemal vermochte ich meinen Freund Wolters, dem dergleichen ebenso noth that, zu einer solchen Fahrt loszueisen, während Marie mit den Kindern auf ein paar Wochen nach dem nahen Thüringen in eine ländliche Sommerfrische ging. Aber zumeist habe ich meine Fahrten mit meiner lieben Frau gemacht, als Entdeckungsfahrten in den schönen deutschen Süden und in die Wunder der Alpenwelt. Wir begannen im Jahre 1862 mit München und seinen Kunstschätzen, besahen uns Hohenschwangau mit seinem Zauberschloß in entzückender Naturumgebung, ruhten uns eine Woche lang aus in dem gastlichen tiroler Reutte, und wanderten dann über den Fernpaß am Wetterstein her nach Nassereit und Imst, um endlich an einem prächtigen Sommerabend in Innsbruck anzulangen und zwischen seinen himmelhohen Bergen auf der Innbrücke den krönenden Abschluß großartiger Natureindrücke zu feiern. Im folgenden Jahr durchreisten wir Baden, besuchten unsere Freunde in Stadt und Land und nahmen dann das noch ungekannte Berner Oberland zum Ziel. Von Lauterbrunn aus ward die Wengernalp erstiegen, in sternklarer Nacht der Schauer der majestätisch gegenüberliegenden schneeweißen Jungfrau empfunden, am folgenden Morgen nach Grindelwald und seinen crystallenen Gletschern gepilgert; dann gings über Wengernscheideck, Rosenlaui, Meiringen nach Brienz, von dem aus wir die gegenüberliegenden Wasserfälle besuchten. Ein weiteres Erlebniß war es, mit der Brennerbahn zum erstenmal die Alpen zu überfliegen und in dem lieblichen Bozen die Grenzscheide oder vielmehr den Berührungspunkt deutscher und italienischer Natur und Cultur zu schauen, bis endlich ein Ausflug nach Riva am Gardasee

den ersten vollen Becher italienischer Naturherrlichkeit kredenzte. Alle diese Reisen wurden in dem bescheidenen, anspruchslosen Style gemacht, den unsere Jugendgewöhnungen uns anerzogen hatten, — wo es sich irgend lohnte, zu Fuß. Und man brachte von ihnen neben einer Fülle anregender Eindrücke und freundlicher Erinnerungen immer wieder frische Kraft und Lust zur heimischen Arbeit zurück.

Viertes Kapitel.

Theologische Entfaltung und Vervehmung.

Es lag in der Natur meines academischen Berufs, daß ich den theologischen Problemen, welche einst meine Bildungszeit beschäftigt hatten, in neuer Weise als Mitbearbeiter nahe trat, und daß so meine theologische Entwicklung wieder stärker in Fluß kam als es im Pfarramt möglich gewesen. Obwohl dies durchaus auf der Linie meiner längst feststehenden theologischen Grundrichtung geschah, im Sinne einer vertheidigenden Neubegründung des positiven Christenthums, war es mir dennoch beschieden, binnen weniger Jahre das Widerspiel meines badischen Schicksals zu erleben und mit dem entgegengesetzten Pol der theologisch-kirchlichen Zeitbewegung in einer Weise zusammenzustoßen, daß die Nachwehen davon für mein ganzes noch übrige Leben fühlbar blieben. Während in Baden der theologisch-kirchliche Liberalismus eine Macht war, stark genug, um das Aufkommen einer wenn auch noch so gemäßigten positiven Richtung zu durchkreuzen und hierzu selbst die Regierung in ihren Dienst zu ziehen, hatte in Preußen die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. die gegentheilige Macht einer engherzigen Neuorthodoxie großgezogen, welche freiere theologisch-kirchliche Bestrebungen nicht minder wirksam in den Bann zu thun vermochte. Vier Jahre friedlicher Entfaltung meiner theologischen und kirchlichen Denkart waren mir in Halle vergönnt: dann kam aus Anlaß

des Altenburger Kirchentags jener Berliner Bannstrahl, welcher denselben Mann, den man in Baden als orthodoxen Reactionär verschrieen hatte, als ketzerischen Irrlehrer vernehmen sollte.

Die Verhältnisse der Hallischen Facultät hatten mich neben der praktischen Theologie aufs Neue Testament angewiesen. Die erstere konnte mich um so weniger vollbeschäftigen, als sie abwechselnd mit mir auch von Julius Müller gelesen wurde; dagegen in den neutestamentlichen Fächern war Raum, den alternden Tholuck mit Erfolg zu ergänzen, und Neigung wie Veranlagung ließen aus denselben allmählich mein wissenschaftliches Hauptgebiet werden. Hatte ich im dritten Semester nach dem Römerbrief und dem paulinischen Lehrbegriff gegriffen, so wagte ich mich im vierten an die synoptischen Evangelien und daneben an das in Halle noch nicht academisch behandelte Leben Jesu, eine Vorlesung, die mich derart beschäftigte, daß ich sie fast bei jeder Wiederholung neu auszuarbeiten fand. Weiterhin kam ich zu Vorlesungen über fast alle Schriften des Neuen Testaments einschließlich der Apokalypse, über die niemand las; sowie zur Darstellung der Neutestamentlichen Theologie, einem Gegenstand, mit dem es mir ähnlich wie mit dem „Leben Jesu" erging. Kaum eine dieser Vorlesungen, die mich nicht in die Probleme des Urchristenthums tiefer hineingeführt hätte, so daß mir hauptsächlich aus dieser meiner Beschäftigung mit dem Neuen Testament das erwuchs, was ich meinen eigenthümlichen Beitrag zur theologischen Arbeit unserer Zeit nennen darf. — Nun standen die neutestamentlichen Studien noch immer unter dem theils anziehenden, theils abstoßenden Eindruck, den Chr. F. Baur mit seiner gewaltigen wissenschaftlichen Kraft auf sie gemacht, und so gerieth meine Beschäftigung mit dem Neuen Testament vor allem zu einer Auseinandersetzung mit den Grundanschauungen Baurs und seiner „Tübinger Schule". Baur hatte den neutestamentlichen Studien eine reiche Anregung und principielle Förderung dadurch gebracht, daß er als Vorbedingung der neu-

testamentlichen Kritik eine bestimmte, klare Anschauung von der Urgeschichte des Christenthums aufstellte: nur fragte es sich, ob das Geschichtsbild, welches er vom apostolischen Zeitalter entwarf, das richtige war. Ihm ruhte die Urentwicklung des Christenthums wesentlich auf dem Gegensatz von Judaismus und Paulinismus; die Urapostel waren ihm gesetzesselige Juden wie andere, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Messias nicht mehr als künftigen erwarteten, sondern in Jesu von Nazareth gekommen glaubten; erst Paulus hatte vermöge eines wunderbaren Umschlags aus der Gesetzesreligion in die Freiheitsreligion das Christenthum als wesentlich neue und höhere Geistesmacht ausgeboren. Ebendaher sollte ein principieller Widerstreit zwischen urapostolischem und paulinischem Christenthum das apostolische Zeitalter erfüllt haben und erst allmählich einem Ausgleich in einem dritten, dem altkatholischen Christenthum des zweiten Jahrhunderts, gewichen sein. Die meisten Schriften des Neuen Testamentes aber, weil sie den vorausgesetzten urapostolisch-paulinischen Gegensatz in seiner ursprünglichen Schärfe und Reinheit nicht spiegelten, erschienen dem Kritiker nun als Erzeugnisse erst der nachapostolischen Ausgleichsperiode, also als pseudepigraphische Hervorbringungen des zweiten Jahrhunderts. Gegen diese Zurechtlegung der urchristlichen Kirchen- und Literaturgeschichte ließ sich vieles einwenden; — vor allem, daß die Urapostel, wenn Jesus sie trotz seiner Nichterfüllung der volksthümlichen Messiaserwartungen durch die Macht seines Geistes zu Jüngern gewonnen hatte, unmöglich auf dem religiösen Standpunkt des Volkes, welches ihn verwarf und kreuzigte, verblieben sein konnten. Andererseits hatte die Baur'sche Ansicht manche Anknüpfungspunkte im Neuen Testament; ein Unterschied urapostolischer und paulinischer Denkart war nicht zu verkennen und die Kämpfe des Heidenapostels mit judaistischen Gegnern lagen vor. Es galt also, in Baur's Ansicht Richtiges und Irriges von einander zu scheiden. Ich fand das Scheidungsprincip in der Anerkennung

von zweierlei Judenchristenthum, einem unschuldigen, naiven der Urapostel und einem krankhaften, fanatischen z. B. der galatischen Paulusgegner; — jenes ein Christenthum, welches die ganze Wahrheit und Neuheit Christi als schwellende Knospe nur noch in der Hülle jüdischer Erb-Anschauungen trug; dieses eine wesentlich pharisäische Denkart, welche den Jesusglauben nur eben als neuen Lappen aufs alte Kleid gesetzt hatte. Der Abstand dieser beiden Denkarten stellt sich vor allem im Galaterbriefe dar, in welchem das Judenchristenthum letzterer Art von Paulus geradezu als „andersartiges", gefälschtes Evangelium verworfen wird, während er sich mit den Urapostеln im Grunde eins weiß und den Handschlag der Gemeinschaft mit ihnen ausgetauscht hat; aber Baur hatte sich und Andern diesen Durchblick mittelst gewaltsamer Umdeutungen von Gal. 2 verbaut. Meine Beschäftigung mit den Korintherbriefen und dem Römerbrief führte mich auf zwei weitere Gegenbeweise. In Korinth gab es zweierlei judenchristliche Parteiung, eine Petruspartei, mit der Paulus eine besondere Auseinandersetzung nicht für nöthig hält, und eine „Christuspartei", welche im zweiten Briefe (2. Kor. 10, 7) wiedererscheint, sich ebendaselbst als judaistische entpuppt (2. Kor. 11, 22), sich dabei nicht auf die Urapostel, sondern auf ein selbständiges Verhältniß zu Christus steift und offenbar die allein dem Heidenapostel gründlich feindselige ist. Ein zweiter Beleg für meine These lag im Briefe an die Römer vor, sobald man sich dessen Geschichtsverhältnisse klar machte, welche die seitherige Auslegung unaufgeklärt gelassen hatte. Baur hatte der über Zweck und Veranlassung des Römerbriefes sorglosen seitherigen Exegese gegenüber mit überlegenem Scharfsinn den Römerbrief als eine Streitschrift an eine wesentlich nationaljüdische und judaisirende Gemeinde erklärt. Das Gewaltsame dieser Auffassung lag auf der Hand: der Römerbrief war keine Streitschrift wie der Galaterbrief, sondern eine mildfreundliche Belehrung, und die römische Gemeinde war nach zahlreichen ausdrücklichen Zeugnissen des

Briefes ihrem wesentlichen Bestande nach eine heidenchristliche. Und doch, hätte diese Gemeinde der Befreiung von gewissen judenchristlichen Vorurtheilen, der Belehrung über den Universalismus des über den Unterschied von Jude und Heide wegsehenden Gnaden- und Glaubensevangeliums nicht bedurft, so hätte Paulus ihr diesen Brief nicht geschrieben. In einem zweiten lateinischen Programm, welches ich in jenen academischen Anfangsjahren zu verfassen hatte und dessen Inhalt ich hernach ebenso wie die Abhandlung über die korinthische Christuspartei für die „Studien und Kritiken" deutsch bearbeitete, faßte ich „das geschichtliche Problem des Römerbriefs" an. Ich löste mir das Räthsel der römischen Gemeindeverhältnisse durch die Unterscheidung national-römischer Abkunft, aber judaisirender Denkart, und begründete dies Nebeneinander durch die Vermuthung, daß die — bekanntlich stifterlose — Gemeinde durch die Wallfahrten römischer Juden und Proselyten nach Jerusalem und dortige Berührung mit petrinischer Predigt (Ap.-Gesch. 2, 10) entstanden, und dann durch die Verbannung der Juden aus Rom unter Claudius auf ihren national-heidnischen Bestandtheil eingeschränkt worden sei. Indem so in Rom eine uralte Christengemeinde zum Vorschein kommt (Röm. 16, 7), mit welcher Paulus, ohne sie gestiftet zu haben, sich in Einem Glauben verbunden fühlt (1, 12), und die er doch, um mit ihr in ein volles Einvernehmen zu kommen, von gewissen judaistischen Befangenheiten befreien muß, ist wiederum ein urapostolisches Judenchristenthum nachgewiesen, welches mit Paulus herzenseins und verständigungsfähig sich von jenem verfälschten Christenthum der zelotischen Judaisten wesentlich unterscheidet. So griffen jene beiden kleinen Arbeiten über die korinthische Christuspartei und über das historische Problem des Römerbriefs, abgesehen davon, daß sie zwei exegetisch-historische Einzelprobleme lösten, zugleich in die große theologische Streitfrage der Zeit ein und wiesen im Gegensatz zu Baur Verhältnisse der apostolischen Zeit nach, vor denen die Hauptmotive Baur's, die meisten Schriften

des Neuen Testaments ins zweite Jahrhundert hinabzurücken, als Irrlichter zerrannen.

Aber die Baur'schen historisch-kritischen Aufstellungen hatten noch einen weiteren, philosophischen Hintergrund, und auch den galt es nicht unbeachtet zu lassen. Sie entsprangen schließlich aus dem im Zeitgeiste liegenden Bestreben, eine natürliche Geburtsgeschichte des Christenthums, ohne Wunder, ohne eine in den Gang der Weltgeschichte eingreifende besondere Gottesoffenbarung, herauszubringen. Diese „Weltanschauung der reinen Immanenz", wie Baur sie sammt Strauß von Hegel geerbt hatte, schien im Allgemeinen am Christenthum durchführbar, wenn die geschichtliche Geburt desselben behufs rein-psychologischer Erklärung gleichsam auf drei Stadien, Jesus, die Urapostel, Paulus vertheilt ward. Auch machte Person und Leben Jesu hierbei anscheinend keine besondere Schwierigkeit, weil Baur sie in vollkommenes geschichtliche Dunkel versetzte; seine Kritik der Evangelien benahm denselben den Charakter historischer Zeugnisse nahezu völlig. Dagegen der Apostel Paulus stand ihm vermöge seiner als ächt anerkannten vier Hauptbriefe im hellsten Licht der Geschichte, und nun gab es im Bewußtsein dieses großen Denkers einen alles bedingenden Punkt, an welchem die Weltanschauung der reinen Immanenz einen Riß bekam: Paulus war sich bewußt, vermöge eines unmittelbaren Eingreifens der höheren Welt in seinen Lebensgang, durch ein Wunder ohne Gleichen, eine Offenbarung des verklärten Christus vom Himmel herab, aus einem Feind und Verfolger zu einem Apostel Jesu geworden zu sein, und seine ganze christliche Persönlichkeit und weltbewegende Wirksamkeit ruhte auf diesem Bewußtsein. Es gereicht dem Wahrheitssinne Baurs zu hoher Ehre, daß er trotz seines aprioristischen Standpunktes vor dieser Thatsache in religiöser und historischer Ehrfurcht stehen geblieben war. „In der plötzlichen Umwandelung des Paulus — hatte er in seinem letzten, abschließenden Werke gesagt — kann nur ein Wunder gesehen,

und durch keine weder psychologische noch dialektische Analyse das innere Geheimniß des Actes erforscht werden, in welchem Gott seinen Sohn in ihm enthüllte." Aber kaum hatte Baur die Augen zugethan, so unternahm es einer seiner geistvollsten Schüler, Karl Holsten, den Riß durch die Weltanschauung der reinen Immanenz, welchen der Meister hier zugelassen hatte, wegzubeweisen und in einer scharfsinnigen Abhandlung „Die Christusvision des Apostels Paulus und die Genesis des paulinischen Evangeliums" das Bekehrungswunder von Damaskus auf rein natürlichem, psychologischem Wege zu erklären. Ausgehend von der Selbstgewißheit des modernen Geistes, daß keine Gotteshand in die natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes eingreifen könne, erachtete er die von Paulus selbst getheilte offenbarungsgläubige Auffassung des Erlebnisses von Damaskus für hinreichend widerlegt, wenn auch nur eine Möglichkeit gezeigt würde, dasselbe auf eine Nerven-Vorspiegelung, eine natürliche Vision zurückzuführen. Denn „Visionen mit der Gewißheit ihrer vollen objectiven Wirklichkeit und eines Mittels göttlicher Offenbarung waren ein unbezweifeltes Element des jüdischen Bewußtseins, und die ganze Weltanschauung des Paulus, wenn er einmal die subjective Wirklichkeit der Vision Christi hatte zugestehen müssen, bot weder einen Grund noch ein Mittel noch einen Anlaß dar, ihre objective Wirklichkeit zu leugnen." Die Möglichkeit aber, daß aus der Seele des Paulus ein Triumphbild eben des Christus, den er verwarf und verfolgte, sich visionär erzeugt, gewann Holsten, wie er meinte, durch folgende Zurechtlegung. Das Haupthinderniß des Glaubens, welches zwischen Paulus und dem Messias Jesus lag, war das Aergerniß des Kreuzestodes. Dies Aergerniß war für die Christen aufgehoben durch die von ihnen geglaubte glorreiche Auferweckung Jesu. Aber auch für das pharisäisch-schriftgelehrte Denken des Paulus war dasselbe nicht schlechthin unüberwindlich und die Osterbotschaft nicht schlechthin unglaublich. An eine

Auferstehung der Todten glaubten auch die Pharisäer, und den Kreuzestod des Messias konnte ein Schriftgelehrter sich zurechtlegen als nothwendiges Sühnopfer für das unheilige Volk. Und zu solchen Gedankengängen mußte der tiefsinnige und wahrheitliebende Verfolger sich gedrungen fühlen durch die unverkennbare Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue der Verfolgten, mit denen er zu schaffen hatte. Indem er die Möglichkeit, daß der von ihm verfolgte Jesus dennoch der auferstandene Messias sei, im Gemüthe bewegte, steigerte sich die Unruhe und Erregung seiner ohnedies zu visionären Erlebnissen neigenden Natur bis zu dem Grade, daß das sein Inneres erfüllende Bild des verklärten Christus in den Sehnerv seines Auges trat und so sich ein visionäres Schauen erzeugte, welches von dem der Physiologie der Vision unkundigen Manne nur für die reale Erscheinung eines Himmlischen genommen werden konnte. Auf diese natürliche Erklärung des Erlebnisses von Damaskus meinte Holsten aus dem paulinischen Evangelium noch die Probe machen zu können, indem er den Nachweis versuchte, daß dasselbe in seiner Eigenart, in seinem Ausgehen vom „Kreuze Christi" an dem beschriebenen psychologischen Proceß seine „Genesis" habe.

Die mit großem Geschick durchgeführte und gerechtes Aufsehen erregende Abhandlung reizte mich, eine eingehende Widerlegung zu unternehmen. Es erschien mir als ein Zeitbedürfniß, daß einmal in alle dunklen Winkel des in die Theologie eingedrungenen Immanenzstandpunktes hineingeleuchtet und an der Bekehrungsthatsache des Paulus die Vernunftnothwendigkeit einer supranaturalen Weltanschauung, der Anerkennung wahrhaftiger Offenbarung und wahrhaftigen Wunders überhaupt nachgewiesen werde. So schrieb ich einen vierbogigen Aufsatz „Die Bekehrung des Apostels Paulus", den Ullmann mit großer Freude in seine „Studien und Kritiken" aufnahm, und ging in demselben, unter beiläufigem Nachweis der betreffenden Unklarheiten und Widersprüche Baur's, der Holstenschen Abhandlung

Schritt für Schritt nach. Ich erinnerte zunächst, welch ein Unterschied es sei, Visionen als Mittel göttlicher Offenbarung, oder als Erscheinungen objectiver Wirklichkeit anzusehen: die biblischen Männer haben, indem sie das erstere thaten, das zweite gerade nicht gethan; sie haben zwischen einem „Gesicht" und einem „wirklichen Geschehniß" (ἀληθὲς τὸ γινόμενον, Ap. Gesch. 12, 9) sehr klar unterschieden. Insonderheit hat Paulus, aus eigener Erfahrung mit Visionen vertraut, jene Christuserscheinung bei Damaskus bewußt und durchgängig für etwas ganz Anderes angesehen als für eine seiner sonst erlebten „Offenbarungsgesichte". Weiter aber zerpflückte ich den von Holsten dem Paulus angedichteten historischen Roman. Das Aergerniß des Kreuzes kann unmöglich Jesu gegenüber das einzige oder größte Glaubenshinderniß eines Pharisäers gewesen sein: oder warum hätten die Pharisäer Jesum, anstatt ihm zu glauben, überhaupt ans Kreuz gebracht? Das größte Hinderniß zwischen Jesu und den Pharisäern lag, abgesehen von der Nichterfüllung der messianischen Erwartungen, in der Gerechtigkeitsfrage. Jesus vernichtete den Pharisäern ihr Theuerstes, ihre Scheingerechtigkeit, und wiederum erschien seine frei-innerliche Gerechtigkeitslehre ihnen als Gesetzesverachtung. Dies schon vor der Kreuzigung vorhandene berghohe Aergerniß konnte für Paulus nicht beseitigt werden durch eine Reflexion über einen denkbaren Sühntod des Messias, die überdies dem damaligen Judenthum ganz fremd ist, und ebensowenig konnte die Auferstehungsbotschaft der Christen auf ihn Eindruck machen, da er als Pharisäer zwar an eine Todtenauferstehung glaubte, aber nur an eine Todtenauferstehung am jüngsten Tage. Daß die Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue von Märtyrern je auf einen dogmatisch und fanatisch geharnischten Inquisitor umstimmend eingewirkt hätte, ist überhaupt unerhört, und von Paulus insonderheit steht fest, daß das Martyrium des Stephanus ihn nicht erschüttert, sondern entzündet hat. Und hätte er etwa nachher gegentheilige Eindrücke

empfangen, die ihn irre gemacht hätten, so würde er als gottesfürchtiger Mensch mit Verfolgen inne gehalten haben; aber mitten im Verfolgungslauf ergreift ihn die Hand des Herrn. Endlich ist die Anlage des paulinischen Evangeliums eine ganz andere als Holsten nach seiner Construction sie bedarf und behauptet. Nicht die theoretische Frage, wie der Kreuzestod Jesu mit seiner Messianität zu reimen sei, sondern die eminent praktische Wie komme ich sündiger Mensch zum Frieden mit Gott? ist der Schlüssel des paulinischen Evangeliums, und von da aus ergibt sich eine ganz andere, von dem Apostel selbst bezeugte Vorschule seiner Bekehrung. Dieser Pharisäer war mit dem Gesetz, für welches er nach Außen eiferte, innerlich zerfallen, indem er, unerbittlich streng gegen sich selbst, wie nie ein Pharisäer gewesen, sich als sündiger Mensch durch dasselbe gerichtet fühlte anstatt beseligt (Röm. 7, 14—23; Gal. 2, 19), und diese Gemüthsverfassung trieb ihn unbewußt eben dem Heiland entgegen, den er nach seiner bewußten Weltanschauung leidenschaftlich verfolgte. So war der göttliche Eingriff in sein Leben nichts weniger als ein unatürlicher, gewaltsamer, wie die Kritik der gläubigen Auffassung vorwirft, so wenig es ein unnatürlicher, gewaltsamer Eingriff ist, wenn einem Verschmachtenden ein rettender Trunk gereicht wird. Aber freilich, so wenig ein solches Schmachten sich selbst den rettenden Trank erzeugen kann, so wenig konnte aller Gerechtigkeitsdurst des Paulus sich den Helfer und Heiland selber erträumen; dieser mußte ihm in objectiver Realität entgegentreten, d. h. da um einem Paulus das Evangelium zu verkündigen selbst schon ein Paulus vonnöthen gewesen wäre, in überwältigender Thatpredigt, unmittelbar vom Himmel herab. Denn nur durch eine solche überwältigende übernatürliche Erfahrung konnte die pharisäische Weltanschauung, die ihn gefangen hielt, zertrümmert und zu einer neuen, unerhörten in ihm der Grund gelegt werden. — Und nun ist es doch nicht blos eine neue Weltanschauung, die sich in ihm begründet, sondern ein neues

Leben der Gerechtigkeit, Heiligung und Weltüberwindung hebt in ihm an, welches er zeitlebens auf die hier begonnene Lebensgemeinschaft mit dem verklärten Christus zurückführt: ist auch dies neue Leben, und mit ihm alles, was seitdem Christen zu Christen macht, Visionswirkung, Illusionsfrucht, und somit selbst nichts anderes als Illusion? Vernünftiger ist es doch, das reale neue Leben, welches Christus in die Welt gebracht und durch Paulus in alle Welt hinausgetragen hat, nicht auf einen Blutstropfen zurückzuführen, der zu guter Stunde abnorm auf das Gehirn des Paulus gedrückt, sondern auf den Lebendigen, Vergeisteten, der sich ihm wahrhaftig geoffenbart hat, um mit ihm in Geistesgemeinschaft zu treten.

Mein Gegner fühlte das Bedürfniß, sich dieser Kritik gegenüber zu rechtfertigen. In seinem 1868 erscheinenden Buche „Zum Evangelium des Paulus und des Petrus" ließ er seinen Aufsatz neu abdrucken, begleitete ihn mit vertheidigenden und kritisirenden Bemerkungen gegen mich und erweiterte zugleich das Streitgebiet dadurch, daß er auch die dem Petrus am Ostertage gewordene Christuserscheinung und damit den Glauben der Urgemeinde an die Auferstehung Jesu auf rein subjectiv erzeugte, aber von den Empfängern mit vermeintlicher objectiven Realität ausgestattete Visionen zurückzuführen unternahm. Ich widmete auch diesen Ausführungen eine längere Gegenschrift, welche unter dem Titel „Die Visionshypothese in ihrer neuesten Begründung" in den Studien und Kritiken von 1870 (S. 7—50 und 189—263) erschien. Sie hatte nicht nur die Einwendungen und Rechtfertigungen Holstens zu widerlegen, sondern zugleich auf das Neue einzugehen, was er beigebracht und herangezogen hatte. Meinem Nachweis, daß die biblischen Männer Visionen wohl als sinnbildliche Gottesoffenbarungen, nicht aber als Erscheinungen wirklicher Dinge betrachtet, hatte er dadurch die Spitze abzubrechen gesucht, daß er zwischen irdischer und himmlischer Realität unterschied: allerdings nicht in irdischer, wohl aber in himmlischer

Realität, in einer aus himmlischer Lichtmaterie gewobenen Leibhaftigkeit habe man sich das, was visionär geschaut worden, existirend gedacht. Ich veranschaulichte dem gegenüber zunächst, welch widersinnige und lächerliche Vorstellungen damit den Propheten und Aposteln zugetraut würden: z. B. die sieben fetten und mageren Kühe Pharaos, die reinen und unreinen Thiere der Petrusvision (Ap.-Gesch. 10), aus himmlischer Lichtmaterie bestehend und im Himmel vorräthig gehalten! Dann aber führte ich den positiven Nachweis, daß das biblische und kirchliche Alterthum, von 4. Mos. 12, 6 an bis zu Theodoret und Augustin, ohne das physiologische Geheimniß der Vision zu kennen, sich über die Unwirklichkeit der Visionsbilder vollkommen klar gewesen. Und nun die Zurückführung der Ostererscheinungen Jesu auf Visionen der Jünger. Um sie denkbar zu machen, hatte Holsten neben der eben widerlegten Voraussetzung noch eine zweite machen müssen, die ich nicht minder zu zertrümmern in der Lage war, die Behauptung, das Urchristenthum habe unter der Auferstehung Jesu *nicht* das Hervorgehen seines getödteten Leibes aus dem Grabe verstanden, sondern nur die Wiederbekleidung seiner abgeschiedenen Seele mit jenem neuen aus Lichtmaterie gewobenen Leibe, wie Visionen ihn vorzuspiegeln vermochten. Dawider berief ich mich nicht nur auf die Auferstehungsberichte der Evangelien, sondern auf die durchgehende Vorstellung des Neuen Testaments von einem wesentlichen Zusammenhang des irdischen und des verklärten Leibes und auf die keinen Zweifel übriglassende Schilderung Apok. 11, 7—12. Und so gipfelte meine Gegenschrift in dem Nachweis, daß die Jünger, selbst wenn sie Christusvisionen gehabt und dieselben für himmlisch-real gehalten hätten, hieraus nimmermehr den Schluß hätten ziehen können, Jesus sei wahrhaftig auferstanden, sein gekreuzigter Leib sei verklärt-lebendig aus dem Grabe hervorgegangen. Vielmehr war diese letztere Vorstellung, die Auferweckung begrabener Leiber zu neuem, verklärtem Leben, in der jüdischen Weltanschauung

unzertrennlich verbunden mit der Idee des jüngsten Tages und der an ihm erwarteten Verklärung der Natur überhaupt. Losgelöst aus diesem Zusammenhang und hineingerückt in die Gegenwart, war der Gedanke einer Leibesauferweckung der Weltanschauung der Jünger so fremd und fern, daß sie sich — wie ja auch ausdrücklich von ihnen berichtet wird — gegen ihn aufs Aeußerste sträuben mußten und nur ein überwältigender Thatbeweis ihnen denselben aufzunöthigen im Stande war. Eine Apologie der Auferstehungsthatsache, die ich nachmals in meinem „Leben Jesu" unbefangener Prüfung von neuem vorgelegt habe.

Eine letzte, principielle Auseinandersetzung blieb mir übrig. Holsten hatte meine Kritik seines reinen Immanenzstandpunktes damit beantwortet, daß er denselben als den ächt und allein christlichen pries, dagegen den Glauben an eine göttliche Transscendenz, aus der heraus Gott mit Selbstoffenbarung und Wunderwirkung in den natürlichen Weltlauf eingreife, dem Judenthum zuwies, und meine Theologie, welche beides vereinen wolle, als eine Ja-Nein-Theologie bezeichnete. Dem gegenüber glaubte ich auch meinerseits auf die letzten Principien, auf den hier in Frage kommenden Unterschied von Christenthum und Hegelthum eingehen zu sollen. Ich hielt meinem Gegner vor, wie seine aus letzterem stammende pantheistische Grundanschauung folgerichtig nicht blos die Christuserscheinung bei Damaskus, sondern das ganze positive Christenthum, ja die Religion als solche in Illusion verwandle. Denn alle Religion ruht auf der Voraussetzung einer Gottheit, die nicht blos durch den natürlichen Weltverlauf, sondern unmittelbar, kraft persönlichen Verhältnisses, zu uns reden und auf uns einwirken kann, und das Christenthum insonderheit ist wesentlich Glaube an ein übernatürliches, rettendes Eingreifen Gottes in den natürlichen ohnedas heillosen Weltverlauf. Von da aus skizzirte ich eine Apologie der positiven Offenbarung, des Wunders und insonderheit der Heilsnothwendigkeit des Auferstehungswunders, und schloß mit einem principiellen

Vorhalt an die „Theologie des modernen Bewußtseins“. „Holsten selbst hat die Frage um die Auferstehung Christi als ‚brennende Lebensfrage des biblischen Christenthums‘ anerkannt. Er hat ganz Recht: mit seiner Antwort auf dieselbe ist über Leben und Sterben des biblischen Christenthums entschieden. Wenigstens als Heilsreligion — und was bleibt es, wenn es das nicht bleibt? — hat es dann sein Todesurtheil empfangen. Und wofür sollen wir unseren einigen Trost im Leben und im Sterben opfern, was hat uns die Theologie des modernen Bewußtseins dafür zu bieten, daß wir auf das Heil wider Sünde und Tod verzichten? Nun ja, der Gewinn ist groß, ist solchen höchsten Opfers werth! Wir gewinnen damit ja das Ungemeine, daß hinfort ‚kein Riß durch unsre moderne Weltanschauung geht‘; daß der Standpunkt der reinen Immanenz gerettet wird. Kann man mit der Menschheit einen bittreren Spott treiben als diese moderne Theologie ihn treibt? Durch unser Gewissens- und Erfahrungsleben geht der Riß der Sünde und des Todes, — und wir sollen uns freuen, daß keine Hand durch die Wolken reicht, die diesen Riß heilen könnte; wir sollen den Triumph unserer Wissenschaft darin suchen, die Unmöglichkeit einer solchen heilenden und rettenden Dazwischenkunft zu beweisen?“ — D. Holsten hat auf diese meine Duplik, obwohl ein persönlich-freundliches Schlußwort ihm das offenhielt, nicht weiter geantwortet.

Neben den wissenschaftlich-theologischen Gegensätzen und Bewegungen der Zeit nahmen auch die praktischen, kirchlichen mich in der neuen Heimath lebhaft in Anspruch. Auch in Preußen wehte seit 1858 ein kirchlich-liberaler Luftzug, so daß Ullmann wohl einmal die Besorgniß aussprach, auch der preußische Damm werde wider die badische Strömung auf die Dauer nicht halten, zumal da derselben in der Pfalz und in Hannover ähnliche Bewegungen zur Seite gingen. Und in der preußischen Landeskirche war eine liberale Bewegung ungleich berechtigter als in der badischen, denn hier herrschte nach wie vor der pure Con-

sistorialismus, der nur der orthodox-lutherischen, unionsfeindlichen Richtung wohlgefiel und zu Statten kam, dagegen außerhalb derselben jedes freiheitsliebende Gemüth, welches die allgemeine Rechtslage zu überblicken vermochte, geradezu empören mußte. Ein Staat, welcher sich längst für paritätisch, für inconfessionell erklärt und der römischen Kirche die weitgehendsten Freiheiten eingeräumt hatte, der zudem in Ministerium und Parlament nicht die mindeste Bürgschaft für evangelische Gesichtspunkte gab, hielt die evangelische Kirche fort und fort in dem Helotenstand absoluter Verstaatlichung und versetzte damit inmitten der Zeitbewegung diese Kirche in die Lage eines festgefahrenen Schiffes, das sich nicht rühren kann, indeß an seine Planken von allen Seiten Winde und Wogen schlagen. Auch ihr hatte die Staatsverfassung in Artikel XV die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zugesagt, aber es schien der Regierung ganz entschwunden zu sein, daß sie diese beschworene Zusage einzulösen habe. Zwar bestand in dem Evangelischen Oberkirchenrath eine Behörde, welche mit der Herbeiführung jener Selbständigkeit beauftragt war, aber diese Behörde, unter einem unfähigen Präsidenten, ohne die nöthigen Geldmittel und Arbeitskräfte, treffliche Männer umfassend, aber immer nur im überlastenden Nebenamt, war völlig ohnmächtig ihren Auftrag zu erfüllen. Selbst die schwächliche, schattenhafte Gemeindeverfassung, welche der Oberkirchenrath nach D. Aemilius Richters Entwurf für die östlichen Provinzen erlassen hatte, war von Herrn v. Raumer sistirt worden, nicht weil sie den Gemeinden zu wenig, sondern weil sie ihnen nach seiner Meinung zu viel einräumte. Jetzt, unter König Wilhelm und Bethmann-Hollwegs Verwaltung war sie endlich durchgeführt worden, aber wie hätte eine Ordnung, welche die Gemeinde bei der Wahl ihrer Aeltesten an eine von Pfarrer und Patron aufzustellende Vorschlagsliste band und dann diesen Aeltesten zwar hohe seelsorgerische Pflichten auferlegte, aber alle Selbstverwaltungsrechte vorenthielt, irgendwelches Leben ge-

winnen können? Höchstens war sie dazu gut, zur Herbeiführung einer besseren Kirchenverfassung vorläufige Synoden zu ermöglichen, aber schon auf der Stufe der Kreissynode blieben von den sechs östlichen Provinzen drei stecken, weil kein Geld für Synoden vorhanden und die Staatsverwaltung, welche 1810 und 1815 Millionen evangelischen Kirchengutes geschluckt hatte, zu geizig war, um die zur Verselbständigung der Landeskirche erforderlichen paar tausend Thaler herzugeben. Unter solchen Umständen mußten Leute meiner Denkart jede Gelegenheit ergreifen, die alle gesunde Entwicklung hintanhaltende Verfassungsnoth der Landeskirche und die dem Staate obliegende Pflicht der Abhülfe einzumahnen. Zugleich aber war unsere Sorge die, daß die Verfassung, welche kommen mußte, weder von rechts noch von links her schon in der Geburt verkrüppelt werde.

Von Rechts her gab mir die aus Stahls Nachlaß ebendamals erscheinende Neubearbeitung der „Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" zur Abwehr Veranlassung. Stahl meinte von seinem hochkirchlichen Standpunkte aus die reformatorische Lehre von der Kirche zu verbessern, indem er zwischen „Kirche" und „Gemeinde" wesentlich unterschied. „Kirche" sollte nicht die um Wort und Sacrament sich schaarende Gemeinde der Gläubigen sein, sondern die Heilsanstalt, durch welche die Gemeinde erst entstehe, die göttliche Heilsstiftung, die Gnadenmittel und das sie verwaltende Amt; — die Gemeinde dagegen sei die Summe von Personen, welche auf dem Grunde dieser Heilsanstalt sich verbänden. Auf diesen mehr katholischen als evangelischen Kirchenbegriff war dann eine wesentlich hierarchische Verfassungstheorie aufgebaut, in welcher eine katholisirende Amtsherrschaft nur eben durch constitutionelle Rechte der Laiengemeinde beschränkt sein sollte. Ich kritisirte diese Stahl'schen hochkirchlichen Ideale in einem Conferenzvortrag, der D. Dove veranlaßte, mich von neuem um Mitarbeit an seiner Zeitschrift

für protestantisches Kirchenrecht anzugehen, und zerpflückte in demselben die blendenden Einwendungen, welche Stahl gegen die reformatorische Vereinerleiung von „Kirche“ und „Gemeinde“ erhoben, um in ebendieser reformatorischen Gemeindeidee das Princip einer ächt evangelischen Kirchenverfassung aufzuweisen.*) — Auf der anderen Seite war dies „Gemeindeprincip“ gegen die neubadische Karikirung zu verwahren, gegen die Verwechselung der „Gemeinde der Gläubigen“ mit dem ungesichteten Haufen aller evangelisch getauften und confirmirten Fünfundzwanzigjährigen, den dann ein ebenfalls nicht aus der Gemeinde hergeleitetes, sondern vom Staate geborgtes Regiment constitutionell im Zaum halten sollte. Es geschah mit in Rücksicht auf das badische Verfassungsexperiment, daß auf die Tagesordnung des 1862 in Brandenburg zu haltenden Kirchentags das Thema „Vereinigung der Consistorial- und der Presbyterialverfassung“ gesetzt ward, und hier hielt der nachmalige Präsident des preußischen Evangelischen Oberkirchenraths, der Göttinger Kirchenrechtslehrer D. Herrmann jenen epochemachenden Vortrag, welcher Rothes „kirchlichen Constitutionalismus“ wissenschaftlich vernichtete. Aus der grundverschiedenen Natur des Staates und der Kirche, welche Rothe zusammengewirrt hatte, wies er nach, daß eine gesunde Kirchenverfassung mit nichten der Staatsverfassung nachgebildet, sondern nur aus dem eigenthümlichen Wesen der Kirche entwickelt werden dürfe. Denn der Staat, der Rechts- und Schutzherr von Land und Leuten, vollzieht seine Idee erst in der Zusammenfassung des gesammten Volkes; die Kirche dagegen, die Verwalterin von Wort und Sacrament, verwirklicht die ihrige schon in den kleinsten Einheiten, aus denen sie sich zusammensetzt, in den Einzelgemeinden, die sich um Wort und Sacrament versammeln, und von ihnen aus als selbständigen Grundbestandtheilen ist hiernach der kirchliche Ver-

*) Abgedruckt in der Neuen evangelischen Kirchenzeitung, 1863. Nr. 24.

fassungsbau aufzurichten. Man hatte mich veranlaßt, nach D. Herrmann das erste ergänzende Wort zu nehmen, und so stellte ich meinerseits das evangelische und das demokratische Gemeindeprincip einander entgegen. Ich zeigte, wie aus dem ersteren als Verfassungsprincip das unveraltete Presbyterialsystem sich ergebe, mit demselben aber auch ohne fremdartige Eintragung das Consistorialsystem sich vereinigen lasse. Denn aus der presbyterialen Idee entspringt auf den weiteren Stufen der kirchlichen Verfassung einerseits das synodale und andererseits das episkopale Organ, welch letzteres auf der obersten Stufe im evangelischen Landesherrn zwar nicht gefunden werden muß, aber doch, falls derselbe sich an kirchlichen Beirath bindet, unbeschadet der kirchlichen Autonomie gefunden werden kann. In diesen Anschauungen war die Brandenburger Versammlung einig; es war der friedlichste aller Kirchentage, ganz unter Nitzsch's Auspicien; freilich auch nur eine Tagung der um ihn sich schaarenden Kreise. Ich war auch zu einer Abendpredigt aufgefordert und hielt sie vor einer dichtgedrängten dankbaren Versammlung über Ev. Joh. 14, 6b „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich". Gegenüber einer wiederaufkommenden Zeitneigung, das Eigenthümlich-christliche in ein Allgemein-religiöses aufzulösen, lag mir am Herzen, darzuthun, wie der Mensch zwar auch ohne Christus dies und jenes Verhältniß zu Gott haben könne, aber zu ihm als Kind zum Vater nicht stehen könne ohne Vermittelung des Eingebornen.

Das Streben nach freierer Kirchenverfassung hing natürlich zusammen mit dem in der Zeit nicht minder begründeten Streben nach freierer Lehrentfaltung. Die Losung einer Vermittelung und Versöhnung des Christenthums mit der fortgeschrittenen Bildung des Jahrhunderts, mit der „modernen Weltanschauung" verlautete wieder. Sie konnte unschuldig und im Sinne eines hochberechtigten, unabweislichen Strebens gemeint sein, konnte aber auch hinauslaufen auf eine Unterwerfung des christlichen

Bekenntnisses unter das Forum des Zeitgeistes, bei der von positivem Christenthum wenig oder nichts übrigblieb. Und nun trat im Zwielicht beider Möglichkeiten im Jahre 1863 der „Deutsche Protestantenverein" mit jener Losung hervor. Die siegreichen badischen Liberalen hatten ursprünglich eine Verallgemeinerung ihrer Durlacher Conferenzen gewollt, einen „Protestantentag" als liberalen Gegen-Kirchentag; eine „organische Vereinigung aller derjenigen Protestanten, welche auf dem Grunde des badischen Gemeindeprincips stünden", sollte für das, was man in Baden Hoffnungsvolles zu Stande gebracht, auch im übrigen Deutschland Propaganda machen. Aber für diese moralische Eroberung der Durlacher Conferenz waren die norddeutschen kirchlich Liberalen, die sich um das Banner der „Protestantischen Kirchenzeitung" geschaart hatten, Epigonen Schleiermachers, doch nicht zu haben, und selbst nachdem die Badenser ihr Concept nach der Kritik der Protestantischen Kirchenzeitung erheblich corrigirt hatten, blieben die preußischen Freunde der letzteren der im Herbst 1863 nach Frankfurt einberufenen constituirenden Versammlung noch fast alle fern. Dagegen erschienen dort neben den Badensern Schenkel, Rothe, Zittel, Hitzig, Bluntschli auch Norddeutsche wie Heinrich Ewald, Michael Baumgarten, Rudolf von Bennigsen, und unter ihrem Beirath wurde an die Stelle des bloßen „Protestantentages" ein über ganz Deutschland auszubreitender Verein gesetzt mit der Bestimmung, „auf dem Grunde des evangelischen Christenthums eine Erneuerung der evangelisch-protestantischen Kirche im Geiste der evangelischen Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit anzustreben." Insbesondere setzte man sich zum Ziel: „1) den Ausbau der deutsch-evangelischen Kirchen auf dem Grunde des Gemeindeprincips und die Anbahnung einer organischen Verbindung der einzelnen Landeskirchen auf dieser Grundlage; 2) die Wahrung der Rechte, Ehre, Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Protestantismus

und die Bekämpfung alles unprotestantischen, hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Kirchen; 3) die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen und ihren Mitgliedern; 4) die Anregung und Förderung aller derjenigen christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des deutschen Volkes bedingen." Auf dies Programm hin traten nun auch die Freunde der protestantischen Kirchenzeitung dem Verein bei, und nicht nur sie: nicht wenige wohlgesinnte Männer von sehr positiver Richtung, welche die badischen Vorspiele nicht näher kannten, z. B. mehrere meiner älteren Frankfurter Freunde, schlossen sich dem neuen Unternehmen vertrauensvoll an. Dasselbe konnte möglicherweise eine große Tragweite haben: was war von ihm zu halten?

Wir setzten diese Frage auf die Tagesordnung unserer Hallischen Frühjahrsconferenz von 1864, und ich war Referent. Ich verhehlte nicht, daß bei den haltlosen Zuständen, in denen sich die preußische Landeskirche befinde, dem neuen Unternehmen, einem kirchlichen Nachbilde des Nationalvereins, möglicherweise eine große Machtentfaltung beschieden sei. Und angesichts der schmerzlichen Spannung, welche zwischen unserem kirchlichen und unserem allgemein-geistigen Leben bestehe, müsse zu der Losung „Erneuerung der evangelischen Kirche im Einklang mit der allgemeinen Culturentwicklung der Zeit" auch ich mich bekennen. Indeß dränge die Frage sich auf, ob und wie denn eine solche Erneuerung, welche doch das Werk der Kirche selbst sein müsse, von einem freien Verein zu bewerkstelligen sei; und noch mehr, ob denn nur die evangelische Kirche ihrerseits sich zu erneuern und mit der Culturentwicklung der Zeit in Einklang zu setzen habe, und nicht auch die moderne Cultur einer Reinigung und Bekehrung bedürfe, um mit der von der evangelischen Kirche vertretenen Wahrheit in Einklang zu kommen. Jedenfalls müsse ein Verein, der hier das Richtige auch nur anregen wolle, einen

festen und klaren evangelischen Standpunkt haben. Ein solcher sei aus den Worten „Auf dem Grunde des evangelischen Christenthums und im Geiste der evangelischen Freiheit" noch nicht zu erkennen, umsoweniger, als auf der constituirenden Versammlung der Vorschlag, Jesus Christus als den alleinigen Grund zu bezeichnen, abgelehnt und die Ablehnung „solcher speciellen Bestimmungen über Christus" noch als ein besonders glücklicher Tact gepriesen worden sei. In den Verhandlungen sei überhaupt eine einseitige Schroffheit gegen positive Richtungen und dem gegenüber eine bis zum Geltenlassen Ronge'scher Bestrebungen reichende Unbegrenztheit nach Links hervorgetreten. Den bedenklichsten Commentar zu Sinn und Geist des neuen Unternehmens bilde endlich das Hauptorgan derselben, die Schenkel'sche „Allgemeine kirchliche Zeitschrift", welche für jenen Züricher Prediger (Vögelin), der unlängst den Tod des Judas ehrenwerther gefunden habe als den Tod Jesu, kein Wort des Unwillens habe, und andererseits die Arbeiten Wicherns, welche doch wohl „die Kraft und Wohlfahrt des deutschen Volkes mitbedingten", mit Gift und Galle überschütte. — Auf diese Erwägungen begründete sich mir die unsrer Conferenz vorzuschlagende Resolution, welche, wenn ich nicht irre, auch widerspruchslos angenommen ward. „Die Conferenz verkennt dem Programm des deutschen Protestantenvereins gegenüber keineswegs, in wie vielfacher Hinsicht der evangelischen Kirche eine Erneuerung im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit noththut, kann aber eine solche nur erwarten auf Grund des unveräußerlichen biblischen Evangeliums, das an der Culturentwicklung der Zeit mindestens ebensosehr seine Kritik zu üben, als aus ihr neue Lehr- und Lebensformen zu gewinnen hat. Da der Protestantenverein jedes unzweideutige Bekenntniß zu diesem Evangelium und jede christliche Kritik der modernen Culturentwicklung vermieden, und überhaupt nur gegen die bekennenden, nicht gegen die verneinenden Richtungen in unserer Kirche Front gemacht hat, so kann die

Conferenz denselben nur als eine zum Auflösen vielleicht mächtige, zum Bauen aber unfähige Parteiunternehmung ansehen und erklärt die Betheiligung an ihm für unvereinbar mit der Theilnahme an dem von ihr vertretenen, zur Wahrung der positiv-evangelischen Union gestifteten Verein." Die Folgezeit sollte die Ohnmacht des Protestantenvereins schon zum Auflösen, wie vielmehr zum Bauen unverkennbar erweisen. In der Provinz Sachsen hat er niemals Fuß zu fassen vermocht.

Niemand hat dem Protestantenverein mehr genützt als Rothe mit seinem positiv-gläubigen Standpunkt und seiner edlen und geweihten Persönlichkeit, und niemand hat ihm mehr geschadet als Schenkel mit seiner flachen und dabei unduldsamen Denkart und seiner wüsten Polemik. In seiner „Kirchlichen Zeitschrift" wurde alles herabgewürdigt was nicht seiner Fahne folgte, vor allem ich mit allem was ich thun und schreiben mochte, aber auch der von Nitzsch geleitete Brandenburger Kirchentag, auch der Stifter des Rauhen Hauses und seine „innere Mission". Ich konnte für meine Person dies unersättliche Rachebedürfniß ertragen, denn die Kundgebungen desselben thaten mir am Vertrauen derjenigen, auf deren Achtung ich Werth legte, keinen Abbruch; aber daß Rothe auf dem Titelblatt dieser Zeitschrift mit seinem Namen erschien, in dem Moment, da andere anständige Männer sich auf demselben streichen ließen, das that mir und Vielen mit mir wehe. Er hatte mich in meinen Hallischen Erstlingszeiten besucht und mir zu erkennen gegeben, daß die scharfe Kritik, die ich an seinem synodalen Verhalten geübt hatte, keine Verstimmung in ihm zurückgelassen habe, und diese rührende Kundgebung ermuthigte mich, ihn einmal auf das Anstößige jener Mitarbeiterschaft aufmerksam zu machen. Ich hatte einen Vortrag über „Lessings Nathan und das positive Christenthum" gehalten und die Schenkel'sche Zeitschrift hatte denselben in ihrer Weise, ohne jedes sachliche Eingehen, verhöhnt: so schickte ich Rothe den Vortrag, knüpfte daran eine Charakteristik der

polemischen Manier der Zeitschrift und legte dem verehrten Manne die Frage vor, wie es ihm möglich sei, das Titelblatt einer solchen Schmähschrift mit seinem Namen zu schmücken. „Kann Ihre milde und edle Stimme an Gehör bei den Besseren gewinnen dadurch, daß sie sich in diesen wüsten Chorus gemischt hat? Können Sie, wenn Sie auch noch so sehr von der Richtigkeit der gemeinsamen Zwecke überzeugt sind, Bündniß halten mit Solchen, denen der Zweck auch die schnödesten Mittel heiligt?.. Das evangelische Deutschland hat ein Recht, von dem bedeutendsten Manne, der sich einer Partei anschließt, zu erwarten, daß er diese Partei sittlich disciplinire, oder wenn sie sich von ihm nicht in Zucht nehmen lassen will, daß er seine reine Sache trenne von denen, welche die ihrige rein zu halten kein Bedürfniß fühlen." Der sechsseitige Brief, in welchem mir Rothe zu Neujahr 1864 auf diesen Appell antwortete, war für die liebenswürdige Stärke und Schwäche seiner Persönlichkeit überaus charakteristisch. Er begann mit der Erklärung, daß ich seine Freundschaft auf eine harte Probe gestellt, denn auch Schenkel sei sein Freund. Meinen Vortrag anlangend, so gereiche ihm derselbe in der That zu einer neuen Bestätigung seiner alten Ueberzeugung, daß gerade wir beiden in unseren Anschauungen über die Behandlung unseres gemeinsamen Heiligthums gegenüber den Bedürfnissen der Gegenwart uns ungemein nahe berührten. Dann auf die „Kirchliche Zeitschrift" übergehend: „Ich mache vor niemandem ein Geheimniß daraus, daß die Weise der Polemik Schenkels mir mißfällt. Ich wünschte von Herzen, seine Zeitschrift schlüge einen anderen Ton an; ich würde mir selbst diesen Ton nie verzeihen und wüßte mir auch gar nicht vorstellig zu machen, wie ich auf ihn gerathen könnte." Aber die Erfahrung belehre ihn, daß diese Art von Polemik sich in der Erregtheit des Parteikampfes überall einstelle; sie herrsche auch auf der Gegenseite. Nun aber müßten Parteien sein, und mitten zwischen den Parteien stehen zu wollen, sei heutzutage unhalt-

bar. Er könne ohne Heuchelei sich zu keiner anderen Partei halten als zu der liberalen, und so müsse er auch das an ihr tragen. Was Schenkel persönlich angehe, so habe er unleugbar mir Unrecht gethan. Aber man könne doch nicht dies Unrecht in einer einzelnen Kategorie den Ausschlag geben lassen gegen die lange Reihe seiner eminenten Trefflichkeiten. Wer Schenkel näher kenne, dem erscheine auch seine polemische Art und Weise in einem milderen Licht. — Ohne letzteres zu bestreiten, konnte ich mich doch in diese Theorie von der Quelle, die aus Einer Mündung Süß und Bitter sprudelt (Jac. 3, 10), nicht finden.

Uebrigens fühlte ich mich, was Idee und Methode einer Versöhnung von Christenthum und moderner Bildung anging, auch von Rothe, wievielmehr von der im Protestantenverein vorherrschenden Denkart, geschieden. Rothe hielt die positiven christlichen Glaubensüberzeugungen, zu denen ihm auch ein herzhafter Wunderglaube gehörte, zwar für seine Person fest, aber er erließ sie seinen Zeitgenossen; er ließ deren humane Bildung, weil sie aus dem Christenthum stammte, als „unbewußtes Christenthum" gelten. So hatte er noch auf der Frankfurter Versammlung den von aller Erfahrung verlassenen Satz vertreten, daß die moderne Cultur, indem sie die Herrschaft des Menschen über die Erde zum Ziel habe, unbewußt und unvermerkt die Herrschaft Gottes über die Menschenherzen begründe. Die meisten seiner Parteigenossen aber unterstellten die christlichen Glaubensartikel ohne Weiteres der Kritik der sogenannten modernen Weltanschauung, d. h. der Weltanschauung der puren Immanenz und rein natürlichen Entwicklung, und behielten ebendaher wohl noch christliche Ideen, aber keine übernatürlichen Heilsthatsachen übrig. Nach meiner Ueberzeugung dagegen hatte das Christenthum in unserer Zeit zwar die altkirchliche und altprotestantische Formulirung seiner Glaubensartikel preiszugeben, sofern dieselbe aus einer veralteten Philosophie und Theologie erwachsen war und das Gemeinverständniß des Evangeliums vielmehr erschwerte

als förderte; aber an der biblischen Substanz des Bekenntnisses war unbedingt festzuhalten und die Vermittelung derselben mit dem modernen Bildungsstande, unter Mithülfe einer verständigenden Apologetik, durch Einfassung in unsere modernen Denk- und Darstellungsformen zu vollbringen. Im Wesentlichen war mir diese Vermittelung in den Gedankengängen der von Schleiermacher begründeten jungen Glaubenstheologie sachlich gegeben, und es handelte sich nur darum, dieselben in die nichttheologische Sprache allgemeiner Bildung zu übertragen und so von ihnen der Gemeinde gegenüber herzhaften Gebrauch zu machen. Meine eigene bescheidene Mitarbeit an dieser großen und dringenden Aufgabe geschah zunächst in meiner academischen Predigt. Wie meine weiterhin veröffentlichten Predigtauswahlen veranschaulichen,[1]) faßte ich mit Vorliebe die mannigfachen Probleme des religiösen Denkens und Lebens an, um sie in einer den Bildungsansprüchen der Gegenwart gerechtwerdenden Weise schriftauslegend zu lösen, bald mehr in theoretischer, bald mehr in praktischer Richtung, z. B. auch eine gemeinverständliche Entwicklung und Begründung des Trinitätsglaubens nicht scheuend, und doch unter Vermeidung alles Dogmatisirens oder Kritisirens auf der Kanzel. — Daneben wurden mir die freien Vorträge, welche aus Nähe und Ferne vielfältig von mir begehrt wurden, ein wesentliches Mittel der Verständigung zwischen gläubiger Theologie und gebildeter Gemeinde. Ich wählte durchweg ernste, gewichtige Themata und arbeitete die Vorträge sorgfältig aus, so daß ich sie in der Regel nachher durch den Druck einem noch weiteren Kreise darbieten durfte. So hielt ich in meinem zweiten Hallischen Winter dem „Evangelischen Verein" in Berlin einen Vortrag über „die Bedeutung des Wunders im Christenthum", der mir vielfach verdankt, in zwei Auflagen gedruckt, auch ins

1) Academische Predigten, 1867, 2. Aufl. 1892; Erkenntnißpfade zu Christo. Erste Sammlung, 1877, 2. Aufl. 1889; Zweite Sammlung 1889.

Holländische übersetzt ward. Ich habe ihn später trotz fortdauernder Nachfrage nicht wieder auflegen lassen, weil er mir selbst nicht mehr genügte und der Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes nicht gerecht geworden war; ich glaube mich in meiner Schrift über den „christlichen Vorsehungsglauben“ und in der Einleitung meines „Lebens Jesu“ befriedigender über Möglichkeit und Grenzen des Wunders erklärt zu haben. Im selben Winter hatte ich in Halle auf wiederholte Bitte des Frauenvereins den vorhin erwähnten Vortrag über „Lessings Nathan und das positive Christenthum“ gehalten. Nach einer Charakteristik des großen kritischen Denkers und Wahrheitsuchers, sowie einer Darlegung der Idee und der Quelle seines Lehrdramas versuchte ich, Lessings Recht und Unrecht in demselben auseinanderzusetzen: sein Recht, an Stelle des Religionshasses und Dogmengezänks den Wetteifer in der Liebe Gottes und des Nächsten zu predigen und so den großen Grundsatz der religiösen Duldung zu begründen; sein Unrecht, zu vergessen, daß von den drei Ringen doch nur einer der ächte und wirksame sein kann, und (— im Widerspruch mit einer anderweit von ihm bezeugten besseren Erkenntniß —) das Judenthum mit dem sittlichen Siegeskranze der Feindesliebe zu schmücken, die doch nur das Christenthum, die Religion der Feindesliebe Gottes in Christo, hervorbringen kann und hervorgebracht hat. — Von einem im Jahre 1864 gehaltenen Vortrag über Renans Vie de Jésus werde ich unten zu reden haben. Ihm folgte im Winter 1864 auf 1865 ein Vortrag in Stettin über „Die Auferstehung Christi und ihre kritische Behandlung in Straußens ‚Leben Jesu fürs deutsche Volk‘“. Er wies nach, wie bei allen Schwierigkeiten der Sache und der Berichte es dem berühmten Kritiker doch nicht gelungen sei, von seinem wunderscheuen Standpunkt aus eine haltbare Erklärung des Auferstehungsglaubens der Jünger zu Stande zu bringen; wie vielmehr dieser als Thatsache zugestandene und nicht wegzuleugnende Glaube der Jünger nur zu begreifen sei aus

einer überwältigenden, alle Zweifel und Vorurtheile niederschlagenden Erfahrung der Auferstehungsthatsache selbst.

Diese meine vermittelungstheologische Art und Thätigkeit hatte mir binnen weniger Jahre einen Schatz von Gunst und Vertrauen erworben, der wohl zu groß war, um ungeschmälert zu dauern. Ich darf sagen, meine academische Wirksamkeit steigerte sich von Semester zu Semester, nicht nur an äußerem Umfang, indem ich für jede Vorlesung, die ich unternehmen mochte, an hundert Zuhörer zu finden gewiß war, sondern auch an innerer Einwirkung, wenn ich den ungesuchten Zeugnissen anhänglicher Schüler glauben darf. Es ist mir oft beschämend gewesen, wenn Solche am Schluß ihres Studiums oder nachmals in den Anfängen des Amtslebens mir aus bewegtem Herzen den Dank ausschütteten für Förderungen, von denen mir nichts bewußt war; insonderheit daß ich ihnen, ohne etwas davon zu ahnen, aus dem Wirrsal gährender Entwicklung herausgeholfen, ihnen zur Klarheit des Glaubens und zur Begeisterung für ihren Beruf ein Führer geworden. Aber mein Wirkungskreis beschränkte sich nicht auf den Umfang meiner academischen Aufgabe: immer weiter dehnte der Briefwechsel mit alten und neuen Freunden, auch mit ganz Unbekannten sich aus; ich könnte ein stattliches Bändchen von Briefen zusammenstellen, durch welche allein, mitunter in rührenden Selbstbekenntnissen, mir für die Lebensbeschreibung meines seligen Bruders oder auch für meine Predigten und kleinen Schriften gedankt werden wollte. Dergleichen kam zunächst aus den Kreisen der dogmatisch Unbefangenen, naiv Frommen, mit denen ich am liebsten zu schaffen hatte; aber auch aus den Kreisen der Strenggläubigen fehlte es mir damals an Vertrauensbezeugungen nicht. Ich sollte auf großen Conferenzen wider den Protestantenverein sprechen, wider Rothe oder Schenkel Referate übernehmen. Ich lehnte dergleichen ab, weil ich aus der Polemik kein Handwerk machen und nicht dafür angesehen sein wollte, als redete und handelte ich

aus persönlicher Verstimmung heraus. Andererseits war es mir eine Genugthuung, daß edlere Mitglieder der Schenkel'schen Partei mit mir gelegentlich ihren persönlichen Frieden machten. So Zittel auf dem Lübecker Gustav-Adolfs-Fest von 1863, wo ich der zwischen dem Ortsverein und dem Centralvorstand vereinbarte Festprediger war, und hernach Hitzig auf dem Halle-Wittenberger Universitätsfest von 1867, wo er mir treuherzig die Hand gab mit den Worten: „Ich sehe doch, Sie sind ein Anderer, als ich mir in Heidelberg vorgestellt habe." — Manchen erschien meine amtliche Laufbahn noch nicht abgeschlossen. Im Jahre 1863 verbreitete sich das Gerücht, ich sei als Generalsuperintendent für Schlesien ins Auge gefaßt. Es kam nichts derart an mich; auch glaube ich nicht, daß ich mein academisches Lehramt mit einem solchen kirchenregimentlichen vertauscht haben würde. Dagegen erhielt ich ebendamals einen anderweitigen academischen Ruf. In Göttingen war Dorner weggegangen und Reiche gestorben; im Auftrag des hannöverschen Cultusministers fragte D. Ehrenfeuchter, der mich aus Baden kannte, bei mir an, ob ich mich bestimmen lassen würde, in eine dieser Vacanzen einzutreten. Ich hätte meine Bedingungen machen können, aber es erschien mir unrecht und undankbar, einen neu anvertrauten Posten, auf dem mir soviel Liebe und Segen zu Theil ward, um äußerer Vortheile willen zu verlassen. Ich mochte die Sache nicht einmal dem preußischen Ministerium gegenüber zu einer Gehaltserhöhung verwerthen, sondern lehnte ohne Weiteres ab. Nur den Wunsch sprach ich nachträglich aus, an dem academischen Gottesdienst in Halle regelmäßig betheiligt zu werden, was mir durch Tholucks und des Ministers Entgegenkommen auch geschah.

Diese ganze weitreichende Vertrauensstellung sollte in Folge des Altenburger Kirchentags im Herbst 1864 einen fast tödtlichen Stoß erleiden. Die Veranlassung dazu gab ein mir auf diesem Kirchentage aufgetragenes Referat, das ich vielleicht unpraktisch und unvorsichtig ausrichtete, in dem ich mir aber nicht im

mindesten untreu wurde und sittlich nicht das Mindeste vorzuwerfen hatte. Es traf mich, wie schon erwähnt, ein Bannstrahl, der von dem dermaligen Großinquisitor des deutschen Protestantismus, von Herrn D. Hengstenberg in Berlin ausging. Ich muß, um das verständlich zu machen, etwas weiter ausholen.

Während die politische Welt im Jahre 1863 und 1864 durch den preußischen Verfassungsconflict und den dänischen Krieg in Anspruch genommen war, wurde die kirchliche in ähnlicher Weise wie einst um die Mitte der dreißiger Jahre erregt durch ärgerniß-gebende Darstellungen des Lebens Jesu. Der französische Orientalist Renan, ein priesterlich erzogener, pantheistisch freigeistischer Katholik, hatte das Leben Jesu in einen Roman umgedichtet, den er für Geschichte ausgab und bei dem das Leben Muhammeds Modell gesessen hatte. Ausgestattet mit feinen Sinnen für historische und orientalische Wirklichkeit, hatte er im Gegensatze zu Strauß die wesentliche Geschichtlichkeit der evangelischen Ueberlieferung herausgefühlt; aber ohne Sinn für das Heilige und von vornherein überzeugt, daß die übersinnliche, ideale Welt, in der Jesus gelebt und gewebt wie nie ein Sterblicher, nichts weiter als eine „Utopie" sei, hatte er Jesum nur als den Edelsten der Schwärmer auffassen können. Dieser edelste Schwärmer, von den reinsten Idealismen ausgehend, aber im Ringen nach deren unmöglicher Verwirklichung immer mehr erdgeborene Hülfsmittel aufnehmend, trübt sich allmählich im Kampfe mit der spröden Wirklichkeit, geräth in halbwahre Wunderthuerei, in überspanntes, übermenschliches Selbstgefühl, schließlich in eine unlösbar gespannte Lage, aus der ihm nur der Todesausgang übrig bleibt. So sühnt er seine tragische Schuld und wird durch die an seinem Grabe eintretende Hallucination einer nervenzerrütteten Jüngerin für den Glauben unsterblich. — Dies Buch von Renan, formell genommen ein schriftstellerisches Meisterwerk, hatte einen beispiellosen Augenblickserfolg, zunächst in katholischen, dann auch in protestantischen Kreisen; den ersten

acht französischen Auflagen, die es in wenigen Wochen erlebte, folgten Dutzende in deutscher Uebersetzung. Und nun ließen diese Lorbeern Renans zwei deutsche Fachgenossen nicht schlafen; David Strauß und Daniel Schenkel traten mit ihm in Wettbewerb. Strauß kehrte aus weltlich-literärischer Beschäftigung plötzlich in seine alten theologischen Neigungen zurück, um eilends ein neues „Leben Jesu fürs deutsche Volk" herzustellen. In diesem vertauschte er seine alte nebelhafte Mythentheorie mit dem einzigen Stück Theologie, das er inzwischen nachgelernt, mit der Tendenzerdichtungstheorie seines Lehrers und wiederum Schülers Chr. F. Baur. Aber er fühlte sich diesmal verpflichtet, auch den historischen Kern aufzuzeigen, um den diese evangelistische Tendenzdichtung sich aufgerankt, und so erhielten wir eine von pantheistisch-kritischem Standpunkte aus entworfene Lebensskizze Jesu, ungleich blasser und dürftiger, aber auch nüchterner und sauberer als die des phantasievollen Franzosen. Jesus, sagte uns Strauß, war keine gebrochene, durch den Zwiespalt mit Gott hindurchgegangene Persönlichkeit wie Paulus, Augustinus, Luther; er war eine „schöne Seele", eine ungebrochene, hellenisch-harmonische Natur, die nie eine Entzweiung mit der Gottheit gefühlt hatte; aber sündlos war er nicht, denn kein Mensch ist sündlos. Wie freilich unter dieser Voraussetzung eine schöne, hellenisch-ungebrochene Natur erwachsen sein sollte auf dem Grunde des Glaubens an einen heiligen Gott, auf dem Grunde von Gesetz und Propheten, die dem Gewissen den Abgrund zwischen Gott und dem sündigen Menschen eröffnen, das blieb unerklärt. Und ebensowenig reichte die „schöne hellenische Natur" aus, um das historisch unbestreitbare Weltrichterbewußtsein Jesu begreiflich zu machen: hier fühlte sich Strauß wider Willen zu dem Renan'schen Makel schwärmerischer Selbstüberhebung hingedrängt. Schließlich mußte auch hier die visionäre Erklärung des Ostererlebnisses, von deren Fragwürdigkeit Strauß ein geheimes Gefühl nicht los ward, die Brücke bilden zu einer nach dem Tode

eintretenden dichtenden Vergötterung. — Wiederum anders Schenkel in seinem flüchtig hingeworfenen „Charakterbild Jesu". Dasselbe war der trübe Niederschlag der religiös-sittlichen Verarmung und Verwilderung, in welche der badische Kirchenstreit den Verfasser hatte gerathen lassen. Unter Ablehnung des johanneischen Berichts, mit oberflächlich verwerthetem synoptischen Material wurde Jesus hier dargestellt als religiöser Demagoge nach Schenkels Herzen, der als das Opfer der jüdischen Orthodoxie und Hierarchie fallen mußte. Erst im Laufe dieses Kampfes ist er vom prophetischen zum messianischen Bewußtsein fortgeschritten; seine Wunderthaten waren blos moralische Einwirkungen, unter denen z. B. jener Aussätzige, vermuthlich schon in der Genesung begriffen, „eine ungemeine Förderung seiner Gesundheit erfuhr"; die Auferstehung betreffend, wurde, da die Sache für die Gemeinde gleichgültig sei, dem Leser die Wahl zwischen Scheintods- oder Visionshypothese gelassen. — Das Aergerniß, welches diese Schriften im evangelischen Deutschland erregten, wandte sich am schärfsten wider Schenkel, nicht als wenn er das Bedeutendste oder das Schlimmste gesagt hätte, sondern weil er nicht wie Renan und Strauß außerhalb des kirchlichen Lebens stand, sondern in hervorragenden Aemtern auf eine deutsche Landeskirche den stärksten Einfluß zu üben in der Lage war. Die gedrückten badischen Geistlichen positiver Denkart erhoben Protest dagegen, daß ein Mann, der dem apostolischen Worte „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel" ins Angesicht widersprach, Vorsteher eines für alle badischen Candidaten unumgänglichen Predigerseminars bleibe, und sie appellirten gegenüber der Harthörigkeit ihrer Regierung an das Urtheil der gesammten deutsch-evangelischen Kirche. Ihre Proteste fanden vielfache Unterstützung, leider freilich auch von Solchen, welche das Buch gar nicht gelesen, aber auch von Männern, welche vollkommen urtheilsfähig und über jeden Verdacht der Engherzigkeit erhaben waren, unter andern von Nitzsch. Ich für mein Theil enthielt mich um meines per-

sönlichen Mißverhältnisses zu Schenkel willen der Unterzeichnung, verschwieg aber auf gegebenen Anlaß nicht, daß ich den Protest der Badenser als nicht gegen die Professorenthätigkeit, sondern gegen die kirchliche Tyrannis Schenkels gerichteten für berechtigt hielt. Ebenso urtheilten meine Hallischen Collegen, auch Hupfeld.

Ohne Zweifel war es unter diesen Umständen angezeigt, die neuesten Behandlungen des Lebens Jesu irgendwie zum Thema des bevorstehenden Kirchentages zu machen. Und da ich unlängst einen kritischen Vortrag über das Buch von Renan gehalten hatte, dem nicht nur mein alter Freund Ullmann, sondern selbst die Kreuzzeitung ein uneingeschränktes Lob gespendet, so erschien ich den Veranstaltern des Kirchentages als der gegebene Referent. Aber es war die Meinung dieser Männer nicht, in Altenburg ein kirchenpolizeiliches Ketzergericht über die betreffenden Bücher oder Verfasser zu halten, sondern die evangelische Kirche sollte angeleitet werden, sich auch diese Aergernisse zum Besten dienen zu lassen, und so wurde — ohne Zweifel aus Dorners Sinn und Munde — das Thema dahin formulirt: „Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen?“ Das war nun eine ebenso hochsinnige wie bedenkliche Formulirung. Denn so richtig es war, daß die Kirche durch Erscheinungen wie Strauß und Renan sich auf Mängel und Schwächen ihrer eigenen Entwicklung aufmerksam machen lassen sollte, so gewagt war es doch, in einem Augenblicke der allgemeinen Erregung über die empfangenen Aergernisse den kirchlichen Kreisen statt der Verurtheilung derselben ein Selbstgericht zuzumuthen; noch abgesehen davon, ob überhaupt der Durchschnittsstand der kirchlichen Bildung dazu ausreichte, die in jenen Erscheinungen aufzufindenden Wahrheitsmomente zu würdigen. Ich hatte, wie mein Referat hernach andeutete, ein Gefühl dieser Klippe, an der ich scheitern sollte, aber es war nicht stark genug, um mich von dem mir aufgegebenen Wagniß abzuschrecken; ich billigte Dorners hochsinnigen

Gesichtspunkt und hielt mich zur Uebernahme des Auftrags für verpflichtet. Nur zwei Bedenken hatte ich auf Dorners Aufforderung geltend zu machen: einmal, daß ich mich nicht entschließen könne, an Schenkels Buche öffentlich Kritik zu üben und so den Schein auf mich zu laden, als nähme ich an dem Verfasser eine persönliche Rache; dann aber, daß ich bei meiner Erwägung des Themas nicht umhinkönne auf die Gedankengänge zurückzukommen, welche ich in meinem christologischen Aufsatz in den „Studien und Kritiken" ausgesprochen, Gedankengänge, von denen ich nicht wisse, ob sie dem Kirchentag genehm seien. Ich erhielt zur Antwort, das Buch von Schenkel zu besprechen, dürfe ich getrost meinem Correferenten (Julius Köstlin) überlassen, und im Uebrigen sei man weit entfernt, meinen Gedankengang bevormunden zu wollen; nur ein gutes Wort für die Auferstehungsthatsache werde gewünscht. Daraufhin sagte ich zu. Ich hatte wenig Zeit zur Vorbereitung, indem ich die vier Wochen zwischen Semesterschluß und Kirchentag (13. Septbr. 1864) durchaus zu einer Erholung bedurfte. Auf einer Fußreise durch Tyrol, insonderheit auf einer einsamen Wanderung von Innsbruck nach Reutte überlegte ich mir meinen Vortrag, der dann in gewohnter Weise sorgfältig niedergeschrieben, aber frei gehalten ward.*)

Ich ging aus von der Paradoxie meines Themas, vermöge deren ich den Erwartungen meiner Zuhörer vielleicht wenig entsprechen werde. Aus Erscheinungen wie die Schriften von Renan und Strauß soll ein Gewinn für die Kirche nachgewiesen werden: ist nicht vielmehr angerichteter unermeßlicher Schaden festzustellen? „Das ist doch das Allergelindeste und Unstreitigste, was über jene Schriften gesagt werden kann, daß sie auf die

*) „Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen?" Vortrag u. s. w. Berlin bei L. Rauh (nachmals bei E. Strien, Halle).

Entgottung des Sohnes Gottes gerichtet sind, und mit dieser wäre der Untergang unsres Glaubens und unsrer Kirche gegeben. Hört Christus auf, das lebendige Band zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit zu sein, dann mag man im Uebrigen von ihm rühmen wieviel man will und vom Christenthum ein noch so glänzendes Abendroth übriglassen, — seine Sonne ist unter, sein Herz ist ausgebrochen, und die ganze höhere Welt, als deren Zeuge, Träger und Vermittler Christus in dieser irdischen dastand, ist zum Fabellande geworden." Dennoch ist von einem Gewinn zu reden, welchen die Kirche aus diesen tödtlichen Attentaten ziehen soll. Wir haben zu fragen nach dem Moment von Recht und Wahrheit, das auch in diesen grundstürzenden Irrthümern vorhanden ist und allein sie so stark machen kann; wir haben hier frei-öffentlich auszusprechen, daß unsre Siegeszuversicht gegenüber diesen Irrthümern unzertrennlich ist von der Bereitwilligkeit, dies Moment von Recht und Wahrheit in das kirchliche Bewußtsein herüberzunehmen. Denn auf Seiten der Kirche die fertige Wahrheit und auf Seiten der Häresie nichts als Unwahrheit, als bewußte Bosheit zu finden, das wäre katholisch und nicht evangelisch. Aus dem Grundmotiv des Christushasses sind Strauß und Renan nicht zu erklären, vielmehr ist auf sie das Wort anzuwenden „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun". Dies ihr Nichtwissen aber, wie individuell verschuldet es immer sei, dazu der ungeheure Zauber, den ihre Verkennung Christi auf ein im Christenthum geborenes und erwachsenes Geschlecht ausübt, ist unbegreiflich ohne eine Gesammtschuld der Zeit, ohne einen Mangel der kirchlichen Bildung und Entwicklung. Und dieser Mangel ist auch unschwer nachzuweisen. Die Wissenschaft des Lebens Jesu ist von allen theologischen Disciplinen die jüngste, da sie ihrem Gegenstande nach die älteste sein sollte, und das hängt damit zusammen, daß die Kirche von altersher das Interesse an der Thatsache gegen das an der Lehre, am

Dogma, und das Interesse an der Menschheit Christi, kraft deren er doch erst unser ist, gegen das an seiner Gottheit einseitig zurückgesetzt hat. So hat sich schon im kirchlichen Alterthum ein christologisches Dogma ausgebildet, welches eine wahrhaft menschliche und geschichtliche Auffassung des Lebens Jesu unmöglich macht. Anstatt von der lebenvollen Anschauung der gotterfüllten Menschheit Jesu, ging dasselbe von dem mangelhaften und abstracten Begriff zweier disparaten, in Christo gleichsam zu addirenden Naturen aus und trug dadurch einen unheilbaren Dualismus in sein Personleben hinein; es setzte zugleich, indem es die Persönlichkeit lediglich auf die göttliche Seite, in die „göttliche Natur" verlegte, die in thesi anerkannte menschliche zu einem wesenlosen Accidens derselben, zu einer im Grunde nur scheinbaren, doketischen Menschheit herab. Daß eine vor der Menschwerdung bereits fertige gottheitliche Person, wie diese orthodoxe Christologie sie denkt, nicht nachträglich noch eine persönliche Entwicklung haben kann, wie sie das Wesentliche jeder menschlichen Lebensgeschichte ist; daß alles innere Werden, alles „Zunehmen an Weisheit und Gnade", alles Kämpfen und Siegen in Versuchungen, alles „durch Leiden Gehorsam-lernen und Vollendet-werden", wie die Schrift es von Christus aussagt, so zum puren Schein werden muß, oder mindestens, daß ein Nebeneinander von zweierlei Bewußtsein, einem göttlich-absoluten und einem menschlich beschränkten, und von zweierlei Willen, einem über alle Versuchung erhabenen und einem der Versuchung „in allen Stücken" zugänglichen, keine einheitliche, lebensfähige Person ergibt, das liegt auf der Hand. Dazu kam, daß eine analoge Betrachtung der h. Schrift, eine Inspirationslehre, welche die göttliche Seite derselben ebenso einseitig dogmatisirte und die menschliche verkannte, auch die Quellen der Geschichte Jesu für jede wahrhaft geschichtliche Betrachtung verschloß. Da nun auch die Theologie der Reformationszeit in beiderlei Beziehung keine Abhülfe schuf, so geschah es mit historischer Noth-

wendigkeit, daß der im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert durchbrechende historisch-kritische Sinn gegen den einseitigen Dogmatismus mit gleicher Einseitigkeit reagirte, mit den vom Zeitgeist an die Hand gegebenen deistischen oder pantheistischen Maßstäben sich auf die Geschichte Jesu warf, und in seiner gleichsam neuzuentdeckenden Menschlichkeit seine Göttlichkeit ebenso untergehen ließ, wie die Kirche in seiner dogmatisirten Göttlichkeit die Menschlichkeit hatte untergehen lassen. Die sozusagen klassischen Ausprägungen dieser gegen die kirchliche Christologie reagirenden modern-kritischen Behandlung des Lebens Jesu sind die Werke von Strauß und Renan, und wenn wir fragen, was ihren Verfassern die ihnen nicht abzustreitende wissenschaftliche Energie, und was diesen Schriften für Tausende den hinreißenden Zauber gibt, so ist es dies: sie meinen und scheinen eine wahrhaft menschliche und geschichtliche Darstellung des Lebens Jesu, mit Einem Wort die wahre Geschichte Jesu zu geben, wie die Kirche sie von ihren orthodoxen Voraussetzungen nicht geben kann. — Hier also ist der Punkt, auf welchem die Kirche auch von ihren Todfeinden zu lernen hat. Sie muß vollen Ernst machen mit der Menschheit Christi, mit der Geschichtsnatur seines Lebens, mit der Behandlung der Evangelien als historischer Quellen. Nur indem sie das thut, wird sie jene Angriffe auf ihr Fundament überwinden; aber indem sie sie so überwindet, wird eine Klarheit und Reinheit der Erkenntniß des Herrn, wie sie solche seit den Tagen der Apostel nicht mehr besessen hat, ihr Gewinn sein.

Es ist also gegen Strauß und Renan rund zuzugeben, daß Jesus als wahrer und völliger Mensch zu nehmen sei; daß seine Erscheinung und Lebensgeschichte unter die allgemeinen Gesetze alles Geschehens falle; daß die Quellen seiner Geschichte derselben Kritik unterliegen wie alle Geschichtsquellen. Wer dem entgegenriefe: Aber so wird ja die Gottheit Christi, die Uebernatürlichkeit seines Lebens, die Heiligkeit heiliger Schrift aufgegeben!, den könnten wir nur verstehen, wenn er zweifelte,

daß Gott in Christo wahrhaft Mensch geworden, daß das Ewige in der heiligen Geschichte und Schrift sich wahrhaft geschichtlich geoffenbart, wahrhaft literärisch beurkundet habe. Im Sinne Straußens wäre ein solcher Zweifel allerdings, denn ihm steht das Menschliche im principiellen Gegensatz zum Göttlichen, und das Geschichtliche und Urkundliche schließt ihm das Uebernatürliche, Wunderbare von vornherein aus; aber das ist eben der Standpunkt des Unglaubens, nicht der des Glaubens. Es ist aber auch nicht der Standpunkt der ächten Wissenschaft. Erwägen wir nur unbefangen die Idee des Menschlichen und des Geschichtlichen. Wenn Strauß in die Idee des Menschlichen die Sündhaftigkeit wesentlich einrechnet, so schließt er damit allerdings die Möglichkeit eines Gottmenschen aus, aber das heißt doch in die Idee des Menschlichen auch den Widerspruch gegen diese Idee mit einschließen, denn das ist die Sünde. Die Idee des Menschen ist seine Gottebenbildlichkeit, seine Anlage zur Gotteskindschaft und Gottgemeinschaft. Ist dem aber so, dann ergibt sich, daß in Dem, in welchem sich die Idee der Menschheit fehllos und vollkommen verwirklicht, auch die absolute Einigung des Menschlichen und Göttlichen eintritt; daß der Idealmensch, der urbildlich vollkommene Menschensohn auch das vollkommene Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der eingeborene Gottessohn sein wird, — nicht kraft einer Addition zweier disparaten Naturen, sondern einfach vermöge der Vollerfüllung der menschheitlichen Bestimmung. — Nicht anders liegt es mit der Idee der Geschichte. Wenn dieselbe nach Strauß das Wunder, das übernatürliche Eingreifen Gottes von vornherein ausschließen soll, so kommt das daher, daß Strauß nach seinem pantheistischen Immanenzstandpunkt die Geschichte als lediglich natürliche Entwicklung aus ursprünglich vorhandenen Anlagen und Kräften denkt. Aber wo in aller Welt vollzöge sich eine Entwicklung lediglich aus dem ursprünglichen Anlage- und Kräftekapital, ohne fortwährendes Eingreifen und Zuströmen des Lebensgrundes,

dem sie entstammt? Ist also Gott der Lebensgrund der Menschheit, und will er eine weltgeschichtliche Entwicklung derselben, so muß er mit seinem durch die schöpferisch gesetzte Anlage vermittelten Wirken noch ein unmittelbares verbinden, durch welches er fördernd und zurechthelfend in die freiheitliche und darum so vielfach irregehende Entwicklung eingreift; er muß die Weltgeschichte durchziehen mit schöpferischen Wundern, die derselben so wesentlich sind wie dem zur Pflanze und Frucht sich entfaltenden Keime Wasser und Licht. Solche schöpferischen Wunder sind vor allem die großen weltbewegenden Persönlichkeiten, die sich niemals aus dem vorhandenen Material der menschlichen Natur und Cultur allein ableiten lassen, sondern aus dem schöpferischen Urgrund der Weltgeschichte irgendwie unmittelbar hervorgehen, und wenn Jesus in deren Mitte als das eigentliche und unvergleichliche Wunder der Geschichte in einzigartiger Hoheit dasteht, so ist es doch nur der höchste, gipfelnde Vollzug dieses Wundergesetzes, der in seiner Sendung uns vor Augen tritt. — Aus demselben Verhältniß Gottes zur Welt ergibt sich dann auch die Denkbarkeit jener Wunderzeichen, mit denen nach biblischer Ueberlieferung Gott seine Offenbarungsträger und insonderheit seinen Eingebornen beglaubigt. Wenn Strauß dieselben von vornherein zum Beweis der Unglaubwürdigkeit der Evangelien macht, so ist das aprioristischer negativer Dogmatismus, keine historische Kritik. Eine unbefangene historische Kritik muß vielmehr aus der unleugbaren Fortdauer der Wundergaben in der apostolischen Kirche auf deren Glaubwürdigkeit in der evangelischen Geschichte zurückschließen, und überhaupt bewähren bei näherem Zusehen die Evangelien — was des Weiteren ausgeführt ward — ohne buchstäblich unfehlbar zu sein, durchaus die Natur treuer Urkunden aus dem mit Jesu zeitgenössischen Geschlecht.

Wenden wir uns nun an ebendiese Urkunden, — welch ein Christusbild geben sie uns? Allerdings nicht das, welches die

alten Concilien mit ihrer Zweinaturenlehre uns vorgezeichnet haben, sondern das, welches den eben entwickelten Forderungen des gläubig-wissenschaftlichen Gedankens entspricht. Sie zeichnen uns nicht das Bild eines incognito auf Erden wandelnden Gottes, eines von Ewigkeit innerlich fertigen und über alles irdische Werden erhabenen Wesens; auch nicht das Bild einer Doppelpersönlichkeit, welche den Widerspruch zweier Naturen fortwährend in sich auszugleichen hätte; sondern sie zeichnen uns ein durch und durch wahrhaft menschliches Leben und Wesen, — menschlich nicht blos im Hungern und Dürsten, Sichfreuen und Zagen, sondern vor allem im Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit von Gott, welche selbst in Gebet und Anbetung sich bezeugt, und in ernster ringender Hingebung des eigenen menschlichen Willens in den Willen Gottes. Nur in Einem Punkte hat das „Seinen Brüdern gleich in allen Stücken" eine Ausnahme, in seiner vollkommenen Freiheit von der Sünde, wie sie sich nicht sowohl aus einzelnen Selbstaussagen, als aus seiner ganzen unwillkürlichen Lebenshaltung, insonderheit aus seinem Sohnes- und Heilandsbewußtsein unwidersprechlich ergibt. Und auf diese Sündlosigkeit baut sich nun auf, was wir mit vollem Rechte seine Gottheit nennen, nicht als eine fremde Zuthat zu dieser Menschlichkeit oder gar als ein Widerspruch gegen dieselbe, sondern als deren Erfüllung, Krönung und Vorbedingung. Denn diese drei Momente befaßt nach dem Neuen Testamente die „Gottheit Christi" in sich: das Gotteinssein seines geschichtlichen Lebens, das Gottgleichsein seines erhöhten Daseins, und das Aus-Gott-sein seiner Geburt und ganzen Erscheinung. Sein geschichtliches Leben stellt vor Augen, wie es Gotte, der ja das Menschenherz als solches zu seiner Wohnstätte geschaffen hat, „wohlgefällt, seine ganze Fülle in ihm wohnen zu lassen", seine ganze Liebesoffenbarung in ihn hineinzulegen, so daß er sagen kann „Wer mich siehet, der siehet den Vater, und Ich und der Vater sind eins". Aber diese Gotteinheit Jesu ist — und das

wahrt ihre Menschlichkeit — in seinem Leben eine wachsende, zunehmend von dem Kindesgefühl des Zwölfjährigen zu dem Sohnesbewußtsein des Getauften und weiter zur Sohnesbewährung des bis zum Tode Gehorsamen. — In dieser seiner inneren Vollendung ist dann die Verklärung und Vergottung seines Lebens begründet, die in der Auferstehung anhebt; jene „Gottgleichheit", von welcher Paulus Phil. 2 redet und die doch auch nach ihm die menschliche Unterordnung unter den Vatergott nicht aufhebt, die Herrlichkeit eines gekrönten Hauptes der Menschheit, eines alle „lebendig-machenden Geistes" (1. Kor. 15, 45). — Endlich aber muß dieses gotteinig sich entfaltende und gottherrlich sich vollendende Leben auch seine entsprechende Wurzel in Gott haben, eine ursprüngliche und einzigartige Anlage, und darauf weisen die Präexistenzaussagen eines Paulus und Johannes und Jesu selbst. Nur darf, wenn nicht der unveräußerliche biblische Monotheismus vernichtet werden soll, der Präexistente nicht gedacht werden als eine neben dem Vatergott existirende zweite göttliche Persönlichkeit, sondern als die von Ewigkeit in Gott ruhende und von ihm ausgehende Idee und Potenz der geschichtlichen, gottmenschlichen Persönlichkeit, die in der Fülle der Zeiten geboren wird. Der präexistente Christus ist eben, wie Johannes sagt, das ewige Wort des in der Welt sich aussprechenden, sich selbst offenbarenden Gottes, das in Jesu Fleisch wird, oder mit Paulus zu reden, das Ebenbild seiner selbst, das Gott in sich hegt als Urbild der Menschheit, und das sich dann in Jesu, dem urbildlichen Menschen, dem geistlichen und himmlischen Adam verwirklicht. — Ist hienach dieses biblische Christusbild im Unterschiede von dem altkirchlichen durchaus denkbar, so ist dagegen undenkbar, daß es nicht geschichtlich, sondern von den ersten Jüngern erdacht und erdichtet wäre. Denn was als Eindruck in keines Menschen Herz gefallen wäre, wie hätte das in solcher Idealität und anschaulichen Lebenswahrheit als Ausdruck aus eines Menschen Herzen hervorgehen können? —

Das waren die Hauptgedanken, die ich — eingewickelt in ein Uebermaß kritischer und apologetischer Einzelandeutungen — in meinem nahezu zweistündigen Vortrag ausführte. Reicher Beifall folgte demselben, und in das Amen, mit dem ich schloß, stimmte die Versammlung volltönig ein. Gleichwohl war dieser augenblickliche Eindruck kein durchschlagender, konnte es auch nicht sein. Durchschlagend sind doch immer nur die Reden, welche aussprechen, was unbewußt in aller Herzen lebt: ich aber hatte etwas den mehreren Zuhörern Neues und Fremdes, eine befremdliche Correctur der Kirchenlehre versucht, und zwar, wie es dem noch selbst mit dem Problem Ringenden nicht anders möglich war, in Gedankengängen, denen die Wenigsten im Augenblick ganz nachzukommen vermochten. Dorner, obwohl einer anderen christologischen Theorie zugethan, begrüßte mich mit einem bewundernden „Welch eine Arbeit!" Wichern gab mir die Hand mit den Worten: Das habe ich immer gesagt, daß die Menschheit Christi vernachlässigt wird. Bei Anderen dagegen, welche nie das Bedürfniß einer christologischen Lehrcorrectur empfunden hatten, haftete vor allem meine Kritik der altkirchlichen Zweinaturenlehre und meine Ablehnung einer „persönlichen" Präexistenz; in beidem wurde ein Widerspruch gegen das Trinitätsdogma gefunden. Daher traten in der nachfolgenden nicht eben bedeutenden Debatte auch Andeutungen von Dissens hervor, und ich erklärte schließlich, daß es mir fernliege, den Kirchentag für meine individuelle Theologie haftbar zu machen. Andererseits war auch von irgendwelchem Versuch, meine Ansichten für unvereinbar mit dem Standpunkt des Kirchentags zu erklären, keine Rede.

Aber bald zog sich wider den ganzen Altenburger Kirchentag, wievielmehr gegen mich, ein Wetter zusammen. Den natürlichen Anlaß dazu gab vorab die Fassung des Themas, welche, wie schon oben bemerkt, der erregten kirchlichen Stimmung unverständlich und unsympathisch war: man hatte von dem Schaden

hören wollen, den die neuen Bearbeitungen des Lebens Jesu angerichtet, und nicht von einem aus ihnen zu ziehenden Gewinn. „Im Gegensatz gegen Männer, welche die Reichskleinodien der Kirche antasten, sagte im Sinne vieler ein politisch-conservatives Blatt, war ein klarer Ausdruck des Schmerzes und ein bestimmtes Zeugniß gerade auf dem Kirchentag geboten.“ Insbesondere hatten meine badischen Freunde auf eine moralische Unterstützung ihrer Beschwerde über Schenkel gerechnet, und ich hatte mich auch in der vorbereitenden Ausschußsitzung zu Altenburg für eine solche ausgesprochen. Sie wurde dennoch unterlassen oder wenigstens bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt,*) weil man sittliche Scheu trug, die Versammlung über ein Buch urtheilen zu lassen, welches schwerlich alle gelesen, und weil man jeden Schein meiden wollte, der Freiheit academischer Theologie zu nahe zu treten. Die Schenkel'sche Partei in Baden vergalt diese zarten Rücksichten auf ihre Weise. Sie verwerthete das Schweigen des Kirchentags sofort zu ihren Gunsten, als ein Zeugniß wider die, welche die Leugnung oder Vergleichgültigung der Auferstehungsthatsache mit der Vorsteherschaft eines Predigerseminars nicht vereinbar fanden; ja sie log in triumphirendem Tone dem Publikum vor, ich sei in meinem Vortrag principiell auf den Standpunkt Schenkels, ja Straußens und Renans übergetreten. Daß ich als Hofprediger in Karlsruhe mich zu derselben Theologie und Christologie bekannt hatte wie in Altenburg, machte diesen Edlen keine Schwierigkeit; galt es doch nur meine Freunde im Lande mittelst meines angeblichen Fahnenwechsels öffentlich zu verhöhnen. Erst als ich meinen Vortrag veröffentlicht hatte, wurden meine Freunde beruhigt und schrieben mir herzlich, daß meine Ausführungen, wenn sie sie auch nicht in allem unterschreiben wollten, sie in keiner Weise an mir irre machten. Für Fernerstehende veröffentlichte ich in badischen

*) Vgl. die siebente These des Altenburger Kirchentags.

Blättern eine scharfe Abfertigung jener Parteilüge, und gab bei eben dieser Gelegenheit die oben erwähnte Erklärung ab, daß ich die Verwahrung badischer Geistlichen gegen die Lehre ihres Seminardirectors vollständig berechtigt fände. Eine Erklärung, die mich mit dem Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung in eine kleine Controvers verwickelte, welche indeß in beiderseits achtungsvoller Weise verlief.*)

Aber das waren nur Vorspiele zu dem nun gegen meine ganze theologische Stellung losbrechenden Sturm. Derselbe kam gleichzeitig von links und rechts. Von linksher seitens eines hochachtbaren Gelehrten, der sich seinerzeit über meine christologische Abhandlung in den „Studien und Kritiken" sehr anerkennend geäußert hatte, nun aber wie es scheint unangenehm überrascht war, mich weit positiver zu finden als er gedacht, — des theologisirenden Leipziger Philosophen Hermann Weiße. In einem sechzehnspaltigen Aufsatz der Protestantischen Kirchenzeitung (1864 Nr. 52) ging er mit meinem Kirchentagsvortrag ins Gericht. Ganz einverstanden wollte er sein mit meinen allgemeinen Vordersätzen, mit der Nothwendigkeit einer rein-menschlichen und rein-geschichtlichen Betrachtung Christi, welche dennoch seine Einzigkeit und Gotteinheit nicht aufhebe, sondern erst feststelle. Auch daß diese Einzigkeit Jesu wesentlich auf seiner Sündlosigkeit beruhe und daß er das Wunder der Geschichte, das höchste Zeugniß unmittelbarer Einwirkung Gottes auf die Weltgeschichte sei, wollte er gelten lassen. Aber um so lebhafter protestirte er dagegen, daß ich jene Sündlosigkeit zur absoluten Ausnahme überspannt, daß ich in der Sendung Jesu eine wirkliche göttliche Umartung der Menschheit erblickt, und aus dem Wundercharakter dieser Gottesthat eine Glaubwürdigkeit auch der evangelischen Einzelwunder hergeleitet. Nur eine selbsterrungene Sündlosigkeit Jesu, nicht eine bereits in ursprünglicher

*) Prot. Kirchenzeitung von 1864 Nr. 46 u. 53, 1865 Nr. 9.

Anlage begründete wollte er zulassen; nur das Wunder der Sendung großer Persönlichkeiten, aber keine die natürliche Entwicklung der Dinge überflügelnde Gottesthat; auch nicht die Auferweckung Jesu. Und so wurde schließlich das ganze Erlösungswerk darauf heruntergedrückt, daß Jesus die Ueberwindung der Sünde, welche er selbst in sich fertig gebracht, auch andere lehre. Der Aufsatz wäre weiter nichts gewesen als das ziemlich harmlose Zeugniß eines speculativen Rationalismus, der wo er selber nicht weiter konnte, sich über das Zuweitgehen einer anderen Denkart beschwerte, — wäre er nicht mit einer Leidenschaftlichkeit abgefaßt gewesen, deren psychologischer Grund mir bei persönlicher Unbekanntschaft mit dem Verfasser verborgen blieb. Statt seine Kritik auf wissenschaftlichem Boden zu halten, mischte Dr. Weiße fortwährend die Verdächtigung ein, als sei ich aus Mangel an sittlichem Muth, aus falschen kirchlichen Rücksichten von meinen Prämissen aus, die er sehr naiv in seinem Sinne deutete, nicht so weitergeschritten, wie er es für richtig hielt. Das war nun das Letzte, was ich mir vorzuwerfen hatte; im Gegentheil hatte ein kundiger Freund gleich nach meinem Vortrag das Charakteristische desselben darin gefunden, daß derselbe nicht, wie die Vermittelungstheologie sonst es liebe, die Abweichung von der Kirchenlehre möglichst verhülle, sondern mit größter Offenherzigkeit laut heraussage. Ich habe mich gegen den Weiße'schen Angriff hernach im Vorwort meiner „Christologie des Neuen Testaments" wie ich glaube ausreichend vertheidigt; geschadet hat er mir nicht.

Ganz anders verhielt es sich darin mit den Angriffen, welche von rechtsher kamen: während sie wissenschaftlich genommen tief unter der Weiße'schen Kritik standen, waren sie als Schläge auf meinen theologischen und kirchlichen guten Namen um so wirksamer. Es war D. Hengstenberg, der in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" einen förmlichen Feldzug gegen mich anstrengte; — wie ich glaube, in der bewußten Absicht,

das ihm längst bedenklich gewordene Vertrauen, das ein junger Vermittelungstheologe zunehmend genoß, einfürallemal zu vernichten. Zuerst brachte er die Nachricht, es sei von dem Engeren Ausschuß des Kirchentags jede freie Discussion über meinen Vortrag abgeschnitten und nur bestellten Rednern das Wort gegeben worden. Es war daran absolut nichts, und ich ersuchte ihn brieflich, eine Angabe zurückzunehmen, deren Ungrund er sich von jedem der in Berlin wohnenden Ausschußmitglieder bezeugen lassen könne. Er weigerte sich dessen, ohne die Unwahrheit in Abrede stellen zu können; — das war in solchen Fällen sein Brauch. Bald brachten die Decembernummern seines Blattes eine längere anonyme Kritik meines Vortrags, die denselben in lauter grobe Widersprüche aufzulösen suchte, ohne auf das mich bewegende Problem, die Vereinbarkeit der herkömmlichen Christologie und Trinitätslehre mit einem menschlich-geschichtlichen Verständniß des Lebens Jesu irgendwie einzugehen. Der Verfasser dieser Kritik war mein College Wuttke: Hengstenberg hatte den ihm durch frühere Wohlthaten verpflichteten Mann, der seine dogmatische Richtung, aber sonst nicht seine moralische Praxis theilte, beredet, wider mich zu schreiben, unter der Zusicherung seinen Namen zu verschweigen. Das Geheimniß löste sich ohne mein Zuthun; mein Verleger meldete mir sofort aus Berlin, wer der Angreifer sei; aber auch Wuttke selbst, hinterher von seinem Gewissen bedrängt, gestand mir die Geschichte. Wuttke war ein wohlgeschulter, aber enger Geist, von ausgeprägter Unfähigkeit sich in fremde Denkweisen zu versetzen; es ist mir unvergeßlich, wie er einst einen öffentlichen Vortrag über Rousseau mit dem Ergebniß beschloß: Rousseau sei ein Beweis, daß das Maß der Berühmtheit und der Narrheit eines Menschen gleich groß sein könne. Anstatt sich die Grundanschauungen klar zu machen, mittelst deren ich für die Behandlung der Christologie und des Lebens Jesu einen neuen Weg eröffnen wollte, schob er ihnen einfach seine herkömmlichen

von mir abgelehnten Begriffe unter, und wunderte sich dann über das unbegreifliche Nest von Widersprüchen, in das sich mein Vortrag damit verwandelte. So deutete er meine Idee des Rein-menschlichen in die des Sündig-menschlichen um, und bewies damit die Absurdität meiner Christologie. Er faßte „Geschichte" und „Wunder" als Widerspruch, und bestritt von da aus meinen Satz, daß das Leben Jesu nach den Gesetzen aller Geschichte zu verstehen sei u. s. w. Als er mich bat, ihm etwaige Mißverständnisse anzugeben, die ihm begegnet, mußte ich ihm antworten: „Ich kann nicht sagen: Sie haben mich mißverstanden, denn der Mißverstehende findet einen anderen Sinn als der Redende gemeint hat, aber doch einen Sinn. Sie aber haben in meinem ganzen Vortrag Unsinn gefunden. Das kommt dabei heraus, wenn eine neue Anschauung mit eben den festausgeprägten Begriffen gemessen wird, aus deren erkannter Unzulänglichkeit und Schiefheit sie das Recht ihrer Entstehung nimmt." Aber mein Versuch, ihm den Grundgedanken meiner Anschauung klarzumachen, daß nämlich Gottheit und Menschheit keine einander fremden, sondern ineinandergreifende Größen seien, und ebendarum nicht in herkömmlicher Weise addirbar, blieb vergeblich.

Hengstenberg aber war mit dieser Leistung eines gehorsamen Schülers noch lange nicht befriedigt: hatte mich dieselbe auch nach ihres Urhebers Meinung wissenschaftlich vernichtet, so ging sie doch nicht mit mir persönlich ins Gericht, sondern ließ immerhin meine religiöse und christliche gute Meinung gelten. Es galt, den Glauben auch an diese zu vernichten, und dazu bot das Vorwort der „Evangelischen Kirchenzeitung" zum Jahre 1865 die beste Gelegenheit. Es war Hengstenbergs Brauch, in diesem Vorwort unter der Form einer erbaulichen Betrachtung eine Art Thronrede zu halten, welche seinen Gläubigen weit und breit die Urtheile an die Hand gab, welche sie über die in der Kirchengeschichte des verflossenen Jahres hervorgetretenen

Erscheinungen sich zu eigen machen sollten, und man sagte, es müsse in jedem solchen Vorwort ein mitlebender Theologe „abgeschlachtet werden, Gotte zu einem süßen Geruch“. So hatte Hengstenberg wenige Jahre zuvor seinen bisherigen Freund und Bundesgenossen Kahnis abgeschlachtet, als derselbe unerwartet in der Einleitung zu seiner Dogmatik hinsichtlich einiger bescheidenen Resultate neutestamentlicher Literärkritik der Wahrheit die Ehre gegeben, und das hierüber an ihm vollzogene Ketzergericht hatte in der That hingereicht, den sonst wohlangesehenen Mann für seine Freunde, die confessionellen Lutheraner, auf längere Zeit zu einem Gegenstande des Abscheus zu machen. Diesmal kam ich an die Reihe, in Einer Reihe mit Darwin, Schenkel und Strauß, im Verfolg einer längeren mit Seitenblicken auf die Gegenwart durchwobenen Betrachtung über die Weltgerichtsrede Jesu Matth. 24. Das Kirchentagsthema, wurde decretirt, sei in der Ordnung gewesen, aber mein Referat habe den Sinn desselben völlig verfehlt, den aus den gottlosen Zeiterscheinungen zu ziehenden Gewinn in eine Concession an die Feinde verwandelt, denselben die feste Burg der Gottheit Christi überliefert und an die Stelle des im Fleische erschienenen ewigen Wortes einen nach und nach zur Vergottung emporsteigenden Menschen gesetzt. Diese Ausführung sei der Bekenntnißgrundlage des Kirchentags gegenüber ein Rechts- und Treubruch gewesen; sie schlage den Bekenntnissen der Reformation, vor allem dem Artikel 1 der Augsburger Confession ins Angesicht; ich sei einer der dort bereits ausdrücklich verworfenen „Samosatener“. Wenn ich Recht hätte, dann müßte in der Christenheit das Weihnachtsfest abgeschafft werden; dann müßte im dankbaren Gedächtniß der Kirche an die Stelle des h. Athanasius Faustus Socin treten; denn ich sei nicht blos ein Samosatener, sondern auch ein Socinianer und überhaupt der „wiederaufgelebte Cerinth“. Zwar wolle ich noch eine Dreieinigkeit Gottes und eine Präexistenz Christi festhalten, welche beide von den Socinianern ge-

leugnet würden, aber das mache keinen Unterschied, das sei purer Schein. — Also die förmliche und feierliche Verketzerung, bei der es indeß auf ein Verständniß der alten Ketzernamen nicht ankam, wenn nur irgendwie ein Anschein von Aehnlichkeit vorlag; eine Verurtheilung auf mangelnde Orthodoxie ohne jede Unterscheidung von evangelischem Heilsglauben und veralteter Theologie, ohne jede Rücksicht auf das evangelische Grundrecht, die kirchliche Lehrüberlieferung nach der Schrift zu prüfen und zu verbessern; ohne jede Würdigung der Probleme, welche die geschichtliche Betrachtung des Lebens Jesu gegenüber der altkirchlichen Dogmatik einem denkenden und wahrheitliebenden Kinde des neunzehnten Jahrhunderts aufgibt! Diesen Problemen gegenüber war vielmehr für Hengstenberg charakteristisch der Rath, den er in ebenjenem Vorwort zur Unterdrückung des theologischen Gewissens gab: „Der Sohn Gottes, sagte er, hört zwar nicht an sich, aber für uns auf, zu sein was er ist, wenn er unter die gewöhnlichen Bedingungen menschlicher Entwicklung gestellt wird. Man wird besser thun, die neue Disciplin (des „Lebens Jesu"), deren Name schon eine Anmaßung ist, der Welt zu überlassen, die sie zuerst hervorgerufen, und zu der älteren Form der Erläuterungen zu den Evangelien zurückzukehren." — Bei alledem waren jene Verketzerungen das Gehässigste noch nicht, was jenes Vorwort wider mich auszuspielen hatte: das Gehässigste waren zwei Ausfälle, die in die exegetischen Erörterungen von Matth. 24 verwoben waren. „Die begeisterte Aufnahme, hieß es hier, welche in so weiten Kreisen so grundstürzende Bücher wie das Leben Jesu von Renan und theilweise auch von Strauß gefunden haben; der Director eines evangelischen Predigerseminars, der die Ferse wider Den erhebt, deß Brod er ißt; ein Kirchentag, der nicht die Energie hat, ein deutliches Zeugniß wider ihn abzulegen, und seine Feigheit mit dem Feigenblatte deckt, nicht alle Theilnehmer haben das Buch selber gelesen; dessen vom Ausschuß erwählter Sprecher,

die Beseitigung des Grundes aller unsrer Hoffnung, des einigen Trostes im Leben und im Sterben, des Pfeilers der Wahrheit, bei dessen Stürzen es besser wäre nicht geboren zu sein, der Lehre von der ewigen und wahrhaftigen Gottheit unseres Herrn, als dasjenige empfiehlt, was wir von den Feinden des Evangeliums zu lernen haben, — das alles ist ein Zeugniß, daß auch für uns ein jüngster Tag herannaht." — Wo möglich noch hämischer war folgende an die Worte Matth. 24, 26 angehängte Betrachtung. „Die großen Bedrängnisse und Versuchungen der letzten Zeiten machen gar viele irre an dem Christus, der bis dahin in der Kirche gewaltet und zu dem sie sich bekannt hat. Verführer, nicht selten mit glänzenden Gaben und großen Kräften ausgestattet, wissen diese Schwachheit zu benutzen. Sie schmücken einen neuen Christus aus, stellen ihn als denjenigen dar, von dem allein alle Rettung ausgehe, und laden ein, wie noch auf dem letzten Kirchentage geschehen, zu diesem neuen Christus und zu ihrer werthen Person, die diesen neuen Christus producirt hat. Christus aber ermahnt, daß man nicht zu ihnen „in die Wüste" gehe und „in die Kammern", in die obscuren Winkel, wo sie einen Anhang um sich zu sammeln suchen, sondern daß man ruhig festhalte an seiner verborgenen Herrlichkeit, wie sie sich bis dahin in seiner Kirche erwiesen hat, und warte auf die Offenbarung dieser Herrlichkeit, wie die Zukunft sie bringen werde. Die werde nicht in einem Winkel vorgehen, so daß man einem Professor nachgehen müßte in sein Auditorium oder wosonst er seinen neuen Christus verkündigt, sondern thatsächlich, herrlich und majestätisch." Und nach solchen scheinheiligen Bosheiten und Verleumdungen wagte es der Mann, seine Rede mit folgenden beiden Sprüchlein zu krönen: „Schenkel, Rothe, Kahnis, Beyschlag — In dieser letzten betrübten Zeit Verleih uns, Herr, Beständigkeit. . . . Wer Pech angreift, besudelt sich, spricht der weise Sirach, wir wollen daher ein reinigendes Bad

nehmen." Und nun folgte auf gut pharisäisch eine biblische Schlußbetrachtung.

Nicht lange danach erschien in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" ein „Schreiben eines Juristen", welches sich in sehr kräftigen Worten dem Protest der badischen Geistlichen gegen Schenkel anschloß; der abweisende Bescheid des Karlsruher Oberkirchenraths, sagte der Verfasser, habe ihn aufs tiefste empört. „Allein", fuhr er fort, „ein ähnliches Gefühl hat mich ergriffen, als ich in diesen Tagen las, wie der Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung sich über den Professor Beyschlag in Veranlassung von dessen Vortrag auf dem Kirchentag ausspricht. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich und bin fern davon, seine Auffassung der göttlichen Natur unseres Herrn nach deren Ursprung beizutreten. Allein einen gläubig-forschenden Theologen, wie Beyschlag in seinem viel Wahres und Köstliches umfassenden Vortrage sich darstellt, mit Strauß und Schenkel in Einen Topf zu werfen und von ihm zu scheiden mit den Worten ‚Wer Pech angreift, besudelt sich', das ist himmelschreiend! Rom ist nicht an Einem Tage gebaut worden. Mir graut vor einer Orthodoxie, die man wie einen Rock anzieht, die den aufrichtig Strebenden verachtet und schmäht. Die Brüder Levi und Simeon — ihre Schwerter sind mörderische Waffen; meine Seele komme nicht in ihren Rath, und meine Ehre sei nicht in ihrer Kirche, 1. Mos. 49, 5. 6." Das war die Stimme eines redlichen Orthodoxen. Sie war doch eine sehr vereinzelte. Wer die Tage Hengstenbergs nicht miterlebt hat, wundert sich vielleicht, daß ich bei seinen häßlichen Angriffen so lange verweile. Allein dieselben haben in mein Leben einen Schnitt gemacht, der niemals ganz verheilt ist. Hengstenberg mit seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" war in der preußischen Landeskirche und über dieselbe hinaus eine Macht, wie sie sich seitdem glücklicherweise nicht zum zweitenmal hat bilden können. Zielbewußter Austreiber des rationalistischen Dämons durch den Beelzebub einer fanatischen

Orthodoxie, und aller zweckdienlichen Mittel scrupellos kundig, hatte er sich in den trüben Zeiten Friedrich Wilhelms IV. zu einem fast päpstlichen Ansehen hinaufgearbeitet, so daß sein absprechendes Urtheil öffentlich und insgeheim wirksam war wie eine päpstliche Excommunikation. Ich sollte bald empfinden, daß ich im Banne war. Der Evangelische Verein in Berlin, dem ich den Vortrag über das Wunder gehalten, hatte mich dringend gebeten, im beginnenden Winter ihm wieder zu dienen, und ich hatte zugesagt: jetzt auf einmal, mit vielsagender Verschweigung aller Grundangabe, schrieb er mir ab. Als ich um dieselbe Zeit in Stettin den obenerwähnten Vortrag wider Straußens Anfechtung der Auferstehung Jesu hielt, bestellte der Consistorialrath Carus alle dortigen Candidaten zur selben Stunde in sein Haus, damit keiner den Ketzer von Altenburg höre. Beim Jahreswechsel nach dem Kirchentag verabschiedete mich der Minister v. Mühler aus der wissenschaftlichen Prüfungscommission, in welche Bethmann-Hollweg mich vor nicht langer Zeit ernannt hatte, und setzte Wuttke an meine Stelle, — die Hand Hengstenbergs war nicht zu verkennen. Empfindlicher als dieser ministerielle Dank für den unlängst bedingungslos abgelehnten Göttinger Ruf war mir, daß mit dem nächsten Semesteranfang meine Zuhörerzahl plötzlich auf weniger als die Hälfte herabsank; — das war nicht Mißtrauen der academischen Jugend, die nicht ketzerriecherisch ist; das waren die Warnungen, die daheim von den Vätern, und noch mehr von Pastoren und Consistorialräthen ausgingen. „Es ist kaum glaublich, schrieb mir in Bezug auf eine solche ein anhänglicher alter Zuhörer, wie man sich ein Urtheil — und zwar ein verdammendes — erlauben kann über Personen, die man nicht kennt, oder über Schriften, die man gar nicht gelesen hat, und das in Stellungen, welche den ausgesprochenen Worten für viele den Werth eines Orakels verleihen." In welcher Weise von dem Berliner Feuerherd aus die Fama über mich durchs Land lief, offenbarte mir einmal die treuherzige

Anfrage einer frommen Greisin, einer Gräfin von der Recke-Vollmarstein: ob es denn wahr sei, daß der köstliche Glaubensschatz, den mein Buch „Aus dem Leben eines Frühvollendeten" bezeuge, mir verloren gegangen und statt des hellen Scheines göttlicher Wahrheit Finsterniß in mich eingezogen sei; — mitten im erquickenden Lesen des Buches sei diese traurige Mittheilung ihr zugegangen. Ich antwortete, daß ich in eben dem Glauben, welchen jenes Buch bekenne, zu leben und zu sterben hoffte; jene traurigen Gerüchte rührten von Hengstenberg her, der mich um theologischer Meinungsverschiedenheiten willen verketzert habe; und nun erhielt ich den rührendsten Dank- und Entschuldigungsbrief. Aber nicht viele waren so ehrlich und liebreich, auch nur zu fragen, ob sie mir nicht Unrecht thäten; bei den Mehreren stand mein Verdammungsurtheil ohne das und für immer fest. Als ich vierzehn Jahre später an einem schönen Morgen durch die auf der Pertisau am Achensee weilende Fremdenschaar ging, saß dort der katholische Theologe Hergenröther, der nachmalige Cardinal, mit einem norddeutschen lutherischen Pastor zusammen, und da er meinen Namen hörte, kam er auf mich zu, stellte sich vor und knüpfte ein freundliches Gespräch mit mir an. Als er darauf seinen lutherischen Partner fragte, ob er mich nicht auch begrüßen wolle, erhielt er — er selber hat die Geschichte später veröffentlicht — die Antwort: „Nein, denn er hat den Herrn Jesum verrathen." Es gibt noch heute Leute, die auf Grund der Evangelischen Kirchenzeitung so von mir denken.

Nicht als hätte es mir in jenen schweren Zeiten an treuen und tröstenden Freunden gefehlt. „Wir, lieber Herr Professor, schrieb mir ein Candidat namens eines Kreises alter Zuhörer, halten an Ihnen fest, denn wir wissen, daß Sie uns keinen todten, sondern einen lebendigen Christus gepredigt haben." Auch das Vertrauen meiner Collegen hatte ich nicht eingebüßt. Julius Müller, obwohl er meine christologische Theorie nicht theilte, redete mir zu: das seien im Verhältniß zur Hauptsache, in der

wir einig seien, Nebenfragen; ich solle nur getrost sein und nicht zurückweichen. Sehr gerne hätten meine Gegner Tholuck in einen ausgesprochenen Gegensatz gegen mich treten sehen; er that ihnen den Gefallen nicht. Vielmehr er bekannte mir, daß er es bei der Auslegung des johanneischen Prologs auch einmal mit solchen Gedanken über die Präexistenz versucht habe; dann habe er sie wieder fallen lassen. „Ach, lieber Herr College, sagte er erläuternd ein andermal, wenn man die Räthsel des ersten Glaubensartikels fühlt und nicht lösen kann, dann lernt man auch die des zweiten tragen." Gegen Hengstenberg aber nahm er mich in Schutz und schrieb demselben, daß er mir Unrecht thue; und daß Wuttke sich dazu hergegeben, anonym gegen mich zu schreiben, war ihm so arg, daß er noch Jahre nachher an dessen Grabe in der Gedächtnißrede sagte, der Verstorbene habe einmal an einem Collegen ein schweres Unrecht begangen, habe es aber bereut. Mit vielsagender Vertrauensbezeigung kam mir der eben damals neu in unsere Provinz eintretende Generalsuperintendent D. Lehnerdt entgegen, ein ebenso wissenschaftlicher Mann wie ächter Christ, den wir leider nicht lange behalten sollten; er warb mich zum Predigen in Magdeburg und ich mußte in seinem Hause zu Gast sein. In aller Weise suchte Dorner mich zu trösten und zu stärken in der Bedrängniß, in welche ich auf seine unschuldige Veranlassung gerathen war. Wir müssen auch unser Martyrium haben, rief er mir einmal zu, und ein andermal: Sie sind nicht heterodoxer als Thomasius, — Thomasius, jener zeitlebens als orthodox verehrte Erlanger Theologe, der sich die Anerkennung des wahrhaft menschlichen Erdenlebens Jesu dadurch ermöglichte, daß er den ewigen Gottessohn bei seiner irdischen Geburt — seine Gottheit ablegen ließ. Auch in seiner „Geschichte der protestantischen Theologie" nahm er meine „so ernste Arbeit an dem christologischen Problem" gegen die Hengstenbergischen Verunglimpfungen in Schutz, und mein Entlassungsgesuch aus dem weiteren Ausschuß des Kirchentags, das ich ihm zuschickte

auf die Hengstenbergische Anklage, als habe ich die Bekenntnißgrundlage des Kirchentags verletzt, wies er durchaus zurück. — Am tröstlichsten war mir doch, daß der Rückgang meiner academischen Wirksamkeit sich als ein ganz vorübergehender erwies. Schon im folgenden Semester hob sich meine Zuhörerzahl wieder; binnen eines Jahres war ich wieder auf der alten Höhe, und wenn auch das Geschlecht der wirksam vor mir Gewarnten nicht ausstarb, so drückte mir dafür mancher scheidende Schüler, der gerade mittelst meiner freieren Anschauungen einen positiven Standpunkt zurückgewonnen hatte, desto dankbarer die Hand. Wie unter solchen Umständen Hr. v. Mühler im Frühling 1866 dazu kam, mir eine Versetzung nach Bonn anzutragen, ist mir unverständlich geblieben; vielleicht hatte er dem von gewisser Seite vorschnell verlautbarten Worte, mit meiner Wirksamkeit in Halle sei es vorbei, Glauben geschenkt, und meinte, daß ich im Rheinland, meiner alten Heimath, leichter wieder von vorn anfangen könne. So anziehend Bonn als meine alte Musenstadt und als Pfarrsitz meines liebsten Freundes mir gewesen wäre, es fiel mir nicht ein, eine Facultät von vierhundert Studenten mit einer von siebzig zu vertauschen, noch weniger, in einer Zeit der Anfechtung von meinem Posten zu weichen; ich lehnte dankend ab.

Nur im Stillen, in Briefen, gelangten auch positive Anerkennungen meines Altenburger Vortrags an mich. So von dem nachmaligen Tübinger Professor Weiß, damals Diakonus in seiner schwäbischen Heimath. „Ihre der Person des Herrn zugewandten Untersuchungen und Vorträge, schrieb er mir, haben bei einem großen Theil von uns Jüngeren lebhafte Theilnahme erweckt, und es hat uns insonderheit Ihr offenes, muthiges Bekenntniß auf dem Altenburger Kirchentage großen Trost und Ermunterung gebracht. Es ist auch meine tiefste Ueberzeugung, daß nur die Verkündigung des Neuen Testaments von einem wahrhaft menschlichen Gottessohne unser Geschlecht wieder er-

greifen kann; nur daß allerdings sein übernatürlich heiliges Wesen im Menschlichen nicht untergehen darf." — „Ich möchte Ihnen die Hand drücken, hieß es im Briefe eines norddeutschen Pfarrers, der selber am Kirchentage theilgenommen, daß Sie in Altenburg das Geleise der alten trostlosen Bequemlichkeit verließen und die Lücke in der protestantischen Christologie anerkannten. Neben den vielleicht zahllosen erschreckten Gesichtern, welche Sie angestarrt haben, schauen vielleicht nicht minder zahlreiche junge Theologen mit erwartungsvollen Blicken nach Halle, ob Gott es Ihnen geben möchte, dem tiefempfundenen Bedürfniß einer biblischen Christologie zu Hülfe zu kommen." — Ein ernster englischer Theologe bat mich um die Erlaubniß, meinen Kirchentagsvortrag für seine Landsleute zu übersetzen, und ein zweiter schrieb mir: „Es ist schwer, solche Gegner zu haben; aber ich freue mich, daß Sie im Stande sind ihnen Rede zu stehen. Sie arbeiten für etwas Größeres als die Hengstenbergische Schule, und alle, welche weiter sehen als Ihr Gegner, werden Ihnen dafür danken." — Wie diese Briefe zeigen, erwartete man allerseits, daß ich mich gegen Hengstenberg öffentlich vertheidigen werde, und mein Verleger, Ludwig Rauh, hatte mir sogleich, als die Angriffe begannen, seine Dienste ganz zur Verfügung gestellt. Ich fand mich aber auch darin mit meinen Freunden einig, der Evangelischen Kirchenzeitung nicht sofort eine wesentlich subjective und polemische Schrift entgegenzuwerfen, sondern den Streit auf das sachliche, positiv-theologische Feld zu verlegen. Ich beschloß als guter Protestant von den Berliner Papstsprüchen an die heilige Schrift zu appelliren und in einer „Christologie des Neuen Testaments" meine verketzerte Anschauung von der Person Christi als die ächt biblische zu erweisen. Das erforderte freilich etwas längere Zeit und angestrengte Arbeit; aber es gelang mir, das Buch in dreiviertel Jahren fertig zu stellen, und so konnte dasselbe mit dem Schluß des Jahres 1865 in die Oeffentlichkeit ausgehen.

Natürlich kann ich von demselben — meiner ersten größeren streng-theologischen Arbeit — hier nur ganz kurze Rechenschaft geben. Das erste Kapitel war dem Namen „Menschensohn" gewidmet, den ich mit Schleiermacher und Neander im Sinne des idealen, urbildlichen Menschen faßte, so daß ich in der eigensten Selbstbezeichnung Jesu von vornherein meinen christologischen Grundgedanken wiederfand. Die beiden nächsten Kapitel beschäftigten sich mit den übrigen Selbstzeugnissen Jesu, einmal nach den Synoptikern, dann nach Johannes. Daß Jesus sich ohne allen Vorbehalt zu seinem himmlischen Vater in ein Verhältniß ächtmenschlicher Abhängigkeit gestellt, bis in das aus einem gottheitlichen Bewußtsein schlechterdings unfaßliche Gebetsverhältniß und Gethsemane-gebet hinein; daß erst auf dieser ächt-menschlichen Basis sein eigenthümliches Selbstbewußtsein sich aufbaue, das Bewußtsein einer auf absolutem, fehllosem Gehorsam ruhenden Gottessohnschaft und Gottgemeinschaft, die ihn zum geschichtlichen Träger und ewigen Vollender des Reiches Gottes macht, das war nicht schwer zu erweisen, — nicht nur aus den Synoptikern, sondern auch, und noch viel reichlicher, aus dem Johannesevangelium. Allerdings, das letztere weist Höhenpunkte des Selbstbewußtseins Jesu auf, welche bei den Synoptikern nicht zum Ausdruck gelangt sind, Bezeugungen einer himmlischen Abkunft und Präexistenz. Aber wenn man nicht einen heillosen Widerspruch herausbringen will, nicht blos zwischen den drei ersten Evangelien und dem vierten, sondern auch des letzteren mit sich selbst, so können diese Momente des Selbstbewußtseins Jesu nicht als die Grundlagen desselben, als Erinnerungen an ein persönliches Vorleben in einer höheren Welt aufgefaßt werden, sondern nur eben als Höhenpunkte intuitiver Selbsterfassung, als im Kampf mit der Welt aufblitzende Rückschlüsse aus der Zeit in die Ewigkeit. — Die zweite Hälfte des Buches beschäftigte sich mit der Christologie der Apostel, d. h. des Petrus nach der Apostelgeschichte und dem ächten ersten Brief, weiter

der Apokalypse, des Johannes nach seinem ersten Briefe und dem Prolog seines Evangeliums, des Hebräerbriefes und endlich des Paulus, den ich als den lehrhaftesten und am meisten theologisirenden unter den Aposteln zuletzt stellte. Ich zeigte, wie die apostolischen Lehrweisen sämmtlich, weit entfernt die Person Christi vom Himmel herab, aus einer trinitarischen Gottesidee heraus zu construiren wie die Kirchenlehre, ausgehen von seiner menschlich-geschichtlichen Persönlichkeit; wie er ihnen allen der von „Gott" unterschiedene Mensch ist, den Gott zum Träger seiner vollkommenen Offenbarung erwählt hat, und der in wahrhaft menschlicher Entwickelung, in sittlichem Gehorsam emporgestiegen ist zu jener Herrlichkeit, in der er jetzt von seinen Gläubigen angebetet wird. Von einer Präexistenz ist auf der petrinischen Stufe der Lehrentwicklung überhaupt noch nicht die Rede, und als dieser Lehrgedanke nachmals hinzutritt, stülpt er die urapostolische, „anthropocentrische" Christologie keineswegs um, sondern datirt nur mit Hülfe eines schon vorchristlichen Theologumenons, das auf Jesum angewandt wird, der Idee einer wesenhaften Selbstoffenbarung Gottes („Weisheit", „Ebenbild", „Wort"), den Gott-abspiegelnden Menschen Jesus aus der Zeit in die Ewigkeit zurück, der er entstammt. Vollends der durchgebildetste Denker unter den Aposteln, Paulus, faßt alle Strahlen der Herrlichkeit Christi zusammen in die Idee des „anderen Adam", des himmlischen oder urbildlichen Menschen, welche ihm der Schlüssel ist zu den drei Ständen Christi, dem geschichtlichen, dem erhöhten und dem vorzeitlichen, und besiegelt so die Christologie, welche schon in dem Namen des Menschensohnes vor-angedeutet war. — Diesen biblisch-theologischen Ausführungen schickte ich ein Vorwort von drittehalb Bogen voraus, das eine eingehende Verantwortung meines Altenburger Vortrags enthielt. Ich nahm in demselben die Angriffe vor, welche Weiße, Wuttke und Hengstenberg auf mich gemacht, wies die wissenschaftlichen wie sittlichen Verstöße nach, welche denselben

— am stärksten bei Hengstenberg — zu Grunde lagen, und schloß mit einer dogmatischen Apologie meiner Stellung zur altkirchlichen Trinitätslehre, auf welche ich dem Mythus gegenüber, als habe ich in Altenburg einen antitrinitarischen Standpunkt vertreten, mich noch heute beziehen darf.

Begreiflicherweise trug, auch abgesehen von dieser Vorrede, das rasch entstandene Buch die Spuren seiner besonderen Veranlassung und hervorbringenden Stimmung. Die biblisch-theologische Erörterung ging stärker in die dogmatische über, als ich es später für richtig gehalten hätte, und manche exegetische Einzelbehauptung habe ich nachmals bei reiflicherer Erwägung zurückzunehmen gefunden. So habe ich später hinsichtlich der Selbstbezeichnung Jesu als „des Menschen Sohn" eine historischere, alttestamentlichere Fassung vorzuziehen gelernt, und den von Luther und noch von de Wette und Dorner gemachten Versuch, die berühmte christologische Stelle Phil. 2, 5—15 in die Grenzen des irdischen Lebens Jesu einzuschließen, habe ich aufgegeben. Was die Fassung der Präexistenz als einer „persönlichen" angeht, so habe ich nachmals eingesehen, daß man den biblischen Schriftstellern unsre moderne Unterscheidung von Idee und Person nicht aufdrängen, sondern zugeben müsse, daß sich ihrem realistischen und phantasievoll anschauenden Denken die Logosidee unwillkürlich personificirt habe; natürlich ohne daß hieraus für unser modernes Denken irgendwelche Verpflichtung folgte, das dogmatisirend nachzuthun. Aus diesen Ursachen habe ich das Buch, als es nach einigen Jahren vergriffen war, nicht wieder auflegen lassen, sondern die fernere Geltendmachung meiner christologischen Ansicht einer vollständigen Darstellung der Neutestamentlichen Theologie vorbehalten, wie ich sie schon damals in der Seele trug. Aber in allem Wesentlichen ist die „Christologie" der Ausdruck meiner theologischen Ueberzeugung bis heute geblieben. Das Buch hat die theologischen und kirchlichen Kreise zu seiner Zeit ziemlich lebhaft

bewegt; natürlich, daß an seiner Beurtheilung die verschiedenen Standpunkte sich bekundeten. Auch innerhalb der Vermittelungstheologie fand es keinen ungetheilten Beifall; vielen, die sonst gern die theologische Mittelstraße zogen, war meine christologische Reform viel zu kühn. Namentlich fand die Neue Evangelische Kirchenzeitung den Muth nicht, sich zu meinem Princip der Revision des Dogmas aus der Schriftlehre frei zu bekennen, während sie es auf der anderen Seite doch auch nicht bestreiten wollte; ihre gänzlich farb- und urtheilslose Berichterstattung über mein Buch ward mir zum Anlaß, mich von diesem bis dahin so lebhaft unterstützten Blatte mehr und mehr zurückzuziehen. Andererseits, widerlegt wurde meine Christologie auch nicht; zwei kleine Schriften der nachmaligen Rostocker Professoren Nösgen und Schultze, welche einen Anlauf nahmen, die biblischen Aussagen im Sinne der orthodoxen Lehre zu deuten, hatten ihre Stärke nicht in der wissenschaftlichen Beweisführung, sondern in dem Anschein, den sie sich gaben, das Heiligthum des Christenglaubens gegen ein Attentat vertheidigen zu müssen. In demselben Sinne nahm vor allem die Hengstenbergische Kirchenzeitung den bereits wider meinen Kirchentagsvortrag geführten Krieg wider meine Christologie von neuem auf, und dieser Krieg brachte abermals charakteristische Züge zum Vorschein. Nochmals wurde Wuttke mit einem anonymen Aufsatz wider mich vorgeschickt, um unter dem Titel „Die Vergottung des sündlosen Menschen" das Zerrbild, welches er von meiner christologischen Ansicht schon früher entworfen hatte, von neuem aufzustellen. Da er die Autorschaft nicht leugnete, so wies ich ihm zunächst brieflich nach, daß er in einer ganzen Reihe von Hauptpunkten mir Ansichten zugeschrieben, die ich ausdrücklich abgelehnt, ja von denen ich das ausdrückliche Gegentheil gesagt, und muthete ihm zu, diesen meinen Nachweis in der Evangelischen Kirchenzeitung, mit der ich persönlich nichts zu schaffen haben wolle, zum Abdruck zu bringen. Er sträubte sich nach Möglichkeit;

allein da er die Widersprüche nicht leugnen konnte und unser collegiales Verhältniß nicht völlig zerstören wollte, so ergab er sich in meine Forderung und veranlaßte Hengstenberg, meinen Protest gegen die gegebene Darstellung meiner Lehre in seinem Blatte abzudrucken.*) Hengstenberg begleitete die Veröffentlichung mit folgender gnädigen Fußnote. „Obgleich nach der Ueberzeugung des Herausgebers die Sache auf solche Weise nicht gebessert werden kann, so konnte ich mich doch nicht entschließen, Herrn D. Beyschlag das Wort zu versagen. Helfen kann hier nur gründliche und unbedingte Umkehr, und dazu wolle Gott Gnade geben." Vermuthlich um mir zu einer solchen Umkehr Lust zu machen, veröffentlichte er in den nächsten Nummern die Fortsetzung jener giftgetränkten „Briefe an einen jungen Theologen", in denen über meine theologischen Bemühungen jede erdenkliche Beschimpfung und Verhöhnung ausgeschüttet war, welche sich in gebildeter Sprache ausdrücken ließ. Verfasser war ein mir nicht unbekannter Geistlicher, ein wohlbegabter, nach allerlei theologischen Wandlungen bei der strictesten Orthodoxie angelangter Mann, dem der fanatische Haß der Vermittelungstheologie zum Reinertrag seines Lebens geworden war, — ich will seinen Namen lieber nicht nennen. Die hier entfaltete rabies theologica, welche die Hengstenbergische noch übertrumpfte, schloß jede Abwehr aus, aber es bedurfte derselben auch nicht, denn ich befand mich bei diesem Autodafe in guter Gesellschaft, — unmittelbar vor mir waren Rothe und Schleiermacher in effigie verbrannt.

Auf der andern Seite fehlte es mir auch nicht an ermuthigenden Anerkennungen meines Buches als eines — wie ausdrücklich gesagt wurde — theologischen Standard work. Mitten aus dem Lesen heraus hatte mir Generalsuperintendent Hoffmann geschrieben: „Ich habe Ihr Vorwort mit wahrem Genuß gelesen

*) Evangelische Kirchenzeitung 1866, Nr. 50.

und kann jedes Wort, das Sie über Ihren Vortrag und die Stellung des Kirchentages dazu sagen, mit Freuden unterschreiben. Ihre wissenschaftliche Arbeit selbst gehört mir zu den willkommensten Erscheinungen; sie wird sich auch Bahn brechen. Aber der Erste, welcher solche Fragen ernstlich anfaßt, muß in der Regel sich mit den Dornen befassen und sich die Hände blutig ritzen. Darum ist hernach der Pfad auch geöffnet, und nach kurzer Zeit wundert man sich, wie so heftiger Widerspruch sich hat erheben können, wo es so offenkundige Wahrheit galt." — Ich hatte mein Buch der Königsberger Facultät gewidmet zum Dank für die mir verliehene Doctorwürde. Das freundliche Dankschreiben, das ich erhielt, hatte begreiflicherweise vermieden, in die controversen Fragen urtheilend einzugehen, und war dennoch von einem Mitgliede der Facultät, einem ausgesprochenen Anhänger des Athanasianums, nicht mit unterzeichnet. Beides gab dem ehrwürdigen Dekan D. Sieffert Veranlassung, mir noch einen besonderen persönlichen Dankbrief zu schreiben, und in demselben sich desto rückhaltloser auszusprechen. „Nach meiner Anschauung von den gegenwärtigen Bedürfnissen der evangelischen Theologie", hieß es darin, „und nach meinem Urtheil über Ihre diesen Bedürfnissen entgegenkommende Leistung erscheint es mir wünschenswerth, Ihnen eine recht kräftige und fröhliche Zustimmung auszusprechen, einen recht herzlichen Dank zu sagen und Ihren guten Muth zu stärken gegenüber den Mißverständnissen und Verkennungen, welche Sie schon zu erfahren gehabt haben... Ich bin überzeugt, daß mit Ihrem Buche eine in der Entwicklung der Theologie vielleicht epochemachende That vollbracht ist. Wenn ich auch manches, worauf Sie in Ihrer Ausführung Werth legen, anders anschaue, so sind das nur untergeordnete Dinge im Vergleich mit der allgemeinen Intention, unsrer Dogmatik durch eine tüchtige Analysirung des Schriftinhalts von dem Joche loszuhelfen, durch welches sie in ihrer frischen und gesunden Entwicklung gehemmt wird, von dem unprotestantischen Joche

der Kirchentradition und der traditionellen Formulardogmatik, und zwar dies in voller freudiger Anerkennung der von dem Worte Gottes uns dargebotenen Glaubenssubstanz und der wesentlichen christlichen Heilslehre, die sie entwickelt. Das ist ein Werk, in welchem man sich mit gutem fröhlichem Gewissen unter die ächten Nachfolger der Reformatoren stellen kann, und ich sehe in Ihrer Christologie die erste zum vollen Durchbruch gekommene, gründliche Leistung, welche jener die kirchlichen Gewissen rechtmäßig befreienden Intention dient." — Unter den öffentlichen Beurtheilungen meines Buches verdankte ich die eingehendste und zugleich wohlwollendste dem Professor Friedrich Nitzsch, der dasselbe — wohl auf Anregen seines ehrwürdigen Vaters — in den „Jahrbüchern für deutsche Theologie" besprach. „Wie dem auch sei" — schloß hier eine ausführliche, von einzelnen Einwendungen begleitete Analyse meiner Arbeit — „dies Buch bleibt eine bedeutende Erscheinung. Tiefe Devotion gegen das Bibelwort, innige und lebendige Religiosität, Selbständigkeit der Forschung, Folgerichtigkeit der Auffassung, Vollständigkeit in der Erschöpfung des exegetischen Materials, im Verein mit einer gewandten und bei aller Präcision anschaulichen Darstellung sind die Eigenschaften, welche ihm ohne Zweifel Eingang verschaffen werden. Eine seiner hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten ist der nicht allein angedeutete, sondern durchgeführte Nachweis, daß das Neue Testament zwischen der bloßen ethischen Göttlichkeit einerseits und der metaphysischen Gottheit andererseits Mittelglieder kennt, wie das einer mystischen absoluten Einheit mit Gott und das einer potentiellen Absolutheit menschlicher Gottebenbildlichkeit, welche eine ethische Entwicklung nicht aus- sondern einschließt, aber doch keine ausschließlich ethische Qualität ist. Durch dergleichen feinere Unterscheidungen wird die christologische Frage dem Dilemma einer blos ethischen oder einer schrankenlos metaphysischen Gottheit enthoben." — Ich darf diesem fachtheologischen Zeugniß noch das zweier reich gebildeten

Laien anfügen, welche beide unsren theologischen Bewegungen mit ebensoviel Einsicht als Begeisterung folgten. „Ich habe nun endlich", schrieb mir vom Niederrhein der treffliche, unsrer Kirche allzufrüh entrissene Richard Zanders, „auf Ostern auch den letzten Abschnitt Ihrer Christologie gelesen. Während meines Lesens klang aus dem Nebenzimmer der herrliche Schlußchor der Bach'schen Passion, und was ich las, wurde selbst mir Musik. Was ich seit Jahren zerstreut gedacht und empfunden, was ich nach rechts und links als unveräußerliche Wahrheit des Christenthums bekannt hatte, fand ich hier organisch geordnet, zum wundervollen Dom erbaut. Ihr Buch ist für mich ein Ereigniß. Ich stimme mit Friedrich Nitzsch nicht nur darin überein, daß Ihre Exegese objectiv richtig und allein möglich ist, sondern finde auch den Beweis von Ihnen vortrefflich geführt, daß kein anderer Wissensquell Tieferes zu bieten hat als die heilige Schrift in der Unmittelbarkeit ihrer Inspiration." Zwei Jahre später richtete der Fürst von Solms-Lich, ein theologisch wohlorientirter und selbständig denkender Mann, Mitarbeiter der Gelzer'schen „Monatsblätter", an mich die briefliche Frage, ob denn die Anfechtungen meiner Christologie noch immer fortdauerten. Ihm sei das Buch von großem Werthe, indem es erschöpfend nachweise, was ihm und Unzähligen Bedürfniß sei. „Mit Recht haben Sie den Zwang abgeworfen, von zwei Naturen (in Christo) zu reden, indem dieser Begriff der „Einen Person" entweder vom Göttlichen etwas, oder vom Menschlichen alles wegnimmt."

Wenn ich heute mit der Ruhe und Reife des Alters auf jenen christologischen Streit zurückblicke, in den ich unversehens hineingerathen war, um ihn dann durchkämpfen und durchleiden zu müssen, so finde ich nichts Wesentliches zu bereuen oder zurückzunehmen. Gewiß habe ich die in unsrer Zeit noch vorhandene Macht der altkirchlichen Tradition unterschätzt, sowie die Fähigkeit der Zeit- und Kirchentags-Genossen, die Gedankengänge der neueren Theologie zu verstehen und zu würdigen

überschätzt, und insofern war mein Altenburger Vortrag ein praktisch-kirchlicher Mißgriff. Aber mein christologischer Gedankengang war dennoch unverfänglich und zeitgemäß. Was er versuchte, war im Grunde nichts weiter als die Vertauschung der altkirchlichen Methode das Problem des Gottmenschen zu lösen mit demjenigen Verfahren, welches das geistige Bedürfniß der Gegenwart erheischt. Während die Kirchenväter und alten Concilien versucht haben, den Gottmenschen vom Himmel herab zu construiren, aus der Gottesidee heraus, wie sie sich diese mit ihren Mitteln speculativ festgestellt hatten, ist es die für unsere Zeit und Bildung gebotene Verfahrungsweise, auszugehen vom Erfahrungsmäßigen, also von dem menschlich-geschichtlichen Leben Jesu, und an dieser mit festen Füßen auf der Erde stehenden, aber in den Himmel hineinragenden Gestalt aufwärts zu schauen, aus ihrer thatsächlichen, anschaubaren Gotteinheit die möglichen und nothwendigen Schlüsse auf ihre nachfolgende Herrlichkeit und ihren überzeitlichen Ursprung zu ziehen. Bleibt bei diesem Verfahren sein in den Himmel ragendes Haupt irgendwie ins Geheimniß gehüllt, so daß unsere Aussagen über das Wie? seines metaphysischen Verhältnisses zum Vatergott vielleicht nicht vollgenügend erscheinen, so ist dieser theologische Mangel doch gering gegen den offenbaren Defect der Kirchenlehre, welche mit ihrer Construction die Erde gar nicht erreicht, gar keine wirkliche Menschwerdung Gottes herausbringt. Die Hauptsache bleibt doch immer, daß unser Christus wirklich von der Erde in den Himmel ragt, daß er das thatsächliche lebendige Band zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit ist, und diese Hauptsache wird durch das empirische Verfahren ganz anders sichergestellt als durch das speculative. Bleibt an letzterem immer der Verdacht haften, daß es ein bloßes Gedankenbild construire, und ist dieser Verdacht um so dringender, als das so gewonnene Christusbild ein in sich widerspruchsvolles, für das Denken unmögliches ist, so erweist sich dasselbe bei dem andern Verfahren zu-

gleich als ohne Widerspruch denkbar und als geschichtlich wirklich. Ich brauche für den theologisch Orientirten kaum hinzuzusetzen, daß, was ich auf meinem eigenthümlichen, biblisch-theologischen Wege erzielte, wesentlich dasselbe war, was schon Schleiermacher, der große Reformator der Theologie vom christologischen Centrum aus, im Sinne gehabt, als er die Christusprädikate „göttliche und menschliche Natur" in die Aussagen „Urbildlich" und „Geschichtlich" übersetzte.

Was die bei meinem christologischen Versuche gemachten kirchlichen Erfahrungen anging, so begreift man, daß dieselben an meinem Inneren nicht ohne bleibende Spuren abgleiten konnten. Nicht daß ich mich durch die von Rechts her erfahrene maßlose Ungerechtigkeit und Mißhandlung weiter nach Links hätte drängen lassen: die Versuchung dazu hatte ich allerdings empfunden, aber ihr auch widerstanden; „es soll ihnen nicht gelingen, hatte ich an Dorner bei den schlimmsten Angriffen der Fanatiker der Rechtgläubigkeit geschrieben, mich nach Links hinüberzudrängen", und er hatte mir geantwortet: „Das ist ein gutes Wort." Aber ich hatte doch einer gewissen modernen Orthodoxie bei dieser Gelegenheit zu tief ins Herz geschaut, um mich über ihre vermeintliche Vorzugschristlichkeit je täuschen zu können, und war vor jeder Versuchung, mich ihr zuzubilden, für immer bewahrt. Für jetzt war ich nach der Herausgabe meiner Christologie froh, die Streitaxt begraben zu dürfen; ich lehnte weitere polemische Auseinandersetzungen, wie sie namentlich Weiße mit mir fortsetzen wollte, ausdrücklich ab und kehrte in die friedlichen Wege meiner Berufsarbeit und aus eignem Antriebe entspringenden Fortbildung zurück.

Fünftes Kapitel.

Zwischen den Kriegsjahren.

Das Leben mit seiner wechselvollen Mannigfaltigkeit sorgt dafür, daß kein peinlicher Eindruck allzu einseitig nachwirke. Schon das Jahr 1865, in welchem ich meine „Christologie" schrieb, hatte mir neue Eindrücke und Aufgaben gebracht, die mein Gemüth vom Banne des Altenburger Streites allmählich befreiten.

Gleich anfangs hatte es meinen väterlichen Freund Ullmann weggenommen, nach mehrjährigen schmerzhaften Leiden. Von seinem Sterbebette waren die Trauergeister seiner kirchenregimentlichen Vergangenheit gewichen, um allein den Engeln des Glaubens und der seligen Hoffnung Raum zu geben. Nur einmal, fast im letzten Augenblick, war das Leid um seine gescheiterte kirchliche Arbeit wieder aufgewacht; sein letztes Wort war: „So, nun ist mein irdisches Tagewerk zu Ende, — ich kann nicht sagen, mit Erfolg; Gott hat es anders gewollt." Die Aufgabe, sein Lebensbild für die von ihm begründeten „Theologischen Studien und Kritiken" zu zeichnen, fiel mir zu und beschäftigte mich nach Vollendung meines Buches bis ins folgende Jahr. Die Lebensskizze kam in ein Extraheft, das auch im Sonderabdruck erschien. So mußte ich noch einmal den leidigen badischen Kirchenstreit durchwandern; ich that es an der Hand einer eigenhändigen Denkschrift des Verewigten über seinen Antheil am Kirchenregi-

ment und legte meine Arbeit, ehe sie unter die Presse kam, den beiden sachkundigsten Freunden, Bähr und Hundeshagen, zur Prüfung vor. Sie sowohl, als die Angehörigen fanden sie wahrheitstreu und dankenswerth.

Eine weitere Aufgabe, die mich in Anspruch nahm, war die Mitarbeit an der von der Eisenacher Conferenz der deutsch-evangelischen Kirchenregierungen veranstalteten Revision des Lutherschen Bibeltextes. Das Absehen ging ursprünglich nur auf Herstellung eines einheitlichen Luthertextes, wobei die besten Lutherschen Lesarten bevorzugt werden sollten; erst Dorner hatte dazu noch die Berichtigung anerkannter Uebersetzungsfehler nach dem Grundtext ins Programm gebracht und so eine im engeren Sinne theologische Aufgabe geschaffen. Es war ein Vertrauensvotum in meiner angefochtensten Zeit, daß der Evangelische Oberkirchenrath mich — neben Riehm als Correferenten — mit dem Referat über die drei ersten Evangelien betraute; Nitzsch und Twesten hatten die johanneischen Schriften übernommen, das übrige Neue Testament war an die hannöverschen, sächsischen und württembergischen Vertrauensmänner vertheilt. Die Conferenzen fanden halbjährig während der Ferien in Halle statt, in den Francke'schen Stiftungen, deren Canstein'sche Bibelanstalt den neuen Text verlegen sollte. Sie begannen nach meinem Gefühle wenig hoffnungsvoll. Die streng-conservative Richtung hatte das Uebergewicht; vor allem vertrat sie der Director Dr. Kramer, welcher als Herr über die Waisenhausdruckerei und Bibelanstalt uns in der Hand hatte. Als wir an die unächte Stelle 1. Joh. 5, 7 kamen und dieselbe nach Luthers Vorgang streichen wollten, erklärte er scharf: dann werde unsre Arbeit durch die Francke'schen Stiftungen niemals veröffentlicht werden.*) An conservativer Versteifung kam ihm seltsamerweise niemand näher als der gründ-

*) Die Stelle ist schließlich doch gestrichen worden, da bei der letzten Lesung Kramer nicht mehr im Amte war.

liche Exeget Oberconsistorial-Rath D. Meyer aus Hannover, dessen stehende Wendung mir gegenüber war: „Ja, lieber Herr College, exegetisch haben Sie vollkommen Recht, aber wir sind nicht dazu da, Luther zu verbessern.“ Namentlich ehe Nitzsch da war, dessen Ansehen mäßigend ins Gewicht fiel, hatten wir Freier-Denkenden, d. h. wir Hallenser und die Württemberger, denen das Bibelwort denn doch über den Luthertext ging, einen schweren Stand. Es wurde sogar beantragt, nur solche Berichtigungen nach dem Grundtext zuzulassen, für welche die Conferenz sich einstimmig entscheiden werde. Hier erklärte ich, auf einen solchen Beschluß hin sofort mein Mandat niederzulegen, indem ich keine Lust hätte, eine von vornherein vergebliche Arbeit zu thun. Daraufhin ermäßigte man die Einstimmigkeit zu einer Zweidrittelmajorität, — auch noch schlimm genug, indem nicht selten unsere begründetsten Anträge nun mit 4 gegen 6 Stimmen abgelehnt wurden. Die Aenderung „Niemand kann seiner Lebenslänge eine Elle (Spanne) zusetzen“ anstatt „Niemand kann seiner (Leibes-)Länge eine Elle zusetzen“ war angenommen: aus Furcht vor Hengstenberg, der sich in seiner Zeitung dawider erklärte, nahm man den Beschluß per majora zurück. Bei alledem war der Privatverkehr der Conferenzmitglieder von wohlthuender Unbefangenheit und Freundlichkeit; die Spaziergänge, zu denen mich der Hannöversche Generalsuperintendent D. Niemann, ein geistvoller und verständiger Confessioneller, abzuholen liebte, gaben Gelegenheit zu anregendem Austausch; der württembergische Pfarrer Schröder, der dieser Bibelrevision von da an zwanzig Jahre seines Lebens opferte, war ein treuherzig liebenswürdiger Mensch; den alten Twesten kennen zu lernen war auch ein Gewinn, und vor allem wohlthuend war der Verkehr mit meinem lieben, trotz seiner nahezu achtzig Jahre noch immer geistteslebendigen Nitzsch.

In anderer Weise das Gemüth befreiend und den Gesichtskreis erweiternd wirkte eine Reise nach Wien, die ich als Mitver-

treter unserer Universität bei dem fünfhundertjährigen Jubiläum der dortigen Hochschule im Herbst 1865 zu machen hatte. Unser Senat hatte neben seinem Rector eigens ein Mitglied unserer Facultät gewählt, um den dortigen Autoritäten einen Fingerzeig zu geben, wie man in Deutschland über die Ausschließung der evangelisch-theologischen Facultät aus dem Wiener Universitätsverband denke. Als wir an der böhmischen Grenze uns auszuweisen hatten, trat ein frischer älterer Herr an uns heran, um sich als Mitabgeordneten vorzustellen: es war Karl Hase von Jena. Ich kannte ihn wohl literärisch, aber nicht von Angesicht: nun reisten wir zwei Tage ungestört mit einander und wurden unerachtet unserer ziemlich verschiedenen theologischen Denkart unbefangen mit einander vertraut. Wir besuchten mit einander die Wiener Sehenswürdigkeiten; dabei ergab sich mir mit dem geistreichen und liebenswürdigen Manne ein rückhaltloser Austausch über die theologischen Zeitfragen, den Altenburger Kirchentag, das Schenkel'sche „Charakterbild Jesu", und er bekannte mir offen, daß das letztere auch in seinen Augen ohne allen wissenschaftlichen Werth sei. Als wir einmal so gemüthlich durch die Straßen schlenderten, Arm in Arm, sagte er schalkhaft: Wenn Schenkel jetzt uns beide so mit einander sähe! Mit Hase zusammen machte ich zwei weitere theologische Bekanntschaften, die mir von Werth waren, die des jugendlichen Lipsius, der damals Mitglied der Wiener evangelischen Facultät war, und des Breslauer katholischen Professors Baltzer, des kirchlich gemaßregelten und außer Wirksamkeit gesetzten Güntherianers. Bei Lipsius genossen wir einen schönen geselligen Abend, und ich empfing schon damals von ihm den Eindruck eines an Geist und Charakter hervorragenden Theologen; nach langen Jahren sollte die Sache des Evangelischen Bundes uns einander näher führen. Hinsichtlich Baltzers gedenke ich zweier eindrucksvollen Momente, eines Abends im erleuchteten Prater, wo er Hase und mir bewegten Herzens die Geschichte seiner kirchlichen

Mißhandlung und staatlichen Preisgebung erzählte, und dann der Ansprache auf dem Schlußcommers des Universitätsfestes, in der er der schon ziemlich tumultuirenden Studentenschaft ans Herz legte, wie es keine höhere Frage für sie gebe als die nach der Wahrheit. — Das Universitätsjubiläum selbst machte mir, und nicht blos mir, sondern allen deutschen Theilnehmern einen traurigen Eindruck. Kein Mitglied des kaiserlichen Hauses nahm Theil an dieser halbtausendjährigen Feier der ersten Reichsuniversität. Die Hälfte der Wiener Professoren glänzte durch ihre Abwesenheit, — nach langen Zänkereien waren sie dem Fest aus dem Wege gegangen. Fast alle Aufmerksamkeiten und Vergünstigungen, welche man den Ehrengästen zugesagt hatte, blieben unerfüllt oder von dürftigster Ausführung. Die einzige Gastlichkeit, die man uns anbot, der Schlußcommers, wurde uns dadurch verleidet, daß die zügellose Studentenschaft bereits nach dreiviertel Stunden jede vernehmliche Ansprache unmöglich machte; angewidert zog sich eine Anzahl deutscher Professoren, zu denen auch ich gehörte, in ein nahes Kaffeehaus zurück. Das einzige Glänzende an dem ganzen Feste waren die Reden, in denen der geistreiche Rector, der Anatom Hyrtl, die Ehre Oesterreichs zu retten suchte, aber wie wenig sprach er aus Ueberzeugung! Während seine Hauptrede sich in der Weissagung einer glorreichen Zukunft Oesterreichs bis zur Vision verstieg, äußerte er sich im Privatverkehr durchaus pessimistisch. Als ich ihm die Frage entgegenhielt, ob denn nicht in Oesterreich durch Billigkeit gegen die verschiedenen Völkerschaften unter deutscher Culturhegemonie der innere Friede zu finden sei, antwortete er mir: „ja, wenn diese Völkerschaften, die Deutschen ausgenommen, nicht sämmtlich Halbbarbaren wären, die maßlos begehren und für das Ganze keinen Sinn haben!“ Es war die preußische Conflictszeit, und beim Abschiedsbesuch kam auch auf unsere inneren Wirren die Rede. „Ach, sagte Hyrtl, danken Sie Gott, daß Sie eine ehrliche und sparsame Regierung haben, — bei uns gibt's näch-

stens einen großen Krach." Es war drei Viertel Jahre vor Königgrätz.

So kam das Jahr 1866, welches für Deutschland so schwere Geschicke im Schooße trug. Es brachte vorweg auch mir, gleich in seinen Anfängen, eine herbe häusliche Heimsuchung, den Verlust eines Kindes. Der Sommer 1865 hatte uns noch ein Töchterchen geschenkt, das wir nach dem Namen meiner seligen Schwester „Auguste" tauften; nun hatten wir vier lebende Kinder, welche uns sämmtlich zur Freude gediehen. Aber unser besonderer Liebling war die kleine vierjährige Elisabeth, ein feines Kind von lieblicher Erscheinung und noch lieblicherem Wesen, voll Phantasie und Poesie, voll Liebe und Kindesseligkeit. Am Morgen weckte es mich mit einem Kuß, zum Gutenacht kam es an meinen Schreibtisch und umhalste mich mit seinen kleinen Armen, und wenn ich es gegen Abend an die Hand nahm und mit ihm einen Spaziergang machte, dann waren alle theologischen Kümmernisse vergessen. Besonders merkwürdig war an dem Kinde der frühe Zug zu dem Himmlischen, Ewigen, welches ihm doch nicht anders als seinen Geschwistern nahe gebracht ward; es lebte am liebsten im Himmel, mit den Engeln, mit dem Christkind. Mit einer Erwartung und Vorfreude ohne Gleichen war es dem Weihnachtsabend entgegengegangen, und der Glanz dieses Festes blieb ihm so nachhaltig im Gemüth, daß von da an kaum mehr ein tadelndes Wort an ihm Veranlassung fand. Als es ebendamals Ludwig Richters „Christenfreude in Lied und Bild" zu Gesicht bekam, war es ganz hingenommen; aber am meisten fesselten die Fünftehalbjährige zwei ernste Bilder, der müde Pilger, der seine brechenden Augen nach dem himmlischen Jerusalem richtet, und der Triumphirende, der von Engeln emporgetragen wird in die „hochgebaute Stadt". „Nicht wahr, sagte das Kind einmal bei Tische mit leuchtenden Augen, wenn wir sterben, dann haben wir's gut!" Im zweiten Monat des neuen Jahres kam der Todesengel in unser Haus, um es heim-

zuholen. Wir meinten, ein Scharlachfieber habe die liebe Kleine ergriffen, aber es war der damals neuumgehende furchtbare Gast, dem die ärztliche Kunst noch rathlos gegenüberstand, die Diphtheritis, die von einer Magd ins Haus getragen war. Auch unsere beiden älteren Kinder erkrankten daran, aber am schwersten lag die kleine Elisabeth danieder. Meine Augen waren gehalten bis an den dritten Tag; da sah ich, wie die Lebenskräfte sanken und der treue Arzt verhehlte mir nicht, daß keine Hoffnung mehr sei. „Du kommst jetzt in den Himmel, meine liebe süße Elisabeth", sagte ich zu dem mit dem Tode ringenden Kinde; noch stammelte es eine Erinnerung an jenes Bild des von Engeln Emporgetragenen, dann starb es in meinen Armen. Der Tod entstellte die lieben Züge nicht, nur älter, wie eine Siebenjährige ließ er die Entschlafene erscheinen. Wie sie so zwischen Blumen im kleinen Sarge lag, war sie so schön, daß wir noch im letzten Augenblick ein Lichtbild von ihr aufnehmen ließen.

Ich weiß nicht, ob es einen größeren reinen Schmerz gibt, als ein solches Kind zu verlieren. Ich hatte wenige Sonntage vorher über die Symeonsgeschichte gepredigt und das Wort ausgelegt „Und durch deine Seele wird ein Schwert gehen"; — niemand von uns, hatte ich gesagt, ist davor sicher, daß das dunkel vor uns liegende Jahr nicht dies Wort an ihm wahrmacht. Nun fühlte ich selbst ein Schwert durch meine Seele gehen. Wie oft, wenn ich im kommenden Frühling mein schönes Haus, meinen blühenden Garten ansah, kam mir der Gedanke: wie gern würdest du das alles mit der ärmsten Kammer vertauschen, wenn du nur dein liebes Kind darin wieder hättest. Und doch — mußte ich dann weiter denken — wenn Gott es dir in die Wahl stellte, es wieder zu nehmen oder es Ihm zu lassen, ich müßte doch sprechen: Vater, es ist ja so viel besser aufgehoben bei dir! — Als erst mein Schmerz stiller ward, entstand mir jenes Andenkensgedicht, das ich in meinem „Blüthenstrauß" mitgetheilt habe.

Noch seh ich dort dich auf der Schwelle stehn
Und auf den trauten Vater lächelnd warten,
Ob, ohne noch sein süßes Kind zu sehn,
Er in Gedanken käme durch den Garten.
Wie strahlten dann die klaren Aeuglein dir,
Die rothen Wangen dir von Lieb' und Güte,
Du meines schmucken Hauses schmuckste Zier,
Du meines blüh'nden Gartens schönste Blüthe!

Nun komm' ich heim, — wie öde steht mein Haus;
Kein Laut tönt mir entgegen warm und helle!
Mein süßes Kind — sie trugen dich hinaus
Im engen Schrein, ach, über diese Schwelle!
Verglommen war der lieben Augen Glanz;
Wie warst du bleich im weißen Schlummerkleide,
Geknickte Blüthe du im Blüthenkranz —
Und alle Vöglein sangen Leide, Leide. —

Ich weiß es wohl, ich finde dich nicht mehr,
Und kann doch dich zu suchen nicht verlernen.
Bald sinkt das Auge trüb und thränenschwer,
Bald hebt es sich empor zu jenen Fernen.
O wohl, du gehst nun droben ein und aus
Und spielst mit Engeln dort im schönern Garten;
Ich aber wende mich nach Haus, — nach Haus,
Und seh dich droben auf der Schwelle warten! —

Meine beiden älteren Kinder genasen, wenn auch langsam und unter längeren Nachwehen der tückischen Krankheit. Die Pfingsttage, an denen ich mit ihnen einen Ausflug in den Harz, ins Bodethal machte, waren die ersten fröhlichen Tage nach trüber Zeit. Auch weiterhin blieb unser häuslicher Himmel ein umwölkter. Marie verlor im folgenden Jahr ihren Vater, ihre geliebte Mutter hatte sie schon vordem scheiden sehen; beide Trauerfälle legten ihr die Sorge für hülflose Geschwister aufs Herz, und diese Sorge blieb von da an ihr Lebenstheil. Dazu kränkelte sie seit dem letzten Wochenbette, zwar nicht in bedenklicher, aber doch in mannigfach hemmender Weise; zwei empfohlene Badecuren in Pyrmont und unsere gewohnten Herbstreisen, welche

sich nunmehr aus rastlosen Wanderungen zu Erholungsaufenthalten in Gebirg und Wald umwandelten, thaten wohl gut, gaben ihr aber eine feste, unversehrte Gesundheit nicht zurück. Um so dankbarer gedenke ich der unermüdlichen Pflichttreue, mit der sie gleichwohl fortfuhr, ihre häuslichen Aufgaben in vollem Umfange zu erfüllen. Unser Hauswesen blieb nicht nur in guter Ordnung, es blieb auch die Stätte jener einfachen und gemüthlichen Geselligkeit, wie sie in unseren Kreisen überhaupt Sitte war. Selbstverständlich erstreckte sich dieselbe fortdauernd auch auf diejenigen Studenten, welche in irgend einer Weise uns näher traten; es war meiner lieben Frau ein Anliegen, daß diese Studentenabende regelmäßig stattfanden. Und nicht minder sorgte sie dafür, daß an unserem Tische der arme Freitischler nicht fehlte, auch dann und wann ein unbemittelter Student in unserem Hause freie Wohnung genoß, und so schrieb sie sich in ihrer Weise in das Gedächtniß Vieler ebenso zu Danke ein wie ich in der meinigen. Ein wohlthuendes Erlebniß inmitten jenes Trauerfrühlings war es für uns beide, daß die Universität mir ihre höchste Ehre erwies und mich für das Jahr 1866/67 zu ihrem Rector wählte. Es geschah das einestheils mit Rücksicht auf die Hengstenbergischen Verunglimpfungen, denen gegenüber nicht wenige Collegen mir eine öffentliche Ehrenerklärung zu geben wünschten, anderntheils im Hinblick auf die im Sommer 1867 bevorstehende Feier der fünfzigjährigen Vereinigung von Halle und Wittenberg, eine Feier, die einen theologischen Rector zu erfordern schien. Aber welch ein Jahr lag zwischen dem Tage meiner Wahl und jenem academischen Jubelfest, mit welchem ich mein Rectorat beschließen sollte!

Die deutsche Frage, im Jahre 1850 schmachvoll begraben, hatte im Grabe von Olmütz nicht ruhen können. In der Voraussicht, daß sie gelöst werden müsse und ohne Blut und Eisen nicht zu lösen sei, hatte König Wilhelm seine Heeresreform vorgenommen und war darüber mit seinen altliberalen Ministern,

sowie mit dem in seinen formalen Rechten gekränkten Landtag zerfallen. Auch die im dänischen Kriege gepflückten Lorbeeren hatten bei der undurchsichtigen Politik, die sie begleitete, den inneren Conflict nicht beschwichtigen können, und zugleich entwickelte sich aus der schleswig-holsteinischen Sache eine Spannung mit Oesterreich und den Mittelstaaten, welche sich zusehends zu einer gewaltsamen Lösung zuspitzte. Auf dem Frankfurter Fürstentag hatte Oesterreich mit seinen selbstsüchtigen Freunden den Trumpf einer Scheinreform des deutschen Bundes gegen das fast vereinsamte Preußen ausgespielt; ein Mehrheitsbeschluß der Bundesversammlung wurde zu Stande gebracht, der von Preußen demüthige Unterwerfung forderte; die Tage von Olmütz schienen wiedergekehrt. Aber die Zeiten Friedrich Wilhelms IV. waren vorbei, ein Mann von festem Charakter und unbedingtem Pflichtgefühl stand am Steuer des Staates, und neben ihm ein genialer Rathgeber, der zu großen Gesichtspunkten auch die Kunde der nöthigen Mittel und Wege besaß; dazu war in dem neugeformten Heere ein Schwert geschliffen, von dessen Schärfe die Feinde Preußens keine Vorstellung hatten. Als die Dinge sich zum Kriege anschickten, richtete unsre Universität eine Ergebenheitsadresse an den König, in welcher über den schwebenden inneren Conflict hinweg die Losung des Zusammenstehens von Fürst und Volk in der Stunde der Gefahr ausgegeben ward: wir wenigstens lebten der Ueberzeugung, daß es sich um die Abwehr einer großdeutschen Verschwörung handle, welche den Staat Friedrichs d. Gr. von seiner rechtmäßigen Höhe herabreißen wolle, um einen Kampf um Sein oder Nichtsein Preußens. Nach einigen militärischen Durchzügen war unser Saalethal von Truppen so entblößt, daß es einem entschlossenen Feinde leicht gewesen wäre, bis ins Herz der Provinz zu dringen; alle Abende erneuerte sich das Gerücht vom Vorrücken der Bayern, die man als rohe Miethsoldaten fürchtete; manche Familien vergruben ihr Silberzeug. Dann kamen aus schreckender Nähe die

Donner der Schlacht von Langensalza; die Capitulation der Hannöverschen Armee, die kühnen Griffe Vogel v. Falckensteins im Mainfeldzug spannten und erhoben die Gemüther. Aber erst in Böhmen entschieden sich die Geschicke. Sieben Schlachttage, darunter nur Ein unglücklicher, und zuletzt der Entscheidungstag von Königgrätz! Ein weltgeschichtlicher Tag wie der von Waterloo, an dem sich der königliche Vater und sein ritterlicher Sohn die Siegeshände reichten wie einst Wellington und Blücher; ein Tag, der die abendländische Welt durchzitterte bis in den Vatican, in welchem Cardinal Antonelli sein berühmtes Casca il mondo? über ihn ausrief. Fünf Tage nachher hatte ich meine Antrittsrede als Rector zu halten. Ich hatte ein zugleich theologisches und vaterländisches Thema gewählt: „Schleiermacher als politischer Charakter." Es lohnte sich, aus der überwältigend großen Gegenwart in die Tage der äußeren und inneren Bedrängniß vor und nach den Freiheitskriegen zurückzuschauen und einen der innerlich tapfersten Charaktere jener Tage dem jungen Geschlecht zum Vorbild aufzustellen.

Die Stimmungen nach Königgrätz waren doch sehr andere als später nach Sedan, ernster, demüthiger, in sich gekehrter. Man athmete auf im Gefühl einer großen und guten Entscheidung, aber ein Triumphgefühl waltete nicht. Es war immerhin ein deutscher Bürgerkrieg gewesen, über den man sich nur trösten konnte in dem Gedanken, daß es der letzte gewesen sei. Und die Ergebnisse, so gewaltig sie für Preußen waren, waren nicht einwandfrei. Daß die befreiten Elbherzogthümer Preußen als Siegeslohn zufielen, anstatt einen neuen chikanirenden Kleinstaat zu bilden; daß der erblichen kurhessischen Schmachwirthschaft ein Ende gemacht und durch Einverleibung des „Kurfürstenthums" die Tücke des Wiener Congresses, Preußen in zwei Bruchstücke zu spalten, gesühnt ward, dawider konnte kein Billigdenkender etwas haben. Fraglicher war es, mit welchem sittlichen Rechte andere deutsche Staaten ihren Anschluß an einen immerhin

formell rechtmäßigen Bundesbeschluß mit ihrer politischen Existenz büßen mußten, und warum gerade diese vernichtet werden durften, während Sachsen und Bayern, nicht minder schuldig, eine leichte Verzeihung erhielten. Endlich war mit dem Ausscheiden Oesterreichs zwar das Haupthinderniß einer politischen Existenz Deutschlands unter preußischer Führung weggeräumt und so das Hauptstück des alten Gagern'schen Programms von 1848 verwirklicht, aber es war vorerst doch nur halbe Arbeit gemacht. Edle und unveräußerliche Glieder deutscher Nation waren von der Einigung ausgeschlossen, — nicht nur die deutsch-österreichischen Stämme, sondern ganz Süddeutschland jenseits der Mainlinie, drei Staaten und die Hälfte eines vierten waren einer haltlosen, gefahrvollen Sonderexistenz überlassen. Der waffengewaltige „Norddeutsche Bund" aber, in welchem das führende Preußen allmächtig war, trug die Gefahr und Versuchung in sich, den deutschen Einigungsproceß in ein Großpreußenthum verkrüppeln zu lassen. Noch erschien vielen die Kaiseridee als ein Phantom. Als ich mich in jenen Tagen einem hochgestellten Manne gegenüber, der überdies ein geborener Süddeutscher war, gelegentlich zu derselben bekannte, bekam ich zur Antwort: „Hängen Sie auch an dieser romantischen Idee? Der König von Preußen muß König von Preußen bleiben und als solcher in Deutschland gebieten." „Meinen Sie denn, erwiderte ich, die Süddeutschen wollten Preußen zweiter Klasse werden? Einem deutschen Kaiser werden sie gerne folgen, dem Könige von Preußen als solchem nie." Mir wenigstens hatte meine Vaterstadt die Kaiseridee unauslöschlich eingeprägt.

Wenn etwas in der deutschen Krise von 1866 mir persönlich naheging, so war es das Schicksal dieser meiner Vaterstadt. Nicht als hätte ich auf ihre politische Selbständigkeit so großen Werth gelegt: dieselbe hatte ihre Licht- und Schattenseiten, von denen seit 1848, seit dem Aufkommen der städtischen Demokratie, die letzteren überwiegen mochten. Aber einen anderen Anschluß an

die preußische Monarchie mit einiger Achtung ihrer geschichtlichen Eigenart und politischen Schuldlosigkeit hätte ich ihr gewünscht. Die freie Stadt hatte, abgesehen von der Viertelsstimme, welche sie — nicht anders als Schaumburg-Lippe — zu dem verhängnißvollen Bundestagsbeschluß beigesteuert, nicht den geringsten Schritt der Feindseligkeit gegen Preußen gethan; friedlich hatte sie den heranrückenden preußischen Truppen ihre Thore geöffnet, und sie wurde mit einer Brutalität behandelt, als wäre sie von lauter persönlichen Feinden Preußens bewohnt. Während man in Hannover, in Dresden nicht human genug auftreten konnte, erhielt hier jeder Officier und jeder Soldat eine Anweisung zu übermüthigen Ansprüchen an seinen Quartiergeber; ja es ward eine Brandschatzung im großen Style geplant und der regierende Bürgermeister dadurch, daß er sich den terroristischen Zumuthungen nicht anders zu entziehen wußte, in den freiwilligen Tod getrieben. Welcher böse Geist damals im preußischen Hauptquartier zu solchen Ungeheuerlichkeiten gerathen hat, die nicht nur barbarisch, sondern auch, wenn man die Stadt behalten wollte, höchst unpolitisch waren, ist mir nie aufgeklärt worden. In die Stimmungen, welche diese Art von Annexion in Frankfurt erzeugen mußte, habe ich im Jahre 1868 hineingesehen, da ich von dort gebeten war, zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Gustav-Adolfs-Vereins die Festpredigt zu halten. Trotz der inzwischen erfolgten persönlichen Bemühungen des Königs, die Bürgerschaft zu versöhnen, — Bemühungen, die man auch anerkannte, — war alles noch in tiefer Niedergeschlagenheit und Verbitterung. Ich suchte ein wenig Balsam in die Wunde zu träufeln; ich knüpfte in meiner Predigt offen an die „Wittwentrauer" meiner Vaterstadt an, „die den Blick der Seele noch immer nicht abwenden könne von dem, was unwiderruflich dahin ist", und knüpfte hieran die apostolische Mahnung: „Die da leiden, die sollen ihre Seelen Gott befehlen, als dem treuen Schöpfer, in guten Werken". Alte Freunde dankten

mir bewegten Herzens. Am Abend war eine gesellige Nachfeier; man begrüßte den alten Landsmann in herzlicher Weise, aber der Schmerz und Zorn über das politische Erlebniß brach unwillkürlich hervor. Ich suchte auch hier ein gutes Wort zu reden, wie Heimathsgefühl und Vaterlandsliebe es mir eingab, das dann auch eine gute Statt fand: Frankfurt habe so viele Springquellen in sich, daß, wenn es dieselben nur steigen lasse, es auch innerhalb des preußischen Staates sich als eigenartiges Glied behaupten werde; die Unbilden aber, die es erfahren habe, möge es ansehen als zu den Wehen gehörig, unter denen das einige Deutschland geboren werden müsse. — Noch an einer anderen tief verwundeten Stelle habe ich damals zu stillen und zu verbinden gesucht. Seit einigen Jahren hatte ein Prinz von Solms, einer der Zöglinge meines seligen Bruders, mir sein Vertrauen geschenkt. Er hatte meine Lebensbeschreibung seines ehemaligen Lehrers gelesen und sich gefreut, denselben nun erst ganz kennen zu lernen; ein frommes Gemüth und dabei ein sinnender Geist, hatte er allerlei religiöse Fragen auf dem Herzen, über die sich ein Briefwechsel zwischen uns entspann. Nun nach dem Zusammensturz Hannovers, mit dessen Königsfamilie er verwandt und engverbunden war, schrieb er mir einen tieferregten, untröstlichen Herzenserguß, und verurtheilte das Geschehene als Versündigung gegen eines der zehn Gebote, mit dem Hinzufügen, seine Zukunft liege ihm in völligem Dunkel, aber er gedenke sein Schicksal nicht von dem der vertriebenen Königsfamilie zu trennen. Ich schrieb ihm zurück, er möge das Gericht Gotte überlassen, in dessen Weltordnung es liege, zuweilen altes Unrecht durch junges Unrecht zu strafen; Weltgeschichte und Weltgerichte gingen nicht nach privatrechtlichen Gesichtspunkten vor. Was aber ihn selbst angehe, so sei er, ein deutscher Prinz, sein Leben in erster Linie dem Vaterlande schuldig, nicht einem Legitimitätsprincip, das sich der Einigung und der Zukunft desselben in den Weg stelle. — Ob der liebe junge Herr es

hat fassen können, weiß ich nicht; ich habe nicht wieder von ihm gehört. —

Bei allem Siegesglanze war das Jahr 1866 auch sonst vielfach trüb und trauervoll. Der Kriegsfurie zog der andere Würgengel, die Seuche nach; die Cholera durchwanderte Deutschland und die rückkehrenden Truppen brachten sie aus Böhmen mit. Es wäre ein schöner Tag gewesen, an dem wir in Halle die heimkehrenden Sieger in städtisch-academischem Festzug auf dem Marktplatz empfingen, hätte nicht dieser Druck auf den Gemüthern gelegen. Die Seuche, von früherher in Halle wohlbekannt, ging bereits im Stillen um; nun aber durch die Einquartierung steigerte sie sich zu einer furchtbaren Höhe. Noch ist mir in Erinnerung, wie ergreifend in der Marktkirche in einer von Hermann Dryander veranstalteten Betstunde das tausendstimmige „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" aus den Herzen kam. Wer flüchten konnte, flüchtete; auch ich schickte Frau und Kinder in eine Sommerfrische nach Thüringen: ich selbst hatte als Rector auch während der Ferien auf meinem Posten auszuharren, aber es widerfuhr mir nichts. Andererseits hatte auch diese Heimsuchung ihren Segen, indem sie ein Antrieb zu gemeinnützigen guten Werken ward. Für die städtische Obrigkeit gab sie den entscheidenden Anstoß, endlich dem Mißstande abzuhelfen, daß die Einwohnerschaft unreines Saalewasser trinken mußte; die neue Wasserversorgung, welche wir der Energie unseres Oberbürgermeisters v. Voß verdankten, erwies sich in der That als eine forthinige Schutzwehr gegen den unheimlichen periodischen Gast. Für die kirchlichen Kreise aber ward Krieg und Seuche Veranlassung, die Anstalten freiwilliger Krankenpflege zu erweitern, und so gelang auch mir in jenem Jahre ein Unternehmen, welches mir als Mitvorsteher unseres Diakonissenhauses am Herzen lag. Die Unzulänglichkeit des in der Stadt gelegenen Anstaltsgebäudes hatte den Gedanken eines Anbaues auf die Tagesordnung gesetzt, aber ein solcher erschien mir bei der Be-

schränktheit und Feuchtigkeit des Grundstücks als ein Palliativ von zweifelhaftem Werth, und so drang ich darauf, das alte Gebäude zu veräußern und vor der Stadt auf weitem freiem Areal ein neues planmäßiges zu errichten. Dem stand freilich die Armuth der Anstalt im Wege, deren gesammter Besitz kaum ein Viertel der nöthigen Summe betrug, und unser Vorsitzender, mein Freund und College Jacobi, hielt das Gottvertrauen, mit dem ich mich darüber wegsetzen wollte, für ein ziemliches Stück Leichtsinn. Doch ließ er mir unter der Bedingung, daß ich die Vorstandsmitglieder nicht persönlich haftbar mache, freie Hand, und so gelang es mir, in meiner Nähe, in einer damals noch öden, heute zum vornehmen Stadttheil gewordenen Gegend vorm alten Kirchthor ein Areal von $4^1/_3$ Morgen zu erwerben, für den bescheidenen Preis von 7500 Thalern, den eine Provinzialcollecte uns deckte. Schwieriger war es, auf diesem Grund und Boden ein zweckentsprechendes Gebäude zu errichten, aber ich hatte einen guten alten Nachbar und Rathgeber in Bausachen, der vor Zeiten mein eignes Haus gebaut hatte, den Zimmermeister Kreye, und trug ihm unser Anliegen und unsre Mittellosigkeit vor. Der brave Mann antwortete: Ich baue Ihnen das Haus; so eine gute Sache verdirbt nicht. Und er baute es uns nach einem wohlüberlegten, den besten Mustern nachgebildeten Plan, mit überlegter Sparsamkeit, und doch mit der Wohlanständigkeit, die mir für ein Werk christlicher Barmherzigkeit geziemend erschien, für die unglaublich geringe Summe von 38000 Thlrn., und half uns zugleich, indem er unser altes Haus an Zahlungsstatt annahm, einen wesentlichen Theil dieser Baukosten decken. So wuchs während meines Rectoratsjahres der stattliche Bau in die Höhe, dreistöckig, mit zwei nach hinten sich ausdehnenden Flügeln und einem mittleren Ausbau, welcher im Erdgeschoß den Schwesternsaal, darüber die durch zwei Stockwerke hindurchreichende Kapelle enthielt; Schwesternräume und Krankensäle und für letztere die Männer- und die Frauenseite

getrennt, nach damaligen Maßstäben ein Mustergebäude. Um das Haus her ließ ich von meinem verständigen Hausgärtner mit bescheidenem und meist geschenktem Material einen schönen großen Garten anlegen, anscheinend auf undankbarem Erdreich, aber er gedieh fröhlich; die Bäume, welche meine Kinder damals pflanzten, sind inzwischen groß geworden und werden uns überleben. Nachdem im Jahre 1868 alles vollendet war, wagten wir auch anstatt des seither aus der Stadtgeistlichkeit nur geliehenen Seelsorgers einen eignen Hausgeistlichen zu berufen; eine Pfarrwohnung war im Hause vorgesehen. Allerdings gingen wir aus dieser ganzen Entwicklung mit einer nicht unbedeutenden Schuldenlast hervor, aber der sichtliche Aufschwung, den die Anstalt nahm, ließ dieselbe in wenigen Jahren überwinden, ja er gab zu weiteren Erwerbungen und Anstaltsbauten in der Folge Muth und Kraft.

Krieg und Seuche lagen glücklich hinter uns, als im Sommer 1867 unser Universitätsfest herankam. Wir hatten den Tag der Augsburger Confession, den 25. Juni gewählt; die zu feiernde Vereinigung des reformatorischen Wittenberg mit dem urprotestantischen Halle ergab natürlich einen wesentlich protestantischen Festcharakter. Aber wie wir Hallenser unseren statutarischen Protestantismus längst weitherzig und ohne Ausschließlichkeit handhabten, so wurde auch unsere Gedenkfeier dem entsprechend angelegt. Wir hatten alle Universitäten deutscher Zunge, aber auch nur diese geladen, und so wurde unser Jubiläum, getragen von dem frischen Gefühl der großen, aber noch unfertigen, hoffnungsvollen Wendung der vaterländischen Geschicke, zugleich ein ideales deutsche Fest. Noch lebten wir in den Zeiten der Einfachheit und Sparsamkeit, da man die geistigen Hülfsmittel überwiegen ließ über materiellen Prunk und Genuß; obwohl unserem Jubiläum nicht, wie dem Wiener, das Festmahl fehlen sollte, brauchten wir die uns bewilligten Drittehalbtausend Thaler nicht auf. Die geladenen Gäste fanden gastfreie Auf-

nahme in unseren Häusern; mit Festschriften und ähnlichem Beiwerk trieben wir keinen Luxus. Wir begannen mit einem academischen Gottesdienst, in welchem Tholuck predigte und Robert Franz den Gesangchor leitete. Hierauf große Empfangsfeierlichkeit in der Aula, bei der natürlich dem Rector die anstrengendste, aber auch dankbarste Aufgabe zufiel. Daß ich auf die zahlreichen Ansprachen und Darbringungen nicht blos des Cultusministers, des Oberkirchenraths, des Wittenberger Seminars, der Stadt Halle u. s. w., sondern auch der einzelnen Universitäten und zahlreicher höheren Lehranstalten jedesmal zu antworten, jedem etwas Verbindliches zu sagen und dabei auch ernstere, sachliche Gesichtspunkte herbeizuziehen wußte, erhielt die Versammlung nahezu drei Stunden hindurch in angenehmer Spannung, und der Schlußpunkt des academischen Redeturniers wurde auch sein Höhepunkt. Der letzte academische Begrüßungsredner war der einzige Gast aus Oesterreich, der katholische Kanonist D. v. Schulte aus Prag; in freimüthigen Worten überbrückte er im Namen der unzerreißbaren deutschen Geistesgemeinschaft die frischgeschaffene politische Kluft zwischen uns und Oesterreich, und ich ging auf dies große und zarte Thema ein, indem ich die erfolgte Verselbständigung beider Reiche zum gegenseitigen Besten zu deuten suchte, — das eine Reich der in sich geschlossene hervorbringende Herd des deutschen Geisteslebens, das andere dazu berufen, die Früchte desselben einer Gruppe von Völkern zu vermitteln, welche nur durch die deutsche Cultur zu erheben und zusammenzuhalten seien. — Als wir am Nachmittag uns wieder zusammenfanden, um an einer von der Stadt uns dargebotenen Saalefahrt theilzunehmen, lag von diesem Vormittagsactus her ein heller Glanz auf allen Gemüthern, und er vornehmlich ist es gewesen, der 27 Jahre später, als das zweihundertjährige Jubiläum von Halle zu feiern war, die Rectorwahl wiederum auf mich lenkte.

Am folgenden Morgen, als am Haupttage des Festes, ging's zunächst in feierlichem Zuge von der Universität nach der Markt-

kirche, die für die Festrede und die Ehrenpromotionen gewählt und hergerichtet war. Meine Festrede nahm nach kurzer Vergegenwärtigung der Umstände, welche zur Vereinigung der sterbenden Wittenberger Universität mit der wiedererstandenen Hallischen geführt, eine vergleichende Charakteristik beider zum Vorwurf. Wittenberg und Halle: die Stätten zweier großen, zu wechselseitiger Ergänzung und Durchdringung vorbestimmten Entwicklungsgänge des deutsch-protestantischen Geistes. Wittenberg der unvergleichliche Herd des religiösen Protestantismus, wie er in Luther sich heroisch ausprägt und in Melanchthon seinen freien Bund mit aller ächten Wissenschaft eingeht. Aber indem in der Noth und Schwäche der Zeiten dieser religiöse Protestantismus sich in ein orthodox-scholastisches System einkapselt, wird aus der Befreiung der Geister deren Bindung und Unterdrückung, bis im achtzehnten Jahrhundert die Ohnmacht und Altersschwäche der Orthodoxie gerade an Wittenberg offenbar wird. Und ebenhier tritt Halle ein, von vornherein die Trägerin der Kritik und Aufklärung, des subjectiven und weltlichen Protestantismus, der im achtzehnten Jahrhundert seine einseitige, glänzende Entfaltung in und außerhalb der Theologie vollzieht. Unseren Zeiten aber ist die Aufgabe geworden, beide Entwicklungen, die Wittenberger und die Hallische, geistig zu einigen, und dazu hat die Theologie des vereinigten Halle-Wittenberg einen Anfang gemacht. Die volle Lösung der Aufgabe kann erst mittelst einer großen deutschen Zukunftsphilosophie gelingen, welche uns zu einer neuen, Welterkenntniß und Gottesgewißheit einenden Weltanschauung verhilft, und die im Werden begriffene nationale Einigung ist uns ein Pfand, daß dem deutschen Geiste auch die Lösung dieser größeren Einigungsaufgabe werde beschieden sein. — Dem Festact folgte das Festmahl, und bei diesem glückte es mir, ein zündendes Wort zu sprechen, welches gewissermaßen zum Höhepunkt der ganzen Feier ward. Ich hatte als Rector den Königstoast auszubringen und griff in denselben noch ein-

mal in das hinein, was freudig und schmerzlich auf allen Herzen lag, in die frischen Erlebnisse des halb geeinigten, halb neuzerrissenen Vaterlandes. Ich wagte, auf das nothwendig Kommende, alle schmerzlichen Eindrücke Versöhnende hinzudeuten, auf Kaiser und Reich, und ließ meinen Spruch austönen in die prophetischen Worte des Kaiserherolds von 1813:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern lauernd wacht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an Einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Das hatte den begeisterten Beifall aller. Der Minister v. Mühler, der an meiner Seite saß und in diesen Festtagen, wie es mir schien, eine etwas bessere Meinung von mir gewann, bat sich von Berlin aus, „noch freudig erfüllt von den Eindrücken des gestrigen Tages" den Wortlaut meines Trinkspruchs aus, „mit der Berechtigung, weiteren Gebrauch davon zu machen."

Fast hätte zum Schluß ein mir ferner stehender Bruchtheil der Studentenschaft uns einen Flecken auf das Gedächtniß dieser schönen Tage gebracht. Ich hatte mit vieler Mühe die verschiedenen studentischen Corporationen, die wie üblich mit einander auf gespanntem Fuße standen, für das Fest anscheinend unter Einen Hut gebracht, indem ich ihnen vorstellte, wie übel es ihnen anstehe, angesichts des sich einigenden Vaterlandes sich von unseren Ehrengästen uneins finden zu lassen. Ein großer Commers, an dem auch die zahlreich erschienenen „alten Herren" theilnehmen sollten, war für den Abend des zweiten Tages geplant; er sollte in der „Weintraube" stattfinden, einem auf dem Wege nach Giebichenstein an der Saale liegenden öffentlichen Garten, bei gutem Wetter im Freien und bei schlechtem in den etwas engen Ge-

bäulichkeiten; ein gemeinsamer Präses für diesen Commers war von dem Studentenausschuß gewählt. Da verschwanden beim Schlußact des voraufgehenden Fackelzuges, den wir vor'm Rathhaus entgegennahmen, die Corps unversehens, um sich, des guten Wetters unerachtet, der Gebäulichkeiten in der Weintraube vorgreiflich zu bemächtigen und in denselben mit ihren alten Herren einen Sondercommers zu halten. Die übrige Studentenschaft aber fand, als sie nachkam, den vom Wirthe nicht hinreichend gesperrten Garten von unberechtigtem Publikum angefüllt und stand mit ihrem Präses vor der Unmöglichkeit, hier eine geordnete Festlichkeit zu eröffnen. Unter diesen Umständen hatten, als ich mit Collegen und Ehrengästen ankam, zwischen den unter Dach Befindlichen und den Draußen-stehenden bereits erbitterte Auseinandersetzungen begonnen, und die letzteren waren im Begriff, die ihnen vorweggenommenen und nun verweigerten Räume zu stürmen; eine blutige Scene drohte dem ganzen Feste ein schlimmes Ende zu bereiten. Mein Prorector Dr. Dernburg und ich sprangen inmitten des Getümmels auf Tische, um die Aufgeregten zur Besonnenheit zu mahnen; ich gab der Musik Befehl, aus dem Garten heraus nach der unweit am Saaleufer liegenden „Felsenburg" zu ziehen, und indem ich meine nächsten Freunde zusammennahm, brachte ich mit der glücklich gefundenen Losung: „Kommt, — wo wir sind, da ist die Universität!" die aufgeregte Studentenschaft zu einem geordneten Auszug. Es war schon Nacht, die Musik wies uns den Weg, und rasch waren in dem neuen Lokal die Reihen geordnet. Die Studenten schleppten ein Sopha heraus, auf dem ich — allerdings von den Anstrengungen dieser beiden Tage todmüde — mit einigen Ehrengästen Platz nehmen mußte, und so war auch diese letzte Klippe unsrer Feier glücklich umschifft. Die Corps büßten ihre Willkürlichkeit, zu der, wie man später erfuhr, einige ihrer alten Herren sie verführt hatten, durch eine mehrmonatliche Suspendirung. — Mancherlei freundliche Anerkennungen für die glückliche Leitung des

ganzen Festes wurden mir nachträglich zu Theil. So schenkte mir Constantin Tischendorf zum Andenken daran ein Exemplar seines Codex sinaiticus; meine Hallischen Collegen aber widmeten mir ein Album, welches ihrer aller Bildnisse enthielt. Daß unsre Regierung, welche dem Wiener Jubiläumsrector einen ihrer höchsten Orden geschickt hatte, den Rector von Halle-Wittenberg, der ein inländisches Interesse mit Ehren vertreten hatte, mit ihrer untersten Ordensstufe ablohnte, konnte meine Freude an dem wohlgelungenen Feste weder erhöhen noch schmälern.

Der academische Rector lernt das Studentenleben noch umfassender kennen als der einfache Professor oder junge Student, und so mögen einige offenen Worte über dasselbe hier Platz finden. Unsere deutsche academische Freiheit beruht auf dem Gedanken, daß die auserlesene, zu den wichtigsten und geistigsten Lebensaufgaben berufene Jugend der Nation, nachdem sie die längste Zeit in straffer Schulzucht gewesen, nun ihren Bildungsgang selbständig und selbstverantwortlich zu vollenden habe. Das ist ein idealer Gedanke, und wohl dem, der ihn versteht; er wird, indem er in dieser Luft der Freiheit sich seine Bildungswege selber bahnt und dabei seinen Wandel rein bewahrt, frühe zum Charakter erstarken. Aber auch hier heißt es: „Viele berufen, wenige auserwählt"; daß an unsrer academischen Freiheit ein großer Theil der zu ihr Berufenen Schaden nimmt, wenn nicht gar zu Grunde geht, ist keine Frage. Die nächste Versuchung ist die des Faullenzens, und „Müßiggang ist aller Laster Anfang". Eine Mitschuld hieran suche ich in dem preußischen Abiturientenexamen, wenigstens wie es theilweise gehandhabt wird: wenn der Primaner, anstatt zur Freiheit erzogen zu werden, in knechtischer Examensfurcht gedrillt wird; wenn anstatt eines bis zuletzt sich steigernden Interesses an neuen Bildungsstoffen die letzte Gymnasialzeit mit schließlich anekelnden Repetitionen ausgefüllt wird, dann ist es natürlich, daß der angehende Student die Hochschule nicht mit dem Verlangen nach

höherer Fortbildung betritt, sondern zunächst froh ist, die gelehrte Schererei los zu sein. Und dann stehen die Seelenfänger bereit, die ihre Netze auswerfen, um ihrer „Verbindung" zu Nutz und Ehren den Neuling um den Segen seiner Studienjahre, vielleicht auch um das unwiederbringliche Erbe einer unentweihten Jugend zu betrügen. Das sage ich nicht von dem studentischen Verbindungswesen als solchem, wohl aber von nicht wenigen Erscheinungen desselben. Die studentische Verbindung kann ihren Werth haben, und das verbindungslose Leben ist nicht das unbedingt empfehlenswerthere; der Vereinsamte verkümmert vielleicht, kommt in falsche Vertraulichkeit mit Hausleuten, die unter seiner Bildungsstufe stehen und geht möglicherweise eines ihm rathsamen Erziehungsmittels verlustig. Wer also das Geschick nicht hat, einen edlen freien Freundeskreis zu finden, oder nicht das Glück, in bildendem Familienleben Zutritt zu haben, den mag eine höhergerichtete Verbindung von der Vereinsamung erlösen, in seinen Bestrebungen und Sitten fördern und selbst als ernstgenommenes Spiel mit den Formen des corporativen Lebens ihm eine Schule werden. Aber der Gefahr, dies Spiel zu ernst zu nehmen, die Nebensache, die Verbindung zur Hauptsache zu machen und die Hauptsache, die ernste Arbeit und treue Pflichterfüllung darüber zurückzusetzen, entgehen nicht viele Verbindungsstudenten. Dazu kommt, daß auch bei den bestgedachten Verbindungen der Charakter und sittliche Werth sich mit dem steten Personenwechsel, dem Wechsel der tonangebenden Persönlichkeiten außerordentlich verändert, so daß es kein thörichteres Verfahren gibt, als wenn ein Vater seinen studierenden Sohn in eine Corporation schickt aus keinem anderen Grunde, als weil er sich vor dreißig Jahren in derselben wohlgefühlt und keinen Schaden genommen hat. Und nun sind doch die Verbindungen auch ihrer Anlage und Tendenz nach von außerordentlich verschiedener Qualität. Nach meinem Dafürhalten von um so geringerer, je mehr die traditionelle studentische Renom-

misterei darin gehegt und gepflegt wird. Es ist absurd, in einem Staate, in welchem jeder gesunde junge Mann zum Dienst der Waffen herangezogen wird, die studentische Mensur als besondere Muthprobe zu fordern, sich das Angesicht tättowiren zu lassen wie eine indianische Rothhaut, und diese lebenslange Entstellung noch als ein academisches Ehrenzeugniß zu betrachten. Es ist absurd, das gesellige Trinken aus einer freien Lust in ein commandirtes Saufen zu verwandeln, und es ist gewissenlos, die Geldmittel, welche treue Eltern sich vielleicht abdarben müssen, wievielmehr eine unwiederbringliche Gesundheit, Lebenskraft und Bildungszeit in leeren Renommistereien zu vergeuden. Daß da, wo diese Absurditäten und Gewissenlosigkeiten als die Privilegien des Studentenlebens, als dessen wesentlicher Inhalt und Reiz angesehen werden, jedenfalls der innere Mensch, wenn nicht auch der äußere, zu Grunde geht oder doch für immer geschädigt wird, daß aus einer solchen Schule academischer Freiheit nicht vorleuchtende Geister und vorbildliche Charaktere hervorgehen, sondern höchstens ein ödes Philisterthum und ein zugleich serviles und brutales Bureaukratenthum, ist nicht zu verwundern. Ich möchte nach diesen allgemeinen Urtheilen nicht schablonisiren, und weiß wohl, daß aus allen Formen des studentischen Verbindungswesens — sei's mit Hülfe oder trotz desselben — tüchtige Männer hervorgegangen sind; aber ich habe immer nur mit tiefem Bedauern die Empfehlungen vernehmen können, welche — vielleicht auf Grund sehr ausnahmsweiser Erfahrungen — mitunter von autoritativer Stelle gerade den sogenannten Corps gespendet worden sind. „Wenn alle unsre Studenten Corpsstudenten wären", hat mir einmal aus Anlaß einer solchen Empfehlung ein juristischer College gesagt, „dann könnten wir unsere Hörsäle einfach schließen." Ein wackerer Student der Theologie, Kind einer Officiersfamilie, hat mir einmal die Geschichte seines in einem Jenenser Corps verbrachten ersten Semesters erzählt, — sie hätte eine novellistische Bearbeitung

verdient, zur Abschreckung von Vätern und Söhnen. Der Unerfahrene und mit einem guten Wechsel Versehene war der berüchtigten Kunst des „Keilens“ zum Opfer gefallen. In wenigen Tagen war er mittelst der Ehre, „alten Häusern pumpen zu dürfen“, seinen ganzen Wechsel auf Nimmerwiedersehen los. In eine Vorlesung kam er das ganze Semester hindurch nie; die hohen Pflichten und Freuden der Kneipe ließen dazu keine Zeit. Von academischer Freiheit war für den Armen keine Rede mehr; die elende Knechtschaft eines absurden Systems hielt ihn gefangen. Hätte er nicht am Schluß des Semesters die Universität gewechselt, so wäre er ein verlorener Mensch gewesen.

Leider ist unsere Staatsverwaltung an dieser Art und Weise, seine academische Bildungszeit umzubringen, nicht ohne Mitschuld. Es hat eine lange Zeit gegeben, in welcher diese Art von Verbindungen die begünstigte, ja die einzig geduldete war, im Gegensatz zu der Burschenschaft, die man fürchtete. Die Burschenschaft, den Freiheitskriegen entstammend, war politisch angekränkelt, nicht lediglich durch eigene Schuld; aber sie hatte sittliches Pathos, idealen Schwung, und ihre Zöglinge haben sich durchschnittlich als Männer bewährt. Seit 1848 wurden beide Richtungen nebeneinander geduldet, und heutigen Tages haben beide sich im Großen und Ganzen überlebt. In den sechziger Jahren, aus denen ich erzähle, waren die Corps in Halle dem Auslöschen nahe; erst die Nachwehen des siebziger Krieges haben ihnen wieder ein wenig aufgeholfen, aber eine dominirende Stellung nehmen sie nicht mehr ein. Eine bunte Mannigfaltigkeit von Verbindungen steht zwischen landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Vorbildern in unbestimmter Mitte; ein großer Theil der Studierenden hält sich vom Verbindungswesen überhaupt fern und geht privatim seine guten oder bösen Wege; sodann aber ist den strenger-geschlossenen Verbindungen eine ganze Menge freierer Vereine an die Seite getreten, welche wissenschaftliche, künstlerische, gymnastische, oder

auch kirchliche Zwecke verfolgen, — eine gesunde Neuerung im Studentenleben, zumal wenn solche Vereinigungen, was in unseren Tagen besonders dringend erscheint, auf sittliche Zucht halten und räudige Schafe ausstoßen. Läßt dieser bunte Zustand immerhin manches zu wünschen übrig, so wäre doch von irgendwelchen Regierungsmaßregeln gegen den möglichen Mißbrauch der academischen Freiheit nichts zu erwarten; dieselben würden nur das Gute derselben treffen, das Schlimme aber nicht überwinden, sondern ins Versteck treiben. Man muß der im Zuge befindlichen Selbstreform des academischen Lebens vertrauen und nach Möglichkeit zu Hülfe kommen. Ein solches Zuhülfekommen wäre meines Erachtens eine Mehrung des neuerdings vereinzelt begonnenen Convictswesens. Convicte, nicht wie sie für römische Theologen bestehen und für evangelische, die gegen ihre eigne freie Wissenschaft bornirt werden sollen, angestrebt werden, — auch nicht blos Unterstützungsanstalten für Unbemittelte, sondern freie häusliche Genossenschaften mit liberaler Hausordnung; ein junger Gelehrter, ein von der betreffenden Facultät zu wählender und zu beaufsichtigender Repetent an der Spitze, eine Heimstätte gemeinsamen Lebens und Strebens. Mit wieviel besserer Zuversicht würden viele Väter ihre Söhne in ein solches academische Pensionat schicken als jetzt in die unberechenbaren Zufälligkeiten eines losledigen Lebens. — Diesen Anschauungen vom Studentenleben gemäß habe ich als Rector wie als Professor mein Verhalten zu demselben eingerichtet. In grundsätzlicher Achtung seiner Freiheit habe ich mir vor allem Unparteilichkeit und Zurückhaltung gegen dasselbe zur Regel gemacht. Einen positiven Antheil habe ich auf ergangene Wünsche solchen Verbindungen gewidmet, denen ein ideales Motiv zu Grunde lag. So habe ich als Rector dem Gesangverein Fridericiana zur Existenz verholfen und mich auch weiterhin desselben angenommen; ebenso habe ich den studentischen Gustav-Adolfs-Verein und nachmals die academische Ortsgruppe des Evangelischen Bundes begründen

helfen, und bin den beiden „theologischen Vereinen“ unsrer Universität als Ehrenmitglied beigetreten. Wo aber ein Anfänger über die Frage des Zutritts zu einer Verbindung meinen Rath begehrte, habe ich ihm gerathen, sich nicht zu übereilen, sondern vor allem einige eigne Beobachtung anzustellen, jeder Verbindung zu mißtrauen, welche um Beitritt werbe, und wenn ihm freier Freundesverkehr nicht zufalle oder genüge, diejenige Gesellschaft vorzuziehen, welche ihm die meiste geistige Anregung verheiße und den geringsten socialen Zwang anthue. —

So gerne man als Erwählter einer academischen Republik die fasces ergreift, so gerne legt man nach Jahresfrist den Purpurmantel der „Magnificenz“ seinem Nachfolger um die Schultern. Denn ein wissenschaftliches Fortarbeiten und Hervorbringen wird doch erst jetzt wieder möglich. Es war wiederum die Verpflichtung ein Programm zu schreiben, was mich in der auf mein Rectorat nächstfolgenden Zeit zu einer theologischen Abhandlung führte, einer Arbeit, die mir über die Grenzen eines Programms hinauswuchs und in ihrer Vollständigkeit 1868 als eigne kleine Schrift unter dem Titel „Die Paulinische Theodicee“ erschien. Das neunte Kapitel des Römerbriefs, aus welchem Augustin, Luther und Calvin die Lehre von der absoluten Prädestination, der ewigen göttlichen Vorbestimmung etlicher zum Heil und etlicher zum Verderben herausgelesen haben, während die meisten Neueren diesem Ergebniß nur — nach dem Vorbild der Arminianer — durch die künstlichsten Ein- und Umdeutungen zu entgehen wissen, hatte mir bei meiner betreffenden exegetischen Vorlesung ein anderes Antlitz gezeigt. Beachtet man, daß der Römerbrief kein dogmatisches Compendium, sondern ein zur Befriedigung bestimmter zeitgeschichtlicher Bedürfnisse geschriebener Brief ist, liest man daraufhin sein neuntes Kapitel ohne dogmatische Brille und nimmt es zusammen mit den Fingerzeigen des zehnten und elften, so wird man darauf geführt, daß der Apostel in diesem ganzen Abschnitt seines Briefes nicht

von ewigen göttlichen Rathschlüssen zu ewigem Heil und Verderben handelt, sondern von einem zeitgeschichtlichen Problem, das seine Leser ängstete, von dem Räthsel, warum doch das alttestamentlich auserwählte Volk, die Juden, in der neutestamentlichen Gegenwart und Erfüllungszeit als das von Gott übergangene und verworfene dastand, während die bis dahin von Gott sich selbst überlassenen Heiden anstatt der Kinder Israel ins Erbe der Verheißungen eintraten. Also kein vor der Welt und Zeit gefaßter Rathschluß determinirender göttlichen Willkür, sondern ein Räthsel innergeschichtlichen göttlichen Verfahrens, ein Räthsel göttlicher Weltregierung: das war meine Lösung der anscheinend unauflöslichen Schwierigkeiten von Römer IX, eine Lösung, welche meinem philologischen Collegen Zacher, als er sie in meinem Programm las, wie das Ei des Columbus erschien. Allerdings behandelt der Apostel dies Problem in jenem neunten Kapitel vorab unter einem Gesichtspunkt, der einen deterministischen Schein hat. Freilich, sagt er seinen Lesern, beruht das jetzige Ungläubig-bleiben der Juden und Gläubigwerden der Heiden auf einer göttlichen Fügung, denn das Gläubigwerden ist bedingt durch eine gnadenvolle Berufung, welche die Einen heranzieht und sich den Andern versagt. Gott regiert eben die Welt, auch hinsichtlich des Christ-werdens oder Nichtchrist-bleibens der Menschen und Völker: wie er schon im Alten Testament einen Isaak und Jakob zu Trägern seiner Verheißungen erwählt und einen Ismael und Esau übergangen, einen Mose zum Gefäß seiner Gnade und einen Pharao zu einem Gefäß seines Zornes ausgebildet hat, mit derselben königlichen Freiheit verfährt er auch heute, indem er die Heiden beruft und die Juden verstockt. Aber dies Betonen der göttlichen Weltregierungsgewalt schließt dem Apostel die Anerkennung einer menschlichen Selbstbestimmung und Selbstverantwortung nicht aus; wie könnte er sonst im neunten Kapitel von einem Zorn und einer Langmuth Gottes

gegen die Unempfänglichen reden, im zehnten die Schuld des jüdischen Unglaubens in der jüdischen Selbstgerechtigkeit aufzeigen und im elften die Möglichkeit eines Wiederabfalls der Glaubenden und einer Bekehrung der Verstockten predigen? — Hat er denn nun, wie so manche Neueren meinen, die göttliche Weltregierungsmacht und die menschliche Selbstbestimmungsfreiheit als zwei nicht zusammendenkbare Dinge nur äußerlich, widersprüchlich nebeneinander gestellt? Worte wie Röm. 11, 22. 23, Phil. 2, 12. 13 zeigen, daß er sie allerdings zusammengedacht hat, und sie sind auch zusammenzudenken — aus der christlichen Gottesidee, der Idee der ewigen weltregierenden Liebe. Denn Liebe ist nicht zwingend, sondern freilassend, — freilassend und doch erobernd, überwältigend; sie kann auch selbstsüchtig Widerstrebendes zuletzt überwinden. Und so offenbar denkt sich der Apostel Röm. XI die göttliche Weltregierung, daß sie bald die Einen, bald die Andern dem Unglauben überläßt und dabei doch zum Glauben erzieht; daß sie durch die Wechselwirkung des Glaubens und des Unglaubens ihr Gnadenreich bald hier, bald dort ausbreitet und so auf unendlichen Umwegen, wie eben das Regieren freigeschaffener Wesen sie erfordert, zuletzt alle gewinnt. Demnach ist nicht partikuläre Prädestination, sondern universale Begnadigung, die „Wiederbringung aller" des Apostels letztes, mit feiernder Bewunderung Gottes ausgesprochenes Wort (Röm. 11, 32 f.). — Die so entwickelte „Paulinische Theodicee" fand den Beifall verständiger, in die exegetisch-dogmatische Tradition nicht einbefangener Männer wie Palmer in Tübingen und Pressensé in Paris, der sie ins Französische übersetzte. Mein greiser Freund Bähr, dem ich mit der Widmung der kleinen Schrift eine Freude machte, schrieb mir darüber: „Ihre Theodicee ist mit Geist und Scharfsinn geschrieben; ich habe sie mit großem Interesse gelesen und wüßte eigentlich nichts, worin ich mit Ihnen nicht einverstanden wäre. Ich glaube auch nicht, daß Sie vielen Widerspruch erfahren werden, — etwa nur von

denen, welche die Wiederbringung aller Dinge für eine Ketzerei halten." Die moderne theologische Schule, welche viel geschäftiger ist, Widersprüche zwischen der heiligen Schrift und unserem Denken aufzutreiben als zu lösen, hat für mein Schriftchen kein Interesse gehabt, was indeß nicht gehindert hat, daß dasselbe nach einigen Jahren vergriffen war und auf fortgehende Nachfrage 1895 noch einmal aufgelegt werden mußte.

Stärker als von christlichen Erkenntnißfragen wurden die kirchlichen Kreise Norddeutschlands zur Zeit von praktischen Rechts- und Kirchenordnungsfragen bewegt, und auch an deren Verhandlung habe ich Theil genommen. Durch die politischen Veränderungen des Jahres 1866 war in Preußen eine landeskirchliche Frage entstanden, deren hochherzige Lösung auch zu einer kirchlichen nationalen Einigung, zu einer deutsch-evangelischen Nationalkirche hätte führen können. Die von der preußischen Krone neu erworbenen Provinzen waren weit überwiegend evangelisch, neben einigen unirten und reformirten Bestandtheilen vorherrschend lutherischen Bekenntnisses, und niemand erwartete es anders, als daß sie unter Wahrung ihres Bekenntnißstandes und ihrer Kirchenordnung in einen organischen Zusammenhang mit der altpreußischen Landeskirche gesetzt werden würden. Aber während der Evangelische Oberkirchenrath die Bedingungen eines solches Zusammenschlusses berieth, ward ein Anschlag ausgebrütet, von diesen neuen Provinzen aus den kirchlichen Rechtsbestand der alten aus den Angeln zu heben. Unter der Ueberschrift „Die lutherische Kirche und die Union" entwickelte D. Hengstenberg im December 1866 seiner Kirchenzeitung den Vorschlag, auf den Trümmern der landeskirchlichen Union eine einheitliche lutherische Kirche der alten und der neuen Provinzen herzustellen. Kräftiges religiöse Leben, trug er vor, sei wesentlich nur in den confessionell lutherischen Kreisen zu finden; die Union sei der Herd der kirchlichen Schlaffheit, und so könne z. B. eine Verbindung der hannöverschen lutherischen Kirche mit

der unirten preußischen nur schädliche Folgen haben. Man solle die altpreußische Landeskirche in ihre drei confessionellen Bestandtheile auflösen, die Reformirten und Unirten, welch letztere in Altpreußen ja nur in den Gustav-Adolfs-Gemeinden zu finden seien, ihrer Wege gehen lassen, und eine große lutherische Landeskirche herstellen, mit einem aus entschiedenen Charakteren zusammengesetzten und auf die lutherischen Bekenntnißschriften verpflichteten Kirchenregiment. Zu dieser lutherischen Kirche sollten alle Gemeinden lutherischer Abkunft gerechnet werden, und ja nicht gefragt, ob sie etwa bei der Union verbleiben wollten; denn — sagte Herr Hengstenberg wörtlich — eine solche Freiheit würde „nur eine die Fundamente des preußischen Staates wankend machende lüderliche Wirthschaft" sein. Also einfach durch Cabinetsordre sollte die Union als landeskirchliches Band, mit ihr die gesetzliche Abendmahlsgemeinschaft der Lutheraner und Reformirten und die durch die Union gewährleistete Gewissensfreiheit in den alten Streitpunkten, aufgehoben werden! Unglaubliche Rathschläge, welche den ganzen Frevelmuth des kühl-berechnenden Fanatikers an den Tag legten. Sie hätten bei ihrer frivolen Verachtung des landeskirchlichen Rechtsbestandes doch kaum eine Gegenwehr erfordert, wenn sie nicht durch die Vermittelung des Kreuzzeitungsredacteurs Wagener den mächtigsten Mann in Preußen für sich eingenommen hätten. Wenn meine Berliner Freunde mich richtig berichteten, so war es kein Geringerer als Graf Bismarck, der — ohne Einsicht und Rücksicht für evangelisch-kirchliche Dinge — sich überreden ließ, das lutherische Bekenntniß werde ein gutes politische Band zwischen alten und neuen Provinzen sein und die Union dürfe einem solchen politischen Vortheil wohl zum Opfer gebracht werden. Was die Lage noch mehr erschwerte, war das Auftreten eines zweiten Rathgebers, welcher von liberaleren Gesinnungen aus doch mit Hengstenberg ein gutes Stück Weges zusammenging, des ebenfalls mit Bismarck in Beziehungen stehenden

Missionsinspectors Fabri in Barmen. Fabri, ein aus dem bairischen Lutherthum hervorgegangener Mann, begabt und nicht engherzig, aber ein Einspänner und Projectenmacher, trat ebendamals mit einer Flugschrift hervor „Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland", welche zu Gunsten des Nebelbildes einer deutsch-evangelischen Nationalkirche vorweg die Auflösung der preußischen Landeskirche in autonome Provinzialkirchen und die Aufopferung des landeskirchlichen Unionsprincips empfahl. Diesen Erscheinungen gegenüber fühlte ich mich gedrungen, gleichfalls zur Feder zu greifen und unter dem Titel „Die neuen evangelischen Landestheile und die Union" „auch ein Votum über die Gestaltung der Landeskirche" abzugeben.*)

Es war eine frische, scharfe Kritik der beiden Rathgeber vom Standpunkt des positiven kirchlichen Rechtsbestandes aus; ich betonte von vornherein, daß dieser, den beide in bedenklicher Weise gering achteten, mir der unveräußerliche Ausgangspunkt aller Lösungsversuche sei. Dabei fand ich mich mit Hengstenberg möglichst kurz ab. „Der kirchenpolitische Standpunkt des Hengstenbergischen Votums, sagte ich, ist entschieden territorialistisch. Nicht als ob D. Hengstenberg unter anderen Umständen diesen Standpunkt nicht sehr gut zu kritisiren verstehen würde; aber gegen das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde und gegen die Union, von der er weiß, daß ihr dies Recht zu Gute kommen würde, ist die landesherrliche Kirchengewalt sein bester Trost. Sie ruft er an, um bei Gelegenheit der Vereinigung der neuen evangelischen Landestheile mit unsrer Landeskirche die verhaßte Union zu beseitigen . . . Also der pietätvolle Sohn Friedrich Wilhelms III. soll das eben eintretende halbhundertjährige Jubiläum der evangelischen Union damit begehen, daß er das

*) Berlin bei L. Rauh, 1867. Ich hielt nach dem Vorbilde Fabri's meinen Namen zurück, war aber schon an dem Verleger kenntlich.

fromme Werk seines in Gott ruhenden Vaters eigenhändig in Stücke schlägt; der glorreiche Erbe des brandenburgischen Hauses, das bei seinem Uebertritt zur reformirten Kirche zuerst die damals in solchen Fällen übliche Mitconversion der Unterthanen unterließ, soll die hohenzollern'sche Krone zum erstenmal mit einer Application des Grundsatzes Cujus regio, ejus religio auf Gewissen und Bekenntnißstand seines Volkes beflecken. Die Kirchengeschichte wird es zu verzeichnen haben, daß inmitten des neunzehnten Jahrhunderts ein angesehener evangelischer Theologe seinem königlichen Herrn solche empörenden Vorschläge zu machen gewagt hat, unter dem Hinzufügen, die Befolgung derselben würde ein Sieg sein, ‚so glänzend wie der von Königgrätz'." — Anders lagen die Dinge bei Fabri, der den Gedanken an eine solche Vergewaltigung der Kirche wenigstens nachher ausdrücklich in Abrede stellte. Er meinte in der preußischen und gesammten deutsch-evangelischen Kirche den Frieden herzustellen durch den Rath, den ursprünglichen Vollgedanken der Union als landeskirchliches Princip fallen zu lassen und sich lediglich auf die Cabinetsordre von 1834 mit ihrem „Geist der Mäßigung und Milde" zurückzuziehen, der allerdings auch die Abendmahlsgemeinschaft in sich schließe. Mit dieser vermeintlichen Lösung der Unionsfrage aber verquickte er sein eigenthümliches, an die phantastischen Ideen Friedrich Wilhelms IV. anschließendes Verfassungsproject: autonome Provinzialkirchen von confessioneller Mannigfaltigkeit und mit presbyterial-synodalen Einrichtungen, aber nicht von landesherrlichen Behörden, sondern von kirchlich gewählten Bischöfen regiert. Aber auch die Einführung einer solchen Verfassung, bei der Fabri eine Generalsynode durchaus vermieden sehen wollte, wäre ohne landesherrliche Gewaltthat nicht möglich gewesen, und noch mehr war zu fürchten, daß die Feinde der Union die ganz subjectiven Verfassungsideen Fabris auf sich beruhen lassen und sein antiunionistisches Gutachten lediglich zur Unterstützung der Hengsten-

bergischen Anschläge verwerthen möchten. Ich machte D. Fabri darauf aufmerksam, daß die beiden Seiten seines Votums ohne inneren Zusammenhang seien, indem die Provinzialverbände sich mit den Bekenntnißständen nirgends deckten; daß also eine Aufhebung des landeskirchlichen Unionsprincips den Zwiespalt nur in die einzelnen Provinzen verlegen würde. Ich hielt ihm weiter die über den bloßen „Geist der Mäßigung und Milde" hinausreichenden Thatbestände der Union entgegen, welche — wie z. B. unsere Theologie und theologischen Facultäten — sich nicht zweitheilen ließen, und wies ihm nach, wie auch seine Herabdrückung des landeskirchlichen Unionscharacters auf das Maß der Cabinetsordre von 1834 ein Rechtsbruch, eine territorialistische Vergewaltigung der Landeskirche sein würde, indem jene Cabinetsordre, ohne jede Befragung der Kirche erlassen, nur legitim sei als landesherrliche Consistorialinstruction, nicht aber als ein den Bekenntnißstand veränderndes Kirchengesetz. Eine solche Veränderung des Bekenntnißstandes könne nach allen Grundsätzen des preußischen Staates und des neunzehnten Jahrhunderts, und zwiefach nach dem Artikel XV der beschworenen Staatsverfassung nur aus dem geordnet kundzugebenden Willen der Kirche selber hervorgehen. Und hier liege auch für seine Verfassungsvorschläge das entscheidende Tribunal. Es lasse sich ja über eine Autonomie der Provinzen, die nur nicht bis zur Auflösung der Landeskirche gehen dürfe, sowie über eine Combination des presbyterial-synodalen und des episkopalen Verfassungsprincips reden, und auch darüber lasse sich streiten, ob der seitherige Oberkirchenrath ohne Weiteres das Werkzeug der Neuorganisation sein müsse: was aber unbedingt feststehe, das sei, daß Recht Recht bleiben müsse und die evangelische Landeskirche gemäß Artikel XV der Staatsverfassung sich selbst zu ordnen habe. Daher sei auf die möglichst baldige Einberufung einer Generalsynode hinzuarbeiten, die, aus den Gemeinden und Provinzen hervorgehend, allein die aufgeworfenen Fragen unter Achtung

des Rechtes Aller der Lösung zuführen, auch die Unionsfrage allein schlichten könne. „Das ist — schloß ich — unser Programm für die schwebende landeskirchliche Frage. Oder vielmehr nicht unser Programm; denn verstehen wir recht, so sind alle Grundzüge dieses unsres Votums bereits vorgezeichnet von der Stelle her, welche zwischen den verschiedenen auftauchenden Programmen zuletzt zu entscheiden hat. In seinem Erlaß an das hannöver'sche Landesconsistorium hat unser König dem dortigen Bekenntnißstand wie auch dem dortigen Verfassungsrecht Schutz und Pflege, dem Unionsgedanken aber, zu dem er sich selbst bekennt, Freiheit seine innere Macht zu entfalten verbürgt. Diese Grundsätze, auf die ganze Landeskirche angewandt, sind alles, was wir wünschen und bedürfen. Keine Vergewaltigung irgend eines Bekenntnißstandes, sei es der nicht-unirte oder der unirte. Pflege der presbyterial-synodalen Institutionen, — denn diese sind ja in Hannover gemeint — bis daß auf ihnen die verheißene Selbständigkeit der evangelischen Kirche erbaut ist. Für die Union endlich freie Bahn, sich als innere Nothwendigkeit für die Kirche unsres Jahrhunderts geltend zu machen; — mehr bedarf, mehr begehrt sie nicht. Möchte unser guter König die Männer finden, welche ihm dies Programm ausführen: es ist das Programm der evangelischen Freiheit und — was wir noch einmal betonen wollen — der Treue gegen das evangelische Recht."

Er fand diese Männer leider nicht. Es ward nicht auf Hengstenbergs, nicht auf Fabris Weg vorgegangen, aber auch nicht auf meinem; wiewohl Generalsuperintendent Hoffmann, damals die treibende Kraft im Oberkirchenrath, mir schrieb, er sei durchaus mit meinen Ausführungen einverstanden. Die Aufhebung der Union, welche Bismarck vorschlug, wies der König sicherem Vernehmen nach mit einem entschiedenen „Nein, Bismarck, daran lasse ich nicht rühren", ein für allemal ab. Als aber der Generalsuperintendent Hoffmann ihm die Denkschrift des Oberkirchenraths überreichte und empfahl, in welcher die

Unterstellung der neuen Provinzialkirchen unter die altländische Oberkirchenbehörde beantragt war, antwortete der König: „Ich bin ganz der Meinung des Oberkirchenraths, aber ich habe in dieser Sache das ganze Staatsministerium wider mich". Graf Bismarck hatte sich einer kirchlichen Einverleibung der neuen Provinzen kategorisch widersetzt; die evangelische Kirche in denselben sollte der Schmollwinkel werden, in den sich der tödtlich verletzte Partikularismus der Annectirten zurückziehen konnte, um in ihm sich einzurichten und gelegentlich wieder aus ihm hervorzukommen. Ein paar Monate lagen die entgegengesetzten Gutachten beider Collegien im Cabinet des Königs, und ernste Männer waren der Ansicht, daß der Evangelische Oberkirchenrath an die Sache seine Existenz setzen und im Ablehnungsfall um seine Entlassung bitten müßte. Er that es nicht, und so siegte das Ministerium. Der landeskirchliche Zustand, den dieser Sieg herstellte, bot der Welt ein Schauspiel, das noch nicht dagewesen; statt Einer Landeskirche bekam Preußen deren sechs, eine immer kleiner als die andere; fünf von diesen Landeskirchen, die unter dem Evangelischen Oberkirchenrath nicht hatten stehen können, weil derselbe unirt war, unterstanden nun ruhig einem ebenso unirten Cultusminister, der sich des Divide et impera erfreute. Alle sechs hatten im evangelischen Landesherrn ein gemeinsames landesbischöfliche Oberhaupt, genossen aber die schätzenswerthe Freiheit, sich gegenseitig vom Abendmahle auszuschließen. Die evangelischen Beamten und sonstigen Landeskinder aber, die aus den alten Provinzen in die neuen übersiedelten, unterlagen dem Gewissenszwang, aus der Union auszutreten, wenn sie active Gemeindeglieder werden, zum Abendmahle gehen oder ihre Kinder getauft haben wollten. Daß ein so absurder Zustand noch nach dreißig Jahren unverändert bestehen, ja nach und nach als ganz normal angesehen werden könnte, haben wir im Jahre 1867 nicht geahnt.

Wenige Monate nach der gefallenen Entscheidung kam der fünfzigste Jahrestag der evangelischen Union. Ihre Schicksale

in Preußen, fast vom Tage der hochherzigen Stiftung an eine Kette kleinmüthiger Verleugnungen und treuloser Abbröckelungen, schien freilich zu einer Jubelfeier wenig angethan. Allein unsere Facultät, welche auch in den schlimmsten Zeiten die Fahne der Union hochgehalten hatte, wollte umsoweniger die Gelegenheit vorübergehen lassen, das Recht und den Segen derselben in Erinnerung zu bringen, und so lud sie die Gesammtuniversität auf den 31. October in die Aula ein, um eine mir aufgetragene Festrede zu hören. Nur kurz berührte ich im Eingang derselben die bedrängnißreiche Geschichte dieser fünfzig Jahre, ging vielmehr mit der Betrachtung, daß widrige Winde eine gottgewollte geschichtliche Strömung wohl etwas aufzuhalten, aber nicht zu verhindern im Stande seien, darüber hinweg. Ich stellte mir vielmehr als Thema den Nachweis, daß die Unionsbewegung, und zwar mit dem Ziele einer einheitlichen evangelischen Kirche, in der That solch eine gottgewollte Strömung sei; daß es das innere Gesetz der evangelischen Kirche sei, dies Ziel anzustreben. Die Reformation ist auf beiden Seiten von denselben Grundsätzen ausgegangen und nur in Nebenfragen, welche zur Zeit nicht auszutragen waren, ist sie auseinandergegangen. Auch über diese Streitpunkte hat Luther mit den Oberländern und Schweizern Concordie schließen können, und mit Melanchthon hat er trotz der Differenz in der Abendmahls- wie in der Gnadenwahllehre zeitlebens in Union gelebt. Daß nach beider Tode dieselbe dahinfiel und bitterer Entzweiung Platz machte, hängt mit dem inneren Rückgang der Reformation überhaupt zusammen und ist durch das Gottesgericht der Geschichte, durch die innere Erstarrung beider Sondergebilde im siebzehnten Jahrhundert und ihre innere Zersetzung im achtzehnten als Fehlgang überführt. Wiederum daß wir im neunzehnten auf die Einigung zurückgekommen sind, das ist die Frucht nicht des Indifferentismus, sondern einer verjüngenden Neubelebung und zugleich die Vorbedingung jedes unbefangenen und gedeihlichen

Fortschrittes derselben. Darum, wenn redliche Unionsgegner uns zurufen: „Laßt doch das zertrennende Einigungswerk um des Friedens willen fallen", — wir können das so wenig, wie die Freunde des noch unerfüllten nationalen Einigungsgedankens solchen Zumuthungen entsprechen können; wir müssen antworten: „Hier stehen wir, wir können nicht anders, Gott helfe uns!" Es hat aber auch trotz aller pastoralen Anfechtungen und kirchenregimentlichen Verleugnungen, von denen diese fünfzig Jahre voll sind, die Union im Leben unsrer Kirche so vielseitigen und unvertilgbaren Bestand gewonnen, daß wir über ihren schließlichen Sieg unbesorgt sein dürfen. — Die Rede mit ihrer mannigfachen Neubeleuchtung bekannter Thatsachen sprach auch nichttheologische Zuhörer an; die Herausgeber der „Studien und Kritiken" erbaten sie sich für ihre Zeitschrift.*)

Eine ähnliche Festrede bekam ich im Frühling 1869 im Auftrag des academischen Senats zu halten. Es war eine Eingebung der höhergehenden vaterländischen Gefühle, daß man den Geburtstag König Wilhelms mit einer deutschen Rede anstatt wie seither mit einer lateinischen zu feiern wünschte, und da der mürrische Professor eloquentiae sich darauf nicht einlassen wollte, wurde ich um die Uebernahme ersucht. Ausgehend von der religiös-kirchlichen Lebensfrage unseres Volkes, welche jetzt nach principieller Lösung der politischen auf der Tagesordnung stehe, wählte ich zum Thema „Die Hohenzollern in der Kirchengeschichte", und wie es einer solchen Festrede geziemt, behandelte ich dasselbe so, daß ich unter Zurückstellung dunkler Geschichtsblätter die Lichtpunkte der brandenburgisch-preußischen Geschichte hervorhob, an denen sich das religiöse und kirchliche Zeitbedürfniß mit der persönlichen Denkart und Einwirkung der Fürsten begegnete.**) Schon Friedrich von Hohen-

*) Theol. Studien und Kritiken, 1868, III.

**) Die Hohenzollern in der deutsch-protestantischen Kirchengeschichte, Berlin bei L. Rauh (jetzt Strien in Halle) 1869.

zollern hat auf Seiten der Reformconcilien gestanden und ist für die Duldung der Hussiten eingetreten. Im sechzehnten Jahrhundert haben Joachim II. und Albrecht von Preußen, jener bedächtiger, dieser rascher und kühner, dem Hause Habsburg gegenüber das bessere Theil erwählt, die Seite, auf welcher Deutschlands Heil und Zukunft lag. Johann Sigismund ist aus dem erstarrenden Lutherthum in die weitherzigere Confession geflüchtet, ohne von der Augsburger Confession zu lassen und ohne seine Unterthanen zum Bekenntnißwechsel zu nöthigen. Vor allem aber ist der große Kurfürst, „der Mann, durch dessen Sendung inmitten des dreißigjährigen Krieges Gott uns ein Zeichen und Pfand hat geben wollen, daß es mit Deutschland nicht gar aus sein solle", eine evangelische Größe; evangelisch in der bewußten Begründung des protestantischen Staates, in seiner frommen Geistesfreiheit und bahnbrechenden Duldung, in seinem Eintreten für seine Glaubensgenossen in aller Welt, in seinem persönlichen Leben und Sterben. So ist denn auch die von ihm für den Hohenzollernstaat errungene Führerschaft der deutsch-evangelischen Sache von da an eine Führerschaft fortschreitender Entwicklung geworden. Sein Sohn und sein Enkel haben im Gegensatz zu der überlebten Orthodoxie dem Spener'schen Pietismus die Hand gereicht; der große Friedrich hat die gebundenen Geister des weltlichen Protestantismus mit ihren reichen Culturtrieben entfesselt, und Friedrich Wilhelm III. hat die den Freiheitskriegen entstammende religiöse Neuerweckung persönlich mitvertreten und ihr das Losungswort der Union von den Lippen genommen. Mit dem Romantiker Friedrich Wilhelm IV. freilich stockt der gesunde Fortschritt, doch hat er inmitten der unglücklichen Widersprüche seines Wollens und seines Vollbringens wenigstens dem großen Gedanken der Befreiung unsrer Kirche aus den Fesseln des Staates Ausdruck gegeben, und wenn die freieren evangelischen Gedanken bei ihm nicht thatkräftig geworden sind, so erscheint es jetzt um so mehr als der Beruf des glücklicheren Bruders, dieselben in

königliche Thaten umzusetzen. Und so ließ ich meine Rede austönen in den Vollklang der Hoffnungen, die wir Freunde der evangelischen Kirche auf König Wilhelm zu setzen nicht müde wurden. „Er wird nicht wollen, daß während die römische Kirche seit zwanzig Jahren im Besitz der verheißenen Selbständigkeit ist, mithin die Hände gegen uns völlig frei hat, die unsre noch länger in der lähmenden Vormundschaft des Staates, also ihrer Gegnerin mit gebundenen Händen gegenüber bleibe. Er wird nicht wollen, daß die evangelische Union, das fromme Werk seines in Gott ruhenden Vaters, zum hohlen Schatten heruntergebracht, daß den engherzigen und beschränkten Geistern des siebzehnten Jahrhunderts wieder Thür und Thor aufgethan werde, — zum schließlich alleinigen Vortheil der Entkirchlichung und Entchristlichung unseres Volkes. Er wird vielmehr, wie er unser nationales Leben aus der Enge und Zerklüftung in die freie Weite der Einigung ausgeführt hat, auch unser kirchliches Leben aus der veruneinigenden Enge in die einigende Weite führen, es aus dem eigensten Lebenstriebe heraus die Gestalt gewinnen lassen, vor der die Mißverständnisse zerrinnen können, welche heute auch den besseren Geist unseres Volkes so vielfach von ihm abgewendet haben. Hiezu, wie zu jeglichem guten Werke, das ihm für unser Volk und Vaterland noch obliegt, wolle der König der Könige ihm Tage des Friedens verleihen ... Er lasse ihn noch lange mit hellen Augen hineinschauen in das Morgenroth der neuen Zeit, die für unser Vaterland heraufzuführen Er ihm gegeben hat; lasse ihn schauen, wie vor diesem Morgenroth die Wolken zerstieben und die Nebel sinken."

In der That schien es, als sollte noch in demselben Jahre 1869 etwas von diesen Hoffnungen in Erfüllung gehen. Nachdem die vom Oberkirchenrath angestrebte kirchliche Vereinigung der neuen Provinzen mit den alten gescheitert war, hatte man das Wohlwollen des Königs wenigstens für die alte Landeskirche in Bewegung gesetzt. Man hatte sich endlich überzeugt,

daß die Kirchenordnung von 1850, mit ihrer die Gemeinde bei der Wahl ihrer Aeltesten bindenden Vorschlagsliste und mit ihren idealen Pflichten für die Gemeindevorsteher ohne reale Rechte, ein todtgeborenes Kind sei, und man beschloß, zur „Revision" dieser Kirchenordnung, d. h. zur Verständigung über eine andere, die auch auf Anerkennung seitens des Landtags Aussicht hätte, Provinzialsynoden zu berufen. Diese Provinzialsynoden, die ersten, welche in den östlichen Provinzen unter Theilnahme von Laien jemals zu Stande kamen, ließ man zu fünf Sechsteln in gleicher Zahl der Geistlichen und der Laien aus den unlängst gebildeten Kreissynoden hervorgehen; ein Sechstel ernannte der König und ein Mitglied entsandte die zuständige theologische Facultät. Bei uns fiel diese Wahl auf D. Schlottmann; unser College Jacobi gehörte zu den königlich Ernannten; mich aber wählte die Kreissynode Halle, und so war es mir vergönnt, als Vertrauensmann der unionsfreundlichen Richtung in unsrer Provinz hier meine kirchlich-parlamentarische Schule zu machen. Die im November 1869 in Magdeburg als dem Sitz des Consistoriums zusammentretende sächsische Synode war eine ansehnliche und würdevolle Versammlung, überraschend durch die Fülle der in beiden Ständen vorhandenen kirchlichen Arbeitskräfte. Unter ihren 121 Mitgliedern waren die hervorragendsten Geistlichen der Provinz, — wie mir vorkommt, eine größere Zahl von Originalen als heute zu finden wären; daneben eine stattliche Reihe hoher Staatsbeamten, adliger Patrone und anderer weltlich angesehenen Männer. Die Neuheit der Sache, die Fremdheit, in der man einander gegenüberstand, der Ernst der Zeit und der Aufgabe verliehen den Verhandlungen einen vorsichtigen, ja feierlichen Charakter. Ohne parteimäßig organisirt zu sein, zerfiel die Synode in zwei fast gleich-starke Heerlager, in „Gnadauer" und „Hallenser", d. h. in lutherisch Confessionelle und in positiv gerichtete Unionsfreunde. Doch gelang es mir, bei der Vorbesprechung der Präsidentenwahl einen neutralen,

uns sympathischen Mann, den würdevollen Superintendenten Schollmeyer durchzubringen, und sein Stellvertreter, unser Universitätscurator Dr. v. Beurmann, dem die geschickte Geschäftsleitung der Synode hauptsächlich zu verdanken war, war vollends unser Gesinnungsgenosse. Der Oberkirchenrath hatte den Entwurf einer revidirten Kirchenordnung vorgelegt, der freilich seinem grundlegenden Theil, der Gemeindeordnung, recht flüchtig gearbeitet war, so daß ihn hernach unser hallischer Oberbürgermeister v. Voß vollständig neu aufzustellen fand. Drei Commissionen wurden gebildet, eine für die Provinzialordnung, eine für die Kreisordnung, und eine für die Gemeindeordnung; in die letzte, in welche die brennende Frage der Vorschlagsliste fiel, kam ich. Als ihr Vorsitzender, Herr v. Voß, mich zum Specialreferenten für diese Hauptfrage vorschlug, beanstandete mich ein hochconservativer Landrath „wegen meiner exceptionellen Stellung zur Kirchenlehre". Allein ein wackerer alter Superintendent nahm sich mit durchschlagender Entrüstung meiner an, und nach einigen Tagen, nachdem man etwas Fühlung mit einander gewonnen hatte, gab mir auch jener Gegner eine Art von Ehrenerklärung.

Obwohl nur die Verfassungsfrage auf der Tagesordnung stand und unsre Zeit auch hinreichend in Anspruch nahm, so drängte sich die Frage nach Union und Confession doch ungerufen hervor. Man vernahm unter der Hand, daß unter der von Friedrich Wilhelm IV. fast unbewußt und willenlos großgezogenen orthodoxen Reaction die urkundlichen Nachweise über den Beitritt der sächsischen Gemeinden zur Union im Magdeburger Consistorium „abhanden gekommen" waren. Ungehindert hatten zahlreiche Geistliche den Unionsritus beim Abendmahl, das greifbarste Zeugniß jenes Beitritts, abgethan und die streng-lutherische Austheilungsformel den Gemeinden wieder aufgehalst, und wir selbst, die wir nach Magdeburg zur Synode gekommen, waren hier, am Sitze des Consistoriums, auf ein noch anstößigeres Factum dieser Art gestoßen. Als wir Hallenser ankamen, nah-

men uns reformirte Freunde in Empfang und theilten uns mit, daß sie an der für morgen angesetzten synodalen Abendmahlsfeier nicht theilnehmen könnten, indem im Dom auf der einen Seite des Altars unirt, und auf der anderen Seite lutherisch administrirt werde. Wir gingen zu dem Generalsuperintendenten D. Möller und erklärten ihm: wenn das so sei, so sei es ein Scandal, welcher auch uns von der Mitfeier des Abendmahls abhalten könne. Er antwortete: ja, es sei ein Scandal, aber er könne ihn nicht abstellen, denn das Kirchenregiment habe schon vor seinem Eintritt dem Consistorialrath Appuhn gestattet, in dieser Weise seiner lutherischen Privatneigung zu folgen. Für diesmal wurde dem Aergerniß vorgebeugt, aber wie? Dem Abendmahl ging die Synodalpredigt des Wittenberger Superintendenten D. Romberg voraus, und da dieselbe sich zu Gunsten der angestrebten freieren Gestaltung der kirchlichen Dinge aussprach, so entrüstete sich Appuhn dergestalt, daß er streikte und sich weigerte, dieser Synode überhaupt das Abendmahl reichen zu helfen. Der kranke Generalsuperintendent D. Borghardt mußte aus dem Bette geholt werden, um uns — nun nach unirtem Ritus — den Kelch zu administriren. Das waren die durch Pflege des Confessionalismus unter Verachtung jedes Gemeinderechts großgezogenen Zustände, die wir am Sitz eines königlichen Consistoriums fanden! Um so lieber kamen wir dem Wunsche namhafter Confessionellen entgegen, die Synode nebenher zu einer Klarstellung der verfahrenen Unions- und Confessionsfrage zu benutzen, wozu der Ausdruck der Vorlage, daß der Bekenntniß- und Unionsstand durch die zu entwerfende Kirchenordnung „unberührt" bleiben solle, die Handhabe bot. Es wurde hiefür eine freie „Subcommission" gebildet, und in dieser fiel — gegenüber dem Präses der Gnadauer Conferenz, D. Westermeyer — die Vertretung der Union mir zu; da aus lebhaftem Interesse sich eine große Zahl von Synodalen als Zuhörer einfanden, nahm die Verhandlung ein wenig die Gestalt eines der alten

theologischen Streitgespräche an. Die Gnadauer wollten, daß in der Kirchenordnung dem lutherischen Bekenntniß nicht nur „Wahrung", sondern „Schutz und Pflege" zugesagt werde; daneben wollten sie auch die Union anerkennen, aber nur im Sinne der Cabinetsordre von 1834. Demgegenüber vertrat ich das Recht des vollen Unionsgedankens, wie er 1817 der Kirche zu freier Annahme dargeboten und von ihr principiell angenommen worden sei, — natürlich im Sinne der Freiheit jeder Gemeinde, sich von dem Unionsminimum der Abendmahlsgemeinschaft zu voller Bekenntnißeinheit zu entwickeln; — „ein Jubel werde durch die christliche Laienwelt gehen, wenn die Geistlichkeit den confessionellen Streit endlich fallen lasse." Der von der Gegenseite gewünschten Anerkennung des wesentlich lutherischen Charakters unsrer Provinzialkirche, sowie der Aufzählung der lutherischen Bekenntnißschriften im Verfassungsstatut erklärte ich nicht zu widerstreben, wenn andererseits auch die Tragweite der Union klar bestimmt und die verpflichtende Kraft der Symbole auf deren übereinstimmende Bezeugung der christlichen Grundthatsachen und Grundwahrheiten beschränkt werde. Hiezu wollten sich die Confessionellen nicht verstehen; ebensowenig zu der von anderer Seite vorgeschlagenen Erklärung der Augustana zum gemeinsamen Symbol, einem Vorschlag, dem ich zuzustimmen erklärte unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß dabei die Differenz zwischen der Ausgabe von 1530 und der von 1540, wie schon im sechzehnten Jahrhundert geschehen, als belanglos gölte. Die Verhandlungen verliefen friedlich und freundlich, aber ohne Ergebniß; man mußte sich entschließen, es bei den unbestimmten Ausdrücken der Vorlage zu lassen.

Dagegen die Frage der Vorschlagsliste mußte ausgetragen werden. Jene unglückliche Erfindung, die Gemeinden bei der Wahl ihrer Vorsteher unter die Vormundschaft von Pfarrer und Patron zu stellen, war der Tod aller Gemeindeverfassung. Die Gemeinden wählten einfach nicht unter einer solchen Bevormun-

dung; die von einer Handvoll mühsam zusammengebetener Leute Gewählten genossen kein Ansehn, und daß der Landtag je eine auf solcher Basis ruhende Kirchenordnung bestätigen werde, daran war nicht zu denken. Aber so groß war die Angst vor freien Gemeindewahlen, daß von den 89 Kreissynoden, welche unsrer Provinzialsynode vorangegangen waren, 70 für die Beibehaltung der Vorschlagsliste gestimmt und dadurch ihre Abgeordneten mehr oder weniger moralisch vinculirt hatten. Wir Freierdenkenden waren nun nicht gesonnen, die wenn auch noch so bescheidenen Selbstregierungsrechte, welche den Gemeindevorständen anzuvertrauen waren, der Wahl des ungesichteten Haufens preiszugeben; die von dem Vorsitzenden unsrer Commission neu-entworfene und von uns nahezu einstimmig angenommene Gemeindeordnung zog für das active wie passive Wahlrecht bereits wesentlich dieselben Schranken, welche unsre gegenwärtige Kirchenordnung aufstellt. Als am Schlusse sorgfältiger Durchberathung dieser Wahlcautelen die Frage um Beibehaltung oder Fallenlassen der Vorschlagsliste in unsrer Commission zur Abstimmung kam, erklärten sich elf Stimmen für den Wegfall, neun dagegen, und so wurden über diesen Specialpunkt zwei Referenten bestellt, neben mir ein Wortführer der Minorität. In meinem sorgfältig ausgearbeiteten Referat ging ich der Vorschlagsliste mit principiellen wie mit praktischen Gründen zu Leibe. Die seitherige byzantinische Vermischung des evangelischen Kirchenwesens mit dem Staate — führte ich aus — ist unhaltbar geworden, weil der moderne Staat seinerseits aufgehört hat, sich mit dem evangelischen Bekenntniß zu identificiren; Artikel XV der preußischen Staatsverfassung muß endlich ausgeführt werden. Nicht als bedeutete die Verselbständigung der evangelischen Kirche die Lösung jedes Verhältnisses zu Staat und Landesherr: wir bleiben nicht nur wie jede Kirche unter dem staatlichen Hoheitsrechte, wir können auch die Macht und Liebe des evangelischen Königs zum Dienst unsrer Kirche in Anspruch nehmen; aber zur Grundlage unseres

Verfassungsbaues können wir den Landesherrn nicht machen, wenn es bei dem „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist“ bleiben soll. Die gegebene Grundlage unsrer evangelischen Kirchenverfassung ist die Gemeinde, welche ebenhiezu der Selbständigkeit bedarf, und das ist das Todesurtheil der Vorschlagsliste, daß sie die Gemeinde unselbständig macht. Weder die Apostel noch die Reformatoren haben den Träger des Lehramts oder gar irgend einen Rittergutsbesitzer zum Vormünder der Gemeinde in deren rechtlichen Angelegenheiten gesetzt; ja Christus selbst mit seinem „Sage es der Gemeinde“, Matth. 18, hat sie in diesen ihren Angelegenheiten zur obersten entscheidenden Instanz geordnet: wer sind wir, daß wir nicht nur einem Luther und Spener, sondern dem Herrn selbst entgegen das „allgemeine Priesterthum der Gläubigen“ unter die Vormundschaft der Pastoren und Patrone beugen wollten? Nun wendet man, um dem Gewicht dieser principiellen Gesichtspunkte zu entgehen, praktische Bedenken ein, indem man sagt: unsre Gemeinden sind zur Selbstverwaltung noch nicht reif. Wenn die jungen, geistlich noch so unmündigen apostolischen Gemeinden reif dazu waren, sich Aelteste zu Vorstehern zu wählen, warum denn unsere altbegründeten evangelischen Gemeinden nicht? Hätte unsere Kirche in drei Jahrhunderten ihre Gemeinden noch nicht einmal dazu erzogen, dann hätte sie ihre Unfähigkeit überhaupt Gemeinden zu erziehen bewiesen. Aber welche Schwierigkeiten der Uebergang in die Freiheit der Selbstverwaltung immer machen möge, er muß gewagt werden, weil das Beharren-wollen in dem gegenwärtigen Zustand geradezu verderblich ist. Dieser Zustand ist unhaltbar dem Staate, der römischen Kirche und unseren eigenen Gemeinden gegenüber. Der Staat will und kann zur Confessionalität nicht zurückkehren, und überall, wo neuerdings das landesherrliche Kirchenregiment auf demokratische Auflehnungen stieß, in Baiern, Baden, Hannover, hat die Staatsgewalt es seinem Schicksal überlassen. Der römischen Kirche mit ihrer weltlich genommen weit überlegenen Organi-

sation können wir nicht auf die Dauer widerstehen ohne die einzige Macht, die sie nicht besitzt noch besitzen kann, die selbständige und selbstthätige Gemeinde. Endlich können wir uns mit der freiheitlichen Bewegung, welche durch unsre eigenen Gemeinden geht, heute noch friedlich verständigen und anstatt der Vorschlagsliste evangelische Wahlcautelen durchsetzen: versagen wir der Gemeinde noch länger was evangelisch-recht ist, dann könnte uns bald eine stürmische Bewegung vor die traurige Wahl stellen, uns entweder dem ungesichteten Haufen zu unterwerfen, oder in eine kümmerliche Freikirche auszuwandern, die keine Volkskirche mehr wäre.

Mein für die Vorschlagsliste plaidirender Correferent hatte diesen Argumenten keine Widerlegung, sondern nur Stimmungen und Unklarheiten entgegenzusetzen, und nicht anders war es mit den Schutzrednern des Bestehenden in der folgenden Debatte. Der königliche Commissarius, Generalsuperintendent Möller, und ebenso der Präsident des Consistoriums, D. Nöldechen, unterstützten mein Votum mit gewichtigen und eindringlichen Ausführungen, und ich selbst durfte in einem Schlußwort alle Einwände erledigen und daraufhin die Freunde der Vorschlagsliste bitten, „sich selbst zu ehren, indem sie sich selbst überwänden.“ Aber die Synode umschloß eine Majorität, welche sich selbst nicht zu überwinden vermochte, auch da, wo alle wirklichen Gegengründe versagten: in namentlicher Abstimmung blieben wir mit 54 gegen 61 Stimmen in der Minorität. Da hiemit die Grundvoraussetzung für den ganzen erstrebten Verfassungsbau gefallen war, so war die Erregung auf unsrer Seite groß, und Consistorialpräsident Nöldechen regte den Gedanken einer zweiten Lesung an, in der die Entscheidung vielleicht anders fallen könnte. Bei näherer Erwägung fanden wir doch, von einer so zweifelhaften Aussicht abzusehen. Wir sagten uns, daß wir keine beschließende, sondern nur eine berathende Synode seien und daß es dem Kirchenregiment freistehe, guten Rath auch von der

Minorität anzunehmen. Wir begnügten uns daher mit einer Art von Protest, den Schlottmann formulirte und in dem unser Votum nachdrücklich aufrecht erhalten und dem Kirchenregiment empfohlen ward. Außerdem drangen meine Freunde darauf, daß ich mein Referat, welches eine biblische, geschichtliche und kirchenrechtliche Erörterung der ganzen Frage enthielt, als einen Appell an die öffentliche Meinung dem Druck übergäbe.*)

In der That sprach vieles dafür, diesmal die Stimmen nicht bloß zu zählen, sondern auch zu wägen. Nicht nur daß unsre unglückliche Abstimmung im Vergleich mit den Voten der Kreissynoden immerhin ein starkes Zusammenschmelzen des Anhangs der Vorschlagsliste erwies: die kleine Mehrheit zu Gunsten derselben war auch nur durch das übermäßig vertretene Patronat zu Stande gekommen, welches überhaupt dazu neigte, seine feudale Stellung gegen alles Recht der Gemeinde auszuspielen; von 62 Theologen hatten 32 für den Wegfall der Vorschlagsliste, aber von 24 Patronen 19 für die Beibehaltung derselben gestimmt. Und die Majorität selbst schien an die Durchführbarkeit ihres Votums nicht zu glauben, denn sie verfolgte ihren Sieg nicht, sondern berieth die ganze übrige Gemeindeordnung, welche den Wegfall der Vorschlagsliste zur Voraussetzung hatte, ruhig mit uns weiter und nahm sie an. Dazu kam, daß von den sechs altpreußischen Provinzialsynoden überhaupt drei sich mit Stimmenmehrheit gegen die Vorschlagsliste erklärt hatten, so daß das Kirchenregiment immerhin eine kleine Majorität zu Gunsten der Gemeindefreiheit herausrechnen konnte. Kurz, wenn man in Berlin überhaupt nur ernstlichen guten Willen zur Ausführung des Artikels XV gehabt hätte, so hätten die Voten der außerordentlichen Provinzialsynoden von 1869 dieser Ausführung

*) Artikel XV der preußischen Verfassung und die Frage der bindenden Vorschlagsliste. Ein Synodalreferat von D. W. Beyschlag. Halle bei G. E. Barthel, 1870.

eine hinreichende kirchliche Grundlage geboten. Aber dieser ernstliche gute Wille war nicht vorhanden, sondern die Berufung der Synoden war wiederum nichts gewesen als eine klägliche Velleität, wie sie seit 1815 in Preußen die evangelische Kirche je und je mit Windeiern abgespeist hatte. Weder in dem bis zum Ausbruch des französischen Krieges noch verlaufenden halben Jahre, noch während oder nach Verlauf desselben erfolgte auf die Synodalanträge irgendwelcher Bescheid; ja in einigen Provinzen waren nach drei Jahren noch nicht einmal die Synodaldiäten zur Auszahlung gekommen.

Wer in Preußen für die gute Sache des evangelischen Protestantismus arbeiten wollte, der mußte auf die Bahnen eines kirchlichen Rechts- und Verfassungslebens verzichten und sich mit den verborgenen Pfaden privater, geistiger Einwirkung trösten, welche kein Unverstand der Regierung versperren konnte. Hiefür hatte sich in den späteren sechziger Jahren meine öffentliche Stellung wieder friedlich und freundlich geartet. Die mir abgeneigten und wider mich eingenommenen Kreise waren zumeist persönlich mir fremde; wo ich persönlich hinlangte, da fand ich fast durchweg auch Eingang und Vertrauen. Vorab auf academischem Boden. Meine Vorlesungen waren so wohl besucht wie irgendwelche an unserer Facultät; unbefangene Stimmen, deren Echo mir zukam, redeten in der Heimath von meinem steigenden Einfluß, und die Zeugnisse begeisterter Anhänglichkeit, die ich von so manchem alten Schüler erhielt, bestätigten das. Neben meiner eigentlichen Lehrthätigkeit gab mir die academische Kanzel, welche Tholuck mir je mehr und mehr, und zuletzt völlig überließ, einen weiten Eingang in studentische Kreise und darüber hinaus. Es war mir ja nicht gegeben, „gewaltig" zu predigen und durch eine Macht der Beredtsamkeit die Gefühle der Zuhörer hinzureißen; dennoch füllten sich, wenn ich predigte, die weiten Räume des Domes. Solche, denen ihre Erbauung vorzugsweise durch die Förderung der Erkenntniß bedingt war und

die es nicht zu schwer fanden, einem strengen Gedankengang bis zu Ende zu folgen, sammelten sich um meine Kanzel. Und nun knüpfte sich, obwohl wir keine eigentliche academische Gemeinde, sondern nur eine freie Zuhörerschaft hatten, an dies mein Predigtamt mancherlei von sonstiger pastoralen Thätigkeit. Ich wurde nicht selten aus academischen Kreisen zu Casualhandlungen in Anspruch genommen, unerachtet des von mir immer zur Vorbedingung gemachten Dimissorials, — selbst zu Trauungen und Taufen in Professorenfamilien, am meisten aber zu Gedächtnißreden bei Todesfällen; manch einem Collegen habe ich die Trauerrede im Sterbehaus gehalten und auf Grund eines möglichst individuell gewählten Schriftwortes die beiden Aufgaben, den Leidtragenden Trost zu spenden und ein Lebensbild des Abgeschiedenen zu zeichnen, mit einander zu lösen gesucht. Auch manchem inmitten seiner Frühlingszeit vom Sturme gebrochenen Jünglingsleben hatte ich den Nachruf zu widmen. Zweimal, so viel ich mich erinnere, habe ich am Grabe eines im Duell Gefallenen zu reden gehabt. Als mich in einem dieser Fälle die mitschuldige Verbindung darum anging, antwortete ich, ich sei dazu bereit, wenn die Verbindungsgenossen ebenso bereit seien, ein rückhaltloses Wort über den Vorfall zu hören. Geschickt erwiderten sie, sie hätten dem Geistlichen keine Vorschrift darüber zu machen, wie er seines Amtes warten wolle. Und so hielt ich ihnen am Grabe ihrer aller Mitschuld an dem Tode des Gefallenen vor, weil sie alle die frevelhafte Vorstellung nährten, es sei erlaubt oder gar unter Umständen geboten, das fremde wie das eigene Leben zum Gegenstand eines Würfelspiels zu machen und die Hoffnungen, welche treue Eltern in vieljähriger Mühe und Sorge auf solch ein Leben gesetzt, mit Einem Schlag zu vernichten.

Auch meine freiwillige Lehrthätigkeit, wie ich sie in populartheologischen Vorträgen für Gebildete in der Gemeinde zu üben begonnen, hatte sich weiter entwickelt. Ich wurde so vielfältig um solche Vorträge angegangen, daß ich — bei der Ge-

wohnheit bleibend, jedem derselben die Mußestunden von mindestens zwei Wochen zu widmen — nur einen kleinen Theil der ergehenden Wünsche befriedigen konnte. Was die Themata angeht, so verließ ich den ausschließlich apologetischen Gesichtspunkt und griff nach allerlei, was aus der Theologie in den Bereich der allgemeinen Bildung hinüberreichte oder aus diesem Bereich zur Förderung religiöser Erkenntniß dienlich erschien, so daß ich nachmals einer von meinem Verleger veranstalteten Sammlung von sechzehn solcher Vorträge den Titel „Zur deutsch-christlichen Bildung" geben durfte.*) Unter der Aufschrift „Die ersten deutschen Christen" versuchte ich in der Form eines culturhistorischen Gemäldes eine Einführung in den Galaterbrief, dessen Empfänger damals von bedeutenden theologischen Autoritäten für Germanen gehalten wurden. Ich erzählte die Wanderungen, Sitten und Schicksale des in Kleinasien eingedrungenen nordischen Volkes, zeichnete das Erscheinen, die Persönlichkeit und die Wirkungen des in die Mitte dieses Volkes hineintretenden Paulus, erläuterte die in die jungen Gemeinden eindringenden judaistischen Wirrsale und schloß von da aus den Zuhörern den Gedankengang des denkwürdigen, für uns schwierigen Briefes auf. Ich habe den wirksamen Vortrag in die oben erwähnte Sammlung nicht aufgenommen, weil ich an der Voraussetzung, auf der er ruhte, an der germanischen Nationalität der Galater durch die Einsprache der philologischen Fachgelehrten irre ward. — In ähnlicher Weise verwerthete ich die Korintherbriefe zu einem Geschichtsbild der „ersten Wechselwirkung von Griechenthum und Christenthum". Die Herrlichkeit und die Verderbtheit der griechisch-römischen Weltstadt Neukorinth, die Entstehung, Zusammensetzung und Gebärdung der dortigen Christengemeinde, die in derselben überall durchschimmernde Eigenart und Unart des

*) „Zur deutsch-christlichen Bildung". Gesammelte populartheologische Vorträge von W. Beyschlag. Halle, Strien 1880.

Spätgriechenthums, endlich die aus den Briefen des Apostels hervorsprühenden Funken der neuen Geistesmacht, welche aus diesem antiken Material eine „neue Kreatur in Christo“ herzustellen ringt, — das alles faßte sich zu lebendiger Vergegenwärtigung eines der bedeutsamsten neutestamentlichen Geschichtskapitel zusammen. — Wiederum wagte ich es, die Offenbarung Johannis zum Gegenstand eines solchen populartheologischen Vortrags zu machen. Ich hatte das für so viele Geistlichen, wievielmehr Laien noch immer mit sieben Siegeln verschlossene Buch unlängst zum Gegenstand einer mir selbst volle Klarheit schaffenden Vorlesung gemacht und faßte nun die Quintessenz meiner Auslegung in eine für die gebildete Gemeinde verständliche Form zusammen. Ich erläuterte zuerst die Natur und natürliche Schranke der biblischen Weissagung, wie sie die Rathschlüsse Gottes nicht „von Angesicht zu Angesicht“, sondern „im Spiegel und Räthsel“, im Sinnbild vorbedeutender Zeitverhältnisse schaue. Ich zeichnete dann die denkwürdige weltgeschichtliche Verwickelung des Jahres 68 n. Chr., die erschütternden Eindrücke der neronischen Verfolgung, des jüdischen Krieges, der mit dem Tode Neros eintretenden Krise des römischen Weltreichs, Zeitereignisse, unter denen der urchristliche Glaube an die nahe weltgerichtliche Wiederkunft Christi zur hellen Flamme auflodern mußte. Und endlich entwickelte ich den poetisch-symbolischen Gedankengang des aus dieser Situation geborenen Offenbarungsbuches, des „Epos der urchristlichen Hoffnung“, welches im Schleier eines zeitgeschichtlichen Irrthums, wie er allen Propheten anhaftet, die ewige Wahrheit des weltgeschichtlichen Sieges und Triumphes Christi verkündet. — Nicht sowohl um Schriftauslegung zu bieten, als um die in der Gegenwart herrschende Ineinanderwirrung von Religion und Politik in klärendes Licht zu rücken, wählte ich zum Thema eines im Frühjahr 1869 zu haltenden Vortrags die evangelische Erzählung vom Zinsgroschen, das Jesuswort: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gotte was

Gottes ist." Ich legte die anscheinend unentrinnbare historisch-politische Schlinge dar, aus welcher sich Jesus mit diesem wunderbaren Worte herauszieht, und entwickelte dann, wie in diesem Worte, der antiken und insonderheit jüdisch-theokratischen Vermischung von Religion und Politik entgegen, ein völlig neues Princip auftritt, ein Princip von weltumgestaltender und weltbefreiender Tragweite, welches von da an in der Geschichte um seine Verwirklichung ringt und auch in der heutigen Christenheit noch keineswegs ganz verstanden, geschweige denn verwirklicht ist. — Ein andermal unternahm ich es, zu der vielbewegten Frage von Goethes religiöser Stellung einen Beitrag zu geben, indem ich „Goethes Faust in seinem Verhältniß zum Christenthum" behandelte. Mit eingehender Zuhülfenahme des „zweiten Theils" suchte ich die Idee der unvergleichlichen Dichtung zu deuten, den dunklen Weg des über die Schranken der Endlichkeit hinausstrebenden Menschen von Gott ab und doch zu Gott hin: aus unbefriedigtem Denken und Forschen heraus verirrt er sich ins schuldvoll werdende Genießen, windet aus diesem sich auf zur allmählich reinigenden Arbeit, von der ästhetischen und politischen Großthat in die humane, die im Kleinen Großes vollbringt; aber auch an diesem seinem besten Ende bleibt er mit Unvollkommenheit, mit Sünde behaftet, und so bringt er schließlich doch nur eine im ewigen Streben nach Höherem sich darstellende Erlösungsfähigkeit der Gnade entgegen, die von obenher ihm entgegenkommen muß und will. — Wie anders Strauß, der im Abschluß seiner Lebensweisheit seinem Volke nicht ein Prophet des Christenthums, sondern des Unchristenthums werden wollte. Als Strauß nicht lange nach seinem zweiten „Leben Jesu" seine literarische Laufbahn abschloß mit jenem unglücklichen Buche: „Der alte und der neue Glaube", in welchem er dem deutschen Volke auf die Frage „Sind wir noch Christen" ein Nein in den Mund legte, um ihm für das alte Christenthum klägliche moderne Surrogate zu bieten, unternahm ich es, in einem

Vortrag „Ein antiker Spiegel für den neuen Glauben von David Strauß" die völlige Hohlheit dieses angeblichen religiösen Fortschritts ins Licht zu stellen. Der „antike Spiegel" war das Zusammentreffen des Apostels Paulus mit den Stoikern und Epikuräern von Athen, Apostelgesch. 17: ich wies nach, daß der „neue Glaube", welchen Strauß uns als besseren Ersatz für den alten Christenglauben anempfehle, nichts anderes sei als ein Gemisch des alten Stoicismus und Epikuraismus, der Aufguß einer Weisheit, die bereits abgestanden und in ihrer ganzen Unfähigkeit der Menschheit zu helfen offenbar geworden war, als das junge Christenthum seinen welt-rettenden Siegeslauf antrat. — Ich kam einige Jahre später nochmals auf Strauß, den wie ich meine bedeutendsten gelehrten Gegner des Christenthums in unserm Jahrhundert, zurück. Er war bald nach jener seiner letzten literärischen Verirrung aufs Krankenlager gesunken und langen, schweren Leiden erlegen. Ein hinterlassenes ergreifend schönes poetische Gedenkbuch hatte unerwartete Blicke in sein Gemüthsleben — namentlich während dieser letzten Leidenszeit — eröffnet, und zugleich hatte Hausraths weitläuftige Lebensbeschreibung den thatsächlichen Commentar zu diesen poetischen Selbstbekenntnissen geliefert. Nun ward mir's die lohnende Aufgabe eines zweiten Strauß-Vortrags, nachzuweisen, in wie hohem Maße die christenthumsfeindlichen Werke des reichbegabten Mannes pathologischer Natur und pathologischen Ursprungs gewesen, Erzeugnisse einer nicht unedlen, aber verfehlten und tief unglücklichen Lebensgeschichte, und wie daher den christlichen Kreisen statt eines Gemisches von Angst und Abscheu vor dem Todten vielmehr ein tiefes Mitleid mit ihm gezieme.

Den letzterwähnten Vortrag hielt ich auf eine Einladung von Rudolf Gneist in der Berliner Singacademie, in dem von König Wilhelm veranstalteten Vortragscyclus; die übrigen wurden in Halle, Erfurt, Magdeburg, Potsdam u. s. w. gehalten, meist auf Veranlassung und zum Besten dortiger Gustav-Adolfs-

vereine. Der Gustav-Adolfsverein war und blieb überhaupt ein Zweig kirchlicher Freithätigkeit, dem ich mit Vorliebe diente, wenn auch bei weitem nicht so, wie ich als Vorsitzender des Provinzialvereins selbst es für genügend gehalten hätte. Abgesehen von solchen Vorträgen mußte ich meine Mitarbeit in der Hauptsache auf gelegentliche Festpredigten und auf die Vorbereitung und Leitung unsrer Jahresfeste beschränken. Auf nicht wenigen Haupt- und Zweigvereinsfesten habe ich die erbetene Predigt gehalten und hätte bei der Mannigfaltigkeit der Schriftworte und Gesichtspunkte, unter welche ich das gesegnete Werk zu stellen fand, ein eignes Bändchen Gustav-Adolfspredigten herausgeben können. Das Provinzialfest suchte ich anziehender zu gestalten; ich beschränkte die herkömmlichen zwei Predigten auf Eine am Haupttag und ersetzte die Vorabendpredigt durch eine Volksversammlung im Freien mit Gesängen und mancherlei Ansprachen. In der öffentlichen, festlichen Hauptversammlung bemühte ich mich um Verkürzung oder Beseitigung des Geldvertheilungsgeschäftes und schuf Raum für die Darbringung der Festgaben, deren mannigfache Begleitsprüche sammt der mir obliegenden Beantwortung allmählich zum Höhepunkt der Feier wurden. Endlich gerieth das nachfolgende einfache Festmahl durch die Fülle hübscher Tischreden, die ich Jahr für Jahr mit einem neuen Königstoast zu eröffnen hatte, jedesmal zu einer geistgewürzten und gemüthvollen Vereinigung. Im Sommer 1868 feierten wir so in Halle das fünfundzwanzigjährige Stiftungsfest des Provinzialvereins; Tholuck hielt uns die Predigt und ich gab in einem Vortrag einen Ueberblick der Entwicklung des Vereins im großen Ganzen und in unsrer Provinz insonderheit. Das Werk war unter meiner Leitung vorangegangen, wenn auch lange nicht so, wie ich es wünschte und wie in Württemberg und Rheinland geschehen war; neue Zweigvereine bildeten sich von Jahr zu Jahr, die alten Vorurtheile gegen den Verein, als wäre er die Heimath eines parteimäßigen Liberalismus, waren ziemlich über-

wunden; die Einnahmen hatten sich gegen das vorangegangene Jahrzehnt verdoppelt. Selbstverständlich war es mir eine besondere Freude, vermöge des maßgebenden Einflusses, den ich auf die Vertheilung der Vereinsspenden besaß, für alte Bekannte, rheinische oder badische Diasporagemeinden oder treue Schüler, die in der österreichischen Diaspora thätig waren, etwas thun zu können; hin und wieder habe ich auch auf Reisen solche Pflegekinder unseres Vereins besucht und mir von ihren Verhältnissen eigene Anschauung verschafft. Und auf Einem wichtigen und schwierigen Punkte war es mir vergönnt, überhaupt erst eine evangelische Gemeinde ins Dasein zu rufen, in der Hauptstadt des seiner römischen „Glaubenseinheit" sich rühmenden und wehrenden Tyrol. Es war im Jahre 1873 oder 74, daß eine Herbstferienreise mich nach Innsbruck führte; ich suchte den Vorsteher des dortigen kleinen protestantischen Vereins auf und fand ihn und seine Freunde tief entmuthigt. Sie waren nach Salzburg eingepfarrt, hatten von dort aus allmonatlich einen Wochengottesdienst, den sie mit schweren Reisekosten bezahlen mußten, weiter nichts, und entbehrten schmerzlich der Seelsorge und des Jugendunterrichts. Ich ermahnte sie, sofort die Bildung einer selbständigen Gemeinde anzustreben, was in Tyrol nicht leicht, aber in der in Oesterreich auf 1866 gefolgten liberaleren Aera immerhin erreichbar war; ich berieth die hülflosen Leute ein Jahr hindurch brieflich Schritt für Schritt, verschaffte ihnen aus unsrer Provinz einen regelmäßigen Zuschuß von 200 Thalern, und hatte die Freude, die Sache gelingen zu sehen. Obwohl die beiden ersten Pfarrwahlen Mißgriffe wurden, die ich vergeblich abzuwenden suchte, kam die junge Gemeinde doch allmählich zu einem sicheren Bestand. Anstatt einen kostspieligen Kirchbau zu unternehmen, wovon ich abrieth, gelang es ihr nach wenigen Jahren ein schönes alte Gebäude zu erwerben, welches außer der Pfarrwohnung eine würdige Kapelle enthält, und heute geht sie damit um, sich mit brüderlicher Hülfe die unentbehrliche evangelische Schule zu schaffen.

Durch alle diese Beziehungen und Thätigkeiten gewann ich — zunächst in unsrer Stadt und Provinz, aber auch darüber hinaus — einen weiten Kreis von neuen Freunden und in demselben wiederum einen engeren, einen Kreis treuverbundener, mich mit persönlicher Liebe umfassender trefflichen Männer. Auch die gemeinsame Synodalarbeit hatte mir solche zugeführt; wievielmehr die Mitarbeit am Gustav-Adolfsverein; ich könnte eine ganze Anzahl theurer Namen nennen, von deren Trägern etliche noch leben; — die Mehreren sind inzwischen von uns geschieden, aber auch so bleibt es ein Trost, in dieser zerfahrenen Zeit mit so vielen ächt evangelischen Charakteren bekannt geworden zu sein. Ich werde weiterhin noch manchen von ihnen zu erwähnen haben: vorab gedenke ich bewegten Herzens des trefflichen Stadtraths, nachmaligen Bürgermeisters und Oberbürgermeisters Böttticher, der mich in unserer Provinzialhauptstadt heimisch machte, indem er mich zu Predigten und Vorträgen in derselben heranzog; er ist mir hernach auch auf unseren Synoden ein werther Mitkämpfer geworden und zugleich ein warmer Freund, der mich bis an sein Ende im Herzen behalten hat. Noch heimischer als in Magdeburg ward ich in Erfurt, der anheimelnden, von Natur und Geschichte bekränzten Hauptstadt Thüringens, in der ein treubewahrter Schatten von kirchlicher Autonomie und ein altererbtes Nebeneinander von Protestantismus und Katholicismus den evangelischen Gemeinsinn lebendiger erhalten hatte als anderswo. Noch ehe mein lieber Freund und Schüler D. Bärwinkel hier vom einfachen Pfarramt aus seine umfassende kirchliche Wirksamkeit entfaltete, war ich durch Vorträge und Festpredigten Erfurts Gastfreund geworden. Aber mehr oder weniger ging es mir ähnlich in unsrer ganzen Provinz; sie war durchsetzt von anhänglichen alten Schülern oder dankbaren Vätern derselben, und wo ich erschien, zumal auf unseren Gustav-Adolfsfesten, fand ich mich in oft beschämender Weise, — denn mein eignes Personengedächtniß ließ viel zu wünschen übrig, — von herzlicher

Liebe und Verehrung umgeben. Wie oft, wenn ich das gehässige Geschreibe meiner theologisch-kirchlichen Gegner lesen mußte, das freilich nicht abriß, oder wenn ich die verleumderischen Warnungen hörte, mit denen mancher Student nach Halle entlassen worden war, ist mir der Shakespeare'sche Vers in den Sinn gekommen: „Hier ist des Hasses viel, doch mehr der Liebe!"

Es war allerdings an der Zeit, daß neue Freundschaft mir nachwuchs, denn schon war ich in das Lebensalter eingetreten, in welchem der Kreis der alten Freunde sich lichtet. Vor allem jene unersetzlichen Freundschaften starben aus, in denen es dem jüngeren Manne vergönnt ist, an einem älteren verehrungsvoll hinaufzuschauen. Ullmanns Tod habe ich oben erwähnt. Bereits im Jahre 1866 war ihm mein guter Pastor Schütte in Coblenz nachgefolgt, nach längeren Leiden, welche uns seiner nicht mehr hatten froh werden lassen. Viele seiner Zeitgenossen hatte der ehrwürdige Nitzsch wie überragt, so überlebt; aber schon an unserem Halle-Wittenberger Jubiläum, an welchem wir ihn, den letzten großen Wittenberger Theologen, so gerne in unsrer Mitte gesehen hätten, vermochte er nicht mehr Theil zu nehmen, und im Jahre 1868 hatte auch er, zweiundachtzigjährig, sein müdes Haupt zur Erde geneigt. Andere Lücken rissen die beginnenden siebziger Jahre: sie nahmen in Frankfurt den geliebten Seelsorger unserer Familie, Pfarrer Deichler, hinweg, und in Karlsruhe Freund Bissinger, den Treuesten der Getreuen. Noch bis zum Jahre 1874 verblieb uns Vater Bähr; dann legte auch er sich lebensmüde, wie ein Patriarch inmitten seiner Kinder und Enkel, zur Ruhe. Aber man gibt so ungern ein Stück Erde auf, das durch liebevolles Erlebniß unser eigen geworden, und so bemühte auch ich mich, die Zusammenhangsfäden mit den alten Heimstätten wenigstens nicht ganz abreißen zu lassen. In Frankfurt war mein alter Trierer Mithelfer Dr. Krebs als Senior und Consistorialrath an die Spitze des lutherischen Kir-

chenwesens getreten; er schrieb mir noch immer und nahm mich gastfrei auf. Mein alter Geschichtslehrer am Gymnasium, als Invalide ins Zimmer gebannt, rechnete es jedesmal als einen guten Tag, wenn ich kam und ihm aus der Welt draußen erzählte, und eine überalte, einsam übrig gebliebene Tante that mir noch immer im „Thiergarten" die Thür zur Stätte meiner ersten Erinnerungen auf. Auch mit Trier und Karlsruhe lebten liebevolle Beziehungen fort; alte Freunde berichteten von Zeit zu Zeit und gedachten wehmüthig der Tage segensreicher Gemeinschaft. Vor allem aber haben zwei rheinische Freunde dazu gethan, mir die alte schöne Zeit in die Gegenwart hineinragen zu lassen, indem sie nicht nur einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielten, sondern mich auch immer wieder in ihr gastfreies Haus riefen, mein einstiger Trierer Amtsgenosse Höpfner und mein academischer Jugendfreund Wolters. Der Austausch mit beiden blieb ein Stück meiner Lebensgeschichte, und auch ein Stück kirchlicher Zeitgeschichte hat sich in ihm gespiegelt.

Höpfner hatte, nachdem seine Kränklichkeit ihn zur Niederlegung des Trierer Militärpredigeramtes genöthigt, eine Hülfsarbeiterstelle im Kirchenregiment gesucht, in Berlin mit oberkirchenräthlichen Kreisen verkehrt, im Coblenzer Consistorium eine Zeitlang ausgeholfen, dann aber — ein wohlhabender und kinderloser Mann — es doch räthlicher gefunden, sich nach Neuwied zurückzuziehen und auf freie kirchliche Hülfsthätigkeiten zu beschränken. Hier war ich von Zeit zu Zeit sein gerngesehener Gast und hatte so nebenher die wehmüthige Freude, auf den Spuren der Wirksamkeit meines seligen Bruders zu wandeln. Ein ernster, treuer, gewissenhafter Mann von gutem Verstand und einer gewissen Strenge des Charakters, war Höpfner wie zum geistlichen Consistorialrath geboren, und nach Jahren ward er, bei gebesserter Gesundheit, unerwartet noch ins Coblenzer Consistorium berufen, in dem er bis an die Grenze des Greisenalters der Kirche nach besten Kräften gedient hat. Vermöge seiner Verbindungen mit

Berlin vermochte er mich über die dortigen evangelischen Kirchenregimentsverhältnisse — im Ganzen trostlose Verhältnisse — hin und wieder zu orientiren. Andererseits blieb er, elf Jahre älter und praktisch nüchterner als ich — zu mir in dem schon in Trier eingenommenen Verhältniß eines treuen Mentors, eines aufrichtig und liebevoll kritisirenden Freundes. Nicht in allem machte ich es ihm recht; — über meinen Altenburger Vortrag war er, zumal als er erst das darüber entstehende Aergerniß gewahrte, ziemlich unglücklich und begleitete meine weiteren Schritte mit Sorge. Orthodoxer und kirchlich conservativer als ich, erkannte er zwar die Unvollkommenheit unserer Dogmen an, hielt aber den Versuch sie zu verbessern zur Zeit für bedenklich und das Bemühen sie widerspruchsfrei denkbar zu machen mindestens für unnöthig, da ja der Glaube sich mit ungelösten Geheimnissen zufriedengebe. Ja es ging ihm wie vielen aufrichtig frommen und in weltlichen Dingen scharf denkenden Leuten, daß ihm mit der Auflösung der Unbegreiflichkeit etwas an der Offenbarung verloren zu gehen schien. Darin konnte ich ihm nun nicht folgen: mir war die Offenbarung eine Offenbarung und nicht eine Verhüllung, der biblische Begriff des „Mysteriums“ nicht der einer dem Denken unzugänglich bleibenden, sondern einer der Erkenntniß sich erschließenden übernatürlichen Thatsache und Wahrheit, und so wenig ich dem rationalistischen Wahn huldigte, als ob sich das Christenthum aus der menschlichen Vernunft in Form allgemeiner Ideen herleiten lasse, so fest hielt ich daran, daß es mit seinen Heilsthatsachen von der Vernunft sich fassen lassen und vor ihr bewähren müsse, — oder wie anders sollte man Glauben von Aberglauben unterscheiden? Gleichwohl ließ ich mir die Kritik und Mahnung des älteren Freundes gern gefallen, indem derselbe aus treuester Theilnahme an meiner Wirksamkeit redete, sich jedes Erfolges derselben wie eines eigenen freute, und überall, wo er folgen konnte, es an Anerkennung und Aufmunterung nicht fehlen ließ.

Wesentlich anders war ich mit meinem alten Studienfreunde Wolters daran. In seinem mystisch-speculativen Tiefsinn und freien geistigen Horizont nahm er an meinen theologischen Experimenten, auch wo er ihnen nicht gerade folgte, keinen Anstoß. Dagegen machte ihn sein resignirtes, melancholisches Temperament der Aufmunterung und Anstachelung meinerseits bedürftig. Vielseitig-hochbegabt, namentlich neben einer eminenten Befähigung auf Menschen und Verhältnisse praktisch einzuwirken eine ächte Gelehrtennatur, die sich in jede wissenschaftliche Specialität, insonderheit in geschichtliche Forschung mit Eifer und Erfolg vertiefen konnte, meinte er dennoch, dem übernommenen Pfarramt alle seine anderweitigen geistigen Anliegen zum Opfer bringen zu müssen, und ging in dasselbe — namentlich in die uferlos ausgebreitete Uebung der Seelsorge — mit einem selbstverzehrenden Eifer auf. Ich konnte nicht einsehen, daß das seine ganze und dauernde Bestimmung sein sollte, fand ihn vielmehr zum Professor der praktischen Theologie wie geschaffen, weit mehr als mich und andere, und ein Mann wie Hundeshagen, der jetzt der Bonner Facultät angehörte und Wolters hier kennen gelernt hatte, war ganz der gleichen Ansicht. Wir standen aber mit unserem Urtheil und unserer Empfehlung einer Unterrichtsverwaltung gegenüber, die mitunter ein ausgezeichnetes Geschick des Mißgriffs besaß. Dreimal hinter einander bewährte sie dasselbe gerade an Bonn und dessen praktisch-theologischem Lehrstuhl, während ebendort der gewiesene Mann, durch ausgezeichnete Arbeiten zur rheinischen Kirchengeschichte auch nach der gelehrten Seite legitimirt, mit Händen zu greifen war. Zuerst wurde Plitt aus Baden berufen, ein ehemaliger Bonner Pastor und durch erheiratheten Reichthum verwöhnter Mann, der als Professor so schwere Taktlosigkeiten beging, daß ihm die Bonner Gemeinde ihre Kanzel verbot und er seine Amtsentlassung anzubieten fand, die vom Minister mit beiden Händen angenommen ward. Ihm wurde Held aus Breslau zum Nachfolger gegeben,

ein vielversprechender Liebling Tholucks, aber bereits in Schlesien von einem Gehirnleiden derart heimgesucht, daß er in Bonn gar nichts zu leisten vermochte, vielmehr in eine Heilanstalt geschickt werden mußte, in der er keine Genesung fand. Jetzt trat die Facultät, an ihrer Spitze Hundeshagen, mit allem Nachdruck für Wolters ein; aber in Berlin zog man ihm Christlieb vor, einen begabten Prediger aus Württemberg, aber den besten rheinischen Traditionen, wie sie in Wolters lebendig waren, vollkommen fremd, dagegen der bedenklichsten, dem niederrheinischen Methodismus, wahlverwandt und als wissenschaftlicher Theologe eine orthodoxe Null.*) Die Facultät mußte sich begnügen, Wolters für seine aus selbstentdeckten Urkunden herausgearbeitete „Reformationsgeschichte der Stadt Wesel" zum Ehrendoctor zu machen; erst nach Jahren gelang es mir, ihn dennoch in eine Professur zu bringen, — leider nicht lange vor seinem Tode.

Ein anderes Freundesanliegen war es mir, den mit Arbeit überhäuften, auch mit der Superintendentur belasteten Mann, der wiederholt kränkelte, zu den nöthigen Ausspannungen zu bringen. Nur ein und das andere Mal gelang es mir, ihn zu einer gemeinsamen Erholungsreise loszueisen; solche Reisen gehörten dann zu meinen schönsten Erlebnissen. So eine Ferien-

*) Wenigstens war dies das Urtheil seines geistvollen Collegen J. P. Lange, der wider eine wissenschaftliche Vertretung der Orthodoxie keine Vorurtheile hatte. Ich darf das vielleicht hier mit einer Anekdote belegen, die man sich am Rhein erzählt und welche werth ist, dem Untergang entrissen zu werden. „Hören Sie, verehrter Herr College, sagte Lange eines Tages zu Christlieb: die Theologie ist ein Pferd, das muß man zu reiten verstehen. Die es nicht verstehen, die fallen herunter, die Einen nach links, die Andern nach rechts. Sie, verehrter Herr College, sind nach rechts heruntergefallen. Die Aerzte sind der Meinung, daß es für die Bedenklichkeit eines solchen Herunterfallens keinen Unterschied mache, ob es nach links oder nach rechts geschieht." Das geistreiche Gleichniß ist noch heute beherzigenswerth.

reise des Sommers 1869 ins Engadin und an die italienischen Seen, deren Gedächtniß dies Kapitel meiner Lebenserinnerungen abschließen mag. Von Thusis aus, angesichts der Via mala, ging's zu Fuß und zu Wagen nach Bad Alveneu, durch wild-zerrissenes Hochgebirge, über den Schyn- und den Albulapaß nach Pontresina. Hier trafen wir rheinische Bekannte, und dieselben überredeten uns, mit ihnen auf den Piz Languard zu steigen. Mit Alpenstöcken und zwei Führern, welche allen Ballast trugen, war's nicht allzuschwer, und doch zuletzt so anstrengend, daß von unseren drei Gefährten einer zurückbleiben mußte und ein zweiter dicht am Ziele ohnmächtig ward. Es war der höchste Gipfel, den ich je erstiegen; der Blick auf den uns gegenüberliegenden Schneekoloß der Berninagruppe und auf die zahllosen immer ferneren Bergspitzen und Alpenketten war majestätisch. Unter dem Steintisch, an dem wir saßen, zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel, lebten Mäuschen von den Brosamen der Besucher; hoch über uns schwebte ein Adler. — Welch ein Contrast, als wir zwei Tage nachher von dem in kaltem Nebel liegenden öden Malojapaß unzählige abgründige Serpentinen hinunter in Italiens laue Lüfte und prangende Vegetation hineinfuhren! Wir kamen in schwerem Regen nach Chiavenna; der freundliche Wirth im überfüllten Gasthof gab uns beiden sein eigenes Schlafzimmer; am anderen Morgen strahlte uns der reine tiefblaue Himmel Italiens. Und bald trug uns das Dampfboot durch die krystallene Flut des Comer Sees den Zaubergärten Bellagios entgegen. Der Abend auf der Villa Serbelloni mit den Blicken auf die beiden Seearme drunten und ihre von der untergehenden Sonne angeleuchteten Felsenufer war unbeschreiblich schön: so dachte ich mir einen neutestamentlichen Abend am See Genezareth. Und ebenbürtig war ihm der folgende Morgen im Park der Villa Melzi und im Saale der Villa Carlotta; — „Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach; Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach; Und

Marmorbilder stehn und sehn mich an: Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“ — Wir dehnten unsere Fahrt bis Mailand aus; in hellerleuchteter Nacht kamen wir an; auf der Palast an Palast schließenden Straße sang einer ein Ständchen zur Guitarre. Schon stand die prächtige Galleria Vittorio Emanuele mit ihren Glaswölbungen, schimmernden Läden und lichtstrahlenden Kuppel; noch großartiger, überraschender erhob sich hinter ihr der Dom, dieser feingegliederte weiße Marmorberg. Wir erklommen sein Dach, lustwandelten in diesem Wald von gothischen Marmorspitzen; aber unvergleichlich, überwältigend fanden wir vor allem den Innenbau, ein Wunderdenkmal deutscher Mystik auf wälschem Boden. Doch auch die ehrfurchtgebietende Schlichtheit des christlichen Alterthums in San Ambrogio ergriff uns, und Lionardos halbzerstörtes herrliches Abendmahl. — Unseren Heimweg nahmen wir über den Gardasee. Bei Riva sahen wir von der hohen Ponalstraße hinunter den Fischern zu, wie sie ihr großes Rundnetz auswarfen und wieder herauszogen, ganz wie die Jünger einst auf dem See Genezareth, und bei Torbole, im Vorüberfahren, sah ich die ersten Olivenbäume in der Nähe, — zwischen Felsen eingeklemmt einen ganzen Olivenhain mit seiner fahlgrünen, schwermüthigen Farbe und den wunderlich verkrümmten Stämmen, ein Bild des Gartens Gethsemane. — Nach allen diesen Herrlichkeiten der Fremde, wie heimelten doch schließlich unsere deutschen Alpen mit ihren Seen und Wäldern uns an! Wir wanderten den Achensee entlang bis Tegernsee, durchwandelten mit einander noch die Münchener Pinakotheken, und erst im altdeutschen Nürnberg trennten wir uns.

Sechstes Kapitel.

In hohen Zeiten.

Das weltgeschichtliche Jahr 1870 fand mich mit einer schriftstellerischen Arbeit beschäftigt, welche meine ganze Liebe und Muße in Anspruch nahm: ich arbeitete an einer Lebensgeschichte meines geliebten Lehrers Karl Immanuel Nitzsch. Eine Skizze seines Lebens, welche ich unmittelbar nach seinem Abscheiden in eine Kirchenzeitung geschrieben, hatte meinem Verleger den Wunsch eingegeben, eine ausführliche Lebensbeschreibung des seltenen Mannes von mir zu erhalten, und da dieser Wunsch meiner eigenen Neigung entsprach, auch die Familie den Gedanken mit Freuden ergriff und mir jede Hülfeleistung zusagte, so versprach ich, was zu halten allerdings die Mußestunden dreier Jahre kostete.

Das Jahr 1869 ging darüber hin, das hauptsächlichste Material zu sammeln und zu sichten. Ich erließ einen Aufruf, mir Briefe und sonstige Reliquien Nitzschs zur Verfügung zu stellen, was denn auch von verschiedenen Seiten, wiewohl sehr allmählich und bis zur Vollendung meiner Arbeit hin, geschah. Dann reiste ich nach Wittenberg, um mir die Wiege des zu beschreibenden Lebens, die alte „Superintendentur" und die ganze so Großes in kleinem Rahmen hegende Reformatorenstadt zu besehen, und ließ mir von den beiden hier noch lebenden Schwägern und Jugendgenossen Nitzschs, D. Schmieder und dem emeritirten

Archidiaconus Seelfisch, erzählen. Das Meiste und Beste erhielt ich doch von der Familie; sie stellte mir mit rückhaltlosem Vertrauen ihre gesammten Briefschätze von und an Nitzsch zur Verfügung, dazu alles, was sich sonst Handschriftliches oder aus der Oeffentlichkeit Verschwundenes vorfand, und unterstützte mich überdies durch werthvolle Aufzeichnungen aus ihrer Erinnerung. So floß mir nach und nach ein fast überreiches Material zu, das nur an Einer Stelle, für die in Wittenberg im Elternhause verbrachte Studienzeit, eine empfindliche Lücke behielt, indem die Hauptquelle, welche hier hätte fließen müssen, die Briefe Nitzschs an seinen Jugendfreund August Jacobs, nicht mehr aufzufinden war. Als die Briefe durchgesehen und excerpirt waren, galt es, die sämmtlichen Schriften des Verewigten zu durchwandern, und nicht nur diese. Ich wollte das zu entwerfende Lebensbild hineinstellen in den vollen Zusammenhang der Zeitgeschichte, mit der es in Wechselwirkung gestanden, und in dieser Lebensgeschichte zugleich ein urkundliches Stück deutsch-evangelischer Kirchengeschichte schreiben, und so hatte ich zugleich einer ganzen Reihe zeitgenössischer Vorgänge und Verhältnisse nachzugehen, welche mitunter nur aus Actenfascikeln oder durch private Erkundigungen klarzustellen waren.

Endlich mit dem Jahre 1870 kam ich zur Ausführung der ersten Hälfte meiner Arbeit, welche die vorzugsweise glückliche und erfolgreiche Lebenszeit Nitzschs, die Zeit bis zur Generalsynode von 1846 darzustellen hatte. Ich behandelte dieselbe nach Kräften mit der wissenschaftlichen Strenge des Geschichtschreibers, aber zugleich mit der künstlerischen Lust, die mich bei meinen schriftstellerischen Arbeiten, zumal den historischen, immer begleitet hat. Ein erstes Kapitel schilderte das Haus, in welchem Karl Immanuel, der Sprößling eines ehedem adligen, dann aber bürgerlich-pastoral gewordenen Geschlechtes erwuchs, das edle, liebevolle, deutsch-evangelische Pfarrhaus, in welchem der ehrfurchtgebietende Generalsuperintendent und Professor Karl Ludwig Nitzsch seine

Schaar blühender und begabter Kinder erzog. Das zweite Kapitel begleitete den sinnigsten der drei Söhne nach Schulpforte, jener eigenartigen Klosterschule, welche damals noch ausschließlicher als heute eine auserlesene Jugend mit dem Mark des klassischen Alterthums nährte und in originellen Formen einer Schulgemeinde erzog, — für Nitzsch nicht nur der Herd einer ausgezeichneten philologischen Bildung, sondern in begeisterter Anhänglichkeit an einen trefflichen Lehrer und einen edlen Jugendfreund zugleich die Stätte der reinsten Gemüthsentfaltung. Es folgte die Hochschulzeit, nach damaliger Weise auf Einer Landesuniversität, in Wittenberg, verbracht; sie gewann ihren bestimmenden Inhalt an dem theologischen System des Vaters, einer auf Kantischer Grundlage ruhenden, für ihre Zeit hervorragenden Vermittelungstheologie, welche mit einem formalen Supranaturalismus einen materialen Rationalismus von tiefem sittlichen Ernst und religiöser Wärme vereinigte; doch führten schon den Studenten Schleiermacher'sche Einflüsse über diesen Durchgangsstandpunkt hinaus. Der Hochschule folgte die „Drangsalsschule", die Schreckenszeit der Belagerung Wittenbergs von 1813 auf 1814, in welcher der junge Geistliche inmitten von Krieg und Seuche, Hungersnoth und Lebensgefahren sich als christlichen Charakter bewährt, und das große Erlebniß des deutschen Volkes, die aus den Freiheitskriegen entspringende religiöse Erfahrung und Vertiefung, sich in ihm persönlich vollzieht. Nach dieser schweren Zeit, über die wir eine eigene Erzählung von Nitzsch besitzen, entwickeln sich, Hand in Hand mit der Aufrichtung des deutschen Lebens aus den Ruinen, seine Lebensgeschicke in freundlicher Weise: die geliebte Universität Wittenberg lebt zwar nicht wieder auf, aber das Predigerseminar wird gestiftet und er wird theologischer Lehrer daran, begründet seinen Hausstand, verwaltet als Propst in Kemberg mehrere Jahre ein selbständiges Pfarramt und bringt die ersten Proben seiner theologischen Studien ans Licht. Auf Grund derselben erfährt er 1823 eine vorsehungsvolle „Ver-

pflanzung in fremdes Erdreich", aus sächsisch-lutherischem Boden in rheinländisch-reformirten oder vielmehr unirten: als Professor der Dogmatik und Universitätsprediger an die junge Universität Bonn berufen, ist er an der richtigen Stätte, um seine nicht mehr lutherische, aber um so mehr biblisch-evangelische Theologie zu entwickeln und von derselben aus zugleich einer presbyterial-synodalen Kirche fördernd zu dienen. Um die fünfundzwanzig rheinischen Segensjahre Nitzschs zur allseitigen Darstellung zu bringen, mußte ich meine Erzählung hier nach sachlichen Gesichtspunkten theilen, indem ich einmal seine theologische Stellung und Leistung von dem ersten Entwurf des „Systems der christlichen Lehre" bis zum grundlegenden Band der „Praktischen Theologie" verfolgte, dann seine kirchenpolitische Denkart und Wirksamkeit mittels seines großen Antheils an der Entwicklung der rheinischen Provinzialkirche zur Anschauung brachte, und endlich in der Schilderung seines persönlichen und häuslichen Lebens das innerste Geheimniß seiner ehrfurchtgebietenden, Herzenerobernden Stellung im öffentlichen Leben erkennen ließ. — Alle diese anziehenden und erhebenden Dinge zu schildern, ein Zeitalter und eine Lebensentfaltung, die schon im Frieden der Geschichte ruhten und doch so unmittelbar zur Gegenwart redeten, war nicht nur eine Arbeit, sondern zugleich ein geistiger Genuß, der mich im Stillen durch die tief-erregenden Ereignisse des Jahres 1870 hindurch begleitete.

Und nun rauschte in die von so edlen Geistern der Vergangenheit erfüllte Studierstube der Wogenschlag neuer Weltgeschichte allerdings unüberhörbar hinein. Zunächst der kirchliche; — es waren die Tage des vaticanischen Concils. Auch ich habe die Bedeutung dieses weltgeschichtlichen Unternehmens, welches noch heute von so Vielen für eine absurde Papstlaune gehalten und darum in verderblicher Weise gering geachtet wird, erst nach und nach verstehen gelernt. Daß der alte, theologisch ebenso unwissende, wie romantisch-schwärmerische Pio IX nach der Defini-

tion seiner persönlichen Unfehlbarkeit begehrte wie ein eitles Kind nach einem Diadem; daß seine verwöhnenden Gängler, die Jesuiten, ihm diesen Gefallen um so lieber thaten, als derselbe ihrer immer gehegten curialistischen Richtung entsprach und ihre alte Schulmeinung zum Dogma erhob; daß dies Dogma als tödtliche Waffe gegen allen Episkopalismus und gegen die vom Papstglauben sich einigermaßen emancipirende deutsche Theologie höchst erwünscht war, das verstand man ja schon. Aber ich glaube, daß man den weiten Horizont und kirchenpolitischen Scharfblick jener wohlgeschulten Berather des Papstthums unterschätzt, wenn man ihnen zutraut, aus lediglich so untergeordneten Motiven das unleugbar große und zweischneidige Wagniß des vaticanischen Concils und Dekretes unternommen zu haben. Nein, der Jesuitismus, der gegenwärtig ja die Seele des Papismus ist, hat größere Gesichtspunkte gehabt! Er hat sich klar gemacht, daß der religiöse, wissenschaftliche und sociale Freiheitstrieb, welcher — der Reformation entsprungen — die moderne Welt, auch die katholische, durchzieht, nicht anders zu bändigen sei als durch eine Dictatur über die Geister und Gewissen, durch ein mit persönlichster göttlichen Autorität den Massen aufzuredendes System des Aberglaubens und Fanatismus; sind erst die Massen in dasselbe gehörig eingeschult und die moderne liberale Cultur hinreichend eingeschüchtert, dann — so rechnen sie — wird es nicht schwer sein, auch dem modernen Staate den Fuß auf den Nacken zu setzen und auch in diesen argen nachreformatorischen Zeiten die Weltherrschaft des römischen Stuhles neu zu begründen. Aber dies Verständniß des vaticanischen Concils, nach welchem dasselbe allerdings der Ausgangspunkt eines weltgeschichtlichen Kampfes, ähnlich dem im elften Jahrhundert von den Cluniacensern entzündeten, bilden dürfte, ist mir erst nachmals, in meiner Beschäftigung mit dem Altkatholicismus aufgegangen; damals, im Concilsjahr, war mein geistvoller Freund in Bonn aufmerksamer und scharfsichtiger als ich. „Der Wellenschlag der Zeit", schrieb er mir schon im

Januar, „wird lebendiger. Hast du den Protest Doellingers gegen den Versuch, den Fehlbarsten unfehlbar zu machen, gelesen? Aber was hilft's? Der Materialismus hat die Massen um den Schwung der Begeisterung und des Pflichtgefühls gebracht; anstatt an dem großen Kampfe Theil zu nehmen, dormiunt omnes in utramque aurem. Die Jesuiten werden noch lange die Parole ausgeben. Es scheint in der Geschichte der Menschheit die Düngerbildung, die doch dem Aufkommen einer neuen Vegetation voraufgehen muß, langsam zu gehen." Und im Juni, als Optimisten sich von der Ueberzeugungstreue der deutschen Bischöfe in Rom noch etwas versprachen oder die ganze Sache für einen lächerlichen Handel hielten, schrieb er: „Das Concil geht seine Wege; die Opposition ist lendenlahm. Alle die Herren, welche gegen das Infallibilitätsdogma sind, stehen jetzt, fast am Ende der Verhandlung, noch nicht einmal da, wo Luther schon zu Worms stand, da er anfing; da er sagte: Ich kann nicht anders! Diese Herren können alle, wenn's sein muß, auch anders; die Sache ist ihnen nicht Gewissenssache, sondern Sache der Kirchenpolitik." Und in Bezug auf die mit verschränkten Armen zusehenden deutschen Staatsmänner fuhr der Brief fort: „Man braucht kein Prophet zu sein, wenn man vorher sagt: damit, daß Ihr das alles, was da vorgeht, als wahnsinnig und unbedeutend übergeht und mißachtet, werdet Ihr es nicht überwinden! Es schlummern Mächte der Finsterniß und des Aberglaubens in der menschlichen Natur, an die der Appell immer entsetzlich ist. Jetzt werden sie wachgerufen. Damit, daß man ihnen beweist, sie hätten kein Recht zu existiren, bannt man sie nicht. Löwen, Bären u. s. w. sind auch grobe Gesellen, die dem Menschen gegenüber eigentlich kein Recht haben; aber was thut's? sie fressen uns doch." — Das war eine ächte Prophetenstimme, aber, wie es die Regel ist, eine Prophetenstimme, über die man gelacht haben würde, wenn sie sich öffentlich hätte vernehmen lassen. So groß war die — nicht ohne Mitschuld auch der freier denkenden deutsch-

katholischen Theologie erwachsene — geistige Entfremdung zwischen den beiden Confessionen in Deutschland, daß wir Protestanten von Doellingers Reformbestrebungen so gut wie nichts wußten; daß sein dem Concil entgegengeschleuderter Janus, der Fußfall des stolzen Bischofs Ketteler in Rom um gnädige päpstliche Verschonung mit der persönlichen Unfehlbarkeit, sammt allen weiteren Erbärmlichkeiten, welche sich im Conciliumssaal von St. Peter auf beiden Seiten abspielten, zur Zeit nur wie ein entferntes Geräusch aus fremdem Hause in das unsere herübertönten. Da auf einmal, während in Rom unter einem den Tag in Nacht verkehrenden Unwetter die vaticanischen Dekrete bei Kerzenlicht verlesen wurden, entlud sich an der Seine das wohl auch von den Jesuiten angeschürte politische Gewitter: Louis Napoleon, gehetzt von seinem murrenden Volke und seinem bigotten Weibe, brach den Anlaß des deutsch-französischen Krieges vom Zaun.

In einem solchen Moment höchster Spannung und tiefster Erregung der Gemüther ist es das schöne Vorrecht des Predigers, die erschütternden Zeitereignisse unter Ewigkeitsgesichtspunkte zu stellen und damit die hehrsten Triebkräfte im Herzen seines Volkes wachzurufen. Ich hielt in jenem Juli, da beiderseits die Heere aufzogen, in der schwülen Pause zwischen der Kriegserklärung und den ersten Waffenproben zwei academische Predigten, „Unser Trost in der kommenden Kriegesnoth“ und „Unsere Siegeshoffnung im vaterländischen Kampfe“. Beide wurden von den tiefergriffenen Zuhörern sofort zum Druck begehrt,*) und so darf ich ihrer auch hier als Zeugnisse eines großen Momentes gedenken. Der ersteren hatte ich die majestätischen Schlußworte des Matthäusevangeliums zu Grunde gelegt. „In der Welt habt ihr Angst, hat einst in der Scheidestunde der Herr zu seinen Jüngern gesagt. Er hat gewußt, wie es den Seinen damals

*) Halle, Verlag von G. Emil Barthel, 1870.

zu Muthe war; er weiß auch, wie es uns heute zu Muthe ist; wie die tiefe Erregung, die ängstigende Sorge, die bange Frage an die Zukunft unsere Herzen erfüllt. Das Vaterland ist in Gefahr, meuchlings überfallen mit einem Kampfe auf Leben und Tod, — muthwillig wieder jener flammende Abgrund eröffnet, der alle wildesten Leidenschaften herbergt; jener blutige Strom entfesselt, in dem Tausender Glück, Liebe, Leben untergehen soll! Und das alles unversehens, über Nacht, schneller als am blauen Sonnenhimmel ein Wetter sich zusammenzieht, um mit seinen Donnern und Blitzen die Erde zu schrecken: und noch in der Verwirrung dieses Ueberfalls kommen wir hieher, an die Stätte des Friedens, an die Pforte der höheren Welt, und suchen Sammlung, Trost, Frieden, den die Welt nicht geben kann. Und wir sollen ihn finden. Finden in Dem, der da sprechen durfte: Ich habe die Welt überwunden. . ." Und nun wandte ich die drei Abschiedsworte des Herrn auf die vaterländische Lage an. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden: es gibt ein allgewaltiges Gottesreich über den Machtreichen dieser Welt, das nicht nur den im Herrn Sterbenden eine Zuflucht im Himmel gewährt, sondern auch mit seinen Gerichten über Gut und Böse verborgen über die Erde schreitet. Es ist noch kein Volk innerlich gediehen und genesen, das Zucht verachtet und mit der Sünde gespielt hat. Es hat noch kein Reich Bestand gehabt, das, statt Gerechtigkeit zum Fundament zu nehmen, auf kluge Ausbeutung aller schlechten Seiten des menschlichen Herzens seine Macht begründete. Es hat noch kein Thron gehalten, der statt auf ehrlichen göttlichen Beruf und auf treues Mitarbeiten und Mitleiden mit des Volkes Wohl und Wehe auf Gewaltthat, Eidbruch und planmäßige Lüge gebaut war. Ruhig und majestätisch thront der ewige Weltregent ungesehen über solch einem hochaufgerichteten Koloß von Gewaltthat und Arglist, der vielleicht eine Zeitlang das Staunen der Welt erregt, und dennoch auf thönernen Füßen steht: da auf einmal

rollt, von unsichtbarer Hand in Bewegung gesetzt, ein Stein vom Berge herab, der dem ehernen Bild die thönernen Füße zerschmettert und es zum wüsten Trümmerhaufen macht, zu einem Zeichen göttlichen Gerichts vor allen Völkern. Meine Freunde, vielleicht ist es der letzte Act einer solchen Entwicklung, was sich jetzt vor unseren Augen vollzieht; vielleicht ist es unserem Volke gegeben, in der Hand Gottes der rollende Stein zu sein, der solch ein Gebilde zertrümmert." — Aber dem Sturz des Bösen muß ein Aufblühen des Guten an die Seite treten; durch die Wirren und Kämpfe der Weltgeschichte hindurch hat die Verwirklichung des Reiches Gottes zu schreiten, das „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", und so war es das weitere Ziel der Predigt, an der Hand dieses Wortes dem deutschen Volke seine christliche Sendung unter den Völkern ins Gedächtniß zu rufen, es von den falschen Götzen zurückzurufen zu den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und es zu mahnen, daß es auch in der kommenden Kriegesnoth dies sein Bekenntniß in Werken der helfenden, pflegenden und erbarmenden Liebe bewähre. Endlich für alle Trübsal und Trauer, welche die Kriegsgeschicke für den Einzelnen im Schooße tragen konnten, wurde hingewiesen auf die Quelle des besten und allein ausreichenden Trostes: „Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." — Die andere Kriegspredigt begründete „unsere Siegeshoffnung im vaterländischen Kampfe" auf das Schriftwort „Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Der Herr ist ein Gott der Macht, der Gerechtigkeit und des Erbarmens. Auch das Schicksal dieses Krieges liegt in seiner allmächtigen Hand, — er ist der Gott der Schlachten. Und er wird die gerechte Sache nicht unterliegen lassen, denn er ist ein Gott der Gerechtigkeit. Aber wir liegen vor ihm „nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf seine große Barmherzigkeit", — wir dürfen auf seine Hülfe nur hoffen, wenn wir unsere Verschuldungen bekennen und uns zu

Ihm bekehren. „Darauf wollen wir uns, wollen wir Ihm das Wort geben in dieser entscheidungsvollen Stunde. Selbst uns fester und tiefer zu gründen in das, was wie des Einzelnen, so des ganzen Volkes einiges Heil ist. Mannhafter Zeugniß abzulegen mit Wort und That wider alles gottlose und unchristliche Wesen, das in unserer Mitte sich hervorwagt, und fester, treuer zusammenzustehen in der Losung: Im Nothwendigen Einheit, im Ungewissen Freiheit, und Liebe in allem. Zu beten und zu arbeiten, daß diese Zeit des Kampfes und der Noth eine Zeit der Umkehr unseres Volkes zum lebendigen Gott werde und ein Anfang neuer Verklärung seines Sohnes im deutschen Geist und Gemüth. . ."

Das war klar, daß es sich in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein Deutschlands handelte, um die Krönung unserer halbgewonnenen Einheit, oder um deren Zertrümmerung und ebendamit um ein Hinuntergestoßenwerden unseres Volkes in ohnmächtige Verzweiflung. Und doch war es anfangs nicht einmal sicher, daß ganz Deutschland zusammenstehen werde. In München haben die Wagschalen geschwankt, und ob die nachher so sehr gefeierte Entscheidung des Königs Ludwig eine ganz freiwillige war, darüber gab und gibt es verschiedene Lesarten. Aus dem Königreich Sachsen schrieb mir ein ernster Mann: „Ich habe einen Drohbrief aus Dresden bekommen, weil ich nicht ‚mit den Franzosen den Uebermuth der Preußen rächen will.' Aus sehr hohen Kreisen — ich meine nicht unseren braven König — hört man noch Schlimmeres, was eigentlich Landesverrath ist. Doch — fuhr der Brief fort — unsere Jugend ist in bester Stimmung, und hoffentlich bewirkt die allgemeine Begeisterung, daß derartige Gelüste, über 1866 abzurechnen, verstummen." Es geschah wie diese Worte hofften; die volksthümliche Begeisterung riß alle Widerstrebenden mit sich fort; ein allgemeiner Wetteifer des Mitziehens, Helfens, Dienens entstand. In meiner Vaterstadt waren die Gemüther wie umgewandelt; eben noch über 1866

tief verbittert, that man sich jetzt durch großartige Hülfsleistungen hervor. Unsere Studenten drängten sich zu den Fahnen; leider wurden uns in den nächsten Tagen zweie todt zurückgebracht, die den ungewohnten Anstrengungen des Ausmarschs erlegen waren; — ich hatte ihnen die Grabrede zu halten. Dann kamen dunkle, falsche Gerüchte von einer Einnahme und Niederbrennung Saarbrückens. Aber sie wurden widerlegt durch die fast unglaubliche Heldenthat von Spicheren, und schon vorher hatte der herrliche Sieg des Kronprinzen bei Wörth das Zusammenstehen von Süd- und Norddeutschland mit Blut besiegelt und jenen beispiellosen Siegeslauf eröffnet, der uns von da an fast Tag um Tag über Bitten und Verstehen mit guten Botschaften überschüttete. Nur wenige Wochen, und dieser Siegeslauf empfing in dem Triumph von Sedan, in der Nachricht von der Gefangennahme des französischen Kaisers mit seinem ganzen Heere eine Krönung, die nahezu unfaßlich war. Es war ein wunderbarer Tag auch bei uns, dieser Tag der Botschaft von Sedan: die Menschen liefen auf dem Markte zusammen, gaben sich die Hände, bestätigten einander das Unglaubliche, lasen mit Thränen in den Augen die frommen Worte unseres Königs. Niemand hat das Gemeingefühl jener Tage schöner ausgedrückt als Emanuel Geibel in seinem Siegesjubelliede „Nun laßt die Glocken Von Thurm zu Thurm Durchs Land frohlocken Im Jubelsturm", in seiner biblisch-apokalyptischen Zeichnung des dreitägigen Entscheidungskampfes:

Da nahm die Wage des Weltgerichts
Am dritten Tage der Gott des Lichts,
Und stieß den Drachen vom gold'nen Stuhl
Mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun war ja freilich der Krieg noch nicht, wie wir anfangs meinten, zu Ende. Er verwandelte sich vielmehr aus einem acuten in einen chronischen. Die Belagerungen von Metz, von

Straßburg, von Paris zogen sich im Vergleich mit den seitherigen raschen Entscheidungen lange hin. Der Winter kam mit ungewohnter Strenge und verschärfte die Mühsale unserer Soldaten; der von den Franzosen angestrengte erbitterte Volkskrieg forderte vielleicht größere Opfer als die großen Schlachten des Anfangs; auch mein Freund Wolters verlor einen Schwager bei Amiens, einen trefflichen Menschen und Officier, und so hatten Unzählige zu trauern. Die Pflege der Verwundeten und Kranken, überhaupt die Lasten des Krieges nahmen immer größere Maßstäbe an. Ich begleitete auch diese Phase des schweren nationalen Ringens in meinen Predigten, und als nun die Stimmungen trüber wurden, als aus dem mißgünstigen Ausland die Zumuthung sich herandrängte, den Krieg großmüthig zu beendigen und auf den gerechten und nothwendigen Ertrag desselben, die entfremdeten deutschen Provinzen, zu verzichten, da wagte ich es, auch einmal „den Krieg im Lichte des Evangeliums" zu betrachten. Ich ging aus von dem Worte Jesu Matth. 24, 6: „Ihr werdet hören Krieg und Kriegsgeschrei, — das muß alles geschehen", und führte aus, was der Krieg vom menschlich-sittlichen, und was er vom göttlich-weltregierenden Standpunkte aus sei. „Der Krieg eine Ausgeburt menschlicher Sünde, und doch unter Umständen eine pflichtmäßige Uebung von Recht und Gerechtigkeit: der Krieg ein Gericht des zürnenden Gottes, und doch möglicherweise eine Erweisung seiner im Züchtigen segnenden Liebe." — Nur wenige Tage nachher, und die Kunde von der in Versailles vollzogenen Herstellung des deutschen Kaiserthums hob die Gemüther wieder hoch empor. Das vaterländische Ideal von Generationen war erfüllt, die Unbilden von Jahrhunderten gesühnt; Deutschland, seit dem dreißigjährigen Kriege, ja seit dem Untergang der Hohenstaufen der Märtyrer der abendländischen Geschichte, war zu seinen höchsten Ehren wieder hergestellt. Wie hätte sich die academische Predigt der Feier dieses idealsten Ergebnisses unserer Siege entziehen dürfen?

Ich wählte den Text 1. Petr. 5, 5: „Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade", und wandte, nachdem ich den Spruch als Gesetz sittlicher Weltordnung überhaupt erklärt, die erstere Hälfte auf Frankreichs Haltung und Schicksal in diesem Kriege, die zweite auf Deutschland und seinen königlichen Führer an. „Was Jahrhunderte hindurch uns schmerzlich gefehlt, was die Sehnsucht aller treuen deutschen Herzen war; was noch vor wenigen Monaten hoch über uns schwebte als ein nur in Güte erreichbares, in Güte aber eben unerreichbares Ziel, — die Einigung der deutschen Stämme zu Einem Reiche — wie ist es im Sturm dieses Krieges zu Stande gekommen als ein Wunder vor unseren Augen! So daß wir ausrufen müssen: ja Herr, du lenkest der Menschen Herzen wie die Wasserbäche; daß wir unseren Feinden zurufen möchten wie Joseph einst seinen Brüdern: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie nun am Tage ist. Wie könnten wir sie genugsam feiern, die hochfestliche Stunde deutscher Weltgeschichte, welche wir eben erlebt haben! Der deutsche Heerfürst, der Erbe jenes großen Kurfürsten, der einst in der traurigsten Zeit unseres Vaterlandes die von dem hoffährtigen Ludwig XIV. vertriebenen Glaubensflüchtlinge aufnahm, der selbstverleugnend seine kleine Kraft einsetzte wider den angeblich großen König, den Verwüster und Entehrer Deutschlands, den Entzünder des französischen Uebermuthes, der jetzt auch diesen Krieg entfacht hat, — dieser deutsche Heerfürst jetzt den Schmerzensruf des großen Ahnen erfüllend: Exoriare aliquis meis ex ossibus ultor! Der Enkel des großen Kurfürsten vor den Thoren des von deutschen Waffen umringten Paris, in eben den Prunksälen Ludwigs XIV., in denen die frechsten Anschläge wider unser Vaterland ausgebrütet worden sind, inmitten der geeinigten Fürsten und sieghaften Fahnen Deutschlands die alte Kaiserherrlichkeit wieder aufrichtend, — nicht weil er's gesucht, nicht weil er danach getrachtet, — nein,

weil Gottes wunderbare Fügung ihn von Stufe zu Stufe zum Hersteller des deutschen Reiches berufen und nun ihm auch das gegönnt hat, den Raub jenes vierzehnten Ludwig wiederzubringen: wie ließe sich eine großartigere Poesie der Thatsachen ausdenken als diese Fügung der Dinge; wie eine gewaltigere weltgeschichtliche Predigt über den Text: Den Hoffährtigen widerstehet Gott, aber den Demüthigen gibt er Gnade?" — Endlich im schönen Frühling kam der Tag, an dem wir mit dem Sieg auch den Frieden feiern durften, — „Gottlob, nun ist erschollen Das edle Fried- und Freudenwort, Daß endlich ruhen sollen Die Spieß und Schwerter und ihr Mord." Ich wählte zum Text ein apostolisches Wort, das für das deutsche Volk jener Tage wie gemacht war, Röm. 11, 22: „Darum schaue an die Güte und den Ernst Gottes, — Den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, sofern du in der Güte bleibest." Wenige Wochen zuvor war es uns in Halle zu Theil geworden, den alten König und jungen Kaiser vor unseren Thoren festlich zu begrüßen. Er kam auf der Heimfahrt von dem bezwungenen Paris, umgeben von seinen Paladinen, dem ritterlichen Kronprinzen, dem gewaltigen Kanzler und dem großen Schlachtendenker, und nahm eine Abordnung der Stadt und Universität freundlich an. Da ich eben theologischer Dekan war, durfte ich an der denkwürdigen Begegnung theilnehmen. Unser Oberbürgermeister reichte mit bewegten Worten dem Kaiser einen Ehrentrunk in silbernem Pokal; der Kaiser nahm denselben, aber ehe er trank, richtete er an uns aus überströmendem Herzen eine Ansprache, in der er für alles ihm Gelungene Gott allein die Ehre gab, und indem er sprach, fielen ihm die hellen Thränen in den Becher hinein. —

„Wie mir deine Freuden winken Nach der Knechtschaft, nach dem Streit: Vaterland ich muß versinken Nun in deine Herrlichkeit," — diesen Vers habe ich dem „Kaiserherold" von 1815 nachgefühlt in verschiedenen Fahrten, die sich mir unmittelbar

an die lange, bange Kriegszeit anschlossen. Ich hatte schon im September 1870, in der Meinung, der Krieg sei mit Sedan zu Ende, mit meinem nun vierzehnjährigen Sohne eine Wanderung durch ein Stück deutschen Alpenlandes unternommen. Von Passau aus, dessen großartige Lage wir bewundernd genossen, gelangten wir Donau-abwärts an den herrlichen Gmundener See, machten von da einen Ausflug an den Attersee, wanderten über Ischl nach dem wie ein Schwalbennest am Seeufer hangenden Hallstadt, weiter nach Gosau und an den Fuß des in seinem einsamen Bergwasser sich spiegelnden Dachstein und kamen über Abtenau und Golling nach der schönstgelegenen deutschen Stadt, nach Salzburg heraus. In Gmunden wie in Attersee standen anhängliche Hallenser Schüler von mir als Prediger, — ihre Gemeinden durchgewinterte Ueberreste aus einer anderthalbhundertjährigen Verfolgungszeit, die den französischen Dragonaden nichts nachgegeben hatte. Auch der Wirth in Salzburg war ein treuer Protestant und kannte mich noch vom Lübecker Gustav-Adolfs-Fest. Alle diese Deutsch-Oesterreicher freuten sich der Erhebung Deutschlands wie ihrer eigenen. Als wir in die Nähe des ganz evangelischen Gosau kamen, gaben die Kinder am Wege uns Fremden die Hand, nicht um zu betteln, sondern nach freundlichen Ortssitte. Ein sauberes Mädchen wanderte, von der Alm kommend, desselben Weges; sie schloß sich uns an, um etwas aus der Welt und sonderlich vom Kriege zu hören. Als sie erfuhr, daß auch wir Protestanten seien, griff sie in ihren Korb und nöthigte uns, von den Birnen zu essen, die sie nach Hause trug. Dann kam sie mit ihrer letzten, angelegentlichen Frage heraus: Nichtwahr, der Krieg ist ein Religionskrieg? Ich suchte ihr deutlich zu machen, in welchem Sinne man das sagen könne; — wehe uns Protestanten, wenn Deutschland unterlegen wäre!

Im Frühling 1871, noch mitten zwischen den rückströmenden Soldatenzügen, führte mich eine Vortragsreise nach Bremen.

Ich genoß die unübertreffliche Gastfreundschaft dieser ächt deutschen Stadt und sah alte Freunde wieder, vor allen meinen alten Studienfreund Torstrik. Er war noch der Alte, mit dem Kopf ein Heide, mit dem Herzen ein Christ, mir aber zärtlich zugethan. Eine Rheinreise nach Neuwied und Bonn schloß sich an. Ich hatte meine eben confirmirte ältere Tochter nach Neuwied in Pension zu bringen, und konnte sie an das Grab meines Bruders Franz und in das Haus meines Freundes Höpfner führen. Dann suchte ich Wolters auf, der sich in den Bonner Kriegslazarethen krank gearbeitet hatte, aber in der Genesung war und der Einweihung der wesentlich durch sein Verdienst zu Stande gekommenen neuen evangelischen Kirche entgegenging. Wir sahen mit einander einen Zug französischer Kriegsgefangenen abfahren, leichtlebiges Volk, das als Abschiedsgruß die in Deutschland gelernte „Wacht am Rhein" sang. — Aber die rechte Nachfeier des großen Krieges und Friedens genoß ich in den Sommerferien mit Frau und Kindern im bairischen Hochland. Wir fuhren über den Starenberger See nach Kochel, und da wir den Aufenthalt hier nicht lohnend fanden, gingen wir weiter an den stillen großen Walchensee hinauf. Hier zwischen waldigen Bergen und dem zauberhaften Wasserspiegel, in dessen siebenstündigem Umkreis nicht hundert Menschen wohnen, verlebten wir glückliche Wochen. In dem einzigen Dörfchen bot ein mäßiges Gasthaus und ein wohnliches Bauernhaus äußere Genüge; eine treffliche Dresdener Familie, welche ein schweres Schicksal hinter sich hatte, und ein liebenswürdiger Leipziger Student, Reconvalescent aus dem französischen Kriege, in dem er als Krankenpfleger gedient hatte und knapp daran vorbeigekommen war als Spion erschossen zu werden, theilten diese einfache Existenz mit uns und bildeten unseren angenehmen täglichen Umgang. Aber ein festliches Ereigniß im bairischen Gebirge wirkte bis in diese Einsamkeit hinein: das Oberammergauer Passionsspiel, im Vorjahr des Krieges wegen ausgefallen, fand nach elfjähriger Pause eben wieder statt,

und täglich kamen Rückreisende von dort, die nicht genug davon zu rühmen wußten. Ich hatte ein Vorurtheil gegen diese Darstellung des Heiligen auf einer Bauernbühne und beabsichtigte nicht hinzugehen, aber das Urtheil des greisen Generalsuperintendenten D. Frommann, den wir auch einen Tag bei uns sahen, warf meinen Vorsatz um, und ich sollte es nicht bereuen. Es war eine zehnstündige Gebirgswanderung, die ich mit jenem Leipziger Studenten unternahm, anfangs auf menschenleeren Waldpfaden, zuletzt in einem wallfahrtähnlichen Menschenstrom; am zweiten Abend lag das ländliche Oberammergau vor uns. Wir fanden in dem überfüllten Orte doch freundliche, anspruchslose Aufnahme; die Einwohnerschaft — nicht gewöhnliche Bauern, sondern Bildschnitzer und so für das Passionsspiel, an dem sie nahezu alle betheiligt sind, in etwas künstlerisch geschult — machte wenigstens damals noch den Eindruck unverdorbener Einfalt. Am folgenden Morgen gings zum riesigen bretternen Schauspielhaus; eine große Volksbühne, in welche die Berge und der blaue Himmel hineinschauten, an ein griechisches Riesentheater erinnernd, nahm uns unter fünftausend still und ernst-werdenden Zuschauern auf. Und nun entfaltete sich vor uns ein von plastisch-malerischen und musikalischen Mitteln unterstütztes Drama ganz unvergleichlicher Art. Ein würdevoller Chorführer in der Gewandung altdeutscher Malerei eröffnete dasselbe mit einem Prolog, welcher der Aufführung den Charakter einer Andacht verlieh. Das Kunstwerk selber beruhte auf dem Ineinandergreifen der dramatisch dargestellten neutestamentlichen Geschichte und einer zwischen die Scenen derselben eintretenden Reihe lebender Bilder aus dem Alten Testament als stummer prophetischer Vorspiele der neutestamentlichen Geschehnisse, wozu als dritter Factor der Chor kam, der im Gesange das Alttestamentliche erläuterte und das Neutestamentliche feierte. Zwar war der Text, soweit er über das Bibelwort ausführend hinausging, eine Arbeit von mäßigem Geschick und Werth, und die Musik desgleichen; da-

gegen die malerische Darstellung, bald Einzel- bald Massenbilder bietend, war meisterhaft, oft entzückend schön, und die dramatische war naiv und edel. Vor allem aber bewährte in letzterer die biblische Geschichte selbst eine überraschende und geradezu überwältigende Macht. Als nach den ersten vorbedeutenden Bildern, der Vertreibung aus dem Paradiese und der „Andacht zum Kreuz", Jesus auf der Eselin reitend erschien, umjauchzt vom Volke und von seinen Jüngern, er selber stiller Ergebung Bild, da konnte ich und konnten Hunderte mit mir uns der Thränen nicht enthalten. Und so oft im Folgenden mir die Sorge kam, daß die Darstellung des Heiligen oder Furchtbaren oder Uebernatürlichen, daß die Abendmahlsstiftung, der Gethsemanekampf, die Kreuzigung, die Auferstehung und Himmelfahrt auf der Bühne anstößig, ja unerträglich ausfallen müsse, so oft ward diese Besorgniß durch die ebenso kindliche wie würdevolle Ausführung, die an den Styl unserer altdeutschen Malerei gemahnte, widerlegt. Sieben Stunden saßen wir so, eine kurze Mittagspause abgerechnet, in unermüdeter Spannung, und machten dann abermaligen Tausenden Platz, welche für den folgenden Tag in das Dorf einströmten.

Ich habe damals und jedesmal, wenn ich in den bairisch-österreichischen Alpenländern mich aufhielt, einen lebhaften Eindruck davon gehabt, welch jugendfrische unverbraucht-originale Kräfte deutschen Volksthums gleichsam unter der Decke eines naiven Katholicismus sich hier erhalten haben, mit der Bestimmung, sich mit unserer so ganz anderen norddeutsch-protestantischen Art in gedeihlichem Austausch zusammenzuschließen und so eine neue reiche Entfaltung des deutschen Geistes mit zu begründen. Damals schien durch das junge deutsche Reich und die junge Liebe zu diesem Reiche zu einem solchen Austausch ein verheißungsvoller Anfang gemacht. Als die Gesellschaft am Walchensee sich auflöste, siedelte ich mit den Meinigen noch für eine Woche nach Garmisch bei Partenkirchen über.

Wir besuchten die abgründige Partnachklamm und stiegen aus ihren Schatten zu der lieblichen Graseck empor. Da droben im Försterhaus stand ein kleines Heiligthümchen, eine Gypsbüste zwischen schönen Topfgewächsen; wir besahen uns dieselbe näher; es war — Bismarck, den der bairische Förster hier unter seine Laren aufgenommen hatte. Das war damals die Stimmung im Baiernland. In München hingen in den Fenstern der Kunstläden die Bildnisse des deutschen Kaisers und des deutschen Kronprinzen an den Ehrenplätzen; König Ludwig, so bildschön er war, war nebenseitlich untergebracht. Und noch drei Jahre nachher habe ich diesen Zug der Anhänglichkeit an die großen Ergebnisse von 1870 in Oberbaiern lebendig gefunden, unter dem erneuten Eindruck von der unerschlossenen Gediegenheit des dortigen Volksgemüths. Wir nahmen damals unsere Ferienaufenthalte wiederholt in „Reit im Winkel", einem südlich vom Chiemsee dicht an der Tyroler Grenze gelegenen Dörfchen, das zwischen schönen Wäldern und Bergen, den „hohen Kaiser" im Hintergrund, eine anmuthige, einfache Sommerfrische darbot. Es war im Jahre 1874, als dort der 2. September nahte und ich mich mit dem Jenenser Professor Delbrück in dem Gedanken begegnete, eine kleine Sedanfeier anzuregen. Unsere Frauen und Kinder nahmen sich der Sache an, die Wände des größten Wirthszimmers wurden mit rothwollenen Bettdecken, mit Kränzen und Guirlanden decorirt; dazwischen prangte ein glücklich aufgetriebener Farbendruck: Kaiser Wilhelm, wie er verwundete Soldaten besucht; ein Porträt König Ludwigs II. fand sich auch, und der Wirth gab seinen Pulvervorrath zu effectvoller Eröffnung des abendlichen Festes her. Wir hatten alle eingeladen, Einheimische und Gäste, und mit Ausnahme des katholischen Pfarrers kamen sie alle, vom pensionirten Minister an bis zum Grenzjäger und Holzknecht. Der wackere Lehrer gab der Feier eine weihevolle Einleitung, indem er auf dem gegenüberliegenden Friedhof an den Gräbern der inzwischen verstor-

benen Kriegskameraden einen Trauermarsch blasen ließ; dann hielt ich eine kleine Rede auf den Kaiser, und Delbrück desgleichen auf den König Ludwig, unter athemloser Andacht und begeistertem Beifall der Leute. Hierauf erhob sich ein einfacher Holzknecht, ein mir schon bekannter sinniger Mensch, dankte in wohlgesetzten Worten den Fremden für die veranstaltete Festlichkeit und gab ein Erinnerungsbild des damaligen Auszugs zum Kriege, das uns beredter dünkte als unsere Professorenreden. Nun hatten wir den Leuten weiter nichts zu bieten als das Bier, für welches aufzukommen wir dem Wirth erklärt hatten; aber sie selbst übernahmen die Fortsetzung des Festes. Zitherspiel, Gesänge und Scherze, zuletzt ein Tanz in Ehren hielten die Stimmung bis nach Mitternacht auf gleicher Höhe, und nichts Rohes oder Ungeziemendes kam vor. Eine helle, dankbare Freude über diese vaterländische Feier blieb im Dorfe zurück. Aber obwohl wir auch in den folgenden Jahren wieder nach Reit kamen, die Sedanfeier kehrte nicht wieder. Der Pfarrer hatte inzwischen den Leuten zu erkennen gegeben, daß er keine Sedanfeier wolle, und obwohl sie sonst keine Pfaffenknechte waren, wagten sie doch nicht, der „Kirche" zuwider zu handeln.

Das war bis ins letzte oberbairische Dorf hinein die Spur einer Macht, die sich inzwischen weit und breit wider den deutschen Reichsgedanken erhoben hatte und die im katholischen Deutschland mächtiger war als dieser Gedanke. „Ich kann diese (vaticanische) Lehre nicht annehmen, hatte der weitschauende Döllinger seinem Erzbischof geschrieben, nicht als Christ, nicht als Theologe, nicht als Geschichtskenner, — auch nicht als Bürger; denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, falls sie bei dem katholischen Theil des deutschen Volkes herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das neuerbaute Reich einpflanzen würde." Und nun hatte Fürst Bismarck sie im katholischen Theil des deutschen Volkes die

Herrschaft antreten lassen. Ich komme hier auf den wundesten Punkt im Lebenswerke des großen eben abgeschiedenen Reichskanzlers, einen Punkt, über den ich nicht weggehen kann, weil er mein ganzes Leben von da ab wesentlich mitbedingt hat, und über den ich heute nach Bismarcks Tode nicht anders reden kann, als ich bei seinen Lebzeiten darüber geredet habe. Wer wollte die monumentale Größe des Verewigten verkleinern oder als Deutscher ihm den bewundernden Dank versagen, daß er unserm Volke zu dem verholfen hat, wozu kein Anderer ihm verhelfen konnte, und was wir ohne innerlich zu Grunde zu gehen nicht länger entbehren konnten? Sein Name wird im Gedächtniß des deutschen Volkes fortleben, unsterblich, so lange es ein seiner selbst bewußtes deutsches Volk gibt. Aber einmüthig wird diese dankbare Bewunderung sich nur beziehen auf die wahrhaft heroische Zeit seines Lebens, von seinem Eintritt in den preußischen Staatsconflict bis zur Begründung des deutschen Reiches; — was nachher gefolgt ist, das wird eine unbefangene Geschichtschreibung kritischer ansehen, als die gegenwärtige Heroenverehrung es thut. Und auch in jener heroischen Lebenszeit und Lebensthat wird sie eine Schranke des politischen Genius anerkennen, die vielleicht, um ihn nach anderen Seiten so mächtig werden zu lassen, unvermeidlich war, die aber bei der Größe des Mannes auch nur von größter Tragweite sein konnte, — die unzulängliche Würdigung idealer Factoren im Volksleben, das mangelnde Verständniß insonderheit für kirchliche Mächte. Es ist doch heute geradezu eine eingetroffene Weissagung, was mein tiefblickender Bonner Freund mir schon am 21. November 1870 schrieb: „Es ist schlimm, daß Bismarck so ist, wie er ist. Als einem Politiker au fond ist ihm der Sperling in der Hand — oder auch, wenn's sein muß, ein Dompfaff oder Kardinal — lieber als eine Taube auf dem Dach. Er rechnet mit augenblicklich zu verwerthenden Existenzen, nicht mit Idealen; mit Bäumen, und nicht mit Keimen. Wir werden diesen Mangel

an Schwung in der Fassung kirchlicher Fragen einmal theuer bezahlen müssen, und was seit Jahren in Verhätschelung der jesuitischen Richtung auf Kosten der ächt katholischen gesündigt worden ist und gesündigt wird, noch bitter bereuen." Daß Reiche nicht blos mit Blut und Eisen zusammenzuschmieden und nicht blos durch politische Bande und materielle Interessen zusammenzuhalten sind; daß hiezu auch eine Gemeinschaft des geistigen Lebens und eine Freiheit von geistiger Fremdherrschaft gehört; daß eine undeutsche absolute Monarchie, welche die Geister und Gewissen von sechzehn Millionen Deutschen entweder mittelst blinden Glaubens beherrscht oder durch unvergleichlich organisirte Machtmittel einschüchtert, die denkbar größte Lebensgefahr für unser Volk und Reich ist, das hat Fürst Bismarck gewiß momentweise gedacht und gefühlt, aber seinem politischen Handeln ernstlich und beharrlich zu Grunde gelegt hat er es nicht.

Allerdings den katholisch-protestantischen Gegensatz, der durch das Leben des deutschen Volkes geht, konnte er nicht ausgleichen. Allein dieser Gegensatz wäre ein national zu ertragender, die Verständigung und Vermittelung nicht ausschließender gewesen, — er hätte insonderheit in das Verhältniß des deutschen Volkes zu Kaiser und Reich nicht eingegriffen ohne den Eintritt des vaticanischen Concils. Erst die Vernichtung der episkopalen Selbständigkeit zu Gunsten einer aus dem Ausland ins Reich hineinregierenden absoluten Papstgewalt, die Fesselung aller katholischen Wissenschaft an ein jesuitisch inspirirtes unfehlbare Orakel im Vatican, und die Dogmatisirung der ultramontanen Theorie von Staat und Kirche haben jeden correct gläubigen Katholiken, wie der Wiener Kardinal Rauscher auf dem Concil selber gestand, zu einem geborenen Feinde des Staates gestempelt und insonderheit für Deutschland jede Geistesgemeinschaft von Protestanten und römischen Katholiken unmöglich gemacht. Und es hätte in den Zeiten, von denen ich rede, wiederholt in der Hand des Fürsten Bismarck gelegen, diese verderbliche Umwandlung des Katholicis-

mus für Deutschland zu verhindern oder wenigstens unschädlich zu machen. Wenn er der beim Beginn des Concils ihm gewordenen Warnung des Fürsten Hohenlohe Gehör geschenkt hätte, oder wenn er — vor oder nach dem Concilsschluß — den in der Minorität befindlichen deutschen Bischöfen die Gewähr gegeben hätte, daß sie auf unbedingten Schutz in ihrem Widerspruch und auf unbedingte staatliche Zurückweisung der vaticanischen Dekrete zu rechnen hätten; oder wenn er auch nur nach dem Abfall der Bischöfe erklärt hätte, daß jeder im alten Glauben beharrende Priester und Laie in allen seinen kirchlichen Rechten bleibe, da der Staat mit der tridentinischen und nicht mit der vaticanischen Kirche Vertrag gemacht habe, — wir hätten im deutschen Reiche eine katholische Kirche behalten oder gewonnen, die eine Stütze desselben geworden wäre, anstatt ein Pfahl in seinem Fleisch. Aber alle diese unwiederbringlichen Momente hat Fürst Bismarck verpaßt, weil er den Kopf von rein-politischen Ideen voll hatte und den kirchlichen Fragen, auf die er auch wohl nach seinem Bildungsgange nicht vorbereitet war, keine ernstliche Beachtung schenkte; — als er es hintennach einigermaßen that, war es zu spät. So ist das deutsche Reich eingerichtet worden ohne jede Rücksicht auf das, wovon Ranke sagt: „Was war je in Deutschland mächtiger als der religiöse Gedanke?“ Vorab erhielten wir ein Wahlgesetz, von dem auch ein minder weitsichtiger Staatsmann sich hätte sagen können, daß es keiner Partei so sehr zu Statten kommen müsse, als der am unbedingtesten über unmündige Massen verfügenden, der ultramontanen. Sodann kam in die Reichsverfassung keine einzige Bestimmung über kirchliche Dinge, weder ein Zusammengehen der deutschen Regierungen gegenüber der Curie, noch ein Wort zu näherer Verbindung der deutsch-evangelischen Landeskirchen; es war, als sollte das Divide et impera von vornherein, dem Papstthum zur Macht und dem Protestantismus zur Ohnmacht, ins Fundament des Reiches eingemauert werden.

Und das alles war nur der Anfang nicht abreißender kirchenpolitischer Fehler.

Der Mangel einer Stellungnahme des Reiches gegenüber der Curie strafte sich sofort. Die Einzelregierungen alle hatten ein Gefühl davon, daß sie mit dem vaticanischen Dogma ein trojanisches Roß in ihre Ringmauern einziehen ließen; keine erkannte dessen Gültigkeit an. Aber keine auch hatte Einsicht und Muth genug, es praktisch abzuwehren: die Bischöfe, feig gegenüber dem Papst, frech gegenüber den Regierungen, verkündeten ohne viel zu fragen das, was sie gestern für absurd erklärt hatten, als gemeinverbindliche göttliche Wahrheit, und im Handumdrehen war den Staaten die „katholische" Kirche, mit der sie zu schaffen hatten, in eine wesentlich andre verwandelt. — Was uns Protestanten anging, so war es natürlich, daß unter dem großen Eindruck der nationalen Einigung der Gedanke erwachte, das, was Fürst Bismarck in der Reichsverfassung für uns vorzusehen verabsäumt hatte, die Anbahnung eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes, auf dem Wege freier Verständigung zu erreichen. Wäre das Unternehmen nur idealer und zugleich praktischer angelegt worden, um nicht, anstatt der angestrebten Einigung, der Welt das kläglichste Schauspiel deutsch-protestantischer Zerrissenheit zu bieten! Es waren einige unsrer besten Männer, Dorner, Hoffmann, Wichern, welche auf den Gedanken kamen, anstatt des Kirchentags auf den October 1871 eine große Conferenz nach Berlin zu berufen, aus der eine freie kirchliche Einigung geboren werden sollte. Aber Dorner war nie praktisch gewesen, Hoffmann noch mit allen seinen Entwürfen gescheitert, Wichern bereits durch einen Schlaganfall gelähmt, und alle drei auf einem Wege, der zu nichts führen konnte. Sie hingen fest an der alten orthodox-schillernden Kirchentagsformel: „auf Grund der evangelischen Bekenntnisse", — als ob dieselbe ihre Unfähigkeit, die deutsch-evangelische Eintrachtsformel der Gegenwart zu werden, nicht längst bewiesen gehabt hätte; und sie sahen die Ver-

tretung des deutschen Protestantismus in erster Linie in den theologischen Parteien, und zwar denen der rechten Seite, — als ob mit einer Verständigung zwischen der positiv-unirten und der confessionellen Partei der deutsche Protestantismus überhaupt geeinigt und als ob eine Verständigung mit den Confessionellen ohne Opferung des Unionsgedankens überhaupt denkbar gewesen wäre. Als mich Dorner zur Mitunterzeichnung des Aufrufs warb, verhehlte ich ihm meine Bedenken nicht. Man hätte, schrieb ich ihm, auf die Bildung einer klaren evangelischen Reformpartei ausgehen sollen; die Kirchentagsformel, ohnedies ungenießbar für Laien, von denen nicht der hundertste die „evangelischen Bekenntnisse" gelesen habe, sei nur geeignet, die Freierdenkenden fernzuhalten und uns die Intransigenten auf den Hals zu laden. Er beruhigte mich in wiederholten Briefen: mein Ziel sei auch das seine; es würden auch Freierdenkende kommen und die confessionellen Heißsporne würden von selbst wegbleiben; aber eine andere Grundlage als die des Kirchentags habe man nicht nehmen können. So ließ ich mich bereden, an einem Unternehmen mich zu betheiligen, das nicht nur für mich, sondern vielmehr für den deutschen Protestantismus inmitten großer Zeiten zu einem ebenso lehrreichen wie niederschlagenden Erlebniß werden sollte.

Die nächste Folge meines Mitunterzeichnens der Einladung war, daß ich von dem Missionsinspector Wangemann einen artigen Brief erhielt: er folgere aus meiner Unterschrift, daß ich die Christologie meines Altenburger Vortrags aufgegeben und die der symbolischen Bücher angenommen habe; ob ich ihm das nicht ausdrücklich bestätigen wolle? Ich durfte ihm antworten, daß wenn ich in Altenburg meine Christologie mit dem „Stehen auf dem Grund der Bekenntnisse" vereinbar gefunden, ich das auch in Berlin thun könne; aber ich ahnte nicht, daß ich mit dem Führer einer organisirten Gegenpartei verhandelte. Als ich nach Berlin kam, fand ich eine ganz unzulängliche Vorbereitung;

keinerlei praktisches Programm, ja nicht einmal eine Möglichkeit für die Unionsfreunde am Vorabend sich zu besprechen, während die Confessionellen in einer Sonderconferenz ihren Schlachtplan festgestellt hatten. Als Thema für den ersten Tag war aufgestellt: Was haben wir zu thun, um unserem Volke aus dieser Zeit ein geistliches Erbe zu sichern? Hierüber waren Pastor Ahlfeld und Emil Frommel zu Vorrednern bestellt: sie ergingen sich in allen möglichen frommen Wünschen und in Klagen über die Entchristlichung unseres Volkes, zeigten aber nicht im mindesten ein greifbares Ziel und einen gangbaren Weg. Da erbat ich mir das Wort und sagte: die Entchristlichung unseres Volkes wollten wir dem Herzenskündiger überlassen, aber die Entkirchlichung sei unbestreitbar: sie rühre daher, daß die Kirche ihrerseits nicht volksthümlich verfaßt sei. Man solle endlich nachholen, was man 1817 versäumt, und die Kirche aus einer Sache des Staates zu einer Sache der Gemeinde machen, — das sei das Dringendste, was wir zu thun hätten, „um unserm Volke aus dieser Zeit ein geistliches Erbe zu sichern." Da ich das gesagt, rief ein Theil der Versammlung Bravo, ein anderer zischte, es entstand eine große Unruhe. Der Consistorialpräsident Nöldechen drang in mich, meine Worte in einen Antrag zu fassen: „Die Versammlung wolle erklären, es sei hoch an der Zeit, die Kirche aus der Vormundschaft des Staates zu entlassen und auf Grund der gläubigen Gemeinde neu zu verfassen, damit sie im vollen Sinne Volkskirche werden könne." Der Vorsitzende, Herr v. Bethmann-Hollweg, bemühte sich, diesen Antrag durchzubringen, aber er stieß auf Tumult. Er bat die Versammlung, wenigstens zu erklären, daß dieses „eine sehr wichtige, ernster Erwägung werthe Sache sei", aber man schrie Nein! Allerdings wußte die Hälfte nicht, worum sich's handle, aber es war offenbar eine starke Partei da, die es zu nichts kommen lassen wollte. Als am folgenden Tage Dorner und Schlottmann eine sehr bescheidene Resolution einbrachten, um den gegen das Vaticanum protestiren-

den Katholiken ein Wort der Theilnahme, und dem Staate gegenüber dem Ultramontanismus eine Warnung zuzurufen, wurden auch sie mit einem Nein, Nein! niedergeschrieen. An diesem zweiten Tage entwickelte D. Brückner als Referent in trefflicher Weise die Idee eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes, beruhend auf Abendmahlsgemeinschaft und einer regimentlich und synodal zusammenzusetzenden „Kirchenconvocation", einem Centralorgan mit lediglich berathender Befugniß, dessen Anträge aber den Landessynoden vorgelegt werden müßten. Dieser Vortrag hatte den besten Eindruck gemacht, als Wangemann, der sich ein „Correferat" ausgebeten hatte, unter diesem Titel die Herstellung einer „lutherischen Kirche" in Preußen forderte und eine Reihe confessioneller Herzensergüsse gegen die preußische Union eröffnete. Und die Erlanger Professoren, an ihrer Spitze D. v. Hofmann, drohten abzureisen, wenn die Versammlung sich für deutsch-evangelische Abendmahlsgemeinschaft aussprechen würde. Statt sie abreisen zu lassen, unterließ Bethmann-Hollweg die Abstimmung über die Brückner'schen Anträge, und als wir am dritten Tage von ihm wenigstens die Freiheit begehrten, uns als Einzelne schriftlich für dieselben zu erklären, wies der irritirte, aus Friedensseligkeit gegen die eignen Freunde gewaltthätig werdende Mann auch damit uns ab. Erst die scharfe Erklärung des neben mir stehenden Generalsuperintendenten Hoffmann: „Excellenz, wenn das nicht zugelassen wird, dann trete ich von der ganzen Sache mit einer öffentlichen Erklärung zurück", machte ihn nachgiebig, und nun füllte sich die Zustimmungsliste, die wir herumschickten, mit 553 Unterschriften. Aber natürlich konnte dies mühselig erlangte Mehrheitsvotum den am Tage liegenden Uneinigkeitsscandal nicht auslöschen, und in tiefster Verstimmung ging man auseinander. Ein Nachspiel war, daß ich in der Erlanger Zeitschrift von Prof. Frank zum „Unionsfanatiker" gestempelt ward. Als ich mich darüber beschwerte und darauf berief, daß ich nie

einer außerpreußischen Landeskirche den Eintritt in die Union zugemuthet, erhielt ich zur Antwort: das genüge nicht; ich hätte mich auch dafür aussprechen müssen, daß in Preußen die „lutherische Kirche" hergestellt und ihr das Kirchenvermögen herausgegeben werde. Und mit diesen Antiunionsfanatikern hatte man in Berlin die deutsch-evangelische Kircheneinheit begründen wollen!

Diese Berliner Octoberconferenz machte mir vollends klar, daß die verehrungswürdigen Männer, welche bis dahin als die Führer des deutsch-evangelischen Protestantismus galten, der Aufgabe, welche die junge Zeit demselben stellte, nicht mehr gewachsen waren. Auch sie meinten schließlich, den jungen Wein, damit er nicht verschüttet werde, möglichst in die alten Schläuche fassen zu müssen. Oder was war dies Haften an der Formel „auf dem Grund der evangelischen Bekenntnisse", die, je nachdem man sie deutete, entweder zu eng oder zu weit war, anderes als eine Anerkennung der alten Orthodoxie als Grundlage der evangelischen Kirche? Ebendaher das einseitige Ausgehen auf Gewinnung der confessionellen Partei, der Partei, welche aller gesunden, freien Fortentwickelung principiell widerstrebte, während uns, um unseren Volksgeist im Großen wieder mit dem Christenthum in Einklang zu bringen, nichts dringender noth that, als eben diese. „Man hat, schrieb mir nach der Octoberconferenz ein keineswegs linksstehender sächsischer Theologe, in Berlin wieder gesehen, daß ohne charaktervolle Begrenzung auf die wirklich Gleichgesinnten nur Störungen der schon Geeinigten und resultatlose Zersplitterungen zu erzielen sind. Bei aller Milde und Anerkennung der wahrhaft Ernsten und Lebendigen in der confessionalistischen Rechten, — dies System der Verbeugung vor ihr hat in Berlin wieder erfahren müssen, daß sie nicht zu gewinnen, sondern nur zu überwinden ist." Trotz dieser Lehre der Erfahrung setzte man das verkehrte Unternehmen auch jetzt noch fort; es ward

mit einigen Häuptern der Confessionellen ein Ausschuß gebildet, welcher eine nächstjährige Wiederholung der Octoberconferenz in Dresden vorbereiten sollte; — natürlich kam nichts zu Stande. Nur tief wehmüthig konnte es berühren, wenn unter solchen Umständen ein so ehrwürdiger Mann wie Bethmann-Hollweg in so großer Zeit an der Zeit verzweifelte. „Es ist charakteristisch für unsre Zeit", schrieb er mir damals, „daß das beste aus dem Geist und Charakter stammende Zeugniß nicht mehr wirkt als die elendeste Phrase, und noch betrübender ist, daß auch Thaten Gottes, Segnungen oder Gerichte, für die Einigung der Parteien in der Kirche so gut wie nichts wirken. Beweis: unsre Octoberversammlung, die trotz der unvollkommenen Vorbereitung mehr hätte wirken müssen, wenn Parteisucht nicht unsre Arglosigkeit mißbraucht hätte." In dieser Rathlosigkeit kam er wieder auf den alten überlebten Kirchentag zurück, den er uns im kommenden Herbst in Halle aufzunehmen bat. Ich stellte ihm vor, daß der Kirchentag, wenn er nicht zeitgemäß verjüngt werde, uns nichts helfen könne; die alte, ohnedies ursprünglich erschlichene Formel „Auf Grund der evangelischen Bekenntnisse" müsse ersetzt werden durch eine materiale, die auch die Laien verstünden und die auch eine Lehrentwicklung über den Buchstaben der Bekenntnisse hinaus als berechtigt anerkenne. Aber er wollte von alledem nichts wissen, mahnte vielmehr, auf den guten alten Grundlagen zu bleiben. Wir konnten dem Kirchentag die erbetene Gastfreundschaft nicht weigern, sondern begnügten uns damit, Themata abzulehnen, von deren kirchentaglicher Behandlung wir nur gesteigerte Verwirrung besorgen mußten. Die Tagung verlief in unsrer guten hallischen Atmosphäre sehr friedlich und freundlich; meine in Berlin ausgezischte Resolution wurde hier einstimmig angenommen, und Bethmann-Hollweg, der nun achtzigjährige erste Kirchentagspräsident, sprach in rührender Weise noch einmal seine frommen Gesinnungen und Wünsche aus, wie ein Testament. Aber dabei blieb es auch; der hallische Kirchen-

tag, wie ich vorhergesehen, wirkte nicht das Mindeste, und er war der letzte, der überhaupt gehalten ward.

Wenn ich ein besseres Vertrauen zur Gegenwart hegte als solche ehrwürdigen Vertreter einer hinter uns liegenden Epoche, so war mir dies Vertrauen allerdings unzertrennlich von der Forderung, daß im deutschen Protestantismus nicht nur auf dem Gebiete der Verfassung, sondern auch auf dem der Lehrpraxis ein Neues gepflügt und ein Vollmaß evangelischer Freiheit gewährt würde. „Die presbyteriale und synodale Organisation allein", schrieb ich damals meinem Bonner Freunde inmitten einer optimistischen Zukunftsbetrachtung, „thut's auch nicht, ohne eine evangelisch weitherzige Lösung der Bekenntnißfrage, ohne freie Pfarrwahl und überhaupt wirkliche Gemeindefreiheit." Vorderhand schien es auch in diesem Punkt trotz der neuen Aera in Preußen nicht nur nicht voran-, sondern vielmehr rückwärts zu gehen. Ein sensationeller Lehrproceß, vermöge der Schwächlichkeit der Oberkirchenbehörde Jahr und Tag hingezogen, hielt die Gemüther in Spannung. Der greise Prediger Sydow, das namhafteste Mitglied der in der Protestantischen Kirchenzeitung vereinigten Schleiermacher'schen Linken, hatte in einem außerkirchlichen Vortrag die vaterlose Erzeugung Jesu in Abrede gestellt. Das war der Punkt im Apostolikum, von welchem auf der Generalsynode von 1846 unsere besten Theologen und Kirchenfreunde auf Grund der widerspruchsvollen biblischen Sachlage erklärt hatten, daß er für das evangelische Bekenntniß nicht fundamental sei; wer die betreffende, im übrigen Neuen Testament nirgend bestätigte Erzählung für deuterokanonisch oder symbolisch halte, hatte Nitzsch erklärt, der könne gleichwohl ein guter Christ, Theologe und Pastor sein, und Julius Müller: „die evangelische Kirche werde hoffentlich nie so tief sinken, um wegen dieses Punktes einen übrigens gläubigen Pfarrer abzusetzen." Welch einen Rückschritt in den Principien evangelischer Freiheit bezeichnete es, daß jetzt sogar Männer wie Bethmann-

Hollweg und Hoffmann, anstatt sich mit einer Rüge der tactlosen und ärgerniß-gebenden Sydow'schen Provocation zu begnügen, den greisen Schüler Schleiermachers abgesetzt oder wenigstens durch unfreiwillige Emeritirung aus dem Pfarramt entfernt wissen wollten. „Wer gibt", schrieb mir ein hervorragender positiv-gesinnter Geistlicher aus der Provinz Brandenburg, „dem wankenden und fallenden Nothregiment unsrer Kirche das Recht, nach dreihundertjährigem Stillstand der officiellen Lehrentwicklung allein darüber Bestimmung zu treffen, welches die Fundamentalartikel unsres Glaubens sind?" Auch unsre hallische Facultät, so sehr sie das von Sydow gegebene Aergerniß mißbilligte, betrachtete einmüthig — Wuttke war im Frühling 1870 verstorben und durch Julius Köstlin ersetzt worden — diesen Absetzungsproceß als ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit, und um Unheil zu verhüten, richtete sie — Tholuck und J. Müller an ihrer Spitze — ungefragt an den Evangelischen Oberkirchenrath ein Gutachten, in welchem sie die beabsichtigte Amtsentsetzung freimüthig kritisirte und entschieden widerrieth. Dasselbe scheint den Ausschlag gegeben zu haben, daß man es in Berlin schließlich bei einem Verweise bewenden ließ.

So hatte auch dieser rathlos verschleppte Lehrproceß die Forderung, daß die Kirche endlich in Stand gesetzt werde, „ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen und zu verwalten", von neuem eingeschärft. „Es ist unevangelisch", hatte auch mein Bonner Freund bei allem Unwillen über den Sydow'schen „Scandal" geurtheilt, „einen Geistlichen über den Kopf seiner Gemeinde weg wegen Lehre abzuurtheilen; gegen solche Scandale hilft nur die Einführung einer gesunden gemeindlichen Verfassung." Aber diese Einführung, zu der ja der Evangelische Oberkirchenrath berufen und geschaffen war, kam nicht vom Fleck. Unsre hallische Unionsconferenz vom Frühling 1871 hatte in einer von mir angeregten und entworfenen Eingabe den Oberkirchenrath an das Unaufschiebliche derselben gemahnt; nach einigen Monaten

kam ein freundlicher Bescheid zurück, der Oberkirchenrath sei von der Dringlichkeit der Sache ebenso überzeugt wie wir und hoffe, bis Ende des Jahres einen bedeutenden Schritt weiter zu kommen; aber das Jahr endete, und das folgende endete auch, ohne daß ein Fortschritt zu spüren war. Es war ein offenes Geheimniß, daß der Oberkirchenrath unter seinem damaligen unfähigen Präsidenten ohne jede Energie und Autorität war; man dachte so gering von ihm, daß seine eignen Freunde ihm nachsagten, er habe sich in der Sydow'schen Sache das hallische Gutachten bestellt, weil er den Muth eigner Ueberzeugung nicht gehabt. Aber die Hauptschuld lag doch in der Staatsregierung, der es an jedem ernsten Interesse und Pflichtgefühl gegenüber der evangelischen Kirche gebrach. Der zeitige Kultusminister v. Mühler, an sich ein wohlwollender Mann und selber aus dem Evangelischen Oberkirchenrath hervorgegangen, war anerkanntermaßen seiner Ministeraufgabe nicht gewachsen, aber um ihn nicht ungerecht zu beurtheilen, durfte man nicht übersehen, was seit einem halben Jahrhundert in Preußen hinsichtlich der evangelischen Kirche Tradition war, — Abneigung gegen alle freie Entwicklung von unten auf, mangelnder Sinn und mangelndes Verständniß für die Grundbedingungen evangelisch-kirchlichen Lebens, und ein vor allem für den fiscalischen Geldbeutel sorglicher Geiz; und in diesen Traditionen lebte bis auf Falks Eintritt auch das Bismarck'sche Ministerium. Als im December 1870 Hoffmann und Kögel zu Tholucks fünfzigjährigem Doctorjubiläum nach Halle kamen, bezeugten sie uns einhellig, daß von Bismarcks Politik nur die Ultramontanen Förderung, wir übrigen ehrlichen Deutschen in kirchlichen Dingen nichts zu erwarten hätten. Persönlich milder, aber sachlich noch erschreckender war die Zeichnung der Lage, die mir ein Jahr später ein zeitweiliger Vertrauensmann des Reichskanzlers, D. Fabri, gab. „Ich war", schrieb er mir, „Anfangs November in Berlin, wo ich auch einigermaßen in Bismarcks kirchliche Pläne

Einblick zu gewinnen Gelegenheit fand. In jeder Beziehung betrübt und erschreckt bin ich heimgekehrt. Der gegebenen Lage gegenüber waren die Brückner'schen Vorschläge (auf der Octoberconferenz) gänzlich unter dem Bedürfniß. Ihre Motion war der einzig richtige Gegenstand der Verhandlungen. Wir sind nach der Seite unseres äußeren Kirchenbestandes in einer so kritischen Lage wie nie. In den entscheidenden politischen Kreisen ein Drängen auf möglichst radicale Trennung von Kirche und Staat, in den kirchlichen Kreisen eine naive Unbesorgtheit, ein Fehlen aller principiellen Gedanken gegenüber der gegebenen Lage. Ein (Kultus-) Minister, wie er nicht unglücklicher in solchem Augenblick vorhanden sein könnte. Ein omnipotenter Reichskanzler, der von Kirchensachen noch nichts versteht und keine Zeit hat sich mit ihnen zu beschäftigen, — der ihnen gegenüber noch halb Junker, halb Staatsmann ist, auch keine Rathgeber hat noch braucht. Doch nein, — er hat ja im October — Büchsel consultirt!!" —

Es wird zur Würdigung dessen, was hernach durch Falk und Herrmann geschehen ist, und dessen was meine Freunde mit mir zur Unterstützung beider Männer gethan haben, dienlich sein, wenn ich aus Briefen hervorragender kirchlichen Männer die Lage, welche der evangelischen Kirche in dem zur deutschen Hegemonie erhobenen Preußen bereitet war, noch etwas weiter urkundlich beleuchte. „Gott erbarme sich über unsere arme Kirche", schrieb mir im Sommer 1871 Bethmann-Hollweg, „an der, wie Sie richtig bemerken, nun seit einem halben Jahrhundert herumexperimentirt wird. Der Oberkirchenrath soll offenbar ausgehungert werden. . ." „Unsere arme Kirche", antwortete mir Präsident Nöldechen auf eine Fürbitte, einen Diasporaprediger auf dem Eichsfeld etwas auskömmlicher zu stellen, — „wenn sie jährlich einige tausend Thaler dazu verwenden könnte, das Eichsfeld mit anregenden Geistlichen zu versehen und die Versuchungen zu vermindern, denen die Evangelischen in der Zerstreuung aus-

gesetzt sind, es würde dort eines der erfolgreichsten Gebiete evangelischer Mission sein. Aber unsere Versuche, hierfür auch nur einige hundert Thaler zu erlangen, sind an dem ministeriellen non possumus immer wieder gescheitert." Das betraf die äußere Noth, in welcher der Staat eine in seine Vormundschaft genommene Kirche verkommen ließ, aus deren 1810 eingezogenen Gütern er eine jährliche Millionenrente genoß. Mit anderen, innerlichen Bedürfnissen war es nicht anders: im Jahre 1846 hatte der Kultusminister erklärt, daß die Lehrverpflichtungsfrage in der bestehenden Verwirrung und Unklarheit nicht länger verbleiben könne: sie war noch 1871 darin verblieben, nur daß man die Verwirrung und Unklarheit durch rechtswidrige Einschmuggelung der Augustana invariata in die Verpflichtungsformel einer unirten Landeskirche noch weiter gesteigert hatte. Als 1871 bei der Einführung eines Geistlichen in unser der Union angehöriges Diaconissenhaus diese Einschmuggelung zur Anwendung kommen sollte, trug ich unserem Generalsuperintendenten D. Möller meine Rechtsbedenken gegen dieselbe vor. Er antwortete mir, daß ja die Verbesserungsbedürftigkeit der ganzen Verpflichtungsformel amtlich anerkannt, und dadurch der Sache die Spitze abgebrochen sei; — dann fuhr er fort: „Auch ich theile Ihre Bedenken; was aber bisher die Aufstellung einer Formel verhindert hat, welche in evangelischerer Weise die Norm unserer Kirche bezeichnet und beides, evangelische Freiheit und evangelische Ordnung, sicherstellt, ist Ihnen ja bekannt. Alle Gebiete des kirchlichen Lebens schreien nachgerade nach synodaler Ausgestaltung und Verfassung. Doch dies ist ein Kapitel, wo Schmerzen und Wünsche sich in einem kurzen Briefe nicht aussprechen lassen." — Und doch hätte schon der einfachste politische Verstand angesichts der allgemeinen politischen Lage die Staatsmänner anhalten müssen, mit dem evangelischen Protestantismus im Lande etwas anders umzugehen. „Wer beschreibt würdig — heißt es in einem damaligen Briefe meines

Bonner Freundes — die Verblendung von Staatsmännern, die sich des Ultramontanismus nicht erwehren können, und die von Gott ihnen gegebene Macht, mit der sie es könnten, an Händen und Füßen gebunden lassen? — Wunderlich — man fordert in Preußen von den Männern, so gescheidt zu sein, daß sie Geld erwerben und Steuern bezahlen können, daß sie in Kammern und städtische Verwaltungen wählen, daß sie sich für Vaterland und Freiheit begeistern und willig ihr Herzblut dafür verspritzen; aber ihre kirchlichen Angelegenheiten selber besorgen und einen Candidaten beurtheilen, der ihr Seelsorger werden soll, das sollen sie nicht können, — das kann nur der allwissende Minister oder der Herrgott Consistorium. Es scheint Preußens Bestimmung, nur im Kriege groß zu sein, nicht im Frieden, und am wenigsten in Dingen der Kirche." —

Das waren die Zeiteindrücke, unter denen ich meine Lebensbeschreibung Nitzschs zu vollenden hatte. Das Jahr 1871 ging über der Ausarbeitung der zweiten Hälfte meines Buches hin, und was ich darin zu erzählen hatte, ward mir gegenüber den kirchenpolitischen Jämmerlichkeiten, die ich zu erleben hatte, zu einem wehmüthigen Trost. Ich sah, wie der beste Mann, welchen Gott unserer Kirche seit Schleiermacher geschenkt, demselben Ziele nachgerungen hatte, welches ich für das heilsame hielt, der unzertrennlichen Lehr- und Verfassungsreform, und ich sah, wie auch er mit den seltenen Vorzügen seines Geistes und seiner sittlichen Persönlichkeit demselben erfolglos nachgerungen, und sich daran hatte genügen lassen müssen, ein gutes Gewissen und einen harmonisch sich vollendenden Lebenslauf durch die Kämpfe seiner Zeit hindurchzuretten. Aber welch eine Anklage gegen das preußische Regiment lag in der Thatsache, daß es einen solchen Rathgeber in Sachen der evangelischen Kirche ein halbes Jahrhundert hindurch zur Hand gehabt, und von allem, was er mit überlegener Sachkunde und besonnener Weisheit angerathen, auch nicht das Mindeste gethan hatte! Ich fuhr in meiner Arbeit

fort mit der Geschichte der Generalsynode von 1846, jener denkwürdigen landeskirchlichen Notabelnversammlung, welche sich wesentlich mit der Lehrverpflichtungs- und der Verfassungsfrage, mit jener in erster Linie, zu beschäftigen gehabt. Nitzsch ist ihr Führer in dieser Frage, und er geht — anfänglich zu großem Befremden, schließlich unter großer überzeugter Zustimmung — von der formalen Verpflichtung auf „die Bekenntnisse" ab und auf einen materialen biblischen Kern derselben als das allein Verbindliche zurück. Hierüber von dem Hengstenbergischen Anhang verketzert, dagegen von dem Minister Eichhorn als bester Rathgeber erkannt und nach Berlin gezogen, fällt er hier in die Stürme der Revolution und erhält als Rector der Universität im Jahre 1848 reichliche Gelegenheit, seine christliche Tapferkeit und Unerschütterlichkeit zu bewähren. Der Revolutionsepoche folgt die Reactionsperiode der fünfziger Jahre: sie kann seinen Hörsaal entvölkern, seine theologisch-kirchliche Denkart in die äußerste Defensive drängen, aber seinen christlichen Charakter und evangelischen Freisinn so wenig einschüchtern wie vorher der tumultuarische Terrorismus von 1848. Endlich kommt dem Alternden, den die Verehrung der städtischen Obrigkeit sich zum Propst von Berlin erbeten hat, eine friedsamere Zeit, ein Spätsommer, der in langer Dauer noch eine Fülle erquicklicher Früchte reift; bis dann zuletzt, nach überschrittenem achtzigsten Jahr, „des Lebens Neige" eintritt. Aber auch jetzt noch brechen durch die Dämmerung, die sich auf Leib und Seele legt, die Lichtstrahlen eines reichen und reinen inneren Lebens durch, wie jenes kurz vor dem letzten Tage an einen besuchenden Freund gerichtete Wort: „Ich kann nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr arbeiten, — ich kann nur noch lieben." — Ich schrieb unter den edlen Namen, dem mein Buch galt: „Eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte", und niemand hat dem widersprochen. Den dunklen Hintergrund zu dieser Lichtgestalt gab die mitbeschriebene kirchliche Zeitgeschichte her, und da die Schatten der-

selben so stark auch in die Gegenwart hereinreichten, so hoffte ich, daß der dargestellte Reflex etwas zur Verscheuchung dieser Schatten beitragen werde. Es ist das jedenfalls nur in bescheidenem Maße geschehen. Zwar fehlte es mir nicht an warmen Anerkennungen: „Ein Einzelner wagt es", schrieb mir ein sich nicht Nennender, „was die ganze Gemeinde Ihnen schuldet, Ihnen Dank zu sagen für diese herrliche Gabe. Wie Sie ihn schildern, so prophetisch in seiner Erkenntniß und so priesterlich in seiner Persönlichkeit, so hat er immer vor meinem Geiste gestanden; aber erst in Ihnen hat er den rechten ἑρμηνευτής gefunden." Ueberhaupt hat keines meiner Bücher, das „Leben eines Frühvollendeten" ausgenommen, sich so uneingeschränkt anerkennender Beurtheilungen zu erfreuen gehabt wie dieses, aber zu einer zweiten Auflage hat es dasselbe nicht gebracht, sei es, daß dem hohen Manne zu sehr die Volksthümlichkeit fehlte, sei's, daß die anderweit so mächtig bewegte Zeit für solche Darstellungen wenig Aufmerksamkeit übrig hatte.*) — Von leiser, freundlicher Kritik des Buches ist mir nur zweierlei zur Kenntniß gekommen. In der Protestantischen Kirchenzeitung meinte der jüngere Hoßbach, Nitzsch sei in den fünfziger Jahren den hochkirchlichen Unduldsamkeiten und Anschlägen doch nicht entschieden genug entgegengetreten. Aber er selbst fügte hinzu, der ehrwürdige Mann, welcher bis zuletzt — fast allein unter den kirchenregimentlichen Größen — den liberaltheologischen Amtsbrüdern eine brüderliche Gesinnung gezeigt habe, sei ein zu reiner Charakter gewesen, um in einer Atmosphäre, wo nach seinem eigenen Ausdruck „alles Kirchliche nur auf dem Weg der Intrigue betrieben werde", alle Parteigespinnste zu durchschauen. Vom entgegengesetzten Pol theologischer Parteistellung aus hieß es in Schmieders warmem Dankbrief: „Sollte ich einmal beim Lesen den Kopf schütteln, so könnte dies nur

*) Nur eine „zweite Ausgabe", zu der uns die über das gewöhnliche Maß hinausgehende Stärke der Auflage berechtigte, haben wir später veranstaltet, um einiges nachträglich erlangte Material anzubringen.

aus meiner Meinung herrühren, daß der liebe Abgeschiedene nicht in dem Maße als Sie vielleicht annehmen der Partei angehörte, die Sie vertreten. Doch, fügte er hinzu, will ich so ehrlich sein zu gestehen, daß auch nach meiner Meinung seine Zuneigung unwillkürlich ganz auf Ihrer Seite stand, so daß er eine Schwäche auf der Linken milder beurtheilte und trug, als eine Schwäche auf der Rechten." Ich darf hinzufügen, daß von den Nächstangehörigen die Treue meiner Darstellung uneingeschränkt und mit großer Wärme anerkannt ward. Ueberdies bezeugte mir Professor Fritz Nitzsch, daß von allen lebenden Theologen keiner ein so großes Recht habe, sich seines Vaters Schüler zu nennen, wie ich.

Unmittelbar nach dieser dreijährigen Arbeit ward mir ein schönes Ausruhen zu Theil, das mehr als ein Ausruhen, das ein Entrücktwerden in eine schöne neue Welt war, — eine Erstlingsreise nach Italien. Man hatte meinem Freunde Wolters 200 Thaler geschenkt, damit er sich von den unmäßigen Anstrengungen der Kriegslazarethzeit mittels einer italienischen Reise erhole; er forderte mich auf, dieselbe mitzumachen, und mit wem hätte sich mir dieser alte Lebenswunsch schöner erfüllen können als mit dem vertrautesten Freunde, der zudem der Sprache mächtig und in hohem Grade kunstverständig vorgebildet war? Es war in den Frühjahrsferien 1872; nachdem ich am Vorabend den letzten Druckbogen meines Nitzsch corrigirt, trafen wir uns in München und fuhren hochgehobenen Herzens dem Lande der Sehnsucht entgegen. Auf dem Brenner glänzten die Sterne über tiefem Schnee; in Bozen blühten die Pfirsich- und Mandelbäume; hell lag die Frühlingssonne auf dem Etschthal, auf dem alten Eingangsthor unseres Volkes nach Wälschland, der Veroneser Klause. Verona berührten wir nur, da es uns nach Venedig zog, das auch meinem Freunde noch unbekannt war. Die öde-werdende Ebene begann Wasserlachen zu zeigen; jetzt fuhren wir auf schmalem Damm durch weites Gewässer in einen

wie aus dem Meere aufsteigenden Bau. Am Ausgang des Bahnhofs lagen die schwarzen Gondeln, und eine derselben trug uns wie im Traum den Canale grande hinab, zwischen halbverfallenen gothischen Palästen; dann durch enge feuchte Straßencanäle hinaus auf die Riva dei Sciavoni. Als wir das Fenster öffneten, lag vor uns im Sonnenglanz der weite Hafen, gegenüber San Giorgio und die Giudecca meerumschlungen, links in der Ferne das Lido, und rechts längs des prächtigen Ufers der Dogenpalast und die märchenhafte schimmernde Stadt, — ein entzückendes Bild. Drei Tage blieben wir, durchwanderten den stolzen Dogenpalast sammt seinem großartigen Hof und seinen schauerlichen Verließen, bewunderten San Marco mit seiner halborientalischen Pracht und die Accademia mit ihren Titianen, ließen uns auf der Riva, dem Marcusplatz, dem Rialto von dem bunten Volksleben umrauschen, das selbst in seiner Bettelarmuth Grazie und Fröhlichkeit bewahrt hat, und ein freundlicher Gondolier fuhr uns zu den sehenswürdigsten und denkmalreichsten Kirchen. Und nun ging's weiter über Padua und Bologna nach Florenz. In Padua verweilten wir einen Abend und Vormittag, wohnten bei dem Küster von San Antonio, der uns seinen Dom und die Ueberfülle der darin geborgenen Kunstschätze zeigte, und feierten eine Stunde hehren Kunstgenusses in der Grabkapelle Madonna del Arena, in deren Fresken man den alten Giotto wie nirgend sonst in seiner epischen Einfalt und genialen Größe vor sich hat. Auch in Bologna ward ein Zug überschlagen; wir liefen in die mächtige Stadt mit den schiefen Thürmen hinein; ein freundlicher Herr, den wir nach dem Wege fragten, führte uns bis zur Academie, wo wir Raphaels heilige Cäcilie fanden. In die Nacht hinein ging's durch den wilden Apennin nach Florenz. Wie eigenartig jede von den großen italienischen Städten sich darstellt in Natur und Kunst, so daß man in jede mit neuer Freude aufgehn kann! An dem sanft-gleitenden Arno, zwischen milden blauenden Höhen, die mit Villen, Gärten, Vor-

orten malerisch geschmückt sind, von ihrem mächtigen Dom und schlanken Signoriathurm überragt, — wie schön ist sie hingeschmiegt, die lieblichste der italienischen Metropolen, im Kranze anmuthvoller Natur die Hauptstadt der blühenden Kunst. Denn die italienische Kunstblüte hat sich doch nirgends eine solche Heimath geschaffen wie hier in der „blühenden Stadt". Auf offenem Markt die Loggia dei Lanzi mit ihren Bildwerken, dann der Dom mit Giotto's dreifarbigem Marmorthurm, das Baptisterium mit seinen erzgegossenen „Pforten des Paradieses", die Uffici und der Palazzo Pitti mit ihrem überwältigenden Reichthum herrlicher, vollendet schöner Malerei — wie vergegenwärtigen sie jenes zweite perikleische Zeitalter der Menschheit, das in Italien unsrer deutschen Reformation entspricht. Wir besahen was die Augen zu fassen vermochten, nächst den beiden großen Galerieen das in ein Kunstmuseum umgewandelte Kloster San Marco mit dem rührend schönen Refectorium, mit Fiesoles kindlich frommen Heiligenbildchen und den ergreifenden Andenken Savonarolas; die Grabkapelle der Mediceer mit Michelangelo's ernstgewaltigen Figuren, den Garten Boboli mit seinen Pinien und Lorbeergebüschen. Unvergeßlich blieb mir der Spaziergang nach Fiesole; beim Aufstieg ergriff uns der rührende Gesang einer Nonne, die in ihrer Zelle wie eine gefangene Nachtigall ihr tiefempfundenes Passionslied erschallen ließ; droben in der Kirche kamen wir zum Schluß einer Kinderandacht, die in einen lerchen-fröhlichen Chorgesang auslief, und auf dem Heimweg lag die herrliche Stadt und Landschaft in der Abendsonne vor unseren entzückten Augen.

Wir schieden in der Nacht, und am anderen Morgen lag die weite öde Campagna vor uns, eingefaßt von der schönen Linie des Albanergebirgs und durchzogen von den Ruinen antiker Wasserleitungen; am Horizont tauchte die Kuppel von St. Peter auf, das Wahrzeichen Roms. Aber wir betraten die ewige Stadt jetzt nur auf ein paar Stunden, um uns für acht Tage später

eine Wohnung zu sichern; es war rauhes Märzwetter, und wir zogen vor, zuerst den Golf von Neapel aufzusuchen, bis wohin die Reise auszudehnen ich meinen Freund bewogen hatte. Er betrat hier den erinnerungsreichen Boden eines dreijährigen Jugendaufenthaltes, ich das Land erwartungsvollster Phantasie. Und Neapel ist doch auch innerhalb Italiens eine neue Welt. Stundenlang saßen wir in einer der kleinen Osterieen in den öffentlichen Gärten am Meere und ließen die strahlenden Fluten vor uns verrauschen, zur Rechten den von Hesperidengärten überdeckten Posilip, links den mächtigen Vesuv mit seiner Rauchsäule, vor uns in duftiger Ferne die schroff aus dem Meere aufsteigende geschwungene Linie von Capri. Oder wir wanderten durch das unbeschreibliche Gewirre des auf jedem Schritt humoristisch fesselnden Volkstreibens hindurch nach dem stillen Capodimonte hinauf, zwischen dessen Lorbeer- und Palmengärten hindurch man den Golf mit seinen Inseln und Uferlandschaften überschaut; wir wanden uns durch die lange drangvolle Toledostraße, die beim abendlichen Corso in der Minute sechzig Wagen zählen ließ, nach dem antikenreichen Museum mit seiner Kolossalgruppe des farnesischen Stiers, dem Mosaikbilde der Alexanderschlacht und der Galerie der pompejanischen Wandmalereien, von denen einzelne, wie die vom goldenen Widder ins Meer hinabgleitende Helle oder das schelmische „Wer kauft Liebesgötter" mir noch heute gegenwärtig sind. Weiter aber ging es zu dem Fundort dieser reizenden Reliquien, nach Pompeji. Vorüber an jenem Platze, an dem das deutsche Herz zuckt, wo Conradin angesichts der Herrlichkeit seines Erblandes das französische Blutgerüst besteigen mußte, hindurch durch das Gewimmel von Portici, Resina, Torre del Greco, abbiegend vom Meer in die stille Todtenstadt am Vesuv. Im Eingangsmuseum die kleinen ergreifenden Andenken, die Lebensmittelreste eines untergegangenen Geschlechts, die in Gyps wiederhergestellten Figuren der Erstickenden, Sterbenden, um die sich dann der Aschenregen umschließend versteinerte;

dahinter das alte Forum mit seinen Säulenreihen, die antiken Straßen mit ihren Wagengleisen, die Villen und Bürgerhäuser mit ihren Prunkzimmern, die Kaufläden, die Bäder, der noch heute wassergebende Brunnen, — nur alles unüberdeckt, überwölbt von dem tiefblauen Himmel des Südens, die Ruinen einer begrabenen Kultur, von der ewig-jungen Natur umkränzt. — Aber der Glanzpunkt unseres Aufenthaltes wurde eine Ausfahrt nach Bajä. Mein Freund hatte eine Empfehlung an den nachmals als Schriftsteller über Italien bekannt gewordenen Woldemar Kaden, der an einer Privatschule in Neapel Lehrer war, und dieser freundliche Landsmann, mit dem wir rasch vertraut wurden, machte unseren Führer in Stadt und Umgebung. An einem prächtigen Frühlingsmorgen sauste ein Vetturin mit uns dreien die Chiaja und Mergellina hinunter durch jenen düsteren Tunnel, „das Grab Virgils", jenseits dessen die Bucht von Bajä sich aufthut, — links den malerisch aus dem Meere aufsteigenden Felsblock Nisida, rechts Bagnoli und Pozzuoli, vor uns Bajä und das Cap Misenum, alles von entzückenden Farbenlichtern übergossen. In Pozzuoli, wo einst der Apostel Paulus ans Land stieg, ward Halt gemacht und der halb im Meere stehende Serapistempel besucht; dann gings an verfallenen Tempeln, am Schutt altrömischer Villen, den man in den Aeckern auflesen konnte, vorüber aufs Cap Misenum los. Noch zeitig am Vormittag waren wir der Felseninsel Procida gegenüber; ein Boot mit acht Ruderern trug uns bei frischem Winde durch das strahlende Meer, das Cap der Circe in Sicht, — es war die reine Odyssee. Und auch der gastfreundliche Eumäus sollte nicht fehlen. Nach dreiviertel Stunden landeten wir, kauften in der Marina Salami und Maccaroni ein und stiegen hinauf zu dem ländlichen Gastfreund, den Kaden im oberen Dörfchen besaß. Da droben auf der Kante der schmalen Insel standen zwei Denkmale der neuen Zeit, einmal ein Denkstein für zweiundzwanzig Märtyrer der Freiheit, welche Königin Caroline von Neapel beim Sturz

der „parthenopeischen Republik“ hier hatte hinrichten lassen, — offenbar sämmtliche des Lesens und Schreibens kundigen Bewohner der Insel; dann aber eine junge Volksschule, — eben kamen die wohlgekleideten Kinder mit ihrem Lehrer aus derselben heraus und wir sahen uns ihre sauber geschriebenen Hefte an. Dann aber machten wir Mittag in einem ländlichen Garten, vor uns und hinter uns das blaue Meer, hier Ischia mit seinem Epomeneo, dort Bajä mit seinem Golf, um uns die stille Myrte und der hohe Lorbeer, über uns zwischen immergrünen Eichen im dunklen Laub die Goldorangen in herrlicher Größe und Fülle. Der freundliche Landmann pflückte uns davon soviele wir wollten, und brachte zu unserem zugerichteten einfachen Mahl einen halb-mannshohen Fiascone purpurfarbenen köstlichen Weins. Und nun, welch eine Heimfahrt, als erst der Abendsonnenschein die entzückende Landschaft überflog. „O wie freundlich ist Gott, daß er uns das mit einander erleben läßt“, rief mein Freund aus, indem er, überwältigt von dieser Lebensfülle, meine beiden Hände ergriff.

Die letzte und meiste Zeit hatten wir uns für Rom aufgespart. Rom ist nicht wie die anderen italienischen Hauptstädte in Einem großen Gesammteindruck zu fassen; es spiegelt nicht Ein maßgebendes Zeitalter, es spiegelt eine halbe Weltgeschichte, die drei, vier verschiedene Schichten in monumentaler Ausprägung übereinander gelagert hat. Und doch fühlt der humanistisch gebildete Fremdling sich schnell darin heimisch; es ist ihm, als ob er aus einem großen Traumbild erwachte und sich plötzlich von der Wirklichkeit dessen umgeben sähe, was er geträumt, von der Welt der Geschichte, in der er von Jugend auf mit geschlossenen Augen gelebt. Zunächst und vor allem der antiken Welt. Man stößt auf sie trotz aller darübergebreiteten späteren Decken auf Schritt und Tritt. Noch steht die alte Stadtmauer Aurelians; Tempel, Wölbungen, antike Mauern und Säulen sind hundertfältig in die späteren Bauten eingewoben; das Pantheon, die

Trajans- und Antoninssäule schauen auf die modern-belebten Plätze und Straßen freundnachbarlich herab, und vom Kapitol an bis zum Kolosseum dehnt eine Ruinenstraße großartigsten Styls zusammenhängend sich aus, die Säulenreihen des Forums, die Ruinen der Kaiserpaläste, die Riesenthermen und -basiliken, die Triumphbogen des Septimius Severus, des Titus, des Constantin. Wir suchten die dürftigen Reste der vorkaiserlichen Zeit auf, die versteckte cloaca maxima, den schauerlichen mamertinischen Kerker, in dessen lichtloser Tiefe die Römer einen kriegsgefangenen König verhungern ließen. Aber prächtig und mit einem Anhauch griechischen Schönheitssinnes hat erst das Cäsarenthum gebaut und sich großartige, volksthümliche Denkmale gesetzt, — das riesigste das Kolosseum, die Erinnerungsstätte der Thierkämpfe und Christenmartyrien, ein Bau, den selbst die rohen mittelalterlichen Verwüster nicht umzubringen vermocht haben. — Leise neubildend, aber höherer Motive voll baut sich in dies antike Rom das altchristliche ein, dessen Denkmale meinem Freunde besonders am Herzen lagen. Wir suchten dieselben auf in den Katacomben von Sant Agnese, in dem christlichen Museum des Lateran, in den alten Basiliken, welche die Pietätlosigkeit der Päpste freilich überall zwei-dreimal mit späteren Baustylen überkleistert hat, die aber doch dem aufmerksamen Betrachter noch ihr Geheimniß offenbaren. Die bei weitem herrlichste die draußen vor der Stadt gelegene Riesenkirche San Paolo, die moderne Herstellung der in unserem Jahrhundert durch einen Brand vernichteten größten und schönsten altchristlichen Basilika, die trotz des mit buntem Marmor und goldüberladener Flachdecke getriebenen päpstlichen Prunkes die schlichte Majestät des altkirchlichen Styls noch überwältigend vor Augen stellt. — Das Mittelalter hat in Rom mehr zerstört als gebaut, und erst die Renaissance, die an der Antike entwickelte neue künstlerische Blüthezeit hat ein drittes Rom geschaffen, das mächtigste, welches überwältigend nach rückwärts wie vorwärts sich geltend gemacht hat. Ihr prächtiges

Riesendenkmal ist die Peterskirche, die Triumphkirche des Papstthums aus eben der Zeit, da es durch die Reformation seinen tiefsten Fall thut; daneben der Vatikan und eine ganze Menge von Kirchen und Palästen, welche die Stadt durchziehen und umgeben, und ihrerseits wieder einen unendlichen Reichthum von Kunstschätzen umschließen. Natürlich traten wir unter des Papstes Dach, ließen uns von seinen Hellebardieren in biederem Schweizerdeutsch weisen und erkauften uns mit den unter Pio IX. noch recht zahlreichen Trinkgeldern den Zugang zur sistinischen Kapelle, den Stanzen Raphaels und der Gemäldegalerie. Von allem Großen und Herrlichen, was hier zu bewundern ist, vielleicht das Größte war uns das Raphaelische Verklärungsbild. Dagegen konnte in den letzten Sälen das Modell eines Papstdenkmals mit anbetenden Nebenfiguren und das kolossale Wandgemälde der Conceptio-immaculata-Dogmatisirung nur unser ästhetisches wie ethisches Mitleid erregen. Selbstverständlich, daß wir auch das unermeßliche Statuenmuseum, die lateranischen Sammlungen, die Galleria Borghese und Villa Pamfili durchwanderten; doch als vernünftige Reisende, wofür uns Woldemar Kaden anerkannt hatte, nahmen wir nicht mehr vor, als sich wirklich genießend bewältigen ließ. Wir lebten bei alledem fröhlich und behaglich in der vierten Romgestalt, im Rom der Gegenwart, wohnten bei einem guten Mütterchen in einer Malerstube, aßen in beliebigen Trattorieen, wo man Landsleute und Künstler fand, machten schöne Ausfahrten in die Campagna, nach der Caecilia Metella und weiter, und saßen gegen Abend an der rauschenden Fontana Trevi, aus der man trinken muß, wenn man wieder nach Rom kommen will, oder drüben jenseits der Tiber bei Acqua Paolina und San Pietro in Montorio, von wo man die ganze Stadt und die Berglinien überschaut. Am Sonntag aber gingen wir im Palazzo Caffarelli in unseren deutschen evangelischen Gottesdienst, der zwischen so vielen Karikaturen des Heiligen zwiefach wohlthut, und hier, wie schon vorher bei Tisch und nach-

her in einer deutschen Abendgesellschaft trafen wir mit dem alten, jugendfrischen Karl Hase zusammen, bei dem „Rom gleich hinter Jena kam". — Unsere Reise endete mit einem nicht ganz unbedenklichen Abenteuer. Es war Anfang Mai; wir reisten über Mailand nach dem Comersee; in Bellagio blühten die Rosen und Glycinnen in Fülle. So trugen wir keine Bedenken, die Rückfahrt — da es noch keine Gotthardbahn gab — über den Splügen zu machen. Am Abend ging in Chiavenna die Post ab; in unserem Wagen fuhren zwei Französinnen mit, die ein krankes Kind und in ihrer Hutschachtel einen Affen bei sich hatten. Als wir mit Tagesanbruch auf der Alpenhöhe waren, endete die Wagenfahrt im Schnee, und die Gesellschaft wurde je zwei und zwei in offene Schlitten gesetzt, um zwei Stunden lang hoch über der verschwundenen Landstraße über eine Schneespur zu sausen. Ein tiefblauer Himmel, eine schneeweiße Erde, soweit man blicken konnte, und dazwischen eine eisige Luft. Nach einigen Minuten wurde man schneeblind und mußte die Augen zukneifen. Zum Glück hatte der aufmerksame Wirth in Chiavenna uns einen dicken Mantel mitgegeben, sonst wären wir verfroren; so kamen wir mit einem tüchtigen Schnupfen davon. In der Erinnerung freilich ward auch dieser Alpenübergang in die Heimath denkwürdig und vergnüglich.

In ebendiesen Tagen hatte Pio IX. den ihm von Berlin aus zugedachten Gesandten, den Kardinal Hohenlohe zurückgewiesen und damit auch seinerseits den sogenannten Kulturkampf eröffnet. Wir hatten den zwischen Berlin und Rom ausgebrochenen Krieg bereits in Rom an der Erschwerung der von Deutschen zu erbittenden Permesse für die vaticanischen Sammlungen gemerkt; jetzt nahm er unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Schon im vergangenen Herbst hatte der Kaiser den in Berlin versammelten Generalsuperintendenten gesagt, es stehe noch Ein Kampf bevor, mit dem Ultramontanismus, und hatte ihnen vertraulicherweise eine besonders freche Zumuthung erzählt,

welche die Bischöfe an ihn gestellt, — wie man sagte, die Zumuthung, dem Papst die während des Krieges verlorene weltliche Herrschaft mit Gewalt wiederzuschaffen. Endlich war auch dem Fürsten Bismarck ein Eindruck davon gekommen, welch eine Lebensgefahr für das junge deutsche Reich die vaticanisirte römische Kirche in sich hege, und so begann er in seiner Weise die feindselige Macht, deren Natur und Größe ihm dennoch verborgen blieb, durch äußere Gewaltmaßregeln dämpfen zu wollen. Ein Reichsgesetz verbannte die Ordensthätigkeit der Jesuiten vom deutschen Boden; — „es gehören Männer dazu, wenn dies Gesetz ausgeführt werden soll", schrieb mir damals Wolters in wahrhaft prophetischer Weise. Weitere Maßregeln erfolgten im Bereiche des preußischen Staates; insonderheit die katholische Abtheilung im Kultusministerium, welche namens der Regierung die Geschäfte der Papstkirche wider den Staat so wohl besorgt hatte, wurde aufgehoben und das Gesetz wider den politischen Mißbrauch der Kanzel erlassen. Um System in die Bekämpfung der dem Staate über den Kopf gewachsenen Papstkirche zu bringen, wurde an Stelle des schwachen Hrn. v. Mühler ein Mann von sittlichem Pathos und juridischer Energie, Dr. Falk, zum Kultusminister berufen. Freilich, auch dieser charaktervolle Mann war der Riesenaufgabe, die Fehler eines halben Jahrhunderts wett zu machen, nicht gewachsen, und er fand eine bereits nahezu hoffnungslose Lage vor. Wie bereits oben erinnert, — die besten Möglichkeiten, die Herrschaft des Ultramontanismus in Deutschland zu brechen, waren bereits verspielt, die Warnung Hohenlohes vor den kommenden vaticanischen Dekreten in den Wind geschlagen, der Versuch den widerstrebenden deutschen Bischöfen das Rückgrat zu stärken unterlassen, die Gelegenheit, die dem neuen Dogma und jesuitischen System abgeneigte Mehrheit der Priester und Laien durch entschlossenen Rechtsschutz zu einer vaterländischen Macht auszuprägen, verpaßt. Jetzt, nachdem Papst und Jesuiten ihr kirchliches Umwälzungswerk ungestört

hatten vollenden dürfen, blieb dem Staate nur ein einziger Weg offen, sich gegen die verderblichen Folgen jener Umwälzung zu schützen, der Weg der „Trennung von Staat und Kirche", der ja darum auf unsere Confession mit nichten angewandt zu werden brauchte. Man mußte einem Kirchenwesen, das von Grund aus ein anderes geworden war, das seitherige Rechts- und Gemeinschaftsverhältniß kündigen, dem zur Religion erhobenen Papalsystem religiöse Freiheit gönnen, ihm aber den Einfluß auf Staat und Schule möglichst abschneiden, und den christlich und vaterländisch gesinnten Altkatholiken jede loyale Förderung angedeihen lassen. Statt dessen vermeinte man, in altpreußischen territorialistischen Traditionen befangen, man könne die vaticanische Weltherrschaftskirche und die evangelische Predigtkirche unter Ein preußisches Staatsjoch paritätisch zusammenspannen; man dürfe nur jenem die Staatshoheit grundsätzlich abweisenden Kirchenwesen gegenüber die Zügel derselben etwas straffer anziehen. Wie aus diesem verfehlten System die unverdienteste, erbitterndste Mißhandlung der evangelischen Kirche sich ergeben mußte, sollte sich erst allmählich zeigen; daß es der römischen Kirche gegenüber ein aussichtsloses sei, hätten Staatsmänner sich von vornherein sagen können. Oder konnte es etwas Aussichtsloseres geben, als einem Klerus, den man soeben hatte zwingen lassen, sich um den Preis seines Gewissens dem vaticanisch-jesuitischen System zu unterwerfen, nun mittelst Staatsgesetzes nationale Bildung und nationale Gesinnung aufzwingen zu wollen?

Auch mir ist die Verkehrtheit der staatlichen Kulturkampfmittel und -ziele erst allmählich aufgegangen; dieselben traten ja auch erst nach und nach erkennbar heraus. Natürlich billigte ich die Aufhebung der katholischen Abtheilung und ebenso das Jesuitengesetz: keine Regierung ist verbunden, eine Schlange am Busen zu nähren, und jeder Staat hat das Recht und die Pflicht, eine organisirte Verschwörung wider den inneren Frieden und

die geistige Freiheit des ihm anvertrauten Volkes von sich auszuschließen. Aber dem ganzen Unternehmen habe ich von Anfang an nicht getraut. „Unsre Regierung", schrieb ich meinem Freunde in Bonn, „scheint sich gegen den Ultramontanismus rühren zu wollen. Möchte sie doch die alte Regel beherzigen: Greif' nicht in ein Wespennest, — thust du's dennoch, greife fest!", — bekanntlich hat sie weder das eine, noch das andre bedacht. „Ich glaube nicht", schrieb mir Wolters zurück, „daß Preußen gegen die Infallibilität etwas ausrichten wird. Unsre Politik ist Realpolitik, materialistisch. Hätte sie geistige Ziele, so würde sie ihre Hülfe gegen den Romanismus längst da gesucht haben, wo sie zu finden ist, im Protestantismus, und würde durch Hegen und Pflegen, Wecken und Befreien der evangelischen Kirche die Macht geschaffen haben, auf die sie sich verlassen könnte. Alles zu Bezwingende muß dadurch bezwungen werden, daß man ein Neues, Besseres aufruft und an die Stelle rückt; blos Nein, Nein sagen ist kindisch." Und in einem anderen Briefe aus dem Januar 1874: „Eins will ich Dir nicht verhehlen: die Altkatholiken, also die Bewegung gegen das römische Treiben, soweit sie im katholischen Volke wurzelt, würden anstatt Hunderter Zehntausende mit sich fortreißen, wenn die Leute nicht fürchteten, es komme doch schließlich zu einem faulen Frieden, und niemand anders als sie würden die Zeche bezahlen müssen. Und wie willst du dieser Befürchtung entgegentreten: war's nicht Bismarck, der neulich sagte, der Staat würde sich den Frieden einen hohen Preis kosten lassen?" — Als nun gar die Regierung, uneingedenk des einst von Droste-Vischering bei seiner Verhaftung ausgerufenen „Gottlob, nun geschieht Gewalt", zu gewaltthätigen Mitteln griff, Bischöfe ins Gefängniß wanderten und Hunderte von Gemeinden ihrer Pfarrer beraubt wurden, da ward mir um den Ausgang bange. Bei aller Mißbilligung des klerikalen Trotzes machte es mir einen peinlichen Eindruck, als ich bei einem Besuche in Trier im Frühling 1874 verhaftete Priester

von Polizeidienern über die Straße führen sah, und ich benutzte ein abendliches gesellige Zusammensein, um dem Regierungspräsidenten die Frage vorzulegen, was denn daraus werden solle, wenn man auf diese Weise immer mehrere Gemeinden ihrer Seelsorger beraube. „Da muß dann", antwortete er mit Nachdruck, „die evangelische Kirche in den Riß treten und sich der Gemeinden annehmen"; — die Unmöglichkeit einer solchen Propaganda unter solchen Umständen fühlte er nicht. — Aber wie konnte man überhaupt, was doch auch Fürst Bismarck gethan zu haben scheint, auf eine moralische Unterstützung der evangelischen Kirche rechnen, wenn man gleichzeitig alles that, um dieselbe mitzuverletzen und mitzuerbittern? Ein unwahres Paritätssystem, an welches man nie gedacht hatte, wenn es galt, der römischen Kirche einseitige Freiheiten und Wohlthaten zu erweisen, verführte jetzt dazu, alles Bindende oder Schädigende, das man der römischen Kirche anzuthun veranlaßt war, der evangelischen ohne jeden gegebenen Anlaß mit anzuthun, so daß der Oberkirchenrathspräsident D. Herrmann treffend erinnerte, die Regel der Gerechtigkeit sei Suum cuique, nicht idem cuique. So der Kanzelparagraph, der, weil römische Priester die Kanzel mißbraucht, den evangelischen Prediger mitbedrohte; das sogenannte Kulturexamen in den allgemeinen Bildungsfächern, das nie ein katholischer Candidat abgelegt hat, das aber auf dem protestantischen als neue Beschwerung sitzen blieb; das Civilstandsgesetz, das um katholischer Mißbräuche willen auch der evangelischen Kirche plötzlich über den Hals geworfen, unsägliche Verwirrungen in derselben anrichtete, und — wohl der empörendste Fall dieser „Parität", die Streichung der Bürgschaft kirchlicher Selbstverwaltung aus der Verfassungsurkunde, der evangelischen Kirche mitangethan, weil die römische jenes Anrecht verwirkt haben sollte. — Aber wir schwiegen und duldeten, weil wir den Staat nicht auch noch mit einer protestantischen Opposition bedrängen wollten, während er sich der

umstrickenden vaticanischen Macht nothdürftig zu erwehren suchte. Wir beschränkten uns auf den Versuch, die Härten jenes verkehrten Systems im Einzelnen bittweise zu mildern, und erfuhren dann auch von Falk, welcher der evangelischen Kirche nur wider Willen, unter dem Zwangsgebot der Bismarck'schen Politik, wehe that, ein freundliches Entgegenkommen. So habe ich damals als Präses des Gustav-Adolfsvereins von den evangelischen Diasporaschulen des Eichsfelds durch Fürbitte das Schicksal abgewendet, unter einen weltlichen katholischen Schulinspector gestellt zu werden. Wiederum, da bei der Einrichtung jenes „Culturexamens" in Philosophie, Geschichte und Literatur Jacobi, Schlottmann und ich uns erboten, dasselbe für die von uns theologisch zu prüfenden Candidaten mitzuübernehmen, ging der Minister gern auf diese Erleichterung für dieselben ein, und so habe ich jahrelang unsre Examinanden in deutscher Literatur geprüft.

Die unruhige, aufgeregte Zeit gestattete mir dennoch einige mir werthe wissenschaftliche Ausarbeitungen. Ich war nach Vollendung meiner Nitzsch-Biographie zu meinen neutestamentlichen Studien zurückgekehrt und brachte in den Jahren 1872 bis 74 einige Früchte derselben zur Reife. Zunächst eine kleine Schrift, welche bei zufälliger Veranlassung doch mit einem dringenden evangelischen Zeitanliegen in Beziehung stand, eine Darstellung der „christlichen Gemeindeverfassung im Zeitalter des Neuen Testaments". Die Teyler'sche theologische Gesellschaft in Holland hatte im Sommer 1872 dies Preisthema gestellt, und das reizte mich, meine darüber fertigen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. So machte ich mir das Vergnügen, in meiner nächsten Sommerfrische, ohne andere Hülfsmittel als mein Neues Testament, eine kleine Preisschrift darüber zu verfassen und unter den erforderlichen Cautelen der Anonymität einzuschicken. Sie enthielt den exegetischen Nachweis, daß die Kirche aus der ursprünglich formlosen Einzelgemeinde erwachsen, und das geordnete Amt aus der freien Geistesgabe mittelst deren Anerkennung

und Beauftragung durch die Gemeinde hervorgegangen sei. Zu Anfang des Jahres 1874 erhielt ich aus Haarlem mit einem freundlichen Dankschreiben die Anzeige, daß mir neben einem niederländischen Autor, der ein dickes Buch geliefert hatte, der Preis zuerkannt und zugleich die Aufnahme meiner Schrift in die Werke der Gesellschaft beschlossen sei. Die vornehme Ausstattung, in welcher demzufolge meine Arbeit ans Licht trat, erfreute mich nicht minder als der Preis von zweihundert Gulden und die silberne Denkmünze, die ich dazu erhielt.*) — Eine zweite neutestamentliche Arbeit, welche in den Theologischen Studien und Kritiken ebenfalls im Jahre 1874 zur Veröffentlichung kam, betraf den Jacobusbrief. Ich hatte den in alten und neueren Zeiten mißkannten Brief in einer Vorlesung durcherklärt und dabei in ihm ein wahres Kleinod urchristlichen Schriftthums würdigen gelernt, die muthmaßlich älteste aller neutestamentlichen Schriften. Durchzogen von demselben zugleich socialen und religiösen Gegensatz von Arm und Reich, den die synoptische Jesuslehre im Volke voraussetzt, spiegelte mir dieser Brief die älteste Existenzform der christlichen Kirche, da die aus lauter geborenen Juden bestehenden Gemeinden noch pure Conventikel innerhalb der jüdischen Synagogenverbände waren und daher noch, wie es auch die Verfolgungsreise des Paulus nach Damaskus voraussetzt, unter deren Gerichtsbarkeit standen. Und mit nichten gegen Paulus polemisirend, vielmehr in naiver Weise vorpaulinische Begriffe handhabend und von allen neutestamentlichen Schriften der synoptischen Lehrweise Jesu am nächsten verwandt, spiegelte er mir zugleich die primitive Stufe christlicher Lehrentwickelung, eine formell noch auf der Grenzlinie von Judenthum und Christenthum stehende und dennoch ideal-christliche Denkart, die noch keine Lehre von Christo entwickelt hat,

*) Die christliche Gemeindeverfassung im Zeitalter des N. T. Von der Teyler'schen theologischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Haarlem, Erben F. Bohn. 1874.

und doch die volle Religion des neuen Lebens ist. Führen nun alle diese eigenthümlichen Züge auf den geschichtlichen Jacobus, den Patriarchen des Judenchristenthums und leiblichen Bruder Jesu, so läßt sich endlich hier auch die Lebensluft wittern, in der Jesus selbst aufgewachsen ist. Es war weder eine ganz neue noch eine unbestrittene Ansicht, welche ich in meiner Abhandlung „Der Jacobusbrief als urchristliches Geschichtsdenkmal" entwickelte;*) aber sie war bis dahin von niemandem so durchgeführt und hat seitdem weiteren Beifall gefunden. Die junge kritische Schule hat meine Ansicht nicht sowohl zu widerlegen als zu verspotten gefunden: damals hat sie mir die Annäherung und Zustimmung Albrecht Ritschls eingetragen, mit dem ich bis dahin keinerlei Beziehungen hatte. „Soeben", schrieb er mir, „habe ich Ihre Abhandlung über den Jacobusbrief gelesen. Ich folge dem Antrieb, Ihnen meinen Dank für dieselbe auszusprechen ... Wenn ich meine Ansicht über die Essener vorbehalte, bin ich im Stande, allen Ihren Ausführungen zuzustimmen."

Umfassender und verwickelter war eine dritte theologische Arbeit, die ich im Jahre 1873 auf 74 unternahm: „Zur johanneischen Frage". Eine johanneische Frage bewegte die protestantische Theologie seit Baurs berühmter Abhandlung über das vierte Evangelium, welche diesem wegen seines übergeschichtlichen Eindrucks und tiefen Unterschieds von den Synoptikern die Glaubwürdigkeit und Aechtheit abgesprochen und es zu einem theologischen Gedicht des zweiten Jahrhunderts, einer aus synoptischen Motiven frei herausgesponnenen Einkleidung dogmatischer Ideen gestempelt hatte. Diese Baur'sche Ansicht des Johannesevangeliums hatte im Kreise der kritisch gestimmten Theologie solchen Eindruck gemacht, daß Hase — selbst ein geistreicher Gegner derselben — geäußert hatte, man riskire seinen wissenschaftlichen guten Namen, wenn man sich des Evangeliums wider

*) Theol. Studien und Kritiken 1874, 1.

dieselbe annehme; und in der That blieben die apologetischen Bemühungen in dieser Frage hinter berechtigten Ansprüchen sehr zurück. Ich hatte, von der Baur'schen Abhandlung unüberzeugt, ja wie ich früher erzählt habe zurückgestoßen, immer an dem apostolischen Ursprung des Buches gehalten; aber ich konnte mir die großen Schwierigkeiten dieser Annahme nicht verhehlen; jede Beschäftigung mit dem Leben Jesu oder mit den drei ersten Evangelien führte mich auf dieselben zurück. Meine sonstige Methode, mir ein neutestamentliches Schriftwerk dadurch geistig zu erobern, daß ich eine Vorlesung darüber unternahm, konnte ich hier nicht anwenden, indem die Vorlesung über das Johannesevangelium bei uns schon zwiefach in festen Händen war, und so gab ich mich ganz für mich und wesentlich auch ohne Commentar an eine Durcharbeitung des räthselhaften Buches. Mein Ergebniß, die durchgebildete und gefestete Ueberzeugung, welche ich in Betreff desselben gewann, legte ich in den Jahrgängen 1874 und 75 der Studien und Kritiken in zwei längeren Abhandlungen dar. Die erstere führte den Nachweis der Unhaltbarkeit der kritischen Hypothese, überhaupt der Unmöglichkeit, das Evangelium anders denn als das Werk eines Augenzeugen zu begreifen. Ein Anonymus des zweiten Jahrhunderts, wie die kritischen Johannesgegner ihn dachten, ein speculativer Theologe, der ohne eignen Besitz historischen Materials eine Scheingeschichte Jesu theils aus synoptischen Motiven, theils aus eigner Erfindung zurechtgedichtet hätte, lediglich zur Einkleidung theologischer Ideen, hätte ja einen puren Ideenglauben haben müssen, keinen Thatsachenglauben; denn so wenig man auf einem gemalten Pferde reiten kann, kann man seinen Glauben auf angebliche Thatsachen gründen, von denen man wohl weiß, daß sie so nicht geschehen sind. Nun aber läßt es sich schlagend erweisen, daß der vierte Evangelist, er sei, wer er wolle, den ausgeprägtesten Thatsachenglauben gehabt hat. Nicht bloß auf die großen Heilsthatsachen des Todes und der Auferstehung

Jesu, auch auf seine Wunderthaten, ja zuweilen auf die kleinsten Nebenumstände seines Lebens, in denen er göttliche Fügungen zur Erfüllung des Alten Testaments erblickt, will er den Glauben seiner Leser aufbauen, nachdem er seinen eignen darauf gebaut hat. Fragt man aber, woher er diese Thatsachen hat, Thatsachen, welche großentheils der synoptischen Erzählung gegenüber abweichend und neu, dazu auf einer ganzen Reihe von Vergleichungspunkten offenbar von überlegener und berichtigender Genauigkeit sind, so liegt auf der Hand, daß am Ende des Jahrhunderts, nachdem die gemeindliche Ueberlieferung sich in den drei ersten Evangelien fixirt und Lucas in derselben die letzte Nachlese gehalten hatte, nur noch ein greiser Augenzeuge im Besitz eines selbständigen und vorzüglichen Erinnerungsschatzes sein konnte. — Aber mit diesem zwingenden Authenticbeweis ist die johanneische Frage doch erst halb gelöst. Denn es ist nicht zu verkennen, daß im vierten Evangelium das Leben Jesu andererseits mit großer Freiheit behandelt ist und daß die Synoptiker, bei aller ihrer Unsicherheit und Ungenauigkeit hinsichtlich des äußeren Rahmens ihrer Erzählung, doch in demselben ein weit anschaulicheres und buchstäblich treueres Bild der volksthümlichen Wirkungsweise und namentlich Lehrweise Jesu bieten als die sublime, monotone, esoterische Darstellung des Johannes. So galt es in einer zweiten Abhandlung die Wahrheitsmomente der antijohanneischen Kritik zu würdigen, die subjectiven Freiheiten, welche das Evangelium sich nimmt und welche verbieten, es als Geschichtsquelle den Synoptikern unbedingt vorzuziehen, zu erklären, und so zu einem psychologischen Verständniß desselben als eines Werkes des Lieblingsjüngers durchzudringen. Der geistige Unterschied zwischen der synoptischen und der johanneischen Darstellung des Lebens Jesu ist der Abstand zwischen einer Sammlung naturtreuer photographischer Einzelaufnahmen, und einem durch die Subjectivität eines geistvollen Malers hindurchgegangenen Porträt, in welches

derselbe, die ideale Wahrheit höher anschlagend als die empirische Wirklichkeit, seine individuelle Auffassung hineingelegt hat. Und zu solch einer Porträtirung Jesu war nur ein persönlicher Schüler, ja vermuthlich nur eben der Lieblingsjünger im Stande. Als Apostel nicht zum bloßen Erzählen, sondern zum lehrhaften Verarbeiten des Erlebten berufen, in seiner mystischen Eigenart und staunenden Hingabe das Leben Jesu von vornherein mehr als himmlische Erscheinung denn als irdisches Gewebe betrachtend, endlich vom Standpunkt eines durch halbhundertjährige Erfahrung vergeistigten Glaubens zurückschauend in die dämmernde Ferne seiner Jugenderinnerungen, kann er das Geschichtsbild Jesu gar nicht anders darstellen als er es dargestellt hat, — als ein aus der Schmelze seiner johanneischen Eigenart und Lebensgeschichte in freiem Gusse hervorgehendes Idealbild. — Diese Lösung der johanneischen Frage hat sich mir seitdem sowohl bei der Ausarbeitung meines „Lebens Jesu", wie bei den später an mich kommenden Vorlesungen über das vierte Evangelium immer wieder derart bewährt, daß ich heute gleichsam in die geistige Werkstatt seiner Entstehung hineinzuschauen meine. Für die kritische Schule zwar waren meine Darlegungen umsonst; sie nahm sich die Mühe nicht, meine Arbeit auch nur zu beachten, geschweige denn zu widerlegen; nur Theodor Keim, wohl schon damals ein kranker Mann, der keinen Widerspruch vertragen konnte, hat sie zum Gegenstand einer leidenschaftlichen Gegenrede gemacht. Von anderen Seiten wurden sie mir warm verdankt, und die Sonderausgabe, welche auf mehrfachen Wunsch und in etwas erweiterter Gestalt 1876 erschien, hat sich einer zwiefachen Uebersetzung ins Englische zu erfreuen gehabt.*)

Aber die kirchlichen Zeitverhältnisse, und vorab die evangelischen, ließen mich nicht los. Seit jener unglücklichen October-

*) Zur johanneischen Frage. Beiträge zur Würdigung des vierten Evangeliums gegenüber den Angriffen der kritischen Schule. Gotha, F. A. Perthes, 1876.

versammlung hatte ich Mahnung um Mahnung erhalten, an die Spitze einer neuen Partei zu treten, die sich nicht nur von der starren Rechten und zersetzenden Linken, sondern auch von den hülf- und rathlosen alten Unionsfreunden als ernstliche evangelische Reformpartei unterschiede. Ich sollte in diesem Sinne ein Programm aufstellen, eine Vorconferenz einberufen, ein Organ begründen. „Lieber theurer Herr Professor —, hieß es in einem dieser Briefe aus der letzten Mühler'schen Zeit, — seien Sie unser Führer! Das einzig erkennbare Princip der jetzigen Kirchenpolitik ist die Angst. Wollen Sie nicht den Beweis liefern, daß in der evangelischen Kirche noch Männer sind, welche nicht dreihundert Jahre kirchlicher Entwicklung ausstreichen wollen; welche keine Angst, sondern gute Freudigkeit haben zum Berufe des Evangeliums im deutschen Volk?" Ich fühlte das Verpflichtende solcher Aufforderungen, und war doch außer Stande, ihnen ohne Weiteres zu entsprechen. Ich war kein geborener Feldherr, der sich eine Armee sammelt, um sie zu führen, und ich kannte auch meine Freunde und Gesinnungsgenossen: einen Generalstab ertrugen sie vielleicht, in dem ich meine Stelle finden konnte, — einen Parteiführer nicht. Aber auch hievon abgesehen, — was wollte ein Programm, ein Organ und eine freie Conferenz, so lange kein Wind unsre Segel schwellte, so lange die vis inertiae des Staats- und Kirchenregiments die besten Bestrebungen in ohnmächtige Zuckungen verwandelte? Da endlich, mit dem Jahre 1872, mit Falks Berufung ward es anders, und wenn sich an den Namen dieses edlen Mannes von dem unglücklichen Kulturkampfe her ein schmerzliches Gedächtniß heftet, die evangelische Landeskirche Preußens, deren Angelegenheiten Fürst Bismarck diesem Mitarbeiter von Stund an überließ, hat alle Ursache, ihn in dankbarem Andenken zu halten.*) Der erste

*) „Bismarck, schrieb mir D. Fabri im Jahre 1875, hat seit Frühling 1872 in evangelicis abgedankt"; er hatte an unserer Neuverfassung keinerlei Antheil, nur daß er sie nicht hinderte.

preußische Kultusminister, welcher den ernsten Willen mitbrachte, der evangelischen Kirche zu geben, was ihr gebührte! Und dieser Wille wurde sofort zur grundlegenden That durch die Berufung des Kirchenrechtslehrers und Kirchentagspräsidenten D. Herrmann an die Spitze des Evangelischen Oberkirchenraths, des besten Mannes, der für diesen Posten vorhanden war. Von da an wußten wir Freunde der evangelischen Kirche, daß wir unsere Häupter aufheben durften, und nun galt es zu handeln und vorzusorgen, daß der vom Kirchenregiment uns zu bietenden Rettungshand aus der Kirche selbst eine dankbar ergreifende Hand sich entgegenstrecke. Jene Rettungshand war mir, und ebenso dem neuen Oberkirchenrathspräsidenten, die Herstellung einer wahrhaft evangelischen d. h. gemeindlichen Verfassung, — nicht weil ich Verfassungsformen als solche für Lebensquellen gehalten hätte, sondern weil mir, wie ich schon oben angedeutet, eine solche Verfassung die Vorbedingung aller Genesung unsrer Kirche von ihren erblichen, lebensgefährlich gewordenen Uebeln war. War nicht die Entkirchlichung unseres Volkes die nothwendige Folge einer dreihundertjährigen Unterbindung jeden Gemeindelebens? War die geistige Kluft zwischen dem kirchlichen Lehramt und der gebildeten Gemeinde, waren die abstoßenden und zerklüftenden theologischen Parteiungen der Gegenwart etwas anderes als die Früchte der einseitigen Pflege des theologischen Doctrinarismus in einer Kirche, die sich doch zum Grundsatz des allgemeinen Priesterthums bekannte? Mußte nicht der Zank von Orthodoxie und Kriticismus sich schlichten oder wenigstens in seine Schranken zurücktreten, wenn erst die Stimme der gläubigen Gemeinde, die weder von jener noch von diesem sich das Heil verspricht, durchgreifend zur Geltung kam? Ob freilich die nun in Aussicht stehende Abhülfe nicht schon zu spät komme, ob die in der Verfassungslosigkeit erzeugten Uebel nicht bereits zu tief gefressen, um noch eine friedliche Verständigung der beiden Stände und der verschiedenen Parteien zuzulassen, das war eine

bange Frage, die in jenen Tagen auch mein Freund in Bonn bei herzlicher Theilnahme an meinen zukunftsfreudigen Bemühungen aufwarf. Der nachmalige Verlauf nach Falks und Herrmanns Rücktritt hat auf sie eine wenig tröstliche Antwort gegeben. Aber sie konnte mich nicht abhalten, mit meinen Freunden alles zu thun, was in unseren Kräften stand, damit der rettung-verheißende Moment nicht ungenützt vorübergehe.

Doch getraute ich mich nicht, nach dem warnenden Vorgang der Octoberversammlung, einen weiten Kreis von Bekannten und Unbekannten aus der ganzen Landeskirche zusammenzutrommeln, sondern in unsrer Provinz, wo ich festen Boden unter den Füßen hatte, setzte ich ein. Ich schlug meinen Freunden vor, unsern alten Unionsverein, der eine bloße Pastoralconferenz war, umzubilden in einen „Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke in der Provinz Sachsen", einen Verein, welcher auch die Laien heranzöge, die Verfassungsfrage in die Hand nähme, und ein Programm aufstellte, um welches Gesinnungsgenossen auch in anderen Provinzen sich sammeln könnten. Dies Programm, in dessen Entwerfung ich den unlängst bei Bethmann-Hollweg vergebens in Anregung gebrachten Gedanken ausführte, lautete in seiner nach sorgfältiger Durchberathung angenommenen Gestalt wie folgt: „Wir bekennen uns von Herzen zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als unsrem Herrn, in dessen Namen allein Heil ist, und zu dem biblischen Evangelium von ihm, sowie zu den großen Grundsätzen der Reformation, zu der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo, und zu der h. Schrift als der alleinigen Quelle und höchsten Norm christlicher Heilsverkündigung. Auf diesem Grunde stehend, nehmen wir für die Entwicklung unseres kirchlichen Lebens keine andere Freiheit in Anspruch, als welche dem biblischen Evangelium und den Grundsätzen der Reformation rechtmäßig entspringt,*) und erklären es

*) Ich hatte geschrieben: ... „nehmen wir für die Entwicklung unseres kirchlichen Lebens alle Freiheit in Anspruch, welche dem biblischen Evan-

für den alleinigen Zielpunkt unsrer kirchlichen Bestrebungen, daß dies biblische Evangelium mit seinem himmlischen Trost und seiner heiligenden Kraft unsrem deutschen Volke erhalten und in weiterem Maße als seither gelungen ist, erschlossen werde. — Was die einzelnen, die Gegenwart vorzugsweise bewegenden Fragen angeht, so bekennen wir uns zu folgenden Ueberzeugungen: 1. Wir halten fest an der Idee und Thatsache der evangelischen Union. Wir glauben, daß das Evangelium, daß die drei Jahrhunderte evangelischer Kirchengeschichte, sowie die unabweisbaren Bedürfnisse der Gegenwart — zumal in Deutschland — etwas anderes erfordern, als die Wiederaufrichtung confessioneller Sonderkirchen. Wir betrachten die gegenseitige Zulassung zum Tische des Herrn und die Gemeinschaft des kirchenregimentlichen und synodalen Verbandes als den allgemeingültigen Unionsbestand in der preußischen Landeskirche, wahren aber auch den bereits geschehenen oder aus freier Ueberzeugung der Gemeinden künftig noch geschehenden weiteren Unionsvollziehungen ihre volle Berechtigung. Wir beanspruchen andrerseits für die confessionellen Stimmungen und Ueberzeugungen, wo sie wirklich von den Gemeinden gehegt werden, das Recht jeder dogmatischen und liturgischen Ausprägung, welche nicht zur thatsächlichen Excommunikation der anderen landeskirchlichen Bekenntnißstandpunkte, und so zur Auflösung der landeskirchlichen Gemeinschaft gereicht. 2. Die altkirchlichen und reformatorischen Bekenntnisse sind uns in ihrer Bezeugung des christlichen und evangelischen Heilsglaubens unvergängliche Vorbilder und Wegeweiser kirchlichen Lehrens, von deren sittlicher Autorität unsre Kirche sich niemals lossagen könnte, ohne ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Christenheit und mit der Reformation zu

---

gelium ... rechtmäßig entspringt." Das klang aber einem Theil meiner Freunde zu liberal, und so setzte ich statt dessen die ihnen genehmere Wendung, die meinen Gedanken weniger scharf ausdrückte. Es war das übrigens die einzige nennenswerthe Correctur, die mir gemacht ward.

verleugnen. Allein als evangelische Protestanten halten wir entschieden an ihrer Unterordnung unter die oberste Norm des göttlichen Wortes, und bestehen zu dessen immer tieferer und reinerer Erfassung auf der erforderlichen Freiheit nicht bloß für die academischen Theologen, sondern auch für die Träger des kirchlichen Lehramtes. In diesem Sinne wünschen wir insonderheit die ordinatorische Lehrverpflichtung der Geistlichen geordnet zu sehen. 3. Wir halten es für das den evangelischen Grundsätzen durchaus Entsprechende, daß unsre Kirche sich von der christlich verfaßten, im Amte des Wortes ihren Mittelpunkt findenden Gemeinde aus organisire, und werden in einer Kirchenordnung, welche dieses Princip für unsre alten Provinzen zum erstenmal ins Leben einführt, einen der verheißungsvollsten Fortschritte unsrer kirchlichen Entwicklung erblicken. Dabei halten wir fest, daß zu der christlichen Verfassung der Gemeinde nicht bloß eine bürgerliche und allgemein moralische, sondern wesentlich eine christliche und kirchliche Qualität des zu wählenden Gemeindevorstehers, ja des wählenden Gemeindegliedes gehört. Da aber das wesentliche Bekenntniß des Laien sein christlicher Wandel und seine Theilnahme am kirchlichen Leben ist, so sind wir der Ansicht, daß zum Aeltestenamte nichts Anderes als das Zeugniß eines vorbildlichen Wandels und treuer Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl erfordert werden, vom Stimmrecht der Gemeinde aber nächst sittlicher Bescholtenheit nur ein notorischer und vom Gemeindevorstand constatirter Bruch mit dem kirchlichen Leben ausschließen soll. 4. Wir erachten unsre evangelische Kirche in gleicher Weise wie jeden einzelnen Christenmenschen um des Herrn willen verpflichtet, der Obrigkeit unterthan zu sein. Wir wollen, daß sie auch über diesen pflichtigen Gehorsam hinaus mit dem Staate, der sie schützt und pflegt, in jeder ihr offenbleibenden Weise zum Besten unseres Volkes dienend zusammenwirke, insonderheit auch den Staat in seinem gegenwärtigen schweren Kampfe gegen die römische Hierarchie mit allen

Waffen der Gerechtigkeit unterstütze." — Dies Programm, unterzeichnet von fünfzig guten Namen, gaben wir im August 1873 aus, und luden zur Begründung unseres Evangelischen Provinzialvereins auf den October nach Halle ein. Es kamen an siebenhundert Männer, darunter zahlreiche und hervorragende Laien; unter dem Vorsitz von Dr. Wilhelm Herbst, damaligen Rectors von Schulpforte, wurde die kirchliche Lage lebhaft erörtert. Daß wir erklärten, auch nach links hin die Hand zur Verständigung bieten und evangelisch gesinnte Mitglieder des Protestantenvereins nicht ausschließen zu wollen, mißfiel einigen Geistlichen; um so angenehmer waren die Laien davon überrascht. Gegen vierhundert Theilnehmer zeichneten sich sofort ein; insonderheit gingen sämmtliche Mitglieder des alten Unionsvereins in den neuen Verband über. Regelmäßige Vereinsmittheilungen wurden begründet. Aehnliche Vereine bildeten sich bald in Brandenburg, Preußen, Schlesien und Pommern, und dieselben schlossen sich später mit uns zusammen zu jener „Landeskirchlichen evangelischen Vereinigung", welche aus der Geschichte unsrer Generalsynoden bekannt ist.

Inzwischen war, am 10. September 1873, die erwartete Gemeinde- und Synodalordnung erschienen und hatte vorläufig unsre besten Erwartungen erfüllt. Den Grundsätzen gemäß, zu denen D. Herrmann sich bereits auf dem Brandenburger Kirchentag bekannt, war die Einzelgemeinde, evangelisch gesichtet und geordnet, zur Grundlage des Verfassungsbaues gemacht. Die Bedingungen des activen und passiven Wahlrechts waren mit evangelischem Ernst und doch mit Vorsicht und Milde bemessen, das Pfarramt in seinen geistlichen Aufgaben unabhängig gestellt, aber in rechtlichen Angelegenheiten, auch in Fragen der Kirchenzucht, der sich selbst verwaltenden Gemeinde eingegliedert. Die Gemeinde wählte ihre Organe, Gemeindevorstand und größere Vertretung direct; sie empfing das Recht der Selbstbesteuerung, und — was kaum erwartet worden war — in jedem zweiten Falle auch das Recht der Pfarrwahl. In drei Stufen, als

Kreis-, Provinzial- und Landesgemeinde baute der weitere kirchliche Organismus sich auf, auf jeder Stufe durch eine entsprechende Synode vertreten. In der Kreissynode saßen alle Pfarrgeistlichen und ebensoviele Aeltesten; dazu war großen Gemeinden die Wahl eines weiteren Vertrauensmannes gegönnt und so den Laien eine mäßige Ueberzahl gesichert. Die Provinzialsynode entstand aus je einem geistlichen und einem weltlichen Abgeordneten jeder Kreissynode, dazu einem Sechstel königlich Ernannter und einem Mitgliede der nächsten theologischen Facultät; den größeren Wahlkreisen war noch ein weiterer, aus geistlichem oder weltlichem Stande zu wählender Vertrauensmann zugebilligt, so daß jedem der beiden Stände eine hinlängliche Vertretung gesichert und doch jedes mißtrauische Abzählen vermieden war. In ähnlicher Weise sollte die außerordentliche Generalsynode, welche zum Abschluß des nicht weiter als nöthig zu octroyirenden Verfassungswerkes in Aussicht genommen war, aus den Provinzialsynoden hervorgehen, unter Hinzutritt der Generalsuperintendenten, sechs theologischer und sechs kirchenrechtsgelehrter Professoren und einem Sechstel königlich zu Ernennender. Das alles war nach meinem Dafürhalten so correct gedacht und so hochherzig und zugleich besonnen angelegt, wie in keiner anderen deutschen landeskirchlichen Ordnung, und so durfte man, so viel am Kirchenregiment lag, auch für das noch Ausstehende, für die materielle Verselbständigung der Landeskirche gegenüber der Staatsgewalt das beste Zutrauen hegen. Gleichwohl fingen die Sorgen jetzt erst recht an. Zunächst hing alles von vernünftigen Gemeindewahlen ab, durch welche ja der Ausfall der Synoden, auch der außerordentlichen Generalsynode, bedingt war. Die Gemeinden aber, bis dahin in völliger Unmündigkeit gehalten, verstanden von alledem, was werden sollte, so gut wie nichts und wurden von rechts und links parteimäßig verwirrt, hier durch einen befangenen und bevormundenden Pfarrer, dort von aufdringlichen politischen Rathgebern. Um wenigstens unsere hallischen Ge-

meinden über ihre Aufgabe und Verantwortung in etwas zu orientiren, hielt ich vor einer Bürgerversammlung, welche der Evangelische Verein berief, einen Vortrag „über die Bedeutung der neuen Kirchenordnung und der bevorstehenden Gemeindewahlen", der behufs Einwirkung auf weitere Kreise auch gedruckt ward. Ich legte dar, daß und warum in der Reformationszeit eine den evangelischen Grundsätzen entsprechende gemeindliche Verfassung nicht zu Stande gekommen; wie aus diesem Unterbleib, aus dem theils politischen, theils theologischen Nothregiment die kirchlichen Nothstände der Gegenwart entsprungen, und wie nun die neue Ordnung, deren gesunden, redlichen Sinn das Verabsäumte nachzuholen ich erläuterte, in ihrer Geburt bedroht sei durch die verkehrten Parteitendenzen zur Rechten und zur Linken. Den Schluß machten einige möglichst handgreiflichen Rathschläge für die bevorstehenden Wahlen: „Nicht still sitzen, sondern seine kirchliche Pflicht thun; die seither Unkirchlichen, wenn sie herzukommen, freundlich aufnehmen, aber nicht zu Führern wählen; die Eigenschaften, welche die Kirchenordnung vom Gemeinde-ältesten und -vertreter erheischt, gewissenhaft bedenken; weder dem Pfarrer zu Lieb, noch dem Pfarrer zu Leide wählen; Vorberathungen in den einzelnen Parochieen anstellen; aber dabei weder Sonderbündelei treiben, noch sich von einem städtischen Centralwahlausschuß ins Schlepptau nehmen lassen". Diese Schlußwarnung hinderte nicht, daß ein communaler Wahlausschuß sich der Sache annahm, und da ich demselben in öffentlicher Versammlung seine Unbefugtheit vorhielt, gab es zwischen mir und dem damaligen zweiten Bürgermeister einen unliebsamen Zusammenstoß. Aber schließlich wurde unter dem in Halle waltenden Einfluß unserer Denkart doch vernünftig und kirchlich gewählt und die neugebildeten Collegien waren voll guten Willens.

Indeß die Gemeindewahlen blieben unsere einzige Sorge nicht. Vielmehr von anderen Seiten her füllte sich der schöne Morgenhimmel, der unserer Kirche aufgegangen war, mit immer

schwereren dunklen Wolken. Der Verfassungsentwurf war das Erzeugniß einer kirchlichen Denkart, welche wohl die überlegene Einsicht, aber vorderhand keinesfalls die Mehrheit für sich hatte, weder in den kirchlich noch in den politisch mitredenden Kreisen. Und auch die letzteren hatten mitzureden. Um Rechtskraft und Lebensfähigkeit zu gewinnen, bedurfte die neue Kirchenordnung der Genehmigung durch den Landtag; dieselbe wurde gewährt für die Gemeindeordnung, aber für die Synodalordnung vorläufig abgelehnt. Motivirte sich das auch durch die noch bestehende Unfertigkeit der Synodalordnung, so fürchtete man doch nicht ohne Grund, daß die im Abgeordnetenhause maßgebende liberale Partei sich damit freie Hand erhalten wolle, um auf den Abschluß der Verfassung einen abändernden Druck zu üben. An diese politisch liberale Partei lehnte die kirchliche Linke sich an; ihr war vor allem das Hervorgehen der Generalsynode aus den Provinzialsynoden, das sogenannte Filtrirsystem anstößig, indem sie ahnte, wie schlecht sie bei demselben fahren werde; sie war in schroffer Durchbrechung des von Herrmann durchgeführten Princips, die Vertreter der Kirche von Stufe zu Stufe sich sichten zu lassen, für ein Hervorgehen der Generalsynode aus Urwahlen. Aber die confessionelle Rechte war dem Verfassungsentwurf um nichts gewogener, im Gegentheil; dieser ganze Aufbau „von unten", anstatt des ihr unklar vorschwebenden und nur hierarchisch zu verwirklichenden „von oben", war ihr zuwider, und so hätten wenigstens ihre Heißsporne am liebsten das ganze Falk-Herrmann'sche Unternehmen scheitern und aus dem Chaos eine große lutherische Separation hervorgehen sehen. Ja auch diejenigen, auf deren Einsicht und Liebe wir für die geplante presbyterial-synodale Verfassung der Landeskirche am meisten rechnen durften, die Rheinländer und Westphalen, standen derselben mißtrauisch gegenüber, indem sie eine „centralistische Tendenz" darin witterten und von einer gesetzgebenden Generalsynode eine Minderung der wenn auch schattenhaften provinzial-

kirchlichen Autonomie befürchteten, die sie unter ihrer Rheinisch-westphälischen Kirchenordnung genossen. — Und nun kamen zu alledem die trüben Schatten, welche der fortschreitende Kulturkampf in das Leben der evangelischen Kirche herüberwarf, die tiefverwirrenden Rückwirkungen, welche die gegen die römische Kirche angestrengten Maßregeln in ihrer Mitanwendung auf die unsrige auf deren wohlmeinendste Diener und Freunde üben mußten. Indem Fürst Bismarck darauf bestand, die einschneidenden Maßnahmen, durch welche er die römische Kirche dem preußischen Staatsgedanken zu unterwerfen gedachte, jedesmal auf beide Confessionen anzuwenden, zerstörte er das Vertrauen, welches Falk und Herrmann zur Durchführung ihrer inner-evangelischen Aufgabe bedurften; der Kultusminister, ein so warmer Freund unserer Kirche, der auch jener falschen Anwendung des Paritätsbegriffs nur widerwillig folgte, erschien Unzähligen vielmehr als kirchlicher Despot und Bedrücker, und unter seiner Unbeliebtheit litt wiederum der Oberkirchenrathspräsident, der mit dem Kulturkampf gar nichts zu schaffen hatte, aber doch nach der evangelischen Seite hin als dieses Ministers kraftvolles Werkzeug erschien. Vor allem haben die Falk'schen Schulmaßregeln und die Einführung des Civilstandes der evangelischen Verfassungsreform unsägliche Schwierigkeiten bereitet. Der Minister war ganz im Rechte, den ausschließlich staatlichen Charakter der Schulaufsicht klarzustellen, aber die seitherige Vermischung des Staatlichen und Kirchlichen hatte den Traum einer kirchlichen Mitherrschaft über die Schule großgenährt, und so war es verstimmend, aus ihm aufgeweckt zu werden, um so mehr als die Geistlichen, welche dem Staate seither mit Selbstverleugnung in der Schulaufsicht gedient hatten, sich nun auf einmal hinter wohlbesoldete weltliche Inspectoren zurückgesetzt sahen. Noch tiefer schnitt die um der römischen Kirche willen überstürzend eingeführte Civilstandsgesetzgebung. Auch hier nahm der Staat nur zu eigner Verwaltung zurück, was er der Kirche lediglich commissarisch über-

tragen hatte und was zurückzunehmen die reinliche Unterscheidung des Kirchlichen und des Staatlichen durchaus erheischte. Aber er griff mit rauher Hand in Anschauungen und Sitten, die sich durch Jahrhunderte verfestigt hatten; die Religion erschien bei Taufe und Eheschließung zur Privatsache heruntergesetzt; Tausende von Protestanten ersparten sich die Umstände und Unkosten eines kirchlichen Actes, der neben dem staatlichen keine rechtliche Bedeutung mehr hatte, und die Geistlichen sahen neben der christlichen Ordnung und Sitte der Gemeinde auch einen wesentlichen Theil ihres Einkommens, die leider unentbehrlichen Accidentien, zerstört. Daß Präsident Herrmann noch im letzten Augenblick das Versprechen einer materiellen Entschädigung erwirkte, ward ihm wenig verdankt, denn die Staatsregierung ließ nach ihrem gewohnten Geiz diese Zusage Jahre hindurch unerfüllt; dagegen versetzten die Wirkungen des wie ein Hagelwetter über die Fluren unserer Kirche gekommenen Gesetzes mit allen den Streitfragen, die sich daraus ergaben, die evangelisch-kirchlichen Kreise in eine Aufregung und Verstimmung, wie sie für die Verständigung über das Verfassungswerk nicht ungünstiger hätte erdacht werden können. Die Briefe ernster und tapferer Männer, welche damals die Zeitlage mit mir beriethen, klagten bei den Positiv-Unirten über „wahre Jammertöne der Verzweiflung", bei den Confessionellen geradezu über eine Parteinahme für Rom wider den Staat.

Wir versuchten nach Kräften wider den Strom zu schwimmen. Um für die nahenden Synoden Verständniß und Verständigung anzubahnen, unternahmen die Bonner Professoren Frh. von der Goltz und Dr. Wach die Herausgabe von zwanglosen Heften über „Synodalfragen". Ich war der erste Mitarbeiter in den östlichen Provinzen, an den sie sich wandten, und wurde auch der fleißigste, indem ich für die überhaupt erschienenen vier Hefte drei Aufsätze schrieb. Der erste und größte zeichnete „den Entwickelungsgang deutsch-evangelischer Kirchenverfassung von 1817 bis 1873", — oder eigentlich von der Reformation bis zur Gegen-

wart. Was ich zu erzählen hatte, war freilich mehr eine Geschichte der Verfassungsgedanken als der allen evangelischen Principien widerstreitenden Wirklichkeit, eine Geschichte des Widerspruchs zwischen Idee und Thatsache; aber ich durfte sie nach einer Skizze der meist recht unvollkommenen neueren Verfassungsexperimente abschließen mit dem Urtheil, daß in Preußen, wenngleich in spätester Stunde, nun doch das Beste geboten werde, was überhaupt bis dahin geboten worden. Auf diese geschichtliche Betrachtung baute ich die dringend nöthige Mahnung, sich über der Freude an der Gabe den Ernst der noch zu lösenden Aufgabe, und über dem Ernst dieser Aufgabe die dankbare Freude an der Gabe nicht verdunkeln zu lassen. „Je unverständiger gegenwärtig ein kirchlicher Eifer, der sich in die gebieterischen Bedingungen eines großen geschichtlichen Uebergangs nicht zu finden vermag, vielerorten mit den Männern ins Gericht geht, welche die unsäglich schwere Arbeit dieser Ueberleitung auf sich genommen haben, um so lebhafter haben wir es zu würdigen, daß uns durch diese Männer zu Theil geworden ist, wonach wir und unsere Väter Jahrzehnte, Jahrhunderte lang uns vergeblich gesehnt, eine ebenso evangelisch frei als streng kirchlich gedachte Verfassung unserer Kirche, ein unter den schwierigsten Verhältnissen politischer und kirchlicher Parteiprogramme gezogenes, dennoch reines Ergebniß der seitherigen Studien und Erfahrungen. Andererseits muß es sich für verständige Männer von selbst verstehen, daß eine königliche Octroyirung uns nur den Ausgangspunkt eines Werkes hat bieten können, dessen wirkliche Ausgestaltung seiner Natur nach die ernsten Studien, die treue Arbeit, die Hingabe und Selbstverleugnung aller Berufenen voraussetzt." — Eine zweite Abhandlung stellte eine Vergleichung an zwischen der neuen Gemeinde- und Synodalordnung und der Rheinisch-westphälischen von 1835, und diese Vergleichung fiel im Ganzen zu Gunsten der neuen Ordnung aus, deren größere Sorgfalt wie Weitherzigkeit ich sowohl den Rheinländern als den Alt-

ländischen unter die Augen rücken wollte. Der Schluß war insonderheit auf die particularistischen Bedenklichkeiten der Rheinländer gegen die Generalsynode gemünzt. „Nicht als wäre durch die neue Kirchenordnung die altgewordene Zusage der Selbständigkeit und Selbstverwaltung unserer Kirche nun vollständig erfüllt. Im Gegentheil, wir rechnen es dem neuen Gesetz als nicht geringste seiner Tugenden an, daß es gar nicht behauptet, die Erfüllung des Artikels XV zu sein, vielmehr durch Anordnung einer außerordentlichen Generalsynode, auf der die Abgeordneten der beiden Westprovinzen mit denen der sechs östlichen zusammentagen werden, auf den noch ausstehenden Abschluß der landeskirchlichen Verfassung hinweist und hindrängt. Und diese außerordentliche Generalsynode wird ohne Zweifel der Anfang zu künftigen ordentlichen Generalsynoden werden. Ohne solche, mit einem blos provinzialen Abschluß der repräsentativen Organisation würden wir weder hinsichtlich des Kirchenregiments zu einer durchgeführten kirchlichen Selbstverwaltung, noch den großen politischen Behörden und Vertretungen gegenüber zu einigem moralischen Gewicht kommen." — Mein dritter Beitrag zu den „Synodalfragen" im Schlußheft derselben war ein Bericht über die nachmalige sächsische Provinzialsynode, auf die ich weiterhin kommen werde.

Aber die leidenschaftlichen Verstimmungen, welche durch die Kulturkampfgesetzgebung und -politik in evangelisch-kirchlichen Kreisen hervorgerufen waren und denselben alle für das Verfassungswerk unentbehrliche Besonnenheit und Unbefangenheit zu rauben drohten, forderten mich zu einem noch weiteren Verständigungsversuch heraus. Nicht als wäre ich willens und im Stande gewesen, jene Politik und Gesetzgebung vollständig in Schutz zu nehmen, aber den Nachweis, daß in derselben eine principiell berechtigte und nothwendige Veränderung des Verhältnisses von Staat und Kirche sich vollziehe, glaubte ich führen zu können. Und ein solcher Nachweis that noth; denn die Einen

unter uns waren durch die scharfen Zumuthungen, welche der Staat an die römische Kirche richtete, an dem jus circa sacra überhaupt irre geworden und meinten, der Staat müsse mit der Kirche als mit einer ihm gegenüberstehenden souveränen Macht verhandeln; die Anderen erblickten in dem Fallenlassen des Tauf- und Trauzwanges eine sträfliche Gleichgültigkeit des Staates gegen Christenthum und Kirche, und die Dritten wollten sich in ihrem Verdruß auch namens der evangelischen Kirche auf das System abstrakter Trennung vom Staate zurückziehen und so das ganze historische und nationale Gemeinschaftsband, welches die deutsche Reformation zwischen beiden geknüpft, dem Untergang weihen. Ich hielt diese Standpunkte alle drei für verhängnißvolle Irrthümer, und unternahm es in einem Vortrag, den ich im Frühling 1874 dem Evangelischen Verein zu Halle und zu Erfurt hielt, „über die durch die neuere Gesetzgebung herbeigeführte Veränderung in dem Verhältniß von Staat und Kirche" beruhigend aufzuklären. Drei Rechtsanschauungen, sagte ich, liegen der so viel getadelten und tief-erregenden kirchenpolitischen Gesetzgebung zu Grunde: 1. Der Staat ist der allein souveräne Gesetzgeber im Lande, erkennt aber an, daß das im eigentlichen Sinne religiöse Gebiet kein Gegenstand seiner Gesetzgebung ist. 2. Er billigt ebendarum innerhalb der von ihm zu ziehenden Rechtsschranken den Kirchen Autonomie zu, hört aber dem entsprechend auch auf, ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke starken Arm zu leihen. 3. Er fährt gleichwohl fort, ihnen als autonomen Korporationen eine bevorzugte öffentliche Stellung im Volksleben und große Hülfen zu gewähren, beansprucht aber dafür auch seinerseits Bürgschaften gegen den Mißbrauch dieser Vorrechte und Wohlthaten. Den ersten dieser drei Sätze hatte ich gegen die auch von vielen Protestanten gebilligte römische Ansicht zu vertheidigen, daß der Staat über die Kirche als über eine von Gott selbstherrlich geschaffene Macht kein Hoheitsrecht besitze, sondern mit derselben auf dem Concordatsfuß zu ver-

handeln habe, indem anderenfalls die religiöse Gewissensfreiheit nicht sichergestellt sei. Ich widerlegte diese Ansicht aus der von Gott geordneten Natur des Staates, vermöge deren er der specifische Rechtsverwalter auf Erden ist, und aus der entsprechenden Christenpflicht, der Obrigkeit unterthan zu sein. Dem Einwand, daß damit dem Staate auch die Gewissensfreiheit preisgegeben werde, stellte ich die Erinnerung entgegen, daß es Lebensgebiete gebe, welche ihrer Natur nach nicht Gegenstände der rechtlichen Ordnung, der Gesetzgebung seien; — vor allen der religiöse Glaube. Zwar habe der Staat oft genug den Glauben in despotischer Weise dazu zu machen versucht und so das Monstrum „Staatsreligion" aufgestellt; aber heutzutage sei das Princip der Gewissensfreiheit im Bewußtsein der Menschheit zum Durchbruch gelangt und so auch zum Staatsprincip geworden. — Aus ebendiesem Princip, fuhr ich fort, fließt nun die zweite Richtlinie unserer kirchenpolitischen Gesetzgebung, daß der Staat zwar die Rechtsschranken setzt, innerhalb deren der Glaube und die Glaubensgemeinschaft, die Kirche, sich zu bewegen hat; daß er aber innerhalb derselben den Kirchen das selbständige Ordnen und Verwalten ihrer Angelegenheiten überläßt, wie das der Artikel XV der preußischen Verfassungsurkunde verbürgt. Aus diesem großen Grundsatz der kirchlichen Autonomie folgt dann aber auch, daß die Kirchen zur Erreichung ihrer Zwecke mit ihren eigenen Mitteln ausreichen müssen, und nicht z. B. zur Verhütung von Austritt oder wider Tauf- und Trauungsunterlassung den Arm des Staates beanspruchen dürfen. Nicht das ist unchristlich, daß er denselben hierzu versagt, sondern unchristlich, weil Gewissenszwang, wäre es, ihn dazu darzuleihen, und unchristlich, ihn dazu in Anspruch zu nehmen. — Endlich, wenn der Staat dieses Princip der kirchlichen Autonomie doch nicht bis zur abstracten Trennung von Staat und Kirche überspannt, sondern gewisse Gemeinschaftsbande mit einen Kirchen aufrecht erhält, und dafür auch entsprechende Aufsichts- und Ein-

flußrechte beansprucht, so hat wenigstens die evangelische Kirche sich hierüber nicht zu beklagen. Denn sie ist mit dem protestantischen Staate, dem Sohne der Reformation, von Haus aus verschwistert, gönnt ihm seine Erhebung zum Kulturträger des Volkes, geht ihrerseits nicht auf weltliches Herrschen aus und verdankt ihrem Zusammenhang mit ihm die Wahrung ihres Antheils an der Schule, die academische Vorbildung ihrer Diener, ihr traditionelles volksthümliche Ansehen und Gepräge, und eine unverächtliche Beihülfe zu ihrem materiellen Unterhalt, — Vortheile, welche durch ein Sich-fügen in Staatsaufsicht und maßvollen Staatseinfluß nicht zu theuer erkauft sind. — Der Vortrag, der in den Kreisen des Evangelischen Vereins uneingeschränkte Zustimmung fand, sollte in das Schlußheft der „Synodalfragen" Aufnahme finden, aber ich zog ihn zurück, weil sein optimistischer Ton mir in die augenblicks — unmittelbar vor der Generalsynode — sehr gespannte Lage nicht zu passen schien, und so wurde er nur in den Vereinsmittheilungen gedruckt. An der Richtigkeit seiner Anschauungen bin ich, soweit es die evangelische Kirche angeht, niemals irre geworden; daß seine Schlußbetrachtung auf die römische Kirche nicht anwendbar ist, sondern ihr gegenüber nur das Princip der Trennung von Staat und Kirche übrig bleibt, hat mich weitere Erfahrung gelehrt. —

Mitten in diese Arbeiten und Sorgen im Dienst des öffentlichen Lebens fiel mir eine bewegende persönliche Angelegenheit. Ich war eben fünfzig Jahre alt, auf der Höhe meiner Arbeitskraft, und hatte mich für academische wie kirchliche Aufgaben hinlänglich ausgewiesen; es war natürlich, daß die Frage eines Amtswechsels nochmals an mich herantrat. Schon im Jahre 1871 hatte ich, durch Empfehlung Hermann Krummachers in Stettin, den Antrag erhalten Hauptpastor in Hamburg zu werden; aber die Einkünfte eines solchen, die mein hallisches Einkommen verdreifacht hätten, konnten mir den Verzicht auf das academische Lehramt und die Gliedschaft eines großen kirchlichen Gemein-

wesens nicht aufwiegen, und so war ich zufrieden, zum Dank für meine Ablehnung eine mäßige Gehaltserhöhung zu empfangen. Dann kam ich in Rede bei der Neugestaltung der Straßburger Universität; ein dortiger Freund hatte ohne mein Vorwissen die Gedanken des Herrn v. Roggenbach auf mich gelenkt; aber die Bemühung der dortigen altelsässischen Facultät, möglichst unter sich zu bleiben, hatte die Sache vereitelt. Nun an der Jahreswende von 1873 auf 1874 eröffnete mir der Minister Falk seinen Wunsch, mich nach Berlin zu ziehen; ich sollte an erster Stelle statt des achtzigjährigen Twesten für Neues Testament eintreten, zugleich neben Steinmeyer praktische Theologie lesen, und demselben das homiletische Seminar sowie die seit Jahr und Tag eingestellte academische Predigt abnehmen; die Absicht Herrmanns, mich gleichzeitig in den Oberkirchenrath zu ziehen, ward mir angedeutet. Ich erschrak mehr als ich mich freute: bei aller Theilnahme für die kirchenpolitische Entwicklung fühlte ich keinen kirchenregimentlichen Beruf in mir, und was die in Aussicht gestellten academischen Thätigkeiten anging, so hatte ich sie alle in Halle ebensogut, wenn nicht besser. Dazu kam, daß sich unsere hallische Facultät in einer noch ungelösten Lebensfrage befand. Wir hatten schon vor einiger Zeit auf Anregen des Ministers für Tholuck, dessen Kräfte versagten, einen Ersatz gesucht, aber die beiden Exegeten, die wir — selbst nicht ohne Bedenken — vorzuschlagen gewußt, gefielen ihm nicht. So waren meine Collegen auf den naheliegenden Gedanken gekommen, die neutestamentlichen Fächer, welche ich seither schon mit Erfolg mitvertreten hatte, in erster Linie mir zuzudenken und für die praktische Theologie, welche Julius Müller ebendamals neben mir zu lesen aufhörte, einen neuen Hauptvertreter zu suchen, als welcher neben Christlieb auch Wolters in Rede stand. Ich hatte dem Minister gegenüber kein Hehl, daß wenn diese hallischen Wünsche auf Erfüllung zu rechnen hätten, ich vorziehen würde in Halle zu bleiben; aber er blieb bei seinem Vorhaben

und rief mich nach Berlin, um dasselbe persönlich mit mir zu verhandeln.

Es war mir ein schwerer Gang, da ich mir über das, was meine Pflicht sei, nicht klar war und der Minister, je nachdem er auf die hallischen Wünsche einging oder nicht, mich ganz in der Hand hatte. Andererseits war mir die persönliche Begegnung mit den beiden Männern, an denen zur Zeit das Schicksal der Landeskirche hing, von hohem Werth. Nachdem der liebenswürdige greise Geheimerath Olshausen und der Unterstaatssekretär Sydow, Falks intimer Freund, mir die Berliner Bedürfnisse dargelegt, führte der letztere mich am Sonntagmorgen zu dem Minister, der zwischen seinem Kirchgang und einer Collegialsitzung dreiviertel Stunden für mich übrig hatte; am Abend war ich zum Präsidenten Herrmann geladen. Ich empfing von beiden einen vortrefflichen Eindruck; der eine wie der andere war von großer Offenheit, idealen Gesichtspunkten und fühlbarer sittlichen Energie, so daß ich einfürallemal zu ihnen Vertrauen faßte. Die aus engherzigen oder mißtrauischen Kreisen stammende Nachrede, als theilten sie den Standpunkt des Protestantenvereins, widerlegte sich mir durchaus: sie waren Männer von edler Liberalität und weitem Horizont, die auch ein Daseinsrecht der theologisch-kirchlichen Linken anerkannten, aber sie waren Persönlichkeiten von entschieden positiv-religiösem Gehalt und wünschten nichts sehnlicher, als die Kirche zwischen der Scylla und Charybdis der Rechts- und Linksparteien hindurch ins Freie zu steuern. Je lebhafter diese Gesinnungen mich ansprachen, um so schwerer ward mir mein Entschluß; ich fühlte wohl, daß ich meine alte Abneigung gegen Berlin und die starken Magnete, die mich in Halle anzogen, nicht entscheiden lassen dürfe, sondern allein die Frage, wo ich den großen Anliegen, denen mein Leben gehörte, besser und freier zu dienen im Stande sei. Indeß man schuf mir in Berlin keine Zwangslage, nahm meine für das Bleiben in Halle anzuführenden Beweggründe freundlich

auf, und bemühte sich zwar mir meine Bedenken gegen die mir in Berlin zugedachte Stellung auszureden, verlangte aber keinen sofortigen Entscheid. Als ich nach Halle zurückkam, drangen meine Collegen in mich, die Facultät nicht zu verlassen in einem Augenblick, wo deren berühmteste Kräfte, Tholuck und Müller, zu versagen begännen, ohne daß vollwerthiger Ersatz für sie zu finden sei. Ich antwortete ihnen, daß, wenn sie mir in Lehrauftrag und Seminar die Nachfolge Tholucks erwirken und neben mir für praktische Theologie meinen Freund Wolters vorschlagen wollten, ich willig sei, den Berliner Ruf abzulehnen. Sie hatten bereits beschlossen, sich in diesem Sinne an den Minister zu wenden, und derselbe ging mit großer Freundlichkeit auf unsere Wünsche ein. Die Hallische Studentenschaft brachte mir zum Danke für mein Bleiben einen Fackelzug, und die weitere Entwickelung der Dinge sollte mir in glücklichen wie in schmerzlichen Erfahrungen bestätigen, daß ich die richtige Wahl getroffen. Noch blieb mir die nicht leichte Aufgabe, meinen melancholischen Freund, der mit den stärksten Banden an dem ihn aufreibenden Bonner Pfarramt hing, zur Annahme des an ihn gelangenden Rufes zu bewegen. Er hatte mir in rührender Ueberschätzung meiner Fähigkeiten dringend zugeredet, auf den Berliner Vorposten zu gehen; nun war es an mir, seine Verzagtheit und Selbstunterschätzung zu überwinden. Endlich, nach einem Dutzend hin- und herfliegender Briefe und einem Orientirungsbesuch in Halle gelang auch das, und ich hatte nun erst das Vollgefühl einer großen und guten Lebensentscheidung. Es war über alledem Frühling geworden und ich benutzte die Ferien um an Mosel und Rhein alte Freunde zu besuchen. So kam ich dazu, Trier wiederzusehen, wo Bischof Eberhard zur Zeit in dem Gefängniß saß, in welches er mich als Seminarregens durch Anstiftung meines Processes einst hatte bringen wollen. In Bonn schenkte mir Geheimerath Bluhme, der einflußreichste Mann im Presbyterium, sein Vertrauen hinsichtlich der nöthigwerdenden neuen Pfarrwahl,

und ich konnte ihm den jugendlichen Ernst Dryander als Wolters' Nachfolger empfehlen. Noch gedenke ich des schönen stillen Frühlingsmorgens in den Coblenzer Rheinanlagen, an dem ich mir Vergangenes und Zukünftiges dankbar durch die Seele ziehen ließ.

Der beste Bundesgenosse, um mich meine Hülfsbemühungen zu Gunsten der neuen Kirchenverfassung glücklich durchführen zu lassen, kam gerade zur rechten Zeit. Nicht nur, daß durch Wolters' Versetzung nach Halle die jetzt so wichtige Verständigung zwischen dem Osten und dem Westen der Landeskirche wesentlich erleichtert war: auch in dem jetzt neubeginnenden Synodalleben haben wir wie Dioskuren zusammengestanden und mit vereinten Kräften dem Verfassungswerke einige schwere Steine aus dem Wege geräumt. War auf meiner Seite der frischere Muth, die kampfbereitere Initiative, so auf seiner der überlegene Scharfblick in Menschen und Dinge, die größere Rechts- und Geschäftskunde, so daß wir in glücklicher Ergänzung einander unsere Kräfte verdoppelten. Er kam zum Sommersemester 1874, und da er seine Familie um der Schulverhältnisse willen bis zum Herbst in Bonn lassen mußte, aß er den Sommer über an unserem Tisch und wir hatten zu fortlaufendem Austausch volle Gelegenheit. Ich hatte die Universitätskanzel und die beiden praktisch-theologischen Seminare mit ihm getheilt und sah ihn mit sicheren Schritten in die ausgezeichnete Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe eintreten. Daneben machte ich ihn heimisch in unseren kirchlichen Verhältnissen, indem ich ihn in die Arbeiten unseres Evangelischen Vereins und in den Vorstand unseres Gustav-Adolfs-Vereins hineinzog; — in jenem griff er schon bei der Frühjahrsconferenz in die Kirchenzuchtsdebatte, welche durch das Civilstandsgesetz auf die Tagesordnung gebracht war, in heilsam mäßigender Weise ein; dem letzteren hielt er auf dem Jahresfest zu Mühlhausen eine gewaltige Predigt: „die Nacht am Rhein, und die Wacht am Rhein." In den Sommerferien ging ich mit den Meinigen nach unserm Reit im Winkel; dort holte

Wolters mich ab und wir reisten noch mit einander nach dem schönen Bozen, dem Berührungspunkt deutscher und italienischer Art und Natur. Dann aber galt es, sich für die Provinzialsynode zu rüsten, die Vorschule der entscheidenden Generalsynode. Wolters war unter den königlich Ernannten, ich diesmal Abgeordneter der Facultät. Wir wären diesmal, trotz des erheblichen Gewichtes, welches die confessionelle und feudale Rechte in die Wagschale zu werfen hatte, der Mehrheit im Voraus sicher gewesen, hätten nicht die zeitgeschichtlichen Wirren einen Theil unserer eigenen Vereinsgenossen wankend gemacht. Während eine in Halle gehaltene Vorconferenz von 22 Synodalen beschlossen hatte, alle Augenblickswünsche und -klagen gegen die Aufgabe der Verfassungsvollendung zurückzustellen, hatten ebendiese Wünsche und Klagen verschiedene unserer Freunde auf einer Magdeburger Versammlung mit den über den ganzen Gang der Dinge mißvergnügten Confessionellen zusammengeführt, — erste leise Anfänge der später von uns sich trennenden und mit den Confessionellen sich verbündenden „positiven Unionspartei". Unter diesen Umständen kam man in großer Spannung und Erregung am 29. Januar 1875 in Magdeburg zur Provinzialsynode zusammen.

Die Präsidentenwahl mußte Klarheit schaffen. Wir hätten für dieselbe den Regierungspräsidenten Rothe von Merseburg ins Auge gefaßt, einen dem Evangelischen Verein angehörigen Mann von tiefem religiösen Ernst und von geschäftlicher Ueberlegenheit, der sich auf der Synode von 1869 das beste Zutrauen erworben hatte. Die Rechte stellte ihm den zweiten Generalsuperintendenten D. Schultze entgegen, der nach seiner Vergangenheit und theologischen Bildung eher zu uns gehört hätte, aber durch freundnachbarlichen Verkehr mit hochconservativen Gutsbesitzern der anderen Seite näher getreten war. Ein Mann von schönen Gaben, schwungvoller, gefühliger Beredtsamkeit, aber auch starkem oberhirtlichen Ehrgeiz; mit naiver Offenheit betrieb

er seine Wahl selber. Uns war nicht nur der sichere Freund lieber als der unsichere, und der nüchtern-sachliche Laie für den Präsidialstuhl erwünschter als der seinem Gefühlspathos folgende Geistliche, sondern es erschien uns auch gegen den Geist und Sinn der Verfassung, daß ein ordentliches Mitglied des Consistoriums Präses der Synode und als solcher hernach an der Spitze des Synodalvorstandes außerordentliches Mitglied des Consistoriums sein sollte. Eine vertrauliche Anfrage beim Präsidenten Herrmann vergewisserte mich, daß auch dieser eine solche Combination für ungehörig hielt; ebenso wurde dieselbe von dem ersten Generalsuperintendenten D. Möller und dem Consistorialpräsidenten Nöldechen privatim durchaus mißbilligt; aber niemand hatte Lust die Sache öffentlich anzufassen. Da that ich es, indem ich unmittelbar vor der Wahl an den königlichen Commissarius die öffentliche Frage richtete, ob er die Erwählung eines Consistorialmitgliedes zum Präses der Synode für zulässig halte. Seine Antwort, er könne darüber nicht entscheiden, würde aber nicht in der Lage sein, eine solche Wahl ohne Rückfrage zu bestätigen, entschied die Sache; Rothe wurde mit 55 gegen 39 Stimmen gewählt. Damit war uns eine feste und auch weiterhin zusammenhaltende Majorität zugefallen, und wir gebrauchten sie, indem wir von den sechs Assessorenstellen vier für uns in Anspruch nahmen und der Minderheit zwei überließen. Als erster weltlicher Assessor wurde ich gewählt; die Confessionellen, die auf mich besonders erbittert waren, beanstandeten die Wahl, weil ich ordinirt und Universitätsprediger sei, aber die begutachtende Commission und Wolters als deren Referent wies ihnen nach, daß die Kirchenordnung unter Geistlichen nur active Gemeindepfarrer verstehe, daß ich also, obwohl gewesener Pfarrer und im Nebenamt Prediger, nur in der weltlichen Kategorie wählbar sei. Um zwischen mir und D. Schultze, mit dem ich bis dahin ganz gut gestanden, ja dem ich als Dekan unserer Facultät den Ehrendoctorhut aufgesetzt hatte, keine dauernde Ent-

fremdung aufkommen zu lassen, ging ich vor dem gemeinsamen Abendmahl der Synode zu ihm und bat ihn, mein Vorgehen bei der Wahl nicht als persönliche Feindseligkeit, sondern lediglich als Gebot meiner Rechtsansicht auffassen zu wollen. Er nahm das freundlich auf, aber es blieb doch ein Stachel bei ihm zurück, der im weiteren Verlauf der kirchenpolitischen Dinge, wie ich glaube, stark nachgewirkt hat; auch ein anderer hervorragender Synodale, mit dem ich mich ebendamals näher anfreundete, hatte von dem Tage an, da er mit uns gestimmt, die Freundschaft Schultzes verwirkt. Was die confessionelle Partei als solche anging, so bemühte sie sich, uns in den knappen acht Tagen, auf welche die Sparsamkeit der Regierung uns eingeschränkt hatte, möglichst viele Steine in den Weg zu schieben, theils durch ganz unnütze Anträge ihres Geschmacks, theils durch Verwerthung der vom Civilstandsgesetz aufgewirbelten Trau- und Zuchtfragen zu Conflicten mit dem Oberkirchenrath. Das Synodalgelübde sollte nicht „vor Gott", sondern um etwaige Unitarier auszuschließen, „vor dem dreieinigen Gott" abgelegt werden. Jede künftige Provinzialsynode sollte, damit die zwei reformirten Abgeordneten das lutherische Bekenntniß nicht umwürfen, mit einer confessionellen itio in partes eröffnet werden. Um den Oberkirchenrath wegen der Nichtabsetzung Sydows zu censuriren, wurde ein von Berlin aus an alle Synoden verschickter Antrag eingebracht, daß ein Leugner der Gottheit Christi kein Amt in der Provinzialkirche verwalten könnte. Die begutachtende Commission erklärte diesen Antrag für unzulässig, indem ein Anlaß zu demselben in der Provinz nicht vorliege und die Provinzialsynode sich mit allgemeinen Lehrfragen als solchen nicht zu befassen habe; der Antragsteller, ein Graf Schulenburg-Beetzendorf, wollte nichtsdestoweniger das Wort über ihn erzwingen, und da der Präsident ihm dasselbe unter lauter Zustimmung der Synode verweigerte, verließ er in demonstrativer Weise den Saal. Auch die sonstigen Erisäpfel der confessionellen Partei

hoben wir nicht auf; wir verhehlten hinsichtlich der schwebenden praktischen Fragen in verschiedenen Punkten unsere vom Kirchenregiment abweichende Ueberzeugung nicht, aber zu einer Kriegserklärung gegen dasselbe, wie sie von jener Seite angestrebt wurde, gaben wir uns nicht her, und brachten es fertig, unsere Vorlagen vollständig und friedlich zu erledigen. Auch diesmal trat der Reichthum an edlen Kräften, namentlich auch Laienkräften hervor, um welche jede andere Provinzialkirche uns beneiden konnte, und so stellten wir auch zur Generalsynode ein auserlesenes Contingent. Wir hatten der Minorität, um ihr möglichst entgegenzukommen, von den 24 Generalsynodalstimmen der Provinz zehn einräumen wollen, als die Nachricht eintraf, daß in Pommern die Confessionellen den Unionsfreunden auch nicht Eine zugebilligt; — nun beschränkten wir sie auf acht. Zum Schluß gab die Stadt Magdeburg der Synode in ihrem Rathhaus einen schönen Festabend, der eine auserlesene Zahl von Bürgern mit uns vereinigte. Auf Andringen des Bürgermeisters Böttticher mußte ich eine Ansprache halten und gab aus warmem Herzen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Kirche Ausdruck, wie das nun ins Leben tretende Recht der Gemeinde sie uns verbürge. Meine Worte fanden einen begeisterten Wiederhall; es war für eine Neugestaltung unserer Kirche, wie ich sie in der Seele trug, viel guter Sinn und Wille vorhanden, der nachmals in unverantwortlicher Weise enttäuscht worden ist.

Die Ergebnisse der anderen Synoden waren sehr mannigfalt. Aber durchweg widerlegten sie die auch in unseren Kreisen gangbare Besorgniß, als könne der Protestantenverein von den Gemeinden aus eine kirchengefährdende Macht entfalten. Nur in Brandenburg, Preußen und Schlesien war eine Linke hervorgetreten und zwar in verschwindender Minderzahl, und nur einen einzigen Vertreter derselben hatte die karge Billigkeit der brandenburger Mittelpartei für die Generalsynode durchgelassen, die wenigen liberal-theologischen Namen aber, welche der Ober-

kirchenrath auf die königliche Ernennungsliste setzte, strich der König und ersetzte sie durch conservative Beamten und Officiere. Viel bedenklicher war die Stärke und Denkart der aus feudaler Aristokratie und confessionellem Pastorat sich zusammensetzenden Rechten, die im Kulturkampf wider den Minister auf römischer Seite stand und durch Aufwerfung der Unions- und Bekenntnißfrage, sowie aller der aufregenden Streitpunkte, welche das Civilstandsgesetz hervorgerufen, den Oberkirchenrath und seinen Verfassungsentwurf in die Luft zu sprengen trachtete. Sie hatte auf mehreren Synoden, namentlich aber in Pommern unter der Führung des Herrn v. Kleist-Retzow die Mehrheit gehabt. Allerdings wenn man aus allen Synoden das für die Generalsynode maßgebende Gesammtergebniß zog, so erschien unsere evangelische „Mittelpartei", wie man uns als zeitweilige Regierungspartei zu nennen liebte, in sicherem Uebergewicht und ebendamit ihr gewiesenes Ziel, vor allen Dingen die Verfassung unter Dach zu bringen, gesichert. Da erhoben sich auf einmal seitens der Regierung selbst neue Schwierigkeiten, welche in unsere Reihen Verwirrung bringen und die Erreichung jenes Zieles wieder in Frage stellen mußten. Die liberale Landtagsmajorität, erschrocken über die schwere Niederlage, welche die ihr wahlverwandteste kirchliche Richtung schon bei den Wahlen zu den Provinzialsynoden erlitten, erblickte in einer auf den gegebenen Grundlagen aufzubauenden Synodalverfassung eine feste Burg kirchlicher Reaction und bedrängte den Minister um nachträgliche Abänderung jener Grundlagen, um Verdoppelung der Laien auf den Kreis- und Provinzialsynoden und um Basirung der Generalsynoden auf directe Gemeinde- oder mindestens Kreissynodalwahl. Uns waren diese neuen Zumuthungen höchst anstößig, nicht nur weil sie eben erst erlassene königliche Anordnungen willkürlich abändern wollten, sondern noch mehr, weil sie darauf ausgingen, den entscheidenden Einfluß in die Hände der weniger Sachkundigen und Erprobten zu legen. Auch sträubte sich Prä-

sident Herrmann entschieden gegen solche Verbildungen seines wohldurchdachten Verfassungsbaues; aber der Minister, der ohne solche Zugeständnisse die Sache im Landtag nicht durchzubringen fürchtete, nahm sich derselben ebenso entschieden an und erklärte im Privatgespräch mit unseren rheinischen Freunden namentlich die Laienvermehrung für unumgänglich. Es war ein Moment von äußerster Gefahr; schon rechnete man, wie mir ein Brief von Fabri verrieth, bis in die Reihen der Gemäßigten hinein mit der Aussicht, daß das ganze Verfassungswerk ins Stocken gerathe, ein Personenwechsel im Kultusministerium, wie ihn auch der Stand des Kulturkampfs vielen zu fordern schien, die ganze politische Lage veränderte und dann unter anderen Bedingungen — Gott weiß, welchen — die Organisation der evangelischen Kirche wieder aufgenommen würde. So wäre der Stein des Sisyphus, auf der Kuppe angekommen, den Berg wieder hinuntergerollt. Selbst ein so geistreicher und in seiner Weise wohlmeinender Kirchenpolitiker wie Fabri fand diese Aussicht so übel nicht, während von der Goltz mit Recht urtheilte, daß der gegenwärtige Versuch, der Landeskirche zu helfen, wenn er wieder mißlinge, der letzte sein werde.

Auf diese Aussicht, die Aussicht auf die heillose Zerrüttung, ja den Untergang der Landeskirche, es nicht ankommen zu lassen, war uns Hallensern Gewissenspflicht, und so verbanden wir beiden uns mit unserem gleichgesinnten umsichtigen Collegen Köstlin zu gemeinsamem Handeln. Wir machten den Versuch, die Mehrheit der kommenden Generalsynode im Voraus um ein festes Programm zu sammeln und dasselbe so dem Schwanken des Ministers und den Velleitäten des Landtags gegenüberzustellen. Dies Programm begann mit der Erklärung: „Es liegt ebensowenig im Interesse der Kirche, als in der durch die königliche Verordnung bezeichneten Aufgabe, Wünsche nach irgendwelcher Aenderung der Gemeinde- und Synodalordnung, wie sie durch den Erlaß vom 10. September 1873 eingeführt ist,

auf der Generalsynode anzuregen." Als weitere Hauptpunkte, auf die zu halten sei, waren bezeichnet: Beschränkung der außerordentlichen Generalsynode auf die Verfassungsangelegenheit, Zuweisung der jetzt bei Seite zu lassenden Unions- und Bekenntnißfrage zur Competenz der künftigen Generalsynoden, Antheilnahme des künftigen Generalsynodalvorstandes an der kirchlichen Verwaltung und Disciplin, Schonung der in den Provinzen und Gemeinden bestehenden Rechte und Eigenthümlichkeiten auch in Lehre und Kultus, unbeschadet der zu wahrenden Einheit der Landeskirche; endlich Ausfindung eines Modus der Generalsynodalwahlen, der auch den Minoritäten zu ihrem Recht verhelfe.*) Dies Programm versandten wir an alle zur Generalsynode Gewählten im Osten und Westen, die wir als Gesinnungsgenossen betrachten durften: wäre es von der Mehrheit der Synodalen unterzeichnet worden, dann wäre die Synode mit Abänderungsvorschlägen zu den gegebenen Grundlagen, mit jenen „Schlußbestimmungen", welche hernach soviel böses Blut machten, ohne Zweifel verschont geblieben, und der Landtag hätte sich dem einmüthigen Willensausdruck der Kirche gefügt. Wir vernahmen auch anfangs vielen Anklang und kaum einen erheblichen Widerspruch: da ward unsere Action auf einmal gelähmt von einer unsichtbaren Gruppe her, die, ohne unserem Programm ihrerseits ein anderes entgegenzustellen, gleichwohl vor dem Anschluß an uns warnte. Es waren die nachherigen Urheber der uns entgegentretenden und mit den Confessionellen sich verbindenden sog. positiven Unionspartei, an ihrer Spitze die DD. Schultze und Kögel, von denen diese befremdliche Action ausging. Sie hatten unser Programm und unsere Einladung zu gemeinsamer Action erhalten, aber anstatt darauf zu antworten, hielten sie in Dresden einen sorgsam vor uns verhehlten

*) Der Text des Programms ist abgedruckt im Jahrgang 1878 der „Deutsch-evang. Blätter", S. 267 und 268.

Sondercongreß und organisirten dort eine Quertreiberei, von der sowohl von der Goltz als Fabri urtheilte, daß sie ihren Grund nicht in sachlichen Differenzen habe, sondern allein in persönlichen Verstimmungen, die von den letzten Provinzialsynoden datirten. Als wir unser Programm längst verschickt hatten, wurde von rheinischen Freunden ein Versuch gemacht, uns mit diesen Antipoden zusammenzubringen; wir wurden eingeladen, zwei Abgeordnete zu einer in Hannover zu haltenden Berathung zu schicken: das lehnten wir ab, da die Zustimmung einer Mehrheit von Synodalen bereits in unseren Händen war. Aber da die Rheinländer, durch jene Quertreibereien irre gemacht und einen Riß befürchtend, sich gegen die Veröffentlichung des Programms und der ihm Zustimmenden erklärten, so mußte dieselbe unterbleiben, und unsere Absicht, den Abänderungsplänen des Ministers und des Landtags ein moralisches Gegengewicht zu schaffen, war vereitelt. Das war das zweite Lebenszeichen der sich bildenden Nebenpartei, welche nachmals den von uns geführten Namen der „positiven Unionspartei" für sich usurpirte: sie hatte damit aus purem rivalisirenden Mißtrauen gegen uns jenen „Schlußbestimmungen" der Verfassungsvorlage die Wege gebahnt, deren theilweise Annahme sie später uns zum Vorwurf und zum Rechtstitel ihrer Sonderbestrebungen gemacht hat. — Als unsre vorbeugende Action in dieser Weise durchkreuzt war, that ich als Einzelner, was mir in gleicher Richtung zu thun übrig blieb. Es war soeben in der Nationalliberalen Correspondenz ein sogenannter „Fühler" erschienen, der namens des Landtags auf Verdoppelung des Laienelements in den Kreissynoden und auf Hervorgehen der Generalsynode aus Urwahlen drang. Dem setzte ich in der „Post" mit Namensunterschrift eine Erklärung entgegen, in welcher ich die erstere Forderung mißbilligend kritisirte, die zweite aber geradezu als für mich und meine Sinnesgenossen unannehmbar bezeichnete. Diese Erklärung wurde mir von verschiedenen Seiten verdankt; Fabri meinte, nun sei

jedes Motiv für die Schultze-Kögel'sche Gegenaction völlig weggefallen. Nicht nach dieser, aber nach anderer Seite that mein Wagniß seine Dienste: es war ohne Zweifel mit darauf zurückzuführen, daß in den nachmaligen Vorlagen für die Generalsynode die liberalen Forderungen überraschend ermäßigt waren. Nach vertraulichen Aeußerungen, welche der Minister gegen einen unsrer Freunde am Rhein gethan, war er jenen Forderungen zeitweise sehr geneigt gewesen, ja er hatte sich mit dem unmöglichen Gedanken getragen, die Synode selbst solle entgegenkommende Abänderungen der Kirchengemeinde- und Synodalordnung in Antrag bringen; er kam nun von dergleichen zurück.

Andererseits mußten wir uns jetzt, wo der Versuch eines geschlossenen Widerstandes gescheitert war, allerdings auf irgendwelche Abänderungen des ursprünglichen Verfassungsentwurfs gefaßt machen. Und wir verstanden genug vom öffentlichen Leben und von der Noth der Kirche, um nicht den kindischen Standpunkt einzunehmen, daß, wenn es nicht ganz nach unserem Sinn gehe, lieber gar nichts zu Stande kommen solle; nur darum konnte sich's handeln, das Wesentliche des ursprünglichen Entwurfs zu bewahren und das erreichbar Beste wirklich zu erreichen. Als am 4. November die Synodalvorlagen endlich in unsre Hände kamen, fanden wir die im Frühling verlautbarten Zumuthungen größerentheils aufgegeben. Von einem Hervorgehen der Generalsynode aus Urwahlen oder auch nur, wie einige vermittelnde Politiker vorgeschlagen hatten, aus Kreissynodalwahlen war keine Rede. Auch war weder für die Provinzial- noch die Generalsynoden eine Zweidrittelmehrheit von Laien verlangt, sondern das Verhältniß des geistlichen und des weltlichen Standes hier in der glücklichen Weise geschlichtet, wie schon bei den Wahlen zur außerordentlichen Generalsynode; — jedem von beiden Ständen war ein Drittel der Stimmen gesichert, das letzte Drittel aber ohne Standesbedingung dem Vertrauen der Wähler anheimgegeben. Aber an der ursprünglichen Synodalordnung von

1873 war allerdings geändert und die „Schlußbestimmungen", welche diese Aenderungen enthielten, waren dem Präsidenten des Oberkirchenraths, wie dieser gegen mich kein Hehl hatte, vom Minister als unumgängliche Zugeständnisse an den Landtag abgenöthigt. Sie betrafen hauptsächlich eine liberalere Bildung der Kreissynoden. Diese allerdings sollten zu zwei Dritteln aus Laien bestehen; diese Laien sollten auch nicht, wie vorher bestimmt war, von den Presbyterien, sondern von den größeren Gemeindevertretungen gewählt werden, und zwar sollte das zugesetzte Laiendrittel lediglich den an Seelenzahl größeren d. h. meist großstädtischen Gemeinden zu Gute kommen. Das vermeintlich Verbessernde dieser Bestimmungen war in mehr als Einer Hinsicht zweifelhaft; Fabri meinte sogar, die beste Bestrafung dieser thörichten liberalen Forderungen würde ihre Erfüllung sein. Manche fürchteten das stärkere Gewicht des städtischen, liberalen Elementes, ohne zu bedenken, daß das Uebergewicht des ländlichen noch größere Bedenken gehabt hätte. Unleugbar war, daß durch die neuen Bestimmungen viele Kreissynoden zu ganz unbehülflichen Versammlungen anschwollen; und daß die Abordnung nicht von den Presbyterien, sondern von den größeren Vertretungen ausgehen sollte, erschien uns als eine Verletzung des presbyterialen Princips. Am meisten verstimmte doch, daß der Landtag in die Selbstordnung der Kirche hineinreden sollte, und wir hielten es für nicht ausgeschlossen, daß derselbe, wenn ihm einmal nachgegeben würde, anstatt die zu beschließende Kirchenordnung zu genehmigen, nur wieder mit neuen Anmaßungen herausrücken und so das Verfassungswerk vollends verderben könnte. So ging man besorgt, verstimmt, unsicher gemacht inmitten ohnedies tieferregender Zeit der so lange ersehnten verfassunggebenden Synode nichts weniger als freudig entgegen.

Wir Hallenser fuhren in unserem Bemühen, eine positiv einmüthige Mehrheit zu sammeln, fort bis zuletzt. Wir gaben

unseren Gesinnungsgenossen Rechenschaft über das Schicksal unsres Programms, mahnten aber, an demselben unbeirrt festzuhalten, da es das Eingehen auf nicht-principielle Zugeständnisse, wenn an solchen das Zustandekommen der Verfassung hangen solle, nicht ausschließe. Wir machten ferner den Versuch, gelegentlich der Potsdamer Generalversammlung des Gustav-Adolfs-vereins uns mit jenen Antipoden zu verständigen, welche unlängst unsre Bemühungen durchkreuzt hatten. Ich verhandelte dort in einem kleinen auserlesenen Kreise mit D. Kögel unser ganzes hallische Programm, und wir stießen auf keinen anderen Differenzpunkt, als daß er neben der Verfassungsfrage auch die Traufragen auf die Synode gebracht wünschte; er erklärte aber schließlich, auf diesem Wunsche, wenn derselbe sich störend erweisen sollte, nicht bestehen zu wollen, so daß ich meinte, ein vollkommenes Einverständniß erreicht zu haben. Endlich richteten wir an alle Synodalen ohne Ausnahme die folgende von zwanzig guten Namen aus allen Provinzen unterzeichnete Einladung zu einer Vorbesprechung in Berlin: „Wir beehren uns, Ew. . . . einzuladen unter der Voraussetzung, daß Sie mit uns einig sind in folgenden Entschließungen: 1. den Abschluß des kirchlichen Verfassungsbaues nach Kräften herbeizuführen und behufs Lösung dieser alleinigen Aufgabe der außerordentlichen Generalsynode die Initiative zur Erörterung anderer kirchlichen Fragen abzulehnen, dagegen um der Dringlichkeit einiger solcher Fragen willen auf baldigste Berufung der ordentlichen Generalsynode anzutragen. 2. Den Ausbau des kirchlichen Verfassungswerkes anzustreben auf den durch die Gemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 gelegten Grundlagen und in möglichst folgerichtiger Durchführung der dort zu Grunde liegenden Principien. 3. Hiebei insonderheit unter Wahrung der gewährleisteten Rechte der Gemeinden und Provinzen an der Einheit der evangelischen Landeskirche und an der in ihr zu Recht und im Segen bestehenden Union zu halten. 4. Dem Staate gegenüber auf

rückhaltloser Entlassung der evangelischen Kirche aus der seitherigen Bevormundung zu bestehen, unbeschadet der staatlichen Hoheitsrechte und ohne das innerkirchliche Verhältniß zum Landesherrn zu lösen." Es war eine nochmalige Vorlegung der wichtigsten Punkte unsres Programms, nur daß wir von der zu sammelnden Synodalmehrheit niemanden unsererseits ausschließen, sondern einem jeden das Urtheil, ob er auf diese Grundlagen treten könne und wolle, selbst überlassen wollten.

Als wir nach Berlin in das bezeichnete Versammlungslokal kamen, fanden wir so ziemlich die ganze Synode vor, auch Solche in großer Zahl, welche hernach unserm Programm planmäßig entgegenarbeiteten, also unsre Einladung nur vermöge einer starken Mentalreservation auf sich hatten beziehen können. Es war das der erste Schachzug unsrer Gegner, welche unsre Fractionsbildung stören wollten, während sie selber eine solche bereits eingeleitet hatten. Nach den nöthigen Auseinandersetzungen gingen wir darauf ein, in dieser Versammlung die Präsidialfrage zu besprechen, beschieden aber unsre Freunde auf den Abend zu einer besonderen Conferenz. Allmählich klärten sich die Verhältnisse. Der einzige ausgesprochene Vertreter des Protestantenvereins war der in Berlin gewählte Schulrath Techow, übrigens ein würdiger und besonnener Mann; er wollte sich uns anschließen, sah aber bald ein, daß er das nur als Gast zu thun vermochte. Um so zahlreicher war die confessionelle Rechte vertreten, am dichtesten aus Pommern und Westphalen, unter der Führung des schlagfertigen Herrn v. Kleist-Retzow, der viel Hitze mit viel Berechnung zu vereinigen verstand und an parlamentarischer Schulung und Geriebenheit uns allen überlegen war. Daneben bestand in ungefähr gleicher Stärke mit den Confessionellen unter D. Kögels Führung eine Sondergruppe, mit der wir uns, da ihre Losung, „Positive Union", auch die unsrige war, noch immer glaubten verständigen zu können. Wir luden sie persönlich und wiederholt zu uns ein; wir verzögerten unsre

endgültige Constituirung sechs Tage lang, um ihr die Betheiligung offen zu halten, aber sie wollte keine Gemeinschaft mit uns. Später gestand eine von D. Schultze verfaßte anonyme Flugschrift, daß man die ganze Zeit über, in der wir Hallenser um die Bildung einer einmüthigen Synodalmehrheit uns bemüht, hinter unserem Rücken an der Sammlung dieser Sondergruppe gearbeitet, und während man uns über diese Sonderbestrebungen in völliger Unkenntniß ließ, unsre rheinischen Freunde an der öffentlichen Zustimmung zu unserem Programm irregemacht hatte.*) Uebrigens waren wir von vornherein die stärkste Partei, deren Schwäche nur darin bestand, daß sie aus kirchlich-presbyterialen und aus politisch-regierungsfreundlichen Elementen zusammengesetzt war. Wir constituirten uns „auf Grund der in der Landeskirche geltenden Bekenntnisse und der Union" als „evangelische Mittelpartei", welche — „geleitet von dem Bestreben, die ausgleichbaren Spannungen und Gegensätze innerhalb der Landeskirche zu versöhnen", sowie „in dankbarer Würdigung der vom Kirchenregiment an die Generalsynode gelangten Vorlagen" — die in unserem Einladungsprogramm ausgesprochenen Entschließungen sich aneignete. Diese Erklärung wurde sofort von mehr als neunzig, nach und nach von 114 Synodalen unterschrieben, so daß wir bei einem Gesammtbestand von 203 Synodalen auch ohne die Kögel'sche Gruppe die Mehrheit hatten. Zum Vorsitzenden unserer Fraction hatten wir den Königsberger Provinzialschulrath Geh. Rath D. Schrader, zu seinem Stellvertreter und Protokollführer Wolters gewählt. Vor allen die Ostpreußen und die Rheinländer, aber auch die Mehrzahl der Sachsen und Brandenburger hielten zu uns.

Die in den Räumen des Herrenhauses zusammentretende Synode war eine sehr stattliche Versammlung. Zahlreiche Mitglieder gehörten den höchsten Standes- und Berufskreisen an,

*) [D. Schultze] „Die Partei der positiven Union, ihr Ursprung und ihre Ziele." Halle 1878. Vgl. Deutsch-evangel. Blätter, 1878 S. 271 ff.

wie der regierende Graf Stolberg-Wernigerode oder der Feldmarschall Moltke, (ein regelmäßiger und aufmerksamer Zuhörer, aber auch hier ein Schweiger), die Oberpräsidenten von Sachsen, Preußen und Posen, und eine ganze Reihe namhafter Männer aus dem höheren Richterstand. Der Zahl und wohl auch dem Gewichte nach die Laien etwas in der Ueberhand. Eine achtunggebietende Summe von Geist und Gaben im Dienst der Kirche trat an den Tag. Zwar war des Redens im Allgemeinen zu viel, und bald wurden allzu breitspurige oder allzuvorbereitete Reden durch Nicht-zuhören bestraft; aber im Ganzen war die Verhandlung auf der Höhe der besseren und anständigsten Parlamente. Auch wurde bis auf vereinzelte Zwischenfälle, die auf Rechnung der HH. v. Kleist-Retzow und Diest-Daber kamen, die kirchliche Würde und brüderliche Achtung nicht verletzt. Für's Präsidium hatten wir aus unsrer Mitte keine Persönlichkeit von durchschlagendem Ansehen aufzustellen; gegen den von der Rechten vorgeschlagenen Grafen von Stolberg waren wir um der Empfehler willen bedenklich, allein da eine erbetene Auskunft über seine kirchliche Stellung uns beruhigte, wählten wir ihn mit, und hatten es nicht zu bereuen. Vicepräses mußte nun ein Geistlicher und Abgeordneter der westlichen Provinzen werden; der zu uns gehörige Präses der rheinischen Synode, Pastor Nieden, erhielt alle Stimmen. Zwei große Commissionen wurden gebildet, eine für die Verfassungsvorlage, die andere für die Auseinandersetzung von Kirche und Staat; in die letztere kam Wolters, in die erstere ich. Und nun kam eine vierwöchentliche Arbeitszeit, wie schwerlich ein politisches Parlament sie sich zumuthet: von früh bis spät Commissionssitzungen, Plenarverhandlungen, Fractionsberathungen, fast immer erregt, gespannt und trotz aller Ermüdung fast pausenlos durchgehalten. Die einzige Ausspannung, die Wolters und ich in diesen vier Wochen uns gönnten, war ein Gang in Pipers altchristliches Museum; im Uebrigen haben wir nur in Synodalangelegenheiten gelebt.

Die Generaldebatte, welche drei Tage dauerte, ohne die Rednerliste zu erschöpfen, glich einem wohlthätigen Gewitter, durch welches eine mit Elektricität überladene Atmosphäre sich reinigt und klärt. Ich kam an dritter Stelle zu Worte, unmittelbar nach Herrn v. Kleist, der mit den frömmsten Worten versucht hatte, uns in den rücksichtslosen Conflict mit Minister und Landtag hineinzutreiben. Auch ich, stark bewegt von der klippenreichen Lage, die man uns bereitet hatte, wie von der ganzen halbhundertjährigen Mißhandlung der Landeskirche, deren Ergebniß diese Lage war, schenkte der Regierung nichts, steuerte aber nach einem anderen Ziel. „Vertrauensseligkeit, erklärte ich von vorn herein, wird uns niemand zumuthen, der die preußische Kirchengeschichte der letzten fünfzig Jahre kennt." Ich erinnerte an die Generalsynode von 1846, in der unsere „Väter in Christo" die Bedürfnisse unsrer Kirche dargelegt: wie man dieselbe heimgeschickt und die Kirche staatsabsolutistisch weiterregiert habe, als habe man nach deren Stimme gar nicht zu fragen. Ich hielt dem Ministerium die unlängst geschehene empörende Streichung des Artikels XV der Verfassungsurkunde vor: „Wie ein Stern hat ein Menschenalter hindurch der große Staatsgrundsatz über uns geleuchtet: „die evangelische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig"; — allerdings hoch und fern, wie Sterne stehen, und man sagt uns heute: Was hat er euch genützt? Er war doch ein Leitstern für die Staatsgewalten, und wir trösteten uns mit der Zuversicht „Recht muß doch Recht bleiben": nun ist er ausgelöscht und dunkle Nacht an seine Stelle getreten; das Rechtsprincip, nach dem unsre Sache durchzuführen war, ist ausgestrichen — die Geschichte wird es verzeichnen! — weil römische Bischöfe eine ungebührliche Eingabe machten! — Aber wenn nicht mehr rechtlich, — sittlich verpflichtet dieser Artikel noch heute alle, welche es angeht, denn unsre Kirche hat die ihr verheißene Selbständigkeit niemals verwirkt." — Nach diesen Vorausschickungen kam ich

auf die Vorlage und bekannte mich als Fürsprecher derselben, vorbehaltlich der Schlußbestimmungen. Nicht als ob dieselbe hochfliegenden Hoffnungen entspräche: die Selbstverwaltung der Landeskirche sei in ihr mit nichten folgerichtig durchgeführt, die Stellung des Landesherrn noch nicht diesem Princip gemäß neugeordnet; auch die Auseinandersetzung mit dem Staate werde dem Vernehmen nach kümmerlich genug sein. Aber in dieser Zeit der Hochflut des Staatsgedankens in Deutschland seien wir froh und dankbar, auch nur das bescheidenste Maß wirklicher kirchlichen Selbständigkeit zu erlangen. Die Vorlage sei ein wirklicher Anfang derselben; sie sei in ihren Schranken wohlgedacht, sie ruhe auf ächt-evangelischen Grundsätzen, das Verhältniß von Geistlichen und Laien sei trefflich geordnet. Daß die Generalsynode nicht aus Urwahlen hervorgehe, sei ein großer Vorzug, denn das Urwählersystem gewähre nur den Schein eines unmittelbaren Einflusses, das Sichtungssystem aber stelle die bewährtesten Kräfte heraus, nur daß es freilich durch einen Modus der Minoritätsvertretung vor Einseitigkeiten bewahrt werden müsse. — Auf die Schlußbestimmungen freilich könne ich dies Lob nicht ausdehnen; auch verrathe ihre Begründung offenbar die Verlegenheit ihrer Urheber, sie sachlich zu motiviren. Es sei unerhört, ein eben erst dargebotenes und angenommenes Statut einseitig wieder zu ändern, und die Aenderungen seien keine Verbesserungen, verletzten vielmehr die Grundsätze, auf denen das Ganze beruhe. Und doch könne ich mich ihnen gegenüber nicht auf den Standpunkt runder Ablehnung stellen, denn ich würde es nicht verantworten können, wenn an der Ablehnung das ganze Verfassungswerk scheiterte. „Herr v. Kleist hat uns zwar gesagt, wir sollten uns nicht fürchten, sondern nur glauben; Gott könne schon helfen, auch wenn der Verfassungsbau am Landtag scheitere; und daß Gott dies kann, glaube ich auch. Nur daß ich es mit dem Heiland für ein Gott-versuchen halte, von der Zinne des Tempels zu springen in dem Glauben, Gott werde

mich auf Engelshänden tragen." Denn ein Abgrund thäte in jenem Falle allerdings sich vor uns auf. Mit der Nichtbestätigung durch den Landtag wäre der Verfassung jeder Schritt ins Leben unmöglich gemacht. „Und nun bitte ich Sie, sich den Zustand der Kirche zu vergegenwärtigen, in welchem sie aus der Bevormundung des Staates hervorgeht und welcher jedes weitere Hinziehen der seitherigen Verhältnisse verbietet: bettelarm, so daß ihr um des äußeren Mangels willen bald die Prediger fehlen werden; gelähmt durch eine tiefe Kluft des Mißverständnisses und Mißtrauens zwischen Lehrstand und Gemeinde; zerklüftet durch Gegensätze, zu deren Schlichtung die Rechtsordnung und die Zucht gemeinsamer Arbeit fehlen; und alle diese Nothstände in den letzten Jahren noch unermeßlich gesteigert durch die Rückschläge, welche die wider den Romanismus geführten Schläge des Staates auf sie geübt haben. Kommt für alle diese unerträglich gewordenen Uebel das Werkzeug der Abhülfe nicht jetzt, folgt dem gegenwärtigen Fieberzustand nicht die Ruhe der Genesung, sondern die Ermattung der Hoffnungslosigkeit durch einen abermaligen Fehlschlag der Verfassungshoffnungen — den dritten in diesem Jahrhundert —, dann werden die erhaltenden Kräfte paralysirt sein, die zersetzenden wie zuckende Flammen allüberall auflodern, und dann mag ich mir das Elend und Verderben nicht ausmalen, das über unsre Kirche und mit ihr über unser Volk hereinbricht ... — Darum — und damit wandte ich mich von dieser Vorhaltung für die heimlichen Verfassungsgegner in der Synode an die Adresse des Ministeriums zurück — werde ich an den Schlußbestimmungen zu bessern suchen so viel ich kann, und werde dennoch, wenn an ihnen das Ganze hangen sollte, in ihrer Annahme bis an die Grenze des sittlich Möglichen gehen, — unter Einer Bedingung. Ich erwarte Bürgschaften dafür, daß diese Verhandlung nicht abermals in eine große Täuschung ausgeht; daß man entschlossen ist, alles daran zu setzen, damit das kirchliche Verfassungswerk jetzt zum Abschluß

gelange. Oder wie, wenn dennoch unser Verfassungsentwurf vom Landtag verworfen würde, weil wir unsre Synoden so und nicht so zusammensetzen? Wenn wir uns drückenden Forderungen unterwürfen, und dann zwar die verschlimmbesserte Kreis- und Provinzialordnung legalisirt, aber die Generalsynodalordnung und was mit ihr zusammenhängt, abermals auf die lange Bank geschoben würde, um uns mit neuen Forderungen, neuen Zwangslagen zu kommen? Käme das so, wie manche fürchten, manche es planen, dann wäre das Maß der Demüthigungen für die Freunde der evangelischen Kirche erfüllt und die uns zugemuthete Selbstverleugnung wäre zur Herabwürdigung geworden. Dann bliebe uns nichts übrig, als der Kirchenpolitik dieses Staates gegenüber das Angesicht zu verhüllen und den Gott der Elenden und Hülflosen anzurufen, daß er sich unsrer Landeskirche erbarme."

Wie dieser Redeauszug erkennen läßt, waren wir Freunde der Verfassung eingeklemmt zwischen politischen Rücksichten, welche nicht zu nehmen für uns Frevel gewesen wäre, und Synodalparteien, welche dieses Nicht-rücksichtnehmen uns als kirchliche Tugend vorhielten und mittels dieser pharisäischen Tugend bewußt oder unbewußt auf das Scheitern des Verfassungswerkes lossteuerten. Ich weiß nicht, wieweit die Kögel'sche Gruppe sich damals über das Endziel ihrer Bestrebungen klar war, aber indem sie das Festhalten an der ursprünglichen Vorlage, welche der Oberkirchenrath selbst in dieser Gestalt aufgegeben hatte und deren Abänderung der Minister als conditio sine qua non der Landtagsgenehmigung ansah, zu ihrer Losung machte, konnte sie unmöglich von der Synode ein praktisches Ergebniß erwarten. Von den Führern der Confessionellen aber, einem Herrn v. Kleist-Retzow, und dem in der Gegenarbeit gegen seine vorgesetzte Behörde bis an die Grenze des Erlaubten gehenden Consistorialpräsidenten Hegel, bin ich überzeugt, daß ihr Ziel das Scheitern der Verfassung und das Stürzen des Ministers Falk über diesem Scheitern war. Nicht nur, daß jener Brief Fabri's mir das

bereits im Sommer angedeutet hatte, sondern der Minister hat es hernach in seiner entscheidenden Rede den betreffenden Herren geradezu ins Gesicht gesagt. „Die Gefahr der Verfassung, hatte mir auch Präsident Herrmann geschrieben, liegt auf der Rechten". Es war allerdings eine sehr eigenthümliche Maske, in der jene Führer in der Synode agirten, — die Maske der höchsten Verfassungsfreundlichkeit. Diese notorisch hochkirchlichen Lutheraner waren über Nacht viel folgerichtigere Presbyterianer geworden als wir, denen sie sich auf diesem Standpunkt „als ganze Männer gegenüber den Halben" in die Brust warfen; so daß Präsident Herrmann sie erinnern mußte, daß es sich hier nicht um Herstellung des reinen Presbyterialismus handle, sondern um Verbindung des Presbyterial- und Consistorialsystems. Dabei warfen sie dem Fortgang der Synodalarbeit in den Weg, was sie konnten. Wir waren auf die vier Wochen vor Weihnachten eingeschränkt, das Fest galt schon um der Geistlichen willen als Schlußtermin: und nun wurde in Commission und Plenum alles gethan, um uns nicht fertig werden zu lassen. Als nach vierzehn hingedehnten Tagen Herr v. Kleist seine Freude darüber verplauderte, daß wir gerade bis zum achten Paragraphen der Vorlage gediehen waren, begannen wir unsere Mehrheitsmacht zu brauchen und durch Schlußanträge nachzuhelfen, welche in der Regel der zu uns gehörige Herr v. Rauchhaupt einbrachte. Natürlich ward uns dafür der gänzlich unbegründete Vorwurf gemacht, wir hätten die freie Erörterung unterdrückt. Nun kam ein neues Mittel zum Vorschein: der Versuch, die Verfassung so demokratisch zu gestalten, daß sie dem König und dem Kirchenregiment unannehmbar würde. Herr v. Dieſt-Daber, das enfant terrible der Partei, wollte wörtlich „den Oberkirchenrath los sein." Und Präsident Hegel, einer der ausgeprägtesten Consistorialbureaukraten, die je in Preußen regiert, stellte den Antrag, künftig die Ernennungen in den Oberkirchenrath an die entscheidende Mitwirkung der Synode zu binden. Ich entgegnete

daß auch ich die Einräumung derartiger Vorschlagsrechte von der künftigen Entwicklung erwartete, für jetzt aber es durchaus begreiflich fände, wenn der Landesherr die höchsten Verwaltungsrechte nicht mit Vertretungskörpern theilte, die erst zu schaffen seien und sich erst zu bewähren hätten. Ich konnte mich aber nicht enthalten hinzuzufügen: „Wenn ich bedenke, daß diese Anträge von einer Seite kommen, die, so lange das Kirchenregiment unter ihrem Drucke stand, nie etwas für die Freiheit der Kirche übrig gehabt hat, so muß ich sagen Timeo Danaos et dona ferentes. Ich würde an dem politischen Verstande jener Herren zweifeln müssen, wenn ich ihnen zutraute, daß sie solche Forderungen jetzt für realisirbar hielten; wenn aber nicht, — warum werden sie aufgestellt?" Darob großer Entrüstungssturm der Rechten. Dieft-Daber verlangte wegen des eventuellen Zweifels an seinem politischen Verstande einen Ordnungsruf, den aber der Präsident verweigerte, und Herr v. Kleist in einer zornigen Gegenrede ließ etwas verlauten, das wie „nichtswürdige Insinuation" klang. Da Graf Stolberg dem Wortlaut disciplinarisch nachfragte, wollte Herr v. Kleist nur „nicht-würdig" gesagt haben, und ins Protokoll hat er „unwürdig" corrigirt.

Wie ganz andere Anliegen die Opposition hatte als die, zu deren Befriedigung die vorgelegte Verfassung dienen sollte, das zeigte sich auch bei der Plenarberathung der Generalsynodalbefugnisse, dieses wichtigsten Stückes der ganzen Vorlage. Sie wurde, dank den Bestrebungen der Opposition, fast ausschließlich beherrscht von zwei Fragen, welche nur lose damit zusammenhingen, der Bekenntnißfrage und der Frage um Landes- oder Provinzialkirchenthum. Die Bekenntnißfrage war in der Vorlage gar nicht aufgeworfen; doch hatten wir, um alle Scrupel zu beruhigen, die im Eingang der Gemeinde- und Synodalordnung von 1873 gegebene Erklärung „der Bekenntnißstand und die Union wird durch dies Verfassungsgesetz nicht berührt", auch in die Generalsynodalordnung herübergenommen. Aber das genügte

unseren Bekenntnißeiferern nicht; sie versuchten einen nicht rechtsbeständigen confessionalistischen Standpunkt in die Vorlage hineinzubringen. Das „evangelische Bekenntniß", auf Grund dessen die Generalsynode „der Landeskirche zu dienen hatte", sollte in „die evangelischen Bekenntnisse" verwandelt werden; die „Lehrfreiheit", deren Regelung den Aufgaben der Generalsynode zugezählt war, sollte als ein an sich bedenklicher Begriff in Wegfall kommen und nur „die Wahrung der — in den Bekenntnissen gegebenen — Lehrordnung" Aufnahme finden; endlich sollte im Synodalgelübde nicht blos auf die „Ordnungen", sondern auch auf die Bekenntnisse der evangelischen Kirche verpflichtet werden. Ich widersetzte mich mit Erfolg diesen mit großer Angelegentlichkeit betriebenen Zumuthungen. Der ersten hielt ich entgegen, daß die Landeskirche wohl ein „einheitliches evangelische Bekenntniß", aber keineswegs überall dieselben „Bekenntnisse" habe; „daß die Antragsteller den pommer'schen Lutheraner verpflichten wollen, in der Generalsynode nach der Norm des Heidelberger Katechismus zu handeln, — denn auch dieser gehört zu den landeskirchlichen Bekenntnissen —, und den niederrheinischen Reformirten an die Norm der Concordienformel binden wollen, das ist mir verwunderlich." Dem Versuche, die „Lehrfreiheit" zu beseitigen, setzte ich die Bitte entgegen, vor dem Worte „Freiheit" nicht zu erschrecken, das von Jesus und den Aposteln reichlich gebraucht sei, sowie den Nachweis, daß es in der evangelischen Kirche eine rechtmäßige und unveräußerliche Lehrfreiheit gebe. Diese zu schützen sei ebensogut Aufgabe der Generalsynode wie die Wahrung der Lehrordnung, und diese letztere sei mit nichten in den Bekenntnissen bereits gegeben, sondern bestehe darin, daß Sinn und Maß der Geltung der Bekenntnisse näher bestimmt werde. Endlich ein Verpflichten der Synodalmitglieder, auch der Laien, auf die Bekenntnißschriften sei nicht nur unerhört, sondern auch unevangelisch; denn „das erste Princip einer evangelischen Kirchenordnung ist die Wahrhaftig-

keit; wie aber soll sich ein Laie mit Wahrhaftigkeit auf die Bekenntnißschriften verpflichten, die er schwerlich gelesen, und wenn gelesen, schwerlich verstanden hat? — ist doch schon der erste Artikel der Augustana ohne dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit gar nicht zu verstehen." — Schwieriger als die Abwehr solcher lehrgesetzlichen Zumuthungen war für uns die Schlichtung zwischen Landes- und Provinzialkirchenthum. Man fürchtete eine allzu centralistische Tendenz des Oberkirchenraths; die Fabri'schen Projecte einer Zerlegung der Landeskirche in autonome Provinzialkirchen hatten gewirkt, so daß selbst ein Mann wie Miquel, den politische Decentralisationsgedanken bewegten, von ihnen eingenommen war; die Rheinländer, wie schon erwähnt, besorgten von den künftigen Generalsynoden die Beseitigung der provinzialen Autonomie, die ihnen die rheinisch-westphälische Kirchenordnung zu gewähren schien, und auch einem Kleist-Retzow wäre eine autonome pommer'sche Provinzialkirche, welche ihr Lutherthum bis zur factischen Vernichtung der Union hätte ausprägen können, eben recht gewesen. Wir unsererseits waren der Ansicht, daß der Gefahr allzustraffer Centralisation nicht sowohl auf der Stufe der Provinz, als vielmehr auf der Stufe der Einzelgemeinde entgegenzutreten sei. Ohne daher gewährleistete Sonderrechte anzutasten, gaben wir der Landeskirche die Mittel, centrifugalen Bestrebungen gegenüber ihre Einheit in Lehre und Kultus zu wahren, sprachen aber gleichzeitig der Einzelgemeinde das Recht zu, Neuerungen in Katechismus, Gesangbuch und Sacramentsverwaltung abzulehnen.

Auch in unsrer Verfassungscommission, in die wir unter 29 Mitgliedern 14 von der Minorität aufgenommen hatten, kamen wir mühselig voran. Wir hatten auch hier eine erregte zweitägige Generaldebatte. Wir erörterten eingehend den Antrag Techow auf Hervorgehen-lassen der Generalsynode aus Urwahlen und den Antrag Miquel-Hinschius auf Hervorgehen-lassen aus den Kreissynoden, und lehnten beide ab. Aber auch meine Bemühungen, das Hervorgehen aus Provinzialsynodalwahlen untadliger zu machen durch eine Vertretung erheblicher Minoritäten, führten zu keinem Ergebniß. Der

Hauptknoten unsrer Verhandlung lag begreiflicherweise in den „Schlußbestimmungen". Ueber die Rechtsfrage, ob der König eine als „definitiv" verkündete Ordnung wieder habe abändern können ohne Zustimmung einer ordentlichen Generalsynode, kamen wir schließlich weg durch die Erwägung, daß wir als eine berathende und noch nicht rechtsgültig beschließende Versammlung nicht die Competenz der Regierung zu prüfen, sondern ihre Vorlagen sachlich zu begutachten hätten. In dieser Richtung vorgehend, fanden wir gegen die Verdoppelung der gewählten Kreissynodalen den Pfarrern gegenüber nichts Grundsätzliches einzuwenden; war doch auf der Vorstufe der Kreissynode, im Gemeindevorstand, die Ueberzahl der Laien eine noch ungleich größere. Dagegen daß die Vermehrung der Laienabgeordneten lediglich den größeren, meist städtischen Gemeinden nach Maßgabe eines puren Rechenexempels zu Gute kommen, und daß die Abordnung nicht mehr vom Presbyterium als solchem, sondern von der größeren Gemeindevertretung — in Gemeinden unter 500 Seelen, die keine solche hatten, sogar von den Urwählern — ausgehen sollte, darüber vermochten die Mehreren von uns nicht so leicht wegzukommen. Mich persönlich, dem das Vorwiegen der „städtischen Intelligenz" immerhin weniger bedenklich war als das der ländlichen Nichtintelligenz, bekümmerte der neuvorgeschlagene Wahlmodus für die Kreissynode hauptsächlich insofern, als ich in ihm eine fast völlige Aufopferung des — vorher zwar auch nicht streng durchgeführten — presbyterialen Princips erkannte. Der Gemeindevorstand in seinem regelmäßigen und mit dem Pfarrer gemeinsamen Kirchendienst bot mir eine ungleich größere Bürgschaft besonnener, tüchtiger Wahlen als die selten thätig-werdende größere Vertretung, die kein sehr hohes Verantwortlichkeitsbewußtsein versprach und für unberechtigte Agitationen viel zugänglicher erschien. Ueberdies wurde durch Uebertragung der Wahlen an letztere der Gemeindevorstand in seinem Ansehen als Hauptorgan der Gemeinde ge-

schädigt, zwischen unserer Kirchenordnung und der der Westprovinzen eine tiefgreifende Verschiedenheit aufgerichtet und die Gefahr, die Kreissynode mit geschäftsunkundigen Mitgliedern zu überfüllen, nahegerückt. Da es andererseits unstreitig etwas Mißliches hatte, die für manche Gemeinden so stark zu vermehrende Abordnung dem engen Kreise des Gemeindevorstandes allein zu überlassen, so kam ich auf den Vermittelungsvorschlag, demselben die bisherige Abordnung zu belassen, dagegen die Wahl der neueinzuführenden Mehr-Deputirten der größeren Vertretung zuzuerkennen, und dieser Ausweg gewann in der Commission, obwohl der ihm anfangs geneigte Regierungscommissar ihn schließlich als „unannehmbar" bezeichnete, mit 16 Stimmen eine knappe Majorität. Aber als wir ihn in unsre Fraction brachten, stieß er bei den Politikern, die dem Minister möglichst zu Willen sein wollten, auf die stärkste Opposition, und obwohl ihn ein Mitglied des Oberkirchenraths, Oberconsistorialrath Hermes mit mir bis an die Grenze des Möglichen vertheidigte, gewann die Besorgniß, daß an ihm die Landtagsgenehmigung der Verfassung scheitern könnte, die Ueberhand. In dieser Besorgniß entwarfen die HH. Oberpräsident v. Horn und Oberbürgermeister v. Voß einen neuen Vermittelungsvorschlag, welcher in Gemeinden unter 500 Seelen das active Wahlrecht zur Synode dem Kirchenvorstand erhielt, in den übrigen die Erwählung durch die größere Gemeindevertretung zugab, aber durch die Bedingung, daß eine den Geistlichen gleiche Zahl von weltlichen Abgeordneten aus activen oder gewesenen Aeltesten bestehen müsse, dem presbyterialen Princip wenigstens etwas mehr Rechnung trug als der Regierungsvorschlag. Unsre Fraction trat, abgesehen von mir und wenigen uneingeschüchterten Freunden, diesem „Amendement Horn" mit großer Mehrheit bei, und sicherte demselben so, anstatt des von mir herrührenden Commissionsantrags, auch für die Plenarverhandlung den Sieg.

Die Plenarverhandlung, in welcher nach Erstattung des Commissionsberichtes vorab der entscheidende Punkt, die Bildung der Kreissynode, auf der Tagesordnung stand, nahm einen unerwarteten, mächtigen Verlauf. Die Rednerliste war von den Confessionellen derart gestürmt worden, daß ich erst als Zwanzigster zur Anmeldung kam und überhaupt in den zwei ersten Stunden nur ein einziger Sprecher der Majorität, und zwar durch Tausch, das Wort erlangte. Auf eine leidenschaftliche Angriffsrede Kleist-Retzows wider die Vorlage entgegnete zunächst der Unterstaatssecretär Sydow; dann aber erhob sich der Minister selbst, um die Annahme des Amendements Horn zu empfehlen, und seine Rede wurde zum Höhepunkt der Synode. Er wandte sich zuerst an uns, um uns soweit als möglich die Bürgschaften zu geben, welche ich in der Generaldebatte für uns gefordert hatte. Unsre Commission hatte sich diese Bürgschaften einigermaßen selbst zu schaffen versucht, indem sie der Möglichkeit gegenüber, daß der Landtag unsere Zugeständnisse bestens acceptirte und dann doch den Abschluß der Verfassung in der Schwebe ließe, die zu fassenden Beschlüsse der Synode für untheilbar und ein unvollständiges Genehmigen derselben für unannehmbar erklärte. Hieran knüpfte D. Falk an und versprach uns mit aller Bestimmtheit, nach diesen Wünschen zu verfahren, die durchaus seinen Absichten entsprächen. Die beschlossene Verfassung werde zunächst dem Könige zur Bestätigung und Verkündigung vorgelegt werden, dann erst dem Landtag, und auf eine halbe Genehmigung derselben, auf eine Legalisirung etwa blos der Kreis- und Provinzialordnung werde nicht eingegangen werden. In der Form der Motivirung dieser seiner Entschlüsse ging der Minister weiter auf den Standpunkt der Verfassungsgegner in der Synode ein. Es gebe ja Leute, welche unter der Losung „Wir können warten" es auch kirchlicherseits auf ein Unvollendet- und Ungenehmigtbleiben der Verfassung ankommen lassen wollten: das seien diejenigen, welche auf eine Veränderung im

Ministerium rechneten, auf seinen — des Ministers — Sturz. In dieser Abzielung begegneten sich die Extreme zur Rechten und zur Linken, und nur ihnen, aber wohlgemerkt nur einer von beiden Parteien könnte eine solche Wendung zu Statten kommen, nicht der evangelischen Kirche, welche ohne landtägliche Legalisirung ihrer Verfassung keinen Schritt voranthun könne. Endlich tröstete der Minister in betreff der Unvollkommenheit des augenblicklich Erreichbaren. Man möge sich durch unerfüllte Wünsche nicht beirren lassen; diese Kirchenordnung bringe ja noch nicht die volle Verselbständigung der Kirche, sondern nur einen Anfang derselben, aber dieser Anfang sei entwicklungsfähig, und wenn wir erst statt purer Staatsbehörden Kirchenbehörden hätten, würden wir auch weiterkommen, z. B. auch zu einer Dotation unsrer Kirche kommen. — Diese Rede machte einen tiefen und gewinnenden Eindruck auf alle Gutwilligen; die Lage war durch dieselbe derart geklärt, daß wir, nachdem Präsident Herrmann seine volle und warme Zustimmung ausgesprochen und der nächstfolgende Redner vor leeren Bänken gesprochen hatte, es für das Richtige erkannten, eine weitere Discussion aufzugeben und zur Abstimmung zu schreiten. In namentlicher Abstimmung wurde das Amendement Horn, und mit ihm der einigermaßen verbesserte Kern der „Schlußbestimmungen" mit 113 gegen 78 Stimmen angenommen. Auch ich konnte nicht anders als dafür stimmen, denn nach etwaiger Verwerfung desselben wäre unser Commissionsantrag erst recht nicht durchgegangen und nur die Regierungsvorlage übrig geblieben, die meinen Wünschen noch weniger entsprach.

Was nun noch folgte, hatte den spannenden, dramatischen Charakter des bisherigen Verlaufes nicht mehr. Der Bericht der zweiten Commission über die Auseinandersetzung der staatlichen und der kirchlichen Befugnisse veranlaßte keine lange noch erregte Debatte; die Kirche hatte nach dieser Seite nur ein Wunschäußerungsrecht und man glaubte der Commission gern,

was mir Wolters als zuverlässiger Zeuge bestätigte, daß dieselbe das Interesse der Kirche nach Kräften vertreten hatte. Die landesherrliche Genehmigung von Kirchengesetzen blieb an ein politisches Gutachten des Ministeriums gebunden; die seither von politischen Behörden geübten kirchlichen Verwaltungsgeschäfte gingen mit Ausnahme einiger gemischten Angelegenheiten oder staatlichen Vorbehalte auf die consistorialen über, aber das landesherrliche Kirchenregiment selbst blieb wesentlich unberührt. Nur der collegiale Charakter seiner Organe wurde gegen willkürliche Veränderung sichergestellt und bei der Ernennung von Superintendenten und Generalsuperintendenten den Synodalvorständen eine Mitwirkung zuerkannt. Auch die zweite Lesung der Synodalordnung warf keine Wellen mehr auf. Wir billigten die Schaffung einer besonderen Provinzialsynode Berlin, welche in den Absichten des damaligen Kirchenregiments lag, aber von seinen Nachfolgern leider unterlassen worden ist. Einige von uns kamen auf die von mir in der Commission angeregte Minoritäten-Vertretung bei den Generalsynodalwahlen zurück, und man erkannte die Berechtigung des Princips an, aber die Mittel und Wege, welche ich vorschlug, — entweder solche Synodalen, welche bei der Wahl der beiden ersten Kategorien mindestens ein Drittel der Stimmen erhalten, als für die dritte Kategorie gewählt zu betrachten, oder aber den Wählern zu gestatten, daß sie zwei, drei der ihnen zustehenden Vota auf einen und denselben Candidaten concentrirten, — leuchteten der Mehrheit nicht ein; die ganze Idee, welche ja selbst auf politischem Boden bis heute noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ist, war ihr zu neu. Am meisten wurde die zweite Lesung dazu benutzt, Erklärungen darüber abzugeben, warum man bei der ersten Lesung für oder wider die Schlußbestimmungen votirt. Mehrere Generalsuperintendenten hielten langathmige Reden darüber, daß sie beim Neinsagen verblieben; ich meinerseits war zu einer kurzen Motivirung meines Ja genöthigt, da man dasselbe in der

Synode wie in der Presse zu einem Widerspruch gegen meine in der „Post“ und in der Generaldebatte gegebenen Erklärungen zu stempeln versuchte. Ich legte die Abstimmungsverhältnisse dar, welche mich und meine Freunde zur Annahme eines Amendements genöthigt, welches der adäquate Ausdruck unsrer Organisationsidee nicht gewesen. Die mehr oder weniger vollkommene Form gemeindlicher Vertretung sei keine Gewissenssache; Gewissenssache aber sei es uns gewesen, der Kirche aus der nicht länger zu ertragenden Verfassungslosigkeit zu einer endlichen Ordnung zu verhelfen; — „wer am Ertrinken ist, greift nach dem Rettungsstab, der ihm geboten wird, wenn auch an demselben einige Dornen sitzen; es hilft ihm nichts, sich einen anderen, glatteren zu denken.“ Uebrigens blieb auch die Kögel'sche Gruppe, die sich später ihres catonischen Beharrens bei der ursprünglichen Vorlage gegen uns rühmte, in Wirklichkeit bei derselben nicht; nicht nur hatte auch sie ein den Schlußbestimmungen entgegenkommendes, nur unzulängliches Zugeständniß angeboten, sondern bei der Schlußabstimmung votirte ihre ungefähre Hälfte mit uns. Die Verfassung wurde schließlich mit 134 gegen 62 Stimmen angenommen.

Das war ein überraschend großes Ergebniß: in einer so zerklüfteten Zeit anscheinend eine so große protestantische Einigung; ein dreihundertjähriger Nothstand für die größte deutsche Landeskirche endlich behoben! Es ist mir eine rührende Erinnerung, wie ein greiser rheinischer Synodalgenosse, der liebenswürdige Superintendent Back von Castellaun, von mir Abschied nahm: „Sie gehen einem neuen, schöneren Tage unsrer Kirche entgegen, sagte er; — für mich ist dies Morgenroth nur ein schönes Abendroth.“ Er ahnte nicht, wie bald dies Morgenroth sich verdüstern und die junge Verfassung den Händen, die sie geschaffen, entrissen werden, und — in die Hände ihrer Widersacher gelegt — nicht nur um ihre verheißene Fortbildung, sondern schon um ihre sinngemäße Auslegung und Handhabung

gebracht werden sollte. Auch ich ahnte zur Zeit dergleichen nicht; dennoch war meine Freude an dem Erreichten eine gedämpfte. Das caudinische Joch, unter dem hindurch wir die Kirche auf die Bahn der Freiheit hatten führen müssen, hatte mich tief gekränkt. Dazu waren unsre Ideale von kirchlicher Selbständigkeit nur unvollständig verwirklicht und unsre presbyteriale Idee, die wir den politisch-demokratischen Zeitneigungen entgegengesetzt, stark verletzt. Ohne Zweifel waren wir in beiderlei Beziehungen allzu doctrinär; — wie hätten wir, die wir nicht in der Luft kirchlicher Freiheit aufgewachsen, sondern wesentlich auf theoretischem Wege ihre Freunde geworden waren, es nicht sein sollen? Später erst, an der Hand der Erfahrung, habe ich mir gesagt, daß unsre Kirche zur Zeit viel zu parteizerklüftet, viel zu tief von der reactionären Luft seit 1815 und 1848 angekränkelt war, um ein größeres Maß von Selbständigkeit zu ertragen, und wiederum, daß die moderne Idee der gemeindlichen Vertretung wegen ihres Unterschiedes von der altpresbyterialen Amtsidee nicht unevangelischer sei, ja daß sie dem ursprünglich lutherischen Gedanken der sich selbst regierenden Gemeinde des „allgemeinen Priesterthums" besser entspreche. Indeß auch damals würdigte ich den großen Fortschritt, den wir gemacht und der nicht nach den nachmals verkümmerten Früchten bemessen werden darf, in besonnener Dankbarkeit; den Rechenschaftsbericht, den ich bald nach der Generalsynode in Gemeinschaft mit D. Köstlin in unsrem Evangelischen Verein gab, kann ich noch heute in allem Wesentlichen unterschreiben.*)

Eine nochmalige persönliche Lebensfrage knüpfte sich mir an die Synode an. Präsident Herrmann kam auf seinen Wunsch,

*) Die außerordentliche Generalsynode der ev. Landeskirche in Preußen. Referat und Correferat von Prof. D. Beyschlag und Prof. D. Köstlin. Aus den Mittheilungen des Ev. Vereins in der Provinz Sachsen besonders gedruckt. Halle, Pfeffer 1876.

mich nach Berlin und in den Oberkirchenrath zu ziehen, in angelegentlicher Weise zurück; er trug mir — noch auf der Synode — die erledigte Propstei von St. Petri an, mit welcher der Eintritt ins oberste Kirchenregiment, auch eine Honorarprofessur und wahrscheinlich eine Generalsuperintendentur verbunden werden sollte; schon auf dem Potsdamer Gustavadolfsfest hatten mich freundliche Pfarrer als ihren künftigen Generalsuperintendenten begrüßt. Ich konnte nicht anders empfinden und antworten, als zwei Jahre zuvor gegenüber dem Minister, daß ich meinen gottgewiesenen Beruf nur im academischen Lehr- und freien Schriftstellerberuf zu erkennen vermöge, nicht im Kirchenregiment, um welches es sich doch in erster Linie handelte. Meine hallischen Freunde, denen ich am Abend die Sache erzählte, waren der Meinung, daß ich richtig gehandelt; dagegen war der gute Bürgermeister Böttticher später fast böse, als er meine Ablehnung eines so großen Einflusses erfuhr. Aber von allem anderen abgesehen, — was hätte zwei Jahre später, nach Herrmanns Verabschiedung, meine Theilnahme am Oberkirchenrath noch zu bedeuten gehabt? Der Präsident, der ein großes Vertrauen zu mir gefaßt hatte, gab die Sache noch nicht auf, sondern kam bald nach der Synode nach Halle herüber, um sie im Beisein meines Freundes Wolters nochmals mit mir zu besprechen. Ich wies ihn auf den jungen Professor von der Goltz, der sich als Herausgeber der „Synodalfragen" und als Referent unsrer Verfassungscommission hervorgethan hatte, und versicherte dem verehrten Präsidenten, daß ich in der Freiheit meiner bescheidenen hallischen Stellung der guten Sache, der wir beide unser Leben gewidmet, weit besser dienen könne, als vom grünen Tische aus.

Es währte nicht lange, und ich konnte ihn hievon auch durch die That überzeugen. Wir bedurften für die Denkart, welche in der Generalsynode durchgegriffen und das Verfassungswerk zu Stande gebracht hatte, dringend eines literärischen

Organs. Denn weit entfernt, sich über dem großen Ergebniß zu beruhigen und in das friedliche Bette gemeinsamer Arbeit auf Grund desselben einzulenken, stürzten sich die Wogen des Unmuths, des Unverstandes und der Parteileidenschaft jetzt heftiger als zuvor über dasselbe her. Ein liebenswürdiger Superintendent in unsrer Provinz, ein Mann von Geist und Herz, der aber bald nachher von uns zur „positiven Union" abschwenkte, schrieb mir damals, er wolle von der Generalsynode nichts wissen, denn erstlich habe sie „die Verfassungsfrage überschätzt", zweitens wider 1. Kor. 1, 10 „Parteien gehabt". Wenn das am grünen Holze geschah, bei einem unsrer Freunde, was sollte am dürren werden, — bei denen, deren hochkirchliche Ideale die Verfassung vernichtete, oder bei denen, welchen jede freie Entwicklung der Kirche eine Gefahr für den „Glauben" war? Es regnete von allen Seiten von Angriffen und Verdächtigungen gegen unser Verfassungswerk, über welches unter solchen Umständen ein unbefangenes Verständniß in Pastoren- und Laienwelt gar nicht aufkommen konnte, und wir Urheber und Vertreter desselben hatten nicht einmal eine Kirchenzeitung, um uns und unser Werk zu vertheidigen, denn die Neue ev. Kirchenzeitung, einst vom Generalsuperintendenten Hoffmann zur Vertretung unsrer Denkart begründet, war seit dessen Tode durch die Schwäche des Herausgebers ganz ins Fahrwasser unsrer „positiv-unirten" Gegner gerathen. Aber wir bedurften mehr als eine bloße Kirchenzeitung. Die Verfassung war, wie alles Große und Gute im öffentlichen Leben, nicht das Erzeugniß einer geprägten Partei, sondern der Sieg einer zukunftsfreudigen Sinnesweise über das bestehende Parteiwesen, und diese Sinnesweise, für deren freie Entfaltung im kirchlichen Leben die Verfassung die Formen hergeben sollte, mußte ausgesprochen, ausgebreitet und in einer namentlich auch die gebildete Laienwelt befriedigenden Weise begründet werden, wenn der große Rechtsfortschritt, den wir gemacht, auch geistliche Frucht bringen sollte.

Ich hatte frühere Aufforderungen, ein Organ dieses Sinnes zu schaffen, ablehnen müssen; ich sah keinen festen Kreis, auf den ein solches sich stützen konnte, und hatte keine Zuversicht, etwas Haltbareres leisten zu können, als die Gelzer'schen Monatsblätter, die sammt verschiedenen kurzlebigen Nachahmungen kläglich zu Grunde gegangen waren; ich fühlte mich bei meiner Geschäftsunkunde und geringen praktischen Geschicklichkeit jedenfalls außer Stande, ein solches Unternehmen auf meine alleinigen Schultern zu laden. Jetzt lagen die Dinge anders. Eine glückliche Fügung hatte mir einen Freund an die Seite gestellt, der bei hoher productiven Begabung mich zugleich durch hervorragendes praktische Geschick aufs beste ergänzte und mit dem ich des sachlichen Einverständnisses für alle Fälle sicher war. Dazu hatte uns die Generalsynode einen weiten Kreis hülfsbereiter Sinnesgenossen gezeigt und auch weiteren Kreisen das Bedürfniß zu lebhaftem Bewußtsein gebracht. Ich legte in einer kleinen Denkschrift meinem Freunde meine Idee dar, die mir zur moralischen Verpflichtung für uns beide geworden war; er erkannte beides an und bot mir die hülfreiche Hand. So begründeten wir in der auf die Generalsynode nächstfolgenden Zeit die „Deutsch-evangelischen Blätter, Monatsschrift für den Gesammtbereich des deutschen Protestantismus"; dank dem bereitwilligen Entgegenkommen meines alten Verlegers konnte das erste Heft bereits am 1. Juli 1876 erscheinen. Ein Unternehmen, welchem in seinen Erstlingsjahren so ziemlich alles Mißgeschick begegnete, das ihm unverschuldet begegnen konnte, der allzufrühe Tod des Mitbegründers, der Zusammenbruch des Verlags, der Sturz des Kirchenregiments, mit dem es Hand in Hand ging, und der Hereinbruch einer ihm feindseligen reactionären Strömung in Kirche und Staat; — und das dennoch heuer seinen dreiundzwanzigsten Jahrgang rüstig vollendet. Doch wohl ein Zeugniß, daß es nicht einem willkürlichen Einfall, sondern einem richtigen Gedanken entstammte.

Das von mir verfaßte Vorwort der Zeitschrift ward das Programm unsrer Vorsätze, Sorgen und Hoffnungen. „Eine neue kirchliche Zeitschrift, welche den Kreis ihrer Mitarbeiter und Leser, und ebenso den Horizont ihrer Mittheilungen anders zu ziehen sucht als die bestehenden Kirchenzeitungen, wird in diesem Augenblick einer Rechtfertigung kaum bedürfen. Schon die auf dem Titelblatt genannten Namen (— unter achtzehn namhaften Bundesgenossen waren zehn Nichttheologen —) werden veranschaulichen, daß es sich bei den „Deutsch-evangelischen Blättern" um ein Zusammenwirken von Theologen und Nichttheologen handelt, wie es in solchem Verhältniß die seitherige kirchliche Presse nicht kennt, und hierin zunächst wird für alle, welche das für den deutschen Protestantismus gegenwärtig Noththuende erkennen, das empfehlende Charakteristikum des neuen Unternehmens liegen. Eine stille große Umwandlung hat sich seit 1817 mit der deutsch-evangelischen Kirche vollzogen, und hat, nachdem fast alle kleineren deutschen Landeskirchen irgendwie vorangegangen, nun durch die Nachfolge der größten, der altpreußischen, eine allgemeine und durchgreifende Bedeutung gewonnen: der Schwerpunkt der kirchlichen Entwicklung hat sich aus dem Staatsregiment in die Gemeinde verlegt; zur Mitwirkung mit dem seither vom Staate gänzlich abhängigen, in der Kirche aber allein-berechtigten Lehrstand ist heute im weitesten Umfang das sogenannte Laienelement berufen. Mit dieser Thatsache, vielleicht der bedeutsamsten, welche die Geschichte unsrer Kirche seit der Reformation zu verzeichnen hat, ist das bestehende, ohnedies überaus traurige kirchliche Parteiwesen ein überlebtes geworden und die Zeit neuer Verständigungen und Vereinigungen gekommen. Die seitherigen kirchlichen Parteien waren naturgemäß wesentlich pastoral und theologisch; sie waren und sind beherrscht von jenem einseitigen Doctrinarismus, der überall mehr das Trennende als das Einigende betont und über hochgeschraubten Schulstreitigkeiten für die Wirklichkeit und das Be-

dürfniß des Lebens das Verständniß verliert, und haben wesentlich dazu beigetragen, den Riß zwischen Christenthum und Volksgeist zu erweitern und die Stimme der evangelischen Kirche im öffentlichen Leben ohnmächtig zu machen. Daher die neuerdings überall auftauchenden Versuche, zwischen den völlig verfahrenen Extremen zur Linken und zur Rechten eine „evangelische Mittelpartei" zu sammeln, dieselbe auf wesentliche Theilnahme von Nichtgeistlichen zu gründen, in diesen Kreisen den altkirchlichen Wahlspruch „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, und Liebe in allem" zur Geltung zu bringen, und die geeinigten Kräfte vor allem auf die praktisch-kirchlichen Aufgaben zu richten. Aber diese Versuche, die bis jetzt noch kaum über das erste Stadium hinausgekommen sind, entbehren bis dahin noch so gut wie aller literärischen Vertretung, während die bestehende kirchliche Presse das seitherige Parteiwesen ziemlich getreu abspiegelt. So findet sich in den norddeutschen Kirchenzeitungen nicht einmal eine unbefangene Würdigung, geschweige denn eine Vertretung der Motive, welche auf der Berliner Generalsynode eine mehr als Zweidrittel-Mehrheit der besten evangelischen Männer zusammengeführt und geleitet haben. Dem wollen die „Deutsch-evangelischen Blätter" zunächst abhelfen. Aber das ist weder das Einzige, noch das Wichtigste, was sie wollen."

„Die zu der neuen Zeitschrift vereinigten Männer würden bessere Dinge zu thun haben als einer neuen kirchlichen Parteibildung zu dienen, wenn ohne eine solche die der deutsch-evangelischen Kirche zur Zeit obliegenden Aufgaben überhaupt gelöst und die schwersten inneren Gefährdungen unseres nationalen Lebens überwunden werden könnten. Diese Aufgaben und Gefahren sind so groß und die zu ihrer Lösung und Abwehr vorhandenen Kräfte in so hohem Maße ungesammelt und unvorbereitet, daß ohne eine neue und umfassendere Verständigung und geistige Einigung unsere Lage geradezu hoffnungslos erscheinen müßte.

Der wunderbaren endlichen Lösung unsrer politischen Existenzfrage ist eine innere, geistig-sittliche Einigung und Erneuerung unsres Volkes, ohne welche doch alle politische Größe hohl und werthlos bleibt, bis jetzt nicht gefolgt; vielmehr hat die innere Zerklüftung des deutschen Lebens nur weitere erschreckende Fortschritte gemacht. Zwei Todfeinde, der ultramontane Katholicismus und der atheistische Socialismus, zehren an Deutschlands sittlichem Mark, und beide gebieten über Massen unsres Volkes fast unumschränkt. Unsre liberale Zeitbildung, die sich beiden gewachsen wähnt, ist tief angefressen vom Skepticismus gegen alles Uebersinnliche, diese alleinige Heimath der sittlichen Kräfte, und ist im Begriff, die ererbten sittlichen Impulse durch einen bodenlosen Naturalismus einzubüßen. Die Staatsidee, durch die großartigen nationalen Erfolge und durch den gleichzeitigen Kampf mit einer antinationalen Kirche hochgespannt, steht in unleugbarer Versuchung sich zu überspannen, für die große Bildungs- und Erziehungsaufgabe der Schule sich der kirchlichen Mitwirkung zu entschlagen und unter allen im Staatsgebiete waltenden Lebensmächten der evangelischen Kirche das geringste Maß von Freiheit zuzutheilen. Diese selbst, die Kirche der Reformation, der eigentliche Herd unseres geistigen und sittlichen Nationallebens, ist durch Jahrhunderte territorialistischer Mißregierung verkümmert; Berge von Mißverständniß und Mißtrauen zwischen Lehrstand und Gemeinde; die Theologie verfahren in unprotestantisches Haften am Ueberlieferten und unevangelischen, alle Fundamente zerfressenden Kriticismus; die Geistlichen durch Zeitgeist und Zeitgeschichte vielfach so verstimmt, daß auch dargebotene Heilmittel der kirchlichen Noth ihnen als Gift erscheinen; die Laien zum Dienst — ja man kann sagen zur Rettung der Kirche berufen, und doch in allen anderen Dingen mehr vorgeschult als in denen der Kirche. — Gleichwohl gibt es inmitten all dieses Wirrnisses in Deutschland eine große stille Gemeinde von Solchen, die einerseits sich einen

Glauben an die Gotteskraft des biblischen und reformatorischen Evangeliums bewahrt haben, wie immer sie sich denselben formuliren mögen; und andererseits ein Herz haben zu dieser unserer Zeit und dem deutschen Volke dieser Zeit, so daß sie inmitten aller auflösenden Mächte auch Kräfte der Erhaltung und Wiedergeburt darin zu erblicken vermögen. Diese große zerstreute Gemeinde geistig zu sammeln, sie durch Austausch der in ihr vorhandenen Gaben über die uns vorliegenden Aufgaben zu verständigen und zu hoffnungsvoller Arbeit an der Lösung derselben anzuregen, das ist das eigentliche Ziel dieser Zeitschrift."

Das Vorwort hatte weiterhin anzudeuten, was die Zeitschrift zur Erreichung dieses Zieles zu bringen gedenke. Sie wolle sich ihre Aufgabe höher stecken als die einer Kirchenzeitung, und mit alleinigem Ausschluß des rein Wissenschaftlichen und des rein Erbaulichen die deutsch-protestantischen Angelegenheiten in deren gesammtem Umfang vertreten. Also aus dem Gesammtgebiet der Theologie mittheilen, was zur allgemeinen christlichen Bildung gehöre und den Glauben in seinem Kampfe mit dem Unglauben zu stärken geeignet sei. Aus den historischen Studien der Gegenwart ausheben, was die centrale Bedeutung des Christenthums für das gesammte Kulturleben, oder was die Schädigungen, welche Ultramontanismus und Jesuitismus in Deutschland angerichtet, ins Licht stelle. Die großen kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart erörtern, ethische Studien zur socialen Frage bringen, über das kirchliche Leben, insonderheit das deutsche, und über die Gebiete der Diaspora und der Mission berichten. — Endlich über Geist und Richtung, worin das alles geschehen solle, gab die folgende Erklärung Bescheid. „Die Deutsch-evangelischen Blätter stellen sich auf den Grund der Apostel und Reformatoren, auf den Grund des in seinem Wesen unwandelbaren, in den Formen seines Verständnisses und seiner Verwirklichung unerschöpflich entwickelungsfähigen biblischen Evangeliums. Sie schließen jede

Bestreitung des evangelischen Bekenntnisses von sich aus, laden aber alle, welche die Gabe und Liebe haben auf jenem Grund zu bauen und das Leben unsres Volkes auf denselben wieder fester begründen zu helfen, herzlich zur Mitarbeit ein, ohne nach seiner persönlichen Bekenntnißformel zu fragen. Die Hochhaltung auch der Freiheitsprincipien der Reformation, die Achtung vor aller ächten Wissenschaft und Kultur, der warme Antheil am Vaterland und an allen seinen geistigen und sittlichen Gütern wie Bedürfnissen, endlich eine unabhängige und freimüthige Stellung zu den bestehenden Gewalten in Staat und Kirche wird in diesem Kreise sich von selbst verstehen." —

Wir fingen unsre Zeitschrift in großem Reichthum und großer Armuth an. Der Reichthum bestand in der Fülle guter Namen, die uns zur Seite stand. Nächst den achtzehn namhaften Männern, welche sich als Mitbegründer auf dem Titelblatt bekannten, hatten an hundert angesehene Freunde in allen Theilen Deutschlands ihre Zustimmung zu unserm Programm erklärt und ihre Namen empfehlend zur Verfügung gestellt. Die Armuth war vorhanden in der Redactionsmappe, die keine sechs Aufsätze enthielt, in der ganz ungenügenden Zahl erklärter Abonnenten und in dem völligen Mangel eines Betriebsfonds, den unser damaliger Verleger keineswegs, wie wir glaubten, besaß; — es dauerte keine sechs Monate, so begann er an die Opferwilligkeit der Freunde der Zeitschrift zu appelliren. Aber der Beiträge- und Abonnentenmangel war bald überwunden; schon um Neujahr 1877 konnten wir verkünden, daß die Abonnentenzahl sich verdreifacht habe, und an tüchtigen Mitarbeitern fehlte es nicht. Den ersten Aufsatz lieferte uns Geh. Rath Schrader in Königsberg über die außerordentliche Generalsynode und das ihr nachfolgende die Kirchenverfassung legalisirende Staatsgesetz. In den nächsten Heften erschienen zwei anziehende archäologische Aufsätze, „Ein Besuch in den römischen Katakomben" von Ernst Dryander, und „Israels Auszug aus Aegypten und die neuere ägyptologische

Forschung" von Divisionsprediger Brandt. Professor Bierling erörterte den strittigen Begriff der Trauung, Consistorialrath H. Krummacher, überhaupt einer der treuesten und thätigsten Freunde unsrer Blätter, die zur Zeit brennende Frage der Wiedertrauung Geschiedener. Professor Nippold gab einen bedeutsamen Aufsatz „Zur katholischen Frage"; unser juristischer College und Synodalgenosse Boretius besprach in eindrucksvoller Weise die damaligen literärischen Anfänge des Staatssocialismus u. s. w. Selbstverständlich mußten wir beiden Herausgeber auch als Mitarbeiter das Unsre thun. Ich schrieb für das Erstlingsheft meine „Vaterländisch-kirchlichen Erinnerungen an Trier", welche Aufsehen erregten und noch nach Jahren, bei der Korumschen Ausstellung des heiligen Rocks, einen zweiten Ausgang als eigne kleine Schrift nehmen durften; daneben brachte ich eine Auslegung der weltgeschichtlichen Worte Jesu Matth. 16, 17—19, der vermeintlichen Schriftgrundlage des Papstthums, und einen in Magdeburg gehaltenen Vortrag „Das Jugendleben Jesu", jenes aus biblischen und weltlichen Hülfsmitteln combinirte Anschauungsbild der ersten zwölf Lebensjahre des Gottessohnes, welches später meinem „Leben Jesu" einverleibt worden ist. Wolters steuerte zuerst „Eine Erinnerung an E. M. Arndt" bei, die eine eigne ungedruckte Auslassung des ehrwürdigen Mannes über Christenthum enthielt; dann jenen im Evangelischen Verein gehaltenen Vortrag über Kirchenzucht, etwas später einen ausgezeichneten historisch-psychologischen Aufsatz über „Luther und den Kurfürsten Albrecht von Mainz". Die kirchenpolitische Wortführung fiel in erster Linie mir zu, schon in der „Monatschronik", in welcher ich am Schlusse jedes Heftes die kirchlichen Tagesereignisse berichtete und kritisirte, dann aber auch in besonderen längeren Aufsätzen. So verfaßte ich auf eine anonyme Flugschrift, welche die neue Kirchenordnung in einer nicht unedlen, aber stark verdrossenen Weise von conservativem Standpunkt aus kritisirte, eine längere Entgegnung „Wider ungerechte

Angriffe auf unsre neue Kirchenverfassung". Ich legte dem mir unbekannten Gegner, als welcher sich hernach unser derzeitiger Universitätscurator Dr. Roedenbeck herausstellte, drei Fragen vor: 1) Was wäre geworden, wenn wir die Vorlage nicht angenommen hätten? 2) Wenn wir nicht alles Gewünschte erreicht haben, haben wir nicht größere Rechte und Freiheiten erlangt, als irgend eine andere deutsche Landeskirche? 3) Kann eine auf das Gemeindeprincip gebaute Verfassung der Gefahr unkirchlicher Massenherrschaft stärkere Dämme entgegensetzen als die unsere? Gesichtspunkte, an deren Erörterung sich dann noch die weitere Frage knüpfte, ob es richtig sei, eine für die Gegenwart gedachte evangelische Kirchenordnung lediglich mit dem Maßstab des altreformirten Presbyterialismus zu messen. Auch den schon damals parteimäßig geschraubten Begriff der „Selbständigkeit der Kirche" nahm ich vor, in einem Vortrag, der dann in der Zeitschrift seine Stelle fand. „Selbständigkeit" — führte ich aus — ist ein relativer Begriff, der keineswegs völlige Unabhängigkeit, also im Rechtsgebiete etwa Souveränität besagt, sondern nur die Freiheit, innerhalb gezogener Rechtsschranken seine eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen und zu verwalten. Seine Voraussetzungen für die Kirche sind also der Besitz einer eigenen Organisation und einer vom Staate freigegebenen Bewegungssphäre für dieselbe, und das beides haben wir jetzt empfangen. Was uns aber noththut, das ist die sittliche Verselbständigung, ohne welche die rechtliche eine leere Form bleibt, wahrhaft kirchliche Haltung, kirchliche Charaktere. — Natürlich, daß unsre Zeitschrift neben vieler Arbeit, für welche von materiellem Lohn vorab keine Rede war, uns auch manchen unliebsamen Angriff seitens der älteren Parteiorgane eintrug. Unser Unternehmen wurde von vornherein höchst ungnädig empfangen. Begnügte sich die Protestantische Kirchenzeitung mit einem verdrießlichen Gesicht, so begrüßte die Allgemeine Lutherische unsere Zeitschrift vielmehr aufs gehässigste als „officiöses Organ des Oberkirchen-

raths", von dem zu bezweifeln sei, daß es in der Provinz Sachsen viele Leser finden werde, uns selbst als die „Partei der Streber, der gouvernementalen Begeisterung, der theologischen und praktischen Mittelmäßigkeit". Die Neue evangelische schwieg, bis sie in den von gesundem Menschenverstand und Humor eingegebenen Artikeln eines hochbetagten pommerschen Geistlichen, Schinkel in Barsikow, eine Neigung zu entdecken glaubte, dem Staate auch jetzt noch auf die kirchlichen Dinge einen wesentlichen Einfluß zuzuschreiben: da fiel sie mit einem Angriff über uns her, dem der Name „Byzantinismus" eigentlich noch viel zu mild für uns war. Unerachtet solcher Ausschäumungen des Parteigeistes, an welche mein Freund sich erst zu gewöhnen hatte, gewährte uns der Fortgang unsrer Zeitschrift viele Freude. „Wir haben uns der Blätter wahrlich nicht zu schämen, sagte er wohl, wenn wieder eines der sauberen blauen Hefte in seiner Hand lag, — wir wollen sehen, wer eine bessere kirchliche Zeitschrift herstellt." Vor allen würdigte Präsident Herrmann die unabhängige Unterstützung, welche wir den von ihm kirchenregimentlich vertretenen evangelischen Reformgedanken leisteten. „Der weiteren Entwicklung der Deutsch-evangelischen Blätter, schrieb er mir schon nach drei Monaten, folge ich mit dem größten Interesse, mit dem lebhaften Wunsche, daß sie bald zu einer Macht in der Kirche werden, und mit aufrichtigem Dank für die Männer, welche das Opfer gebracht haben sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen."

Ueberhaupt ward das auf die Generalsynode folgende Jahr für uns beide eine glückliche Zeit. Wir hatten einen großen Erfolg hinter uns und eine große wie es schien lohnende Aufgabe vor uns; wir sahen hoffnungsvoll in die Zukunft der evangelischen Kirche. Mein Freund hatte das rheinische Heimweh und die Bonner Ueberarbeitung glücklich überwunden, seine academische Wirksamkeit begann größere Maßstäbe zu gewinnen und eine Macht sittlich-religiösen Einflusses auf die Stu-

dierenden zu entfalten, und mich hob und beglückte die tagtägliche vertraute Gemeinschaft mit einem solchen Genossen. Wenn wir miteinander abwechselnd die academische Kanzel betraten, so wetteiferten wir neidlos, ein jeder sein Bestes zu bringen; dieselbe dankbare Zuhörerschaft füllte meine und seine Gottesdienste. Mit einer gewissen Bewunderung sahen die Studenten unsern tagtäglichen Freundesverkehr, unsre gemeinsamen Spaziergänge; sie nannten uns scherzend das Brautpaar. Wir wohnten einander so nahe, daß ich aus meinen Fenstern das Licht in seiner Studierstube sehen konnte; unsre Familien waren gegenseitig vertraut wie nahe Verwandte. Am Abend liebte er es, daß ich noch ein Stündchen zu ihm herüber käme: dann besprachen wir bei einem Glase Wein die großen und kleinen Tagesanliegen, oder wir schlugen die Funken des Scherzes und Witzes aus einander heraus, weckten alte Erinnerungen auf und lachten aus Herzensgrund, oder wir räthselten auch in tiefem Ernst an den großen Fragen christlichen Denkens. Es waren im Frühling des Jahres 1876 fünfundzwanzig Jahre, daß ich ihm die Traurede gehalten: nun feierte ich auch die silberne Hochzeit in seinem Hause mit und dichtete ihm ein Festgedicht, das er am Abend den Studenten, die ihm ein Ständchen gebracht hatten, mit besonderer Freude vorlas.*) Es war an einem Sonntag, und ich hatte recht nach seinem Herzen gepredigt, — absichtslos über die Perikope von der Auferstehung der Todten, — „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, denn Ihm leben sie alle." Anderthalb Jahre später feierte er denselben Gedenktag auch in unserem Hause mit, wie er uns einst die Hände ineinander gelegt hatte; — es war vierzehn Tage vor seiner Todeserkrankung.

Auch in meinem eigenen Hause hatte ich alle Ursache, mich glücklich zu fühlen. Die uns verbliebenen Kinder wuchsen zu

*) Blüthenstrauß, S. 137.

unserer Freude heran und machten uns keine Kümmernisse. Es war nicht sowohl die Kunst einer besonders geschickten und fehlerfreien Erziehung, als die Lebensluft des Elternhauses, die festgehaltene einfache und genügsame Sitte und die geistig-sittliche Auffassung des Daseins, was sie bewahrte und innerlich gedeihen ließ. Mein Sohn fand ohne Irrgänge seinen sicheren Weg. Er hatte sich ein Fach erwählt, das von meinem Verständniß weit ablag, das Bergfach; nach bestandenem Abiturientenexamen arbeitete er zunächst an verschiedenen Punkten der Rheinprovinz im Schweiße seines Angesichts unter der Erde, und diente in Halle sein Freiwilligenjahr mit dem Ergebniß der Wahl zum Reserveofficier ab; dann trat er ins academische Studium ein, in welchem er mit Umsicht fleißig und in Ehren fröhlich zu sein verstand. Meine Töchter belebten unsre Häuslichkeit mit ihren Freundinnen in harmloser Geselligkeit und blieben dabei arbeitsam und anspruchslos. Unser einziger Luxus waren unsere Sommerferienreisen, ein fröhliches gemeinsames Ausruhen von der tagtäglichen Arbeit und ein Aufnehmen neuer erfrischender Eindrücke in die Seele. So genossen wir im Jahre 1875 mit einander das herrliche Berchtesgaden mit seinem wundersamen Königssee. Aber noch zog ich dem Stillsitzen am schönsten Punkte das rastlose Wandern von Einer Herrlichkeit zur andern vor, und da ein solches Reisen meiner lieben Frau unzuträglich war, so trat meine ältere Tochter als Begleiterin an ihre Stelle. Im Sommer 1876 machten wir beiden, während meine Frau in Thüringen ihre Erholung fand, eine an neuen, großen Eindrücken vorzüglich reiche weite Wanderung. Wir begannen nach einem Besuch im badischen Oberland am Rheinfall bei Schaffhausen, verweilten eine Woche am Wallenstädter See, wo ein Freund aus Halle, Diakonus Förster, sich uns anschloß; dann ging's hinüber durchs Vorarlberg nach Tyrol. Von Landeck aus durch den schauerlich schönen Finstermünzpaß, im Wettersturm über die Malser Haide, dann beim schönsten Wetter die

Stilfser-Jochstraße hinauf. Von Trafoi aus zu Fuße bis zur Ferdinandshöhe, — links am Wege blühten die Blumen, glänzten die Erdbeeren, während rechts und vor uns der Ortler in fast greifbarer Nähe die ganze Schneeherrlichkeit der Alpenwelt aufthat. Die Paßhöhe mußte im Wagen zurückgelegt werden, weil ein Schneefall die Straße bedeckte, aber von der dritten Cantoniere an, wo man uns wärmte und erquickte, ging's wieder zu Fuße weiter, die mächtige Felsenstraße hinab nach Bormio. Den folgenden Tag durchwanderten wir das immer blühender und immer glühender werdende Veltlin, und am dritten Abend waren wir in den Wundergärten von Bellagio, auf der Villa Serbelloni, wo „die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht", und tranken mit Entzücken die Pracht der in der Abendsonne prangenden Landschaft. Ich wollte meiner Tochter nach diesem Vollgenuß italienischer Natur doch auch einen Einblick in das geschichtliche und lebendige Italien gönnen, und so setzten wir unsre Reise nach Mailand fort, wo wir mit einigen harmlosen jungen Landsleuten im Umwandern des im Mondlicht strahlenden Marmordomes einen prächtigen Abend feierten. In Verona, dessen herrliche Architektur nicht ungenossen blieb, verließ uns der hallische Freund, wir aber setzten unsre Reise noch bis Venedig fort, und hier erst sollte sie ihren Glanzpunkt erreichen. Schon die Einfahrt in die Meeresstadt unter klarem Morgenhimmel war märchenhaft. Mit einem freundlichen rheinischen Ehepaar durchwanderten wir die großen und kleinen Herrlichkeiten und hielten, da eben zweiter September war, in einer romantischen Weinspelunke eine ebenso einfache wie fröhliche Sedanfeier. Am Abend auf dem Marcusplatz mischten wir uns in das fröhliche Gedränge der Einheimischen und Fremden, das vom Glanz der Läden und den Klängen der Militärmusik angezogen ward. Dann aber gingen wir hinaus ans Meeresufer vor den königlichen Gärten an den mondbeglänzten, von so viel Lichtchen strahlenden Hafen. Eine vornehme Gondel

durchschnitt die stille Flut, offenbar eine Festgesellschaft tragend. Man hatte ein Musikinstrument in derselben, und von dessen Klängen begleitet sang eine männlich schöne und eine liebliche Frauenstimme in vollendeter Weise einen Wechselgesang, alles Volk aber stand am Ufer, lauschend, entzückt, dann in stürmischen Beifall ausbrechend. Es war einer jener Momente höchster Poesie der irdischen Wirklichkeit, wie sie uns selten im Leben begegnen, aber um so unvergeßlicher bleiben.

Siebentes Kapitel.

In schweren Zeiten.

Es war im Frühling 1876, als der Verleger der „Grenzboten" mir eine bei ihm erschienene Novität zuschickte, mit der dringenden Bitte, sie in seiner Zeitschrift zu besprechen: „Constantin Rößler, Das deutsche Reich und die kirchliche Frage". Ich hatte die Hände gerade damals voll genug, aber ein Blick in das Buch fesselte mich, — es erinnerte mich sogleich an das einst für mich epochemachende Werk von Hundeshagen „Der deutsche Protestantismus". Der Verfasser, ein origineller, geistvoller Nachzügler der Hegel'schen Schule, dachte über das principielle Verhältniß von Staat und Kirche freilich weit anders als ich oder Hundeshagen; im Unterschiede von des letzteren besonnener, realistischer Art führte ihn sein philosophischer Idealismus mitunter über die Grenze des praktisch Möglichen, geschweige Wünschenswerthen hinaus. Aber der Grundgedanke seiner Schrift, daß ohne den beseelenden religiösen Glauben, diese Springfeder alles gesunden Geisteslebens und insonderheit der sittlichen Kräfte, jedes Volksleben trotz aller politischen Größe und wirthschaftlichen Blüte in sich verdorren müsse; daß darum „die kirchliche Frage" wie sie zur Zeit in Deutschland im sogenannten Kulturkampf aufgeworfen schien, die eigentliche Lebensfrage des deutschen Volkes sei, und daß dieselbe nur zu lösen sei durch die innigste Wechselwirkung zwischen dem deutschen Reiche und einer zu verjüngenden evangelischen Kirche, während der

römische Katholicismus unter die Existenzbedingungen des deutschen Reichs gebeugt und durch die Neuentfaltung des evangelischen Volkschristenthums schließlich vom deutschen Boden weggezehrt werden müsse, — diese Anschauung, zu der sich im Lutherjahr auch ein Heinrich von Treitschke bekannt hat, war mir aus der Seele gesprochen. Ich bemühte mich, meine kritische Erörterung des Buches mit demselben auf gleicher Höhe zu halten und dadurch, daß ich über Religion, Kirche, Staat den hegelianisirenden Grundbegriffen und Folgerungen die Schleiermacher'schen berichtigend gegenüberstellte, die Schrift von dem phantastisch-construirenden utopischen Elemente zu befreien, welches ihrer Wirkung im Wege stehen konnte.*) Es war verlorene Liebesmühe. Meine Recension trug mir ein, was Recensionen selten eintragen, trotz alles Widersprechens die herzliche und bleibende Freundschaft des ebenso liebenswürdigen als geistreichen Verfassers; aber die öffentliche Aufmerksamkeit in weiterem Umfang auf sein Buch zu lenken gelang mir nicht. Dies Buch, in welchem einer unsrer geistvollsten Schriftsteller die tiefste Lebensfrage seines Volkes und seiner Zeit angefaßt und in vollendeter Form und Sprache sein Bestes dargeboten hatte, erlebte nicht einmal eine zweite Auflage, — es ging unbeachtet vorüber wie der Morgentraum eines Phantasten. Was sollte auch einem Geschlecht, das in dem königlichen Bewußtsein, von Affen abzustammen, einherging, eine solche idealistische Betrachtung über „das deutsche Reich und die kirchliche Frage?"

Die höheren Anwandlungen des deutschen Volksgeistes, soweit die Jahre 1870 und 71 sie etwa geweckt hatten, waren längst verflogen. Der theoretische und der praktische Materialismus war stärker als zuvor die beherrschende Macht geworden, und sofern man über denselben hinausging, war es das stolze, selbstzufriedene Gefühl politischer Macht und Größe, in dem

*) Grenzboten, Jahrgang 1876.

man sich wiegte. Daß inmitten einer solchen Zeitströmung um die Mitte der siebziger Jahre in Preußen eine wahrhaft evangelische Kirchenverfassung, die Ueberwindung eines dreihundertjährigen Mangels zu Stande gekommen, das war ein Wunder vor unseren Augen. Und ein noch viel größeres Wunder wäre es gewesen, wenn dieselbe nun sofort kräftige Wurzeln gefaßt und dem entsprechende Blüten und Früchte getrieben hätte. Sie hat es auch nicht gethan. Freilich, daß ihr Wurzelfassen und Blütentreiben gerade von denen unter uns werde hintangehalten werden, die sich für die vorzüglich Gläubigen hielten, darauf waren wir nicht gefaßt. Und doch entsprach es einem ebenso natürlichen als traurigen Gesetz der Geschichte, das freilich nicht auf Rechnung Gottes, sondern des von Natur trotzigen und verzagten Menschenherzens kommt. Je weniger die Kirche in einer bestimmten Weltlage die Zuversicht in sich fühlt, die Zeitgeister freiinnerlich zu überwinden, desto mehr verlegt sie sich auf die Mittel trotziger und verzagter Reaction. Wir sollten einige Jahre nach der glorreichen Aufrichtung des deutschen Reiches in eine Periode trostloser staats-kirchlicher Reaction eintreten, zunächst nach evangelischer, dann auch nach römisch-katholischer Seite.

Es waren räthselhafte Mittheilungen, die mir im Frühling 1876, als es sich noch um den staatsgesetzlichen Abschluß unseres Verfassungswerkes handelte, Präsident Herrmann in einem vertrauten Briefe machte. „In Bezug auf das Zustandekommen des Staatsgesetzes zur Synodalordnung, schrieb er, theile ich ganz Ihre Erwartung. Besorgt bin ich nur wegen der Detailbestimmungen dieses Gesetzes . . . Der indirecte Einfluß, den ich auf die Feststellung desselben zu nehmen bemüht bin, hat nicht immer den gehofften Erfolg. Die alten Traditionen erweisen sich auch hier mächtiger als das neue Princip, und ich fürchte, wir werden einen sehr allmählichen Proceß des Fortschreitens durchzumachen haben, bis unsre Kirche zu dem Vollbesitz der Bedin-

gungen gelangt, die es ihr möglich machen, ihr eigenes Leben zu leben . . . Die Furcht ist in weiten und einflußreichen Kreisen verbreitet, es werde mittels der Synoden der Proceß gefördert werden, welcher in England durch Puseyismus und Ritualismus hindurch bis hart an den Rand des Bruches mit der Reformation geführt hat. Das Treiben unsrer lutherischen Partei und ihre — seitdem sie kluger Weise den Kampf gegen die Union sistirt hat — nahezu völlige Verschmelzung mit der Partei Kögel muß als Rechtfertigung für jene Perspective dienen. Der Staat, sagt man, ist zu dem einzigen zuverlässigen Hort der reformatorischen Güter geworden und muß sich, um der Kirche selbst willen, das Recht nehmen und die Macht behalten, ihr durch sein Gesetz die richtigen Wege zu weisen. Diese Betrachtungsweise, für welche in unserem confessionell gemischten Staate schon die thatsächlichen Voraussetzungen fehlen, ist zwar nicht die unsrer leitenden Staatsmänner, aber sie ist doch mächtig genug, um auf die legislativen Körperschaften zu wirken, mit denen jene rechnen müssen." Wer immer die Träger dieser denkwürdigen Anschauung sein mochten, sie haben sich zwar in Bezug auf den preußischen Staat als „zuverlässigen Hort der reformatorischen Güter" in einer Weise verrechnet, die heute nur den bittersten Spott herausfordern kann, dagegen hinsichtlich der von dem Bündniß der Confessionellen und Positiv-Unirten ausgehenden Gefahr, die Synoden in ein hochkirchliches und unprotestantisches Fahrwasser zu treiben, haben sie einen merkwürdigen Scharfblick verrathen. Es ward das Verhängniß unsrer Kirche, daß die beiden Oppositionsparteien der Generalsynode, anstatt jetzt nach entschiedener Sache mit uns gemeinsam in die Arbeit am Aufbau unsrer Kirche einzutreten, sich zu einer Opposition gegen die Verfassung, das Kirchenregiment und alle freieren Elemente in der Landeskirche verbanden und daß die Gunst politischer Umstände, sowie die seit Beginn des Culturkampfes in conservativen und pastoralen Kreisen angehäufte Unzufriedenheit

es ihnen erlaubte, zu einer Aera kirchlicher Reaction das Heft in die Hand zu bekommen.

Die Kunde, daß die Kögel'sche Gruppe der Generalsynode sich als bleibende Partei constituire, den bis dahin von uns geführten Namen „Positiv-unirt" für sich mit Beschlag belege, und unter dieser Losung ein Bündniß mit den Confessionellen eingehe, wurde von vielen unter uns anfangs nicht ganz ernsthaft genommen. Das Bündniß einer Partei der positiven Union mit den principiellen Unionsgegnern und wider diejenigen, welche nicht minder unionsgesinnt und positiv gerichtet waren, erschien zu unnatürlich, um lange halten zu können, und man gab sich der Hoffnung hin, daß nach dem Verrauchen einiger persönlichen Verstimmungen die große Unionspartei sich bald wieder zusammenfinden werde. Man verkannte dabei die eigentliche Natur und Tiefe des Gegensatzes. Was die beiden dem Namen nach so verschiedenen Parteien zusammenführte, war ihre gemeinsame Verwechselung des positiv-evangelischen Glaubens mit der traditionellen Orthodoxie, einem theologisch zwar sehr ungenauen, aber gefühlsmäßig, pietistisch gefesteten System von Vorstellungen, welche ihnen für alleiniges Vollchristenthum galten und welchen die Alleinherrschaft in der Kirche zu sichern darum ihr höchster Gesichtspunkt war. Wer möchte bestreiten, daß die Begründer und Führer der neuen Doppelpartei es damit aufrichtig wohlmeinten und Gott einen Dienst damit zu thun dachten? Aber das Unevangelische, Romanisirende ihrer Bestrebungen verrieth sich schon durch die Methode derselben. In der instinctiven Erkenntniß, daß auf dem Wege freigegebener Entwicklung das deutsche Volk im Großen und Ganzen sich niemals zu dem Standpunkt bekehren werde, welcher ihnen als der allein richtige erschien, unternahmen sie es, ihm denselben durch gelinden Zwang anzuerziehen. Indem man die Pastoren verfolgte und entrechtete, welche einer freieren theologischen Denkart zugethan waren, und so die Gemeinden in die Lage zu versetzen

suchte, keine andere geistliche Nahrung zu empfangen als die orthodox gestempelte, hoffte man schon zum Ziel zu kommen, und sah nicht, daß man auf diesem Wege der geistlichen Vergewaltigung die Kluft zwischen Kirche und Volksgeist nur heillos erweiterte. Mit großer Klarheit hat damals ein Mann, an dessen christlicher Positivität niemand zweifelte und der den Führern der neuen Partei persönlich nahestand, der verewigte Hermann Krummacher in Stettin, sich in einem Briefe an mich über den Defect derselben, der auch ein Zusammengehen mit uns unmöglich mache, ausgesprochen. „Der Unterschied von religiösem Glauben und dogmatischer Erkenntniß und der Zusammenhang der kirchlich-theologischen Krisis mit der Krisis des gesammten geistigen Lebens, welche das Resultat der Geschichte eines Jahrhunderts ist, ist den dort tonangebenden Geistern ein verschlossenes Buch, und damit fehlt ihnen das Organ für die Mission unsrer Gruppe."

Als im Sommer 1876 das Programm der neuen Partei, unterzeichnet v. Meyeren, Kögel, Stöcker, erschien, lautete es praktisch auf Revision der eben sanctionirten Verfassung. Unsere Herbstconferenz erklärte dem gegenüber: „auch wir verkennen die Unvollkommenheiten der Verfassung nicht, sind jedoch der Ueberzeugung, daß es gegenwärtig gelte, die festgestellten Verfassungsformen mit dem rechten Geist und Leben zu erfüllen und über ihre Vorzüge und Mängel Erfahrungen zu sammeln, nicht aber die Unruhe der Verfassungsstreitigkeiten zu verlängern und durch sie die nächsten Synoden von den wirklich vorliegenden Aufgaben abzuziehen"; — wir wurden dafür „die Partei der Compromisse und der Vertuschung" genannt. Im selben Sinne richtete nicht lange danach der Oberkirchenrath eine verständigende Ansprache an die Geistlichen und Gemeinden: das Verfassungswerk habe unter dem Druck mannigfaltiger unüberwindlicher Zeitumstände nicht alle Wünsche, nicht einmal alle berechtigten Erwartungen befriedigt; aber es sei doch ein fester Boden gewonnen, auf dem

mit Gottes Hülfe weiter gebaut werden könne. Die bisherigen Parteien, vielfach überlebt und durch den Verfassungsabschluß zum Theil gegenstandslos geworden, sollten überhaupt verlöschen, anstatt neuangefacht zu werden, aufgehen in die Gemeinschaft positiver Arbeit. Es war in den Wind geredet, in den verwehenden Sturm entfesselter kirchlichen Leidenschaften. „Die Zerklüftung der Parteien, schrieb mir damals ein so weit rechts stehender Mann wie mein Freund Höpfner, wird augenscheinlich immer größer. Ob es der sehr wohlgemeinten Ansprache des Oberkirchenraths gelingen wird, größeres Vertrauen bei den Parteien zu erwecken, steht dahin. Der Fanatismus der Confessionellen und der ihnen zuneigenden positiven Unionisten ist zu groß." Zwar war es mit der aufs Programm gesetzten Revision der Verfassung nicht Ernst: die Partei hat auch nachmals, als sie in Regiment und Synode die volle Macht dazu besaß, niemals Hand angelegt, die „Schlußbestimmungen", um derentwillen sie die ganze Verfassung abgelehnt hatte, zu ändern; — machte sie doch bald die Erfahrung, daß die Wahlmaschine auch so, bei gehörigem Druck von oben, durchaus zu ihren Gunsten arbeiten könne. Aber Ernst war's mit dem Kriege gegen die, welche die Verfassung zu Stande gebracht und dem Herrmannschen Kirchenregiment zur Stütze dienten. Auf einer wiederholten Magdeburger Conferenz der „Positiven" in unserer Provinz fanden sich auch einige Theilnehmer ein, welche mit uns für die Annahme der Verfassung gestimmt: es wurde ihnen bedeutet, daß ihr Platz hier nicht mehr sei, daß keiner von ihnen dem Vorstand weiter angehören könne. Dagegen wandte man sich an hervorragende Männer unsrer Vereinigung, von denen man annahm, daß sie zu den Mißvergnügten und Schwankenden gehörten, mit vertraulichen Anschreiben, um sie zum Abfall und Uebertritt zu bewegen. Die Generalsuperintendenten Schultze und Carus sind in ihren Provinzen, in denen unsre Denkart den festesten Anhalt hatte, herumgereist, um die zu uns halten-

den Superintendenten und Pfarrer von uns abwendig zu machen; bei einigen gelang es ihnen, bei anderen nicht.

Das wichtigste Parteimitglied, das man gewann, war der alte Kaiser, welcher die kirchlichen Dinge nach Weise der militärischen Disciplin und durch die Brille seines Oberhofpredigers ansah; — „in des Kaisers Umgebung, schrieb mir ein Mitglied des Oberkirchenraths, haben unsre Gegner das Wort." Als der Kaiser im Sommer 1877 an den Rhein kam und Synodalpräses Nieden ihm in Benrath für die vollzogene Kirchenverfassung dankte, äußerte er sich über dieselbe bereits mit Bedenklichkeit, und bei derselben oder einer bald folgenden Gelegenheit bekannte er sich förmlich zur „positiven Union". Damit waren der neuen Partei, welche schon damals und später so viel von der „größeren Selbständigkeit der Kirche" zu reden wußte, die Stimmen aller Byzantiner zugewandt; die „positive Union" galt fortan als kirchliche Regierungspartei, in der zu sitzen es für die meisten hohen Beamten ebenso selbstverständlich war, wie sie auf der Generalsynode von 1875, weil wir eine Regierungsvorlage vertraten, bei uns gesessen hatten. Ueberhaupt war es eigenthümlich und von schlimmer Vorbedeutung, daß die neue Partei recht eigentlich Hofpartei war. Als im Jahre 1877 ihre förmliche Constituirung erfolgte, wies die Liste nicht weniger als fünf Hofprediger auf, während die Zahl der zugehörigen Generalsuperintendenten sich damals noch auf drei, die der theologischen Professoren auf zwei beschränkte. Obenan stand der Oberhofprediger Kögel, unfraglich die bedeutendste und einflußreichste Größe der Partei. Eine durchaus aristokratische Natur, von ausgesprochenem Herrscherbedürfniß, geistreich, pathetisch-kunstberedt, mehr ästhetisch als theologisch begabt und gebildet, überzeugter Vertreter einer festgeprägten Dogmatik, wäre D. Kögel als anglikanischer Erzbischof an richtiger Stelle gewesen: für das evangelische Deutschland war er ein Mann des Verhängnisses, denn ihm fehlte der Sinn für evangelische Freiheit. „Der preußische Staat, begann

er auf einer der nächsten Generalsynoden seine Rede, hat dreierlei Fundament: Thron, Bajonnet und Katechismus"; — die Freiheit des Geistes, die Gewissensfreiheit rechnete er nicht dazu. Er hat auch über das Gemüth des alten Kaisers, der, nach jeder humanen Seite hin duldsam, nur gegen liberale Theologie fortan eine Ausnahme machte, eine bedenkliche Macht geübt, eine Macht, die bekanntlich so weit ging, dem Kronprinzen das väterliche Verfügungsrecht über den Confirmandenunterricht seiner Kinder entziehen zu lassen. — Eine eigenthümliche Fügung hatte dem aristokratischen Hofprediger einen in seiner Weise ebenso begabten und ebenso einseitigen demokratischen an die Seite gestellt. Sorgte Kögel für die Gewissensleitung des Königs, so sorgte Stöcker für eine Berliner christliche Demagogie. In dem kapitalistischen Schwindel der siebziger Jahre und in der entsprechenden frivolen Presse hatten jüdische Elemente eine hervorragende Rolle gespielt und dadurch um die Zeit unsrer außerordentlichen Generalsynode die antisemitische Bewegung hervorgerufen: sie wurde für den thatendurstigen zweiten Hofprediger das Sprungbrett einer öffentlichen Rolle, der Ausgangspunkt eines demagogischen Kreuzzugs gegen den politischen wie kirchlichen Berliner Liberalismus und bald den politischen und kirchlichen Liberalismus überhaupt. Sofern zur Betreibung dieses Kreuzzugs neben Stadtmission und Volksversammlungen auch eine periodische Presse gehörte, diente einstweilen unter der Connivenz eines charakterschwachen Herausgebers die Neue evangelische Kirchenzeitung, deren schlimmste Leit- und Hetzartikel in der bald eintretenden Krise von Stöcker geschrieben worden sind. Zwei so ausgerüsteten und zusammenwirkenden Heerführern gegenüber, welche überdies bis in die Consistorien hinein zahlreiche und rührige Bundesgenossen hatten, war ein Mann von Herrmanns Stellung und Charakter wehrlos. Noch besaß er ein Vertrauen des Königs, der ihm für die Durchführung des Verfassungswerkes aufrichtig dankbar war, aber es bedurfte nur einiger von ihm unverschuldeten Anstöße

in seiner Kirchenregierung, um ihn aus diesem Vertrauen zu entwurzeln.

Den ersten gab unter Nachhülfe orthodoxer Gegner der junge Prediger Hoßbach in Berlin. Von der Jacobigemeinde zu einer Wahlpredigt aufgefordert, meinte er in derselben die Hauptunterschiede der orthodoxen und der liberal-theologischen Ansicht, zu welch letzterer er selbst sich bekannte, auseinandersetzen zu sollen. Eine orthodoxe Minorität der Gemeinde war zu einem Scandal wider ihn offenbar vorbereitet; sie erhob sich bei jenen Auseinandersetzungen und verließ auffällig die Kirche, während die Mehrheit keinen Anstoß nahm, vielmehr mit 38 von 49 Stimmen seine Wahl vollzog. Die Sache kam auf der Kreissynode zur Sprache, und der orthodoxe Prediger Disselhoff von der Jacobigemeinde verstieg sich zu der Aeußerung: wenn ein solcher Prediger bestätigt werde, dann werde die Landeskirche in die Luft gesprengt. Auch Andere, auch Treitschke in seinen Preußischen Jahrbüchern und ich in meinen Blättern mißbilligten den Fehlgriff Hoßbachs, der Jacobigemeinde anstatt positiven Christenthums theologische Streitfragen zu predigen, die nicht erbauen, sondern nur verwirren konnten; aber wir waren — ebenso wie nachher das von Hegel geleitete Consistorium — der Ansicht, daß dieser Verstoß durch einen Verweis oder äußersten Falls durch die Nichtbestätigung der Wahl hinreichend zu sühnen sei. Dagegen forderte die Neue evangelische Kirchenzeitung sofort die Disciplinaruntersuchung auf Irrlehre, also auf Amtsentsetzung, und während der rechtliche Verlauf der Sache sich längere Zeit hinzog, verlautete, daß auch der König für die — weder rechtlich noch sittlich zu verantwortende — Absetzung Hoßbachs gestimmt war. — Ein zweites Berliner Aergerniß, von der Linken begangen und von der Rechten aufgebauscht, kam hinzu. Auf einer Kreissynode stellt der ehemalige Stadtverordnetenvorsteher Kochhann mit laienhafter Naivität den Antrag, die Provinzialsynode um liturgisches Außer-Gebrauch-setzen des

Apostolikums anzugehen, und zwei Hofprediger, v. Hengstenberg und Stöcker, prägen daraus einen „Angriff auf den Heiland". Liberale Synodalmitglieder machen den Antragsteller auf die kirchliche Bedeutung des Apostolikums aufmerksam, und man ermäßigt seinen Antrag auf die Anregung einer Revision der agendarischen Normen, wobei dann auch die zeitgemäße Frage des obligatorischen Gebrauches des Apostolikums zur Erwägung kommen könne. Und dieser Beschluß einer der hunderte von jungen Kreissynoden, zusammengenommen mit Hoßbachs Predigtmißgriff, genügt der neuen Partei als Hebel zum Sturze des Kirchenregiments.

Die Behörden thaten ihre Schuldigkeit. Hoßbach wurde zur Verantwortung aufgefordert und die Bestätigung seiner Wahl ausgesetzt, die Berliner Kreissynode aber wurde erinnert, daß sie allgemeine Lehr- und Ritualfragen den höheren Instanzen zu überlassen habe, und ein Prediger Rohde, der über das Apostolikum eine geringschätzige Aeußerung gethan, nahm dieselbe als Uebereilung zurück und erhielt nichtsdestoweniger seine Rüge. Damit wären in normalen Zeiten diese geringfügigen Vorfälle erledigt gewesen; aber die neue Partei wußte aus Mücken Elephanten zu machen. „Niemand — schrieb die Neue evangelische Kirchenzeitung aus diesen Anlässen — kann sich den Ernst der kirchlichen Lage verhehlen; auch dem Hoffnungsvollsten und Vertrauensseligsten muß in unseren Tagen das Gefühl kommen, daß die evangelische Kirche in Preußen schwer krank ist. Die neue Kirchenverfassung sollte diesem Zustand ein Ende machen; sie sollte zu einer kräftigen Arznei werden und die Genesung fördern: wir haben diesen Verheißungen nie geglaubt und sehen, daß die Krankheit eher steigt als fällt. Zum erstenmal haben die Schlußbestimmungen der Generalsynode der großstädtischen Intelligenz den unverdienten Zuwachs an Macht verliehen, und sofort hat eine Kreissynode Berlins den Versuch gemacht, gegen das apostolische Glaubensbekenntniß Sturm zu laufen und die Fundamente

der Kirche zu erschüttern, nachdem eben von einem Geistlichen auf der Kanzel vor versammelter Gemeinde die Weltanschauung der heiligen Schrift bestritten und die Wahrheit der Bekenntnisse geleugnet worden ist." Mit dieser unverantwortlichen Aufregungsrhetorik wurden des Weiteren durchgreifende Gewaltmaßregeln gegen die liberalen Geistlichen und die Universitätstheologie befürwortet. Ich warf mich in meinen Blättern diesem Anlauf zur Verfälschung unseres kirchlichen Lebens entgegen. „Allerdings, antwortete ich, kennzeichnet dies Citat den Ernst der landeskirchlichen Lage, aber in anderm Sinne als es meint. Dieser Ernst liegt nicht sowohl in den angeführten wie sehr auch zu mißbilligenden Excessen der Linken, — Ausschreitungen einer Partei, die in unsrer Landeskirche ganz ohnmächtig und in dieser Ohnmacht auch jetzt wieder offenbar ist: er liegt vielmehr darin, daß diese Excesse von einer augenblicklich mächtigen Reactionspartei für ihre Zwecke ausgebeutet werden. Mit Einem Worte darin, daß die Partei der Neuen evang. Kirchenzeitung durch fortwährende Aufregungen und Uebertreibungen unsre friedliche Entwicklung zu unterbrechen sucht . . . Es fällt uns nicht ein, die Hoßbach'sche Predigt, noch weniger den Hoßbach'schen Standpunkt zu vertreten. Aber wer heutzutage erklärt, die Sätze der Bekenntnißschriften nicht unterschreiben zu können, leugnet der schon die wesentliche Wahrheit der Bekenntnisse? Die Weltanschauung der Bibel, die der Prediger ablehnte, war die physikalische! Daß eine Berliner Kreissynode gegen das apostolische Glaubensbekenntniß Sturm zu laufen versucht habe, ist einfach unwahr: ein einziger Gemeindevorstand hat diesen Versuch gemacht, und die Kreissynode hat denselben durch Nichtannahme seines Antrags beseitigt. Daß eine Denkart in unsrer Kirche vorhanden ist, die an den übernatürlichen Thatsachen des Apostolikums Anstoß nimmt und doch ein allgemein religiös-sittliches Christenthum festhalten will, diese Wahrnehmung konnte doch niemanden überraschen, und wir können ein besonderes Krankheitszeichen darin, daß diese Denkart auf

einer der hunderte von Kreissynoden hervorgetreten ist, nicht finden. Man sollte denken, es wäre heilsam, wenn verkehrte Denkarten in einer Gemeinschaft von Laien und Geistlichen sich äußern und von letzteren berichtigt werden können. Möchten nur alle Geistlichen auf den Synoden den irrenden Laien mit der nöthigen geistigen und sittlichen Ueberlegenheit entgegentreten! Wer endlich sind doch die von der Neuen evang. Kirchenzeitung citirten Narren, welche verheißen haben, die neue Kirchenverfassung werde im Handumdrehen oder etwa schon einfach durch ihre Publikation den inneren Krankheitszuständen unsrer Kirche ein Ende machen?"

Aber es genügte den Berliner Hofpredigern nicht, daß aus ihrem Kreise solche anonyme Brandreden hervorgingen: sie handelten auch öffentlich und gemeinsam in gleichem Sinne. Sie erließen über jene Kreissynodalverhandlung an ihre Domgemeinde einen Hirtenbrief; sie bepredigten das geschehene Aergerniß, und Kögel ließ am Schluß einer solchen Predigt wie zur Sühne eines verübten Frevels die Gemeinde das Apostolikum laut und feierlich abbeten. Solche Kundgebungen mußten vor allen auf den achtzigjährigen Kaiser in seiner zumal seit dem letzten Kriege gefühlsweichen frommen Stimmung einen tiefen Eindruck machen. Das Apostolikum war sein pietätvoll hochgehaltenes Confirmationsbekenntniß; von einer auch biblischen Anfechtbarkeit einzelner Punkte desselben hatte er keine Ahnung; dagegen glaubte er der Mähr seiner Hofprediger von einem weithin allem Volke gegebenen Aergerniß, und so hielt er sich zu einem öffentlichen Schritte verpflichtet, der nicht ohne großes Bedenken war. Der Consistorialpräsident Hegel, Herrmanns hartnäckigster Antagonist, hatte endlich um seinen Abschied gebeten: der König verweigerte denselben mit der Motivirung, daß er einen Mann, dessen Festhalten am strengen Glauben bekannt sei, unmöglich in einem Augenblick entlassen könne, wo in der Hauptstadt „die Symptome des Unglaubens und der Glaubensfälschung in einem

bis zum Antrag auf Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses gesteigerten Grade hervorgetreten seien." Allerdings fügte der König den Ausdruck der Erwartung hinzu, daß Hegel sich hinfort den sanctionirten Ordnungen der Kirche fügen werde, und bezeugte gleichzeitig dem Präsidenten Herrmann nochmals seine dankbare Anerkennung für das durchgeführte Verfassungswerk. Aber was konnte das nützen, wenn er andererseits von demselben Gewaltmaßregeln gegen die liberal-theologischen Geistlichen verlangte, welche sich weder mit dem positiven Recht noch mit irgendwelcher kirchenregimentlichen Weisheit reimten, und wenn er die Beschwerde, welche der Oberkirchenrath in corpore gegen die Quertreibereien gewisser dem Könige nahestehenden Männer erhoben hatte, unberücksichtigt ließ?

Es war mir klar, daß das Schifflein unsrer friedlichen Entwicklung umzuschlagen drohte, und so besann ich mich nicht, als Wortführer einer kirchlichen Zeitschrift und Denkart mit Nachdruck auf die andere Seite des Nachens zu treten, denen entgegen, die ihn umschlagen machen wollten. „Die Berliner Anstöße, fuhr ich in dem schon angeführten Artikel fort, haben inzwischen ihre Erledigung gefunden oder sind auf den legitimen Weg derselben gewiesen. Warum also noch in einemfort alarmiren und Zeter schreien? Wir wollen es offen sagen: die neue Hofpredigerpartei, deren Organ die Neue evang. Kirchenzeitung geworden ist, braucht diese Uebertreibungen, braucht eine Einschüchterung, die von der entscheidendsten Stelle herab bis ins letzte Pfarrhaus gehe, um ihre Herrschaft zu begründen, um die friedliche freilassende Entwicklung unsrer Landeskirche, wie sie nun endlich angebahnt ist, zu unterbrechen und ihr Ideal von Kircheneinheit und Kirchenzucht zu realisiren. Wir wollen nicht verhehlen, daß wir von Anfang den Eindruck einer Ausbeutung der Berliner Aergernisse durch möglichstes Sensation-machen gehabt haben. War die stenographische Veröffentlichung der in leidenschaftlich erregter Debatte gefallenen Worte, waren diese

Predigten und Hirtenbriefe wirklich nöthig? Noch weiter ist Prediger Disselhoff gegangen, der den königlichen Erlaß an den Präsidenten Hegel von der Kanzel vorlas, und zwar mit Weglassung des Theiles, in welchem der Präsident zu treuer Befolgung der für die Landeskirche gegebenen Verfassungsgesetze ermahnt wird ... Aber vor allem besorgt die Neue evang. Kirchenzeitung das Geschäft eines fortwährenden Feuerlärms. ‚Wir stehen auf kirchlich vulkanischem Boden, heißt es in dem bereits angeführten Leitartikel, die Vorgänge in Berlin sind Sturmglocken für die Schläfer, Posaunenstöße für die Gleichgültigen.‘ Die so rufen, müssen ihrerseits die deutsch-protestantische Kirchengeschichte der letzten hundert Jahre verschlafen haben, denn uns Uebrigen haben die Berliner Vorgänge nichts Neues verkündigt. Aber man will Sturmglocken aus diesen Vorgängen machen, um zwei radikale Punkte des neuen Parteiprogramms im Sturme durchzusetzen, die Verdrängung der theologisch-kirchlichen Linken aus dem geistlichen Amt und die Vergewaltigung der academischen Theologie durch ein Gesetz kirchlicher Orthodoxie. Der angeführte Artikel spricht das offen aus: ‚Beim gegenwärtigen Stand der Dinge, sagt er, bleibt kein anderer Ausweg, als daß die, welche den Glauben der Kirche nicht theilen, ein Amt niederlegen, das sie in Wahrheit nicht führen können. Eine sichere Hand des Kirchenregiments ist die erste Bedingung. Die zweite ist eine Besetzung der theologischen Professuren mit kirchlichen Lehrern‘.... Auch wir — das sei zum Ueberfluß noch einmal gesagt — erkennen ‚der Theologie des modernen Bewußtseins‘ kein Recht auf die evangelische Kanzel zu; auch uns gibt es ein Unveräußerliches von kirchlichem Gemeinglauben, das nicht ungestraft vom Träger des kirchlichen Amtes angefochten werden darf, und wir werden eine endliche Schlichtung der 1846 nach so großen Bemühungen ungeschlichtet gebliebenen kirchlichen Lehrverpflichtungsfrage, eine Lösung derselben, welche die rechte evangelische Gebundenheit mit der rechten evangelischen Freiheit

vermittelt, mit Freuden begrüßen. Aber nicht nur, daß uns bei der gegenwärtigen Sachlage und im Blick auf die nicht muthwillig, sondern mit geschichtlicher Nothwendigkeit entstandene Sprengung der alten orthodoxen Schranken jede sittlich mögliche Schonung geboten und der in Berlin seit Hengstenberg einheimische Verfolgungsgeist gegen die kirchlich Liberalen herzlich zuwider ist; wir müssen auch die Lösung des Knotens, welche der Neuen evang. Kirchenzeitung vorschwebt, für gar keine, für eine Zerhauung erklären. Sie versteht unter „Glaube der Kirche" pure die evangelischen Bekenntnißschriften ohne jede Unterscheidung von Heilslehre und Nebendingen, den Wortlaut der h. Schrift ohne Vorbehalt des Rechtes historisch-kritischer Betrachtung, ein Standpunkt, nach welchem die ganze lebendige Theologie des Jahrhunderts geächtet wäre .... Aber was diese ganze unglaubliche Zumuthung, die Raumer-Hengstenbergische Aera verschärft wiederherzustellen, krönt, das ist die schließliche Verheißung, daß es weiter nichts als eines energischen kirchlichen Polizeisystems bedürfe, um das deutsche Volk wieder zu verkirchlichen und zu verchristlichen. ‚Wenn unser Volk nur sieht, daß man gegen den Unglauben [— durch Absetzung von Hoßbach u. s. w. —] Ernst macht, so wird es bald umkehren und in sich gehen': ist es möglich, daß dieses Wort bodenlosen Leichtsinns und gründlicher Verachtung unsres Volkes aus einer geistlichen Feder geflossen? Wir sind weit entfernt, allen Mitgliedern der neuen Partei solche Gesinnungen zuzutrauen; aber es wird noth werden, daß dieselbe sich solche Wortführung verbitte."

Die Hofprediger nahmen den hiemit ihrer Partei und deren Organe hingeworfenen Handschuh persönlich auf; den Appell an ihre Einsicht und Billigkeit ignorirten sie. Bald nach dem eben auszugsweise mitgetheilten Artikel der Deutsch-evangelischen Blätter erschien in der Neuen evang. Kirchenzeitung, dann auch in politischen Zeitungen ein „Offener Brief der Berliner Hof- und Domgeistlichkeit — v. Hengstenberg, Kögel, Stöcker, Baur

und Schrader — an den Generalsuperintendenten D. Schwarz in Gotha und den Professor D. Beyschlag in Halle", der die gemeinsamen Angriffe derselben abzuwehren erklärte. D. Schwarz, ein hervorragendes Mitglied des Protestantenvereins, hatte das Vorgehen der Berliner Hofprediger ganz unabhängig von mir und in wesentlich anderer Weise kritisirt; meine Zusammenfassung mit ihm war die tendenziöse Ignorirung des Unterschiedes, den ich zwischen meinem und dem liberal-theologischen Standpunkt gemacht hatte. Soweit der offene Brief mich anging, war er eine hochfahrende Abweisung des der „Hofpredigerpartei" gemachten Vorwurfs, daß sie die Berliner Vorgänge zur Erreichung ihrer kirchenpolitischen Ziele ausbeute: das sei so ziemlich das Schlimmste, was man Männern in öffentlicher Stellung und im geistlichen Amte nachsagen könne, eine Unterschiebung und Entstellung, die man mit Entrüstung zurückweise. Aber eine andere Erklärung der in Rede stehenden Action gab der „offene Brief" nicht; er begnügte sich, die meinige mit einem „Wer sind Sie, daß Sie unser Gewissen beurtheilen?" abzuweisen. Da alles in diesem offenen Briefe auf mich Bezügliche in der Antwort vorkommt, die ich einige Tage nachher in der „Post" gab und dann in den Deutsch-evangelischen Blättern abdrucken ließ, so wird es genügen, diese meine „Offene Antwort an die hochwürdige Hof- und Domgeistlichkeit von Berlin", welche allerdings zu meinen lebensgeschichtlichen Actenstücken gehört, hier mitzutheilen. „Sie haben, hochwürdigste Herren, in der Neuen ev. Kirchenzeitung an Herrn Generalsuperintendenten D. Schwarz in Gotha und an mich ein auch durch politische Zeitungen verbreitetes Sendschreiben gerichtet, welches unsere „gemeinsamen Angriffe" abwehren zu wollen behauptet. Ich nun weiß von Angriffen, die ich gemeinsam mit D. Schwarz auf Sie gerichtet hätte, nichts, und auch Sie wissen — neben manchem, was Sie seitens des Herrn D. Schwarz zurückweisen und was meiner Denkart notorisch ganz fremd ist, — nur Ein Urtheil anzuführen,

in dem wir uns Ihnen gegenüber begegnet sind. Unter solchen Umständen ist es seither nicht Sitte gewesen, zwei Männern, die einander vollkommen fremd sind und zwischen deren theologischen und kirchlichen Standpunkten eine so weite Kluft liegt, gemeinsame offene Briefe zu schreiben. Ob der neue Brauch, den Sie einführen, lediglich in dem Wunsch der Geschäftsvereinfachung seinen Grund hat, oder in der Tendenz, die positiv-gerichteten Gegner Ihrer Partei in möglichster Geistesverwandtschaft mit dem Protestantenverein erscheinen zu lassen, darüber werden ja die Leser Ihres Sendschreibens sich ihre Ansicht bilden. — Den Angriff, den Sie meinerseits glauben zurückweisen zu sollen, finden Sie im Augustheft der Deutsch-evangelischen Blätter, wo aus Anlaß eines Leitartikels der Neuen evang. Kirchenzeitung „Zur kirchlichen Lage" von der „neuen Hofpredigerpartei", deren Organ diese Kirchenzeitung geworden, gesagt wird, sie beute die Berliner Vorgänge, auch nachdem dieselben auf den Weg rechtlicher Erledigung gebracht worden, zu fortdauernder Alarmirung der Landeskirche behufs Erreichung ihrer kirchenpolitischen Ziele aus. Dieser Vorwurf, sagen Sie, sei so ziemlich das Schlimmste, was man gegen Männer in öffentlicher Stellung und geistlichem Amte sagen könne, und Sie bieten ihm gegenüber das ganze Ansehen dieser Stellung auf, indem Sie vereint als „die Hof- und Domgeistlichkeit" von Berlin ihn entrüstet als Unterschiebung und Entstellung zurückweisen. Gestatten Sie mir, ehe ich in die Sache selbst eingehe, ein freimüthiges Wort über dies Hereinziehen Ihrer allerdings hohen öffentlichen Stellung. — Mich dünkt, es ist kein glücklicher Griff, daß Sie im kirchenpolitischen Kampfe des Augenblicks gerade an Ihre Hofpredigerstellung erinnern. Ich will die naheliegenden Bedenken hier nicht ausführen, die gerade Sie in Ihrem pastoralen Verhältniß zum königlichen Hofe hätten abhalten dürfen, sich in öffentliche Angelegenheiten, die außerhalb Ihres pastoralen Berufskreises lagen, allzu stark einzumischen. Nachdem Sie

aber — was ja Ihre Sache war — diese Bedenken bei Seite gesetzt und sich an die Spitze einer Partei gestellt haben, die der im Namen Sr. Maj. des Königs geführten Kirchenpolitik und Kirchenleitung Opposition macht, sollten Sie sich so hoch nicht erzürnen, wenn der Staub der Arena, in die Sie hinabgestiegen sind, auch einmal Ihren Hof- und Dompredigertalaren anfliegt, und sollten eine öffentliche Kritik Ihres kirchenpolitischen Thuns nicht wie eine Majestätsbeleidigung gegen die „Hof- und Domgeistlichkeit" behandeln. Sie fragen mich: „Wer sind Sie, daß Sie unsre Gewissen beurtheilen?" Ich antworte: ein Knecht desselben Herrn und Genosse derselben Kirche wie Sie, der, wenn Ihr öffentliches kirchenpolitisches Auftreten ihm unrecht und verderblich erscheint, das Recht hat, dies öffentlich auszusprechen. Ihre Gewissensfreiheit anzutasten fällt mir nicht ein, aber dieselbe besteht doch wohl nicht darin, öffentlich handeln und dann das öffentliche Urtheil darüber depreciren zu dürfen. — Nun aber, wie habe ich Sie denn persönlich angegriffen? Die Form des persönlichen, namentlichen Angriffs auf irgendwen unter Ihnen, geschweige auf Sie allesammt, habe ich in meiner Zeitschrift überall geflissentlich vermieden, während Sie, mich auf einen namenlosen Artikel, eine Monatschronik anfassend, diese Form des Angriffs geflissentlich wählen. Habe ich von einer „Hofpredigerpartei" geredet, so habe ich damit nicht Sie persönlich, sondern — was wohl niemand mißverstanden hat — die von dreien unter Ihnen gestiftete Partei bezeichnet, und dies lediglich darum, weil der Name der „Freunde der positiven Union", den Sie *unseren* Gesinnungsgenossen in Preußen und Schlesien weg-usurpirt haben, um ihn gegen uns zu verwerthen, dieser Partei nicht gebührt, und ich es müde war, immer von einer *sogenannten* positiv-unionistischen Partei zu reden. Sehe ich zu, was Ihnen wirklich als persönlicher Angriff erscheinen konnte, so beschränkt es sich auf die aufgeworfene Frage: „Waren diese Hirtenbriefe wirklich nöthig?" und

auf den Zusammenhang dieser Frage mit dem vorhergehenden Geständniß: „Wir haben von Anfang den Eindruck einer Ausbeutung der Berliner Aergernisse durch möglichstes Sensationmachen gehabt.“ Wenn Sie über jene Aergernisse einen Hirtenbrief an Ihre Hof- und Domgemeinde erließen, in der dieselben doch nicht vorgegangen waren, mußte sich denn da nicht die Frage aufdrängen, was doch dies außerordentliche Vorgehen wolle, und wenn nun Ihre Gemeinde in dem Rufe steht, der Warnung vor Kochhann'schen Anträgen und Hoßbach'scher Theologie nicht eben zu bedürfen, welch anderer Zweck blieb übrig, als der, die Mitglieder der Domgemeinde sammt anderen Lesern des Hirtenbriefes gegen die kirchliche Linke und alle, die mit ihr zu sympathisiren oder auch nur glimpflich zu fahren scheinen, in möglichste Entrüstung und Bewegung zu setzen? Und nun war dieser Hirtenbrief nur ein Glied in einer ganzen Reihe ähnlicher Erregungsmittel, die von Ihren Gesinnungsgenossen in Bewegung gesetzt wurden. Ich denke: wenn ich da von einem Eindruck der Ausbeutung sprach und Ihren Hirtenbrief mit einem Fragezeichen dazu in Beziehung setzte, habe ich die denkbar glimpflichste Form, mein Bedenken über Ihr Vorgehen auszudrücken, gewählt. — Positiv behauptend habe ich meinen Vorwurf lediglich gegen Ihre Partei und die Neue evang. Kirchenzeitung als Organ derselben gerichtet. Da ist es mir denn überraschend, hochwürdige Herren, daß Sie alle vier das auf Sich beziehen, also mit den Allarmartikeln dieses Blattes Sich solidarisch erklären. Ich habe, offen gestanden, es wohl für wahrscheinlich gehalten, daß der eine oder andere jener leidenschaftlichen und engherzigen Artikel auf denjenigen unter Ihnen zurückzuführen sei, der gegenwärtig für den factischen Redacteur der Neuen evang. Kirchenzeitung gilt, habe aber geglaubt, daß die beiden unter Ihnen, die ich ein wenig persönlich zu kennen die Ehre habe, diesen Artikeln nach Form und Inhalt fern stünden und das Drängen auf Ausschließung der Liberalen aus

Kirche und Amt, auf Beugung der Geistlichen unter das unbedingte Joch der Bekenntnisse und auf kirchliche Einschnürung der academischen Theologie nicht billigten; daher ich auch hinzufügte: „Wir sind weit entfernt, allen Mitgliedern der neuen Partei solche Gesinnungen zuzutrauen.“ Daß nun auch Sie, Herr D. Kögel, und auch Sie, Herr D. Baur, im Vorwurf gegen solche Artikel Sich getroffen erklären, also mit denselben Sich solidarisch zu machen scheinen, das thut mir in tiefster Seele weh, um der Sache willen und um Ihrer Personen willen, zu denen ich seither ein besseres Vertrauen hegte. Aber es begründet meinen Vorwurf, über den Sie Sich beschweren, erst recht. Wenn Sie Sich mit einem Artikel der Neuen evang. Kirchenzeitung wie jenem „Zur kirchlichen Lage“ identificiren, dann sehe ich nicht ab, wie Sie den Vorwurf eines sensationellen Ausbeutens der Berliner Aergernisse von Sich ablehnen können. Denn jener Artikel ist erschienen, als jene Vorgänge hinreichend bekannt, verhandelt und auf den Weg Rechtens verwiesen waren, und fuhr nichtsdestoweniger fort, die „Sturmglocke“ zu läuten, die „Schläfer“ aufzuwecken und mit Berufung auf das Vorgefallene jene reactionären kirchlichen Maßregeln zu fordern: was *nennt* man denn in deutscher Sprache öffentliche Ereignisse oder gegnerische Fehler *ausbeuten*, wenn nicht das? Ueberhaupt, Sie mögen das natürliche Aufsehen jener Berliner Vorgänge so groß setzen als Sie wollen, — daß es durch die Artikel der Neuen evang. Kirchenzeitung nicht gedämpft, sondern möglichst gesteigert worden ist, daß die ganze Art und Weise, wie Ihre Partei jene Dinge behandelt hat, nicht Wasser, sondern Oel in das allerdings nicht von Ihnen entzündete Feuer gegossen hat, das werden Sie niemandem in Deutschland, der die letzten Monate mit gesunder Vernunft durchlebt hat, ausreden wollen. — Nun leugnen Sie auch, wenn ich recht verstehe, dies aufregende, alarmirende Thun nicht, das freilich als ein Schwarz auf Weiß bekundetes schlechterdings nicht zu leugnen

ist: aber Sie leugnen die Absicht, die absichtsvolle Erregung der Gemüther, um behufs dieser Erregung Ihre kirchenpolitischen Zwecke zu fördern. Allerdings, wenn jemand Oel ins Feuer gießt, so ist ein Doppeltes möglich: entweder er weiß, was er thut, oder er weiß es nicht. Ich nahm von denen, welche dies Geschäft so eifrig trieben, das Erstere an; ich nahm an, daß sie als Männer wüßten, was sie thäten, als Männer und Führer einer Partei die Fehler ihrer Gegner ausnutzten, um so ihre kirchenpolitischen Ziele zu erreichen. Versichern Sie nun, daß Ihr Herz an eine solche Ausbeutung jener Vorgänge nicht gedacht, und bekennen Sich dennoch zu alledem, was die Neue evang. Kirchenzeitung in dieser Sache geschrieben, dann, meine hochwürdigen Herren, begehren Sie, daß man Sie nicht als Männer beurtheile, welche die nothwendigen Wirkungen ihres Thuns vorher bedenken und als Absichten in sich hegen, sondern als Kinder, welche mit Feuerzeug gespielt haben. Für diesen Fall hätte ich allerdings um Verzeihung zu bitten, daß ich „Ihr Gewissen beurtheilt".

Ueber diese meine Beantwortung der Hofpredigerepistel gingen im Kreise meiner Freunde die Meinungen auseinander. Von Berlin erhielt ich folgende Zeilen von guter Hand: „Gott segne Sie, Herr Professor, daß Sie den Muth gehabt haben, sich so auszusprechen, wie Sie es in Ihrer offenen Antwort an die Hof- und Domgeistlichkeit gethan haben. Und Gott helfe unsrer Kirche durch diese Zeit des Kampfes zu einem Siege, der keinen anderen Streit mehr zulasse als den Wettstreit in der Nachfolge Jesu." Und Hermann Krummacher, der Schwager des Hofpredigers Stöcker, schrieb mir: „Mit der Hofpredigerepistel, deren tückische Doppeladresse den Verfassern böses Gewissen zu machen scheint, ist der „positiven Unionspartei" nicht genützt worden. Dies Machwerk ist in einer dunklen Stunde ausgedacht worden; Sie haben ihm seine Gebühr gegeben in Ihrer Antwort." Dagegen urtheilten mehrere meiner hallischen

Collegen, die in der Sache ganz mit mir einig waren, ich hätte friedsamer antworten und namentlich den spitzigen Schluß weglassen sollen. Ohne Zweifel hätte sich für den unentbehrlichen Schlußgedanken ein stumpferer Ausdruck finden lassen; es war nicht meine Art, nach einem solchen zu suchen, wo mir ein scharfer aber treffender einfiel. Auch war es dem zielbewußten Vorgehen unsrer Gegner gegenüber ganz einerlei, ob sanft oder scharf dawider geredet ward; jene Collegen gaben in meiner Zeitschrift in der sanftmüthigsten Form eine gemeinsame Erklärung ab, welche das Unrecht der neuen Parteibildung und Parteiaction vorhielt und zum kirchlichen Frieden mahnte, — ohne jeden Erfolg. Bemerkenswerth und rechtfertigend war es mir, daß das Vorgehen der Hofprediger von ihren eigenen confessionellen Bundesgenossen nicht anders aufgefaßt wurde als von mir. „Es war bedeutsam, hatte die Allg. lutherische Kirchenzeitung schon vor jenen Berliner Zwischenfällen von einer Parteiconferenz geschrieben, aus dem Munde zweier Hofprediger, die der maßgebendsten Stelle besonders nahe stehen, Dinge zu hören, die noch höheren Ohren sehr befremdlich sein werden. Um so interessanter und gewichtiger war uns dieser Dissensus mit ministeriellen und oberkirchenräthlichen Anschauungen, und wir begreifen es, daß er durch die Höhe, in der er sich zeigt, weitgehende Hoffnungen und vielleicht Pläne weckt.“ Ich will nicht sagen, daß die Führer der Hofpredigerpartei bewußt und direct auf die Beseitigung des Präsidenten Herrmann ausgingen, — ich weiß es nicht. Hätte er sich auf die Absetzung Hoßbachs eingelassen und überhaupt das Programm der Hofpredigerpartei sich angeeignet, auch einen und den andern von den Führern derselben in den Oberkirchenrath aufgenommen, so hätte man sich ihn ohne Zweifel gefallen lassen. Wenn Präsident Herrmann, schrieb die Neue evang. Kirchenzeitung aus Anlaß der jener Kreissynode von ihm ertheilten Zurechtweisung, fortfahre, gegen die Liberalen Front zu machen, dann könne seine Stellung „sich ja

auch wieder befestigen." Aber zugleich schrieb sie ihm die Bedingungen einer solchen „Wiederbefestigung" vor: „Es hat sich gezeigt, daß es für die Schwierigkeiten der kirchlichen Leitung keinen Ausweg nach links gibt, also muß man weiter vorwärts und nach rechts gehen. Geistliche, welche öffentlich zurechtgewiesen werden, sollten nicht im Amte bleiben, und ein Prediger, der an St. Jacobi wegen Irrlehre nicht berufen werden kann, darf auch an St. Andreas das Evangelium nicht verkündigen; gegen diese Logik ist gewiß nichts einzuwenden." Ich erlaubte mir gegen diese Sophisterei, in der das „wegen Irrlehre" einfach erschlichen war, dennoch einige Einwendungen. „Daß jemand, der einen Verweis verdient, ebendamit Absetzung verdient habe, und daß ein Prediger, der an St. Jacobi nicht bestätigt wird, weil er einem Theil der dortigen Gemeinde Anstoß gegeben hat, auch an St. Andreas entfernt werden müsse, wo er keinen Anstoß gegeben, hat in der Welt seither nicht als logisch gegolten. Ebensowenig, daß wer nicht nach links abbiegen wolle, nothwendig nach rechts abschwenken müsse: wie, wenn das Kirchenregiment vorzöge, geradeaus zu gehen und in der Richtung, die es seither zwischen links und rechts eingehalten hat, zu verbleiben?" Ich hatte damit den thatsächlichen Standpunkt des Präsidenten Herrmann gezeichnet, der die Krankheitserscheinungen zur Linken so gut würdigte wie die zur Rechten, aber sie nicht mit Polizeimitteln zurückzutreiben, sondern von innen heraus sittlich zu überwinden gedachte. Und Herrmann war keine gewöhnliche Beamtenseele, die mit formaler Pflichterfüllung zufrieden sich ihre Directive von dem von oben gerade wehenden Winde geben läßt; er war ein Mann von Ueberzeugung und Charakter, welcher die Leitung der Kirche entweder nach wohlerwogenen Grundsätzen, oder überhaupt nicht führen wollte. Da er sah, daß jenes agitatorische Treiben der Hofprediger, welches dieselben in ihrem Briefe an mich abgeleugnet, nicht nur nicht abriß, sondern auch den König an der Richtig-

keit jener Grundsätze irre machte, bat er — schon vor Ende des Jahres 1877 — um seine Entlassung.

Ich darf bei diesem Ereigniß, welches meine besten Hoffnungen in Frage stellte, um seiner kirchengeschichtlichen Klarstellung willen ein wenig verweilen. Die Motive des Entlassungsgesuches blieben nicht unklar und ihre Darlegung stellte vollends ins Licht, wie sehr ich in meinem Streite mit den Hofpredigern im Rechte gewesen. Ein offenbar aus bester Quelle stammender Berliner Brief der „Hamburger Nachrichten" gab authentische Auskünfte. „Das Entlassungsgesuch des Präsidenten Herrmann, hieß es darin, ist aufzufassen als ein ernster Versuch, die Führung des Kirchenregiments unabhängig zu stellen von unverantwortlichen und unübersehbaren Einflüssen. Auch ist daran keineswegs der Präsident des Evangelischen Oberkirchenraths allein betheiligt; sollte es zur Annahme seines Abschiedsgesuches kommen, so muß man sich auf den gleichzeitigen Rücktritt von Brückner, Dorner und v. d. Goltz gefaßt machen. Es handelt sich darum, ob das Kirchenregiment überhaupt in seinem bisherigen kirchenerhaltenden Geiste fortgeführt werden soll, der jede religiöse Gesinnung zuläßt, welche sich nicht mit Ausschließlichkeit und Anspruch auf Alleingeltung vordrängt und die Consequenzen der Synodalverfassung aufrichtig nimmt, oder ob an dessen Stelle der kirchenzerstörende Geist der Augustconferenz und der hiesigen Hofprediger treten soll." Andersgewendete Zeitungsauslegungen der kirchenregimentlichen Krise wurden unterm 8. December officiös in der „Post" als „jedes thatsächlichen Anhaltspunktes entbehrend" zurückgewiesen, und in Uebereinstimmung mit den Hamburger Nachrichten hinzugefügt: „Der eigentliche Grund des Entlassungsgesuches dürfte lediglich in den Frictionen zu suchen sein, denen Präsident Herrmann in Folge der wider seine Leitung der Kirche gerichteten offenen und geheimen Verdächtigungen fortwährend ausgesetzt ist und ohne deren Beseitigung ihm eine erfolgreiche Wirksamkeit für die Dauer zur Unmöglichkeit gemacht

werden würde." Und als die Neue evang. Kirchenzeitung hierauf entgegnete, diese Angaben seien so falsch wie fast alles, was die „Post" über kirchliche Dinge sage; das Entlassungsgesuch sei durch die gegen die Linke nachgiebige Compromißpolitik des Oberkirchenraths unvermeidlich geworden —, entgegnete das angegriffene Blatt sehr deutlich: „Wir haben in keiner Weise in Abrede gestellt, daß die Ausschreitungen, deren sich die kirchliche Linke schuldig gemacht hat, die von uns angedeuteten Frictionen verstärkt haben. Aber nicht die gedachten Vorgänge an sich haben jenen Entschluß des Präsidenten Herrmann veranlaßt, sondern lediglich die Folgerungen, die aus diesen Vorgängen von gewisser Seite gezogen worden sind und die — mit einem Wort der Neuen evang. Kirchenzeitung zu reden — darauf berechnet waren, die erwähnten Vorgänge auf die „Compromißpolitik des Evangelischen Oberkirchenraths" zurückzuführen und ihn für dieselben verantwortlich zu machen. Man hat z. B. um nur eins anzuführen, die Anträge und Vorgänge auf der Synode Berlin-Köln als eine directe Folge der „Schlußbestimmungen" darzustellen versucht, um demnächst den Oberkirchenrath, insonderheit seinen Präsidenten, als den eigentlichen intellectuellen Urheber jener Vorgänge bezeichnen zu können."

Nichts konnte die Lage der evangelischen Landeskirche zu Ende des Jahres 1877 greller beleuchten, als ein eben damals geschriebener Artikel der „Germania", von dem ich dahingestellt lasse, wie weit er Ernst, und wie weit er Hohn war. Das ultramontane Blatt, das in betreff des Kulturkampfs bereits Morgenluft witterte, erbot sich den protestantischen Orthodoxen, ihnen die Landeskirche retten zu helfen. „Die Orthodoxen erkennen — referirte sie, ganz im Sinne der dem Präsidenten Herrmann feindseligen Partei —, daß in dem unsoliden, unfertigen Gebäude [der neuen Verfassung] Christo und Belial zugleich Lagerstätten errichtet worden sind; sie erkennen immer mehr, daß Belial sich Herr fühlt in dem wirren Koloß, und

Pfeile, die ihn treffen, wären ihnen jetzt selbst aus der römischen Veste willkommen. Ohne Bild: nur noch vom Ultramontanismus hängt es ab, ob der protestantischen Kirche Preußens noch einmal aufgeholfen werden soll. Ohne fundamentale Aenderung der evangelischen Kirchenverfassung, insbesondere ohne Entfernung der Schlußbestimmungen zur Generalsynodalordnung ist der Zusammenbruch der evangelischen Landeskirche Preußens nur noch eine Frage der Zeit. Jene Abänderung ist aber nur unter Zustimmung des Landtags zu vollziehen und eine Majorität zum Umsturz des von liberaler Seite aufgeführten Baues wäre nur durch eine Unterstützung des Centrums zu erlangen, denn die protestantische Orthodoxie hat zu geringen Boden im protestantischen Volke, namentlich in der städtischen Bevölkerung, als daß sie aus sich allein oder selbst mit Unterstützung der Regierung zu einer Majorität gelangen könnte. Welchen Preis das Centrum für diese seine Hülfsleistung fordern wird, das zu erörtern gehört nicht hierher: für heute genügt es uns, das Axiom der Gegenwart und der Zukunft zu constatiren: Ohne Ultramontanismus keine Rettung der evangelischen Kirche Preußens." So weit also hatten die Positiven mit ihrem unwahrhaftigen Zetern wider die Schlußbestimmungen, an deren Abänderung sie nie Hand angelegt haben, mit ihren leidenschaftlichen Verdächtigungen der neuen Verfassung und des Herrmann'schen Kirchenregiments es gebracht, daß die Ultramontanen sich ihnen erboten, die evangelische Kirche, und zwar im Gegensatz gegen die Mehrheit des evangelischen Volkes, „retten" zu helfen. Ich meinte, dies schmachvolle Bündnißangebot müsse die Partei ernüchtern und sie anhalten, sich auf die wahre Sachlage und auf ihre natürlichen Bundesgenossen zu besinnen, und machte daher in meinem Neujahrsvorwort von 1878 noch einmal einen Versuch der Verständigung. Ich hielt den Positiven in der freundlichsten Weise vor, wie verkehrt sie gehandelt, daß sie uns beim Verfassungsabschluß entgegengetreten, anstatt uns denselben in mög-

lichst conservativem Geiste durchführen zu helfen; wie unrecht sie jetzt thäten, sich als „positiv Unirte“ mit den Gegnern der Union zusammenzuthun, anstatt mit uns, die wir ebenso positiv-unirt seien wie sie, und wie unevangelisch, uns zu zürnen, daß wir die liberal-theologische Linke nicht gewaltsam ausgestoßen haben wollten, da uns ja nur der paulinische Grundsatz leite, da wo der Eine Grund, Christus, anerkannt werde, das Gericht über den Aufbau aus Gold und Silber oder aus Stroh und Stoppeln Gott zu überlassen. Als Hermann Krummacher diese Ausführungen las, schrieb er mir: „Ich spreche Ihnen Wort für Wort meine herzliche Zustimmung aus zu allem, was Sie zur Charakteristik unsrer Stellung nach rechts und links sagen, und nicht minder zu der Art, wie Sie die positive Union und die Linke beurtheilen. Aber das ist es nicht allein, was mir den Mund zum Reden und zum Danksagen öffnet. Auch der Ton, in welchem Sie mit den Gegnern reden, hat mir wohlgethan; er ist frei von der Hitze und Schärfe, welche von der Leidenschaft erzeugt wird, er ist durchdrungen von einer Wärme und Milde, in welcher die Widersacher den Hauch christlicher Lebensgesinnung spüren sollten.“ Gleichzeitig mit diesem Zeugniß eines Mannes, dem nie jemand eine Hinneigung zum Protestantenverein nachgesagt hat, erhielt ich das Neujahrsvorwort der Neuen evang. Kirchenzeitung, und in diesem ließ sich Krummachers Schwager, Stöcker, also vernehmen: „Die deutsch-evangelischen Blätter sind die Ursache davon, daß der Riß zwischen Mittelpartei und Positiver Union unheilbar geworden ist. Daß hohe Namen des Kirchenregiments auf dem Titel dieses Parteiblattes stehen, begreifen wir nicht. Leider hatten die officiösen Apologeten unserer kirchlichen Zustände allzuviel Interesse daran, die Tragweite der Hoßbach-Rohde'schen Vorgänge abzuschwächen u. s. w.“ Blieb mir etwas anderes übrig als in meinem nächsten Hefte zu fragen: „Ist es wirklich der Sinn der neuen Partei, daß die Redaction dem aggressivsten Mitarbeiter, den sie hat, immerfort das große Wort läßt?“

Aber auch mit den in der Form feineren und theologisch gebildeteren Führern der Partei war keine Verständigung möglich. In denselben Anfängen des Jahres 1878 erschien in Halle eine anonyme Flugschrift: „Die Partei der positiven Union, ihr Ursprung und ihre Ziele"; ein Versuch, die Bildung und Haltung der neuen Partei zu rechtfertigen durch Anklagen gegen unsere Evangelische Vereinigung und insonderheit unsere an derselben größtentheils theilnehmende Facultät. Verfasser war Generalsuperintendent D. Schultze, Ehrendoctor unsrer Facultät; er meinte den Vorwurf der Undankbarkeit gegen dieselbe dadurch zu vermeiden, daß er seinen Namen nicht aufs Titelblatt setzte. Schultze war theologisch und kirchlich zu wohlgeschult, um in Bezug auf die Bekenntnißfrage, die Unterscheidung von Fundamental und Nichtfundamental, die Unzulässigkeit einer summarischen Entrechtung der Freunde des Protestantenvereins wesentlich von uns abzuweichen. Nicht Principien, sondern Stimmungen und Verstimmungen — namentlich von jener sächsischen Provinzialsynode her — hatten ihn zu unserem Gegner gemacht, und um diese Stellung vor der Welt und vor sich selber zu rechtfertigen, hatte er uns als „linkem Flügel der alten Unionspartei" eine Hinneigung zum Protestantenverein angedichtet, die er auf allerlei ungeschehene oder mißdeutete Thatsachen gründete. Die um unserer Facultät willen zwiefach gebotene Abwehr übernahm diesmal in erster Linie mein Freund und College Riehm. In einem „offenen Briefe", der in meinen Blättern erschien, faßte er den hochgestellten Gegner mit ebensoviel Ehrerbietung als sittlichem Ernste an und wies ihm aus urkundlichen Thatsachen den vollkommenen Ungrund seiner gegen die Facultät erhobenen Beschuldigungen nach. Ich ergänzte diese Darlegungen durch eine Zurechtstellung der von Schultze in seltsamer Weise verschobenen kirchenpolitischen Vorgänge von 1872 bis 75 und widerlegte seinen Versuch, die Schuld der eingetretenen Entzweiung der landeskirchlichen Unionsfreunde von seiner Partei auf die unsrige abzuwälzen,

Punkt um Punkt. Aber obwohl Herr D. Schultze auf diese unsere Nachweise nichts Sachliches zu entgegnen wußte, so gab er doch seinen Irrthum nicht zu, und noch weniger reichte er zu einer Versöhnung die Hand. Er zog sich vielmehr mir gegenüber mit der Ausflucht aus der Sache, er wolle die Erörterung mit mir erst fortsetzen, wenn ich ihm über die „anzuwendenden Waffen" gewisse Bürgschaften gegeben. Als ob ich an der Fortsetzung des Streites irgend ein Interesse gehabt hätte, und nicht lediglich er, dem es zugekommen wäre, seine widerlegten Behauptungen zu rechtfertigen.

Während aller dieser Verhandlungen lag das Entlaßgesuch des Präsidenten Herrmann unerledigt im königlichen Cabinet, und so versuchte ein Unparteiischer, auf den man sonst wohl in öffentlichen Dingen hörte, der gefährdeten guten Sache zu Hülfe zu kommen. Heinrich von Treitschke, der in seinen Preußischen Jahrbüchern die Hoßbach'sche Predigt aufs schärfste mißbilligt hatte, erhob für den Präsidenten Herrmann seine gewichtige Stimme. Er skizzirte Herrmanns ganze Amtsführung, bewunderte, wie ihm das in der parteizerklüfteten Zeit fast hoffnungslose Verfassungswerk gelungen, und sprach den Berliner liberalen Aergernissen das Urtheil ihrer unübertrefflichen Taktlosigkeit, aber auch vollkommenen Geringfügigkeit, um schließlich bei denen anzulangen, welche dieselben gegen den Präsidenten verwertheten. „Die an sich sehr unbedeutenden Vorfälle fanden lauten Widerhall in der scandalsüchtigen Berliner Presse; der also entstandene Lärm diente den orthodoxen Eiferern zum willkommenen Vorwand, um sofort den Kampf gegen die Synodalverfassung selbst zu eröffnen. Wenn der Berliner Fortschritt unleugbar zuerst den kirchlichen Frieden gestört hat, so sind es heute die unionsfeindlichen Zeloten, welche uns ein duldsames und weitherziges Kirchenregiment wieder zerstören wollen. Sie waren von Haus aus mißtrauische Gegner der Theilnahme der Laien an der Leitung der Kirche; jetzt greifen sie begierig die eine unerfreu-

liche Erfahrung aus den vielen hundert erfreulichen heraus.... Was hier gesagt wurde, soll nur einen ungefähren Begriff geben von den Bestrebungen, welche von rechts her den Weg des Oberkirchenrathspräsidenten zu durchkreuzen suchen. Von rechts, allein von rechts her kommt die Bedrängniß. Herr Herrmann darf sein Amt nicht fortführen, wenn er nicht die Sicherheit erhält, daß der bisherige feste und ruhige Gang der Kirchenregierung ungestört bleibt. Wird das Entlassungsgesuch angenommen, so kann nicht ein gemäßigter Orthodoxer der Nachfolger werden, — denn dieser Richtung gehört der Präsident Herrmann selbst an —, sondern nur ein Gegner der evangelischen Union, ein unduldsamer Zelot. Die neue Kirchenverfassung würde dann in einem Sinne gehandhabt werden, der ihr selbst feindlich ist, und die kaum erst mühsam beschwichtigten kirchlichen Leidenschaften brächen in hellen Flammen aus. Den ganzen evangelischen Namen in einträchtiger Liebe zusammenzuhalten war der Stolz des großen Kurfürsten. Wir haben unter Kaiser Wilhelm manchen guten Schritt vorwärts gethan auf der alten gesegneten Bahn der Hohenzollern: gebe Gott, daß pfäffische Herrschsucht und Unduldsamkeit uns nicht wieder davon abdrängen."

Der fromme Wunsch des geist- und charaktervollen Historikers, der in diesen Zeiten auch mir einmal ein anerkennendes Wort für meine kirchlichen Bestrebungen sandte, sollte nicht in Erfüllung gehen. Der König zögerte zwar, — es war seine Art nicht, sich so leicht von erprobten Dienern zu trennen —, aber er kam von den Anschauungen seiner Hofprediger nicht los. Man sagte allgemein, er warte den Oberkirchenrathsentscheid über Hoßbach ab, den er abgesetzt sehen wollte. In dieser Pause beging der Wortführer der Neuen evang. Kirchenzeitung die Niedrigkeit, dem Präsidenten nachzusagen, er wolle mit seinem Entlassungsgesuch dieser Entscheidung „aus dem Wege gehen", d. h. wie eine Abwehr in der Norddeutschen allgem. Zeitung es ausdrückte, er beschuldigte den, welcher zum Wächter der kirchlichen

Ordnung bestellt war, der Feigheit. Die Entscheidung der Hoßbach'schen Angelegenheit erfolgte unmittelbar nach Eingang des Consistorialberichts über Hoßbachs Verantwortung, Ende Januar 1878, und sie fiel aus wie alle von den Leidenschaften zur Rechten und zur Linken Unberührten sie erwarteten: Hoßbach wurde für St. Jacobi nicht bestätigt, aber in seinem bisherigen Pfarramt belassen. Ein geist- und liebevoller theologischer Erlaß, dem Vernehmen nach von Dorner verfaßt, wies ihm die Mängel und Mißgriffe seines Predigtstandpunktes nach, begründete aber auch andererseits aus den christlichen Bekenntnissen der Predigt wie der Verantwortung, warum man von einer Disciplinaruntersuchung wider ihn abgesehen habe. Und ein ohne Zweifel von Herrmann selbst verfaßter kirchenrechtlicher Bescheid legte dar, daß, ohne darum Hoßbach als Irrlehrer zu qualificiren, die Rücksicht auf die von ihm in ihrem Frieden gefährdete Jacobigemeinde hinreichenden Rechtsgrund gebe, den Protest eines Theils dieser Gemeinde zu berücksichtigen und der Wahl die Bestätigung zu versagen. Unmittelbar nach diesem Act erbat Herrmann einen sechswöchentlichen Urlaub und erneuerte sein Abschiedsgesuch, dessen Genehmigung am Ende dieses Urlaubs erfolgte.

Es ist damals die Meinung verbreitet gewesen, Herrmann sei dem Könige doch wohl allzu rigoros entgegengetreten; er habe nicht nöthig gehabt, auf seinem Abschiedsgesuch zu bestehen und hätte bei einigem Sichschicken in Zeit und Umstände doch viel Böses verhindern können, das nun über uns hereinbrach. Dieser Meinung scheinen auch Fürst Bismarck und D. Falk gewesen zu sein, welche in der Sache — man erinnere sich der Kissinger-Aeußerungen des Reichskanzlers gegen die besuchenden schwäbischen Geistlichen — ganz auf Herrmanns Seite waren und doch schließlich davon absahen, sich für den unbiegsamen Präsidenten einzusetzen. Ja im Oberkirchenrath selbst scheint man von der unbedingten Nothwendigkeit des Rücktrittes nicht überzeugt gewesen zu sein; sonst wären Brückner, Dorner, von der Goltz

nicht in demselben verblieben. Unter diesen Umständen bat ich den verabschiedeten Präsidenten, mir in die letztentscheidenden Motive seines Rücktritts Einsicht zu gewähren, und anstatt aller Auseinandersetzung schenkte er mir eine Abschrift seiner letzten Eingabe an den König. Dieses denkwürdige Actenstück, welches ich später nach des Kaisers Tode mit Genehmigung der Familie des Verfassers veröffentlicht habe,*) gemahnte mich an die berühmte Eingabe gegen die Cabinets-nebenregierung, auf welche Freiherr vom Stein im Jahre 1807 seine Entlassung erhielt. In aller Ehrerbietung erinnerte der Präsident daran, daß er bei der Uebernahme seines Amtes Allerhöchsten Ortes seine Grundsätze dargelegt und für dieselben die königliche Billigung erhalten habe, Grundsätze, welche ein gegen die liberal-theologischen Geistlichen anzuwendendes Verfolgungs- und Absetzungssystem ausschlössen. Den Schwierigkeiten, welche dem Kirchenregiment gegenwärtig von links und rechts bereitet würden, fühle er sich vollkommen gewachsen — unter Einer Voraussetzung, daß nicht im Lande der Glaube Platz greife, Se. Maj. stehe selbst nicht hinter seinem Kirchenregiment, sondern halte andere Grundsätze der Kirchenleitung für richtiger. Dieser Glaube werde gegenwärtig im Lande erregt und Se. Maj. selbst habe denselben durch verschiedene Kundgebungen begünstigt. Wenn es dabei verbleibe, so könne gerade er als Präsident der Kirchenbehörde die Verantwortung der Kirchenleitung nicht länger tragen. — Schon hatte die unverhohlene Parteinahme des Königs und seiner Hofprediger in den Kreisen der begünstigten Rechten eine Zucht- und Rücksichtslosigkeit gegen das Kirchenregiment erzeugt, welche kaum noch einer Steigerung fähig war. Ein Mitglied der positiv-unirten Partei, Hospitant der confessionellen Augustconferenz von 1877, flüchtete sich mit seinem Entsetzen darüber in meine Deutsch-evang. Blätter. „Ueber die einfache Christenpflicht, welche Luther in

*) Deutsch-evang. Blätter, Jahrgang 1891, S. 361 f.

die Worte „Entschuldigen, Gutes von ihm reden, alles zum Besten kehren" faßt, — schrieb er — setzt man sich dem Oberkirchenrath gegenüber stets weg. In der Augustconferenz steht ein Redner auf, der in den Wegen des Oberkirchenraths eine Feindschaft wider Gott sieht und um Bekehrung desselben zu den Wegen des lebendigen Gottes bittet, und diesem Redner wird das Wort nicht entzogen. Kein Glied des Kirchenregiments erhebt seine Stimme gegen diese Unwahrheit; im Gegentheil, die Versammlung bekennt sich durch den Ruf Amen, Amen! anscheinend zu dieser Verletzung alles Anstandes. Die deutsch-evangelische Richtung sucht man als dem Unglauben verfallen darzustellen; die, welche auch nur einzelne Maßnahmen der Kirchenregierung billigen oder vertheidigen, werden als Byzantiner gebrandmarkt. Man wird an die Tage erinnert, da Melanchthon sich nach seinem Abschied sehnte, um der rabies theologorum enthoben zu sein." In einer Situation, die ihn gegen solche Geister wehrlos machte, während sie ihm gegen die Liberalen das Verfolgungsschwert aufdrängen wollte, hätte Präsident Herrmann allerdings das Kirchenregiment nicht weiterführen können; das mußte ich zugeben, so große Hoffnungen für den Fortgang unsrer kirchlichen Entwicklung mir auch mit seinem Rücktritt dahinfielen. Was dieser Rücktritt bedeutete, davon haben damals auch meine Freunde keine rechte Ahnung gehabt. Nach einer Andeutung in einem Briefe Herrmanns meinte selbst der Kultusminister, ihn durch einen anderen gemäßigten, aber etwas biegsameren Mann ersetzen zu können. Als ob ein gemäßigter Mann unter entgegengesetzten Bedingungen gemäßigt regieren könnte! An Herrmanns Stelle trat Oberconsistorialrath D. Hermes, ein trefflicher Arbeiter unter seinem Vorgänger, und kein Zelot, wie Treitschke gefürchtet, sondern ein wohlmeinender Mann, nur ohne Herrmanns Rückgrat. Bald nachher wurden die Hofprediger Kögel und Baur zu Mitgliedern des Oberkirchenraths ernannt, und es währte nicht lange, so war Präsident Hermes unter

Kögels Vormundschaft. In der letztvergangenen Epiphanienzeit war einer meiner Freunde in Berlin gewesen und hatte hintereinander v. d. Goltz und Kögel predigen gehört. Beide hatten zum Thema die dreißigjährige Stille und Verborgenheit im Leben des Herrn. Der erstere zog daraus die Betrachtung, wie schwer es dem Herrn geworden sein müsse, diese Gottesstille mit dem Kampf des öffentlichen Lebens zu vertauschen; der zweite, — wie schwer es dem Herrn geworden sein müsse, dreißig Jahre lang still zu sitzen, da er doch das Bewußtsein in sich getragen, der einzig mögliche Helfer und Retter zu sein.

Was mir diese schwere halbjährige Krise unsrer Landeskirche noch unendlich schwerer machte, das war, daß ich nahezu während der ganzen Dauer derselben, von October bis Ende März, am Sterbebette meines Freundes Wolters saß. Schon den Sommer 1877 hindurch war es ihm kümmerlich gegangen, aber man war an solche Kränklichkeitszeiten bei ihm gewöhnt, und im Spätsommer schien ein Aufenthalt im bairischen Gebirg, aus dem ich ihn abholte, ihm wohlgethan zu haben. Wir reisten am 5. October mit einander nach Berlin, er zu einer Sitzung des kirchlichen Gerichtshofs, in den ihn Falk ernannt hatte, ich zu einer Conferenz der evangelischen Provinzialvereine, die sich jetzt zur „Landeskirchlichen evangelischen Vereinigung" zusammenschlossen, und zu einer Freundesberathung über den Fortgang der Deutsch-evangelischen Blätter. In der Nacht erkrankte er, und als wir nach Halle zurückgelangt waren, war eine Lungenentzündung zu überwinden. Sie schien so ziemlich überstanden, als ein anderes tückisches Uebel hervortrat, dessen Spuren der Arzt schon im Frühjahr wahrgenommen hatte, die Bright'sche Nierenkrankheit, und sie trat jetzt mit solcher Heftigkeit auf, daß der Arzt schon um Weihnachten, bei noch leidlichem Befinden des Kranken, die Hoffnungslosigkeit des Zustandes nicht verhehlte. Aber noch drei Monate lang hatte mein armer Freund einen immer schwereren Todeskampf zu bestehen. Zuerst überfiel ihn

sein altes Leid, die dunkle Schwermuth; dann wieder, da das begleitende Herzleiden zurücktrat, kamen hellere Tage, in denen die Sehnsucht nach Genesung sich regte; da er sagte, er könne zwar alles in Gottes Hände geben, aber er habe auf Erden, in seinem Berufe, noch so viel zu thun. Ich saß täglich an seinem Krankenbette, so viel er's vertrug, in schweren Tagen ihn tröstend, in besseren die Weltereignisse, den damals eintretenden Pontificatswechsel in Rom und unsre heimischen Kirchenereignisse mit ihm durchplaudernd. In eben diesen Tagen verübte auch an ihm, dem Friedenskinde, das nie in theologische Händel verwickelt gewesen, der zeitgeistische orthodoxe Fanatismus sein Attentat. Er hatte kurz vor seiner Erkrankung in unseren Blättern einen kirchengeschichtlichen Aufsatz veröffentlicht, der jedem christlichen Historiker Ehre gemacht haben würde, „Luther und Albrecht von Mainz", und in der Schlußbetrachtung dieses Aufsatzes kam der Satz vor: „Albrecht und Luther hätten sich einander fördern, ausgleichen, ihrer Nation, den höchsten Interessen der Menschheit in gemeinsamer Arbeit auf vielen Gebieten dienen können, wenn sie das rechte Verständniß, wenn sie überhaupt ein Verständniß für einander gefunden hätten." Das genügte der ehedem Hengstenbergischen „Evangelischen Kirchenzeitung", um über den Sterbenden als christlichen Theologen den Stab zu brechen. „Ist das nicht die Geschichtsauffassung und damit die Weltanschauung, rief sie aus, welche nirgends mehr Lüge und Wahrheit im Kampfe mit einander findet, sondern nur noch Mischung von Lüge und Wahrheit im Kampfe mit Mischung von Wahrheit und Lüge? Ist das nicht die aufgeblasene Wissenschaft, welche alle Liebe ausgetrieben hat und darum vollkommen neutral ist, so neutral, daß ihr von Rechtswegen auch das letzte Urtheil über beide Parteien zukommt, die denn doch hinter der ganzen geschichtlichen Entwicklung mit einander im Streite liegen, über Gott und den Teufel? . . . Das ist die Theologie, welche auf der constituirenden General-

synode den Sieg errungen hat und Führerin der preußischen Landeskirche zu sein beansprucht. Das ist die Theologie, welche unter Staatskirche eine Gemeinschaft versteht, in welcher eine conservative und eine liberale, ja radicale Richtung die Aufgabe haben, „das rechte Verständniß für einander zu gewinnen", mag auch die eine mit der gesammten Christenheit auf Erden das apostolische Glaubensbekenntniß bekennen, die andere dessen Abschaffung fordern. Das ist die Theologie, welche auch das „Heilige, Göttliche, Unantastbare", jenen Grund der Kirche, außer dem niemand einen andern legen kann, in den Fluß der menschlichen Meinungen gebracht hat, so daß nun auch die Richtung, die das Heilige antastet und jenen Grund umstürzt, Anspruch darauf hat, daß man für sie „Verständniß gewinne" und mit ihr sich aussöhne. Es ist mit einem Worte die Ja- und Nein-theologie, von der schon Shakespeare sagt, daß sie eine schlechte Theologie sei, denn sie ist das Gegentheil des Glaubens, welcher seiner Natur nach Ja und Amen ist . . ." Das alles, weil mein armer Freund auch in Luther eine Schranke anerkannt und den humanistischen Kirchenfürsten nicht als puren Teufel aufgefaßt hatte. Mit einer siegreichen Partei, in der solche Fanatismen möglich waren, hatten wir also damals einen zunächst hoffnungslosen Kampf zu führen. In meinen Blättern begleitete ich dieselben mit folgenden Worten: „Ich reproducire diese Angriffe hier nicht, um sie abzuwehren. Mein zunächst geschmähter Freund, der vielleicht nicht so behandelt würde, wenn er nicht das Unglück hätte, mein Freund zu sein, bedarf dessen nicht; er ist seit Monaten in der Lage, in der einst Melanchthon sich darauf freute, demnächst von der rabies theologorum erlöst zu werden. Aber auch ich und meine übrigen mitgeschmähten Gesinnungsgenossen bedürfen dessen nicht, wenigstens nicht denen gegenüber, welche uns kennen und diese Blätter lesen. Nur in dieser „Kirchlichen Chronik" verzeichnet werden mußten diese Herzensergießungen des Hengstenbergischen Blattes,

wie man an sein Haus ein Ueberschwemmungshöhezeichen setzt, — als ein Denkzeichen, wie hoch im Jahre 1878 gegen die vermittelnde gläubige Theologie die blinde Wuth eines sich mit Glauben verwechselnden Fanatismus gestiegen war."

Mein sterbender Freund erfuhr von dieser gegen ihn gerichteten Ausschäumung nichts, aber sie hätte ihn auch innerlich nicht mehr berührt. Er hatte sich ebendamals durchgerungen zu der Erkenntniß des guten und gnädigen Gotteswillens mit ihm und hatte sich freudig in denselben ergeben. In einer hehren, auch dem Arzte wunderbaren Stunde, in der sein inwendiger Mensch von den Banden des zusammenbrechenden Leibes schon befreit schien, hatte er die Seinen an seinem Bette versammelt, ihnen seine Todesfreudigkeit ausgesprochen und unvergeßliche Abschiedsworte zu ihnen geredet. Zufällig kam ich hinzu; er gab mir die Hand, und da er meine Thränen sah, sprach er: „Mein lieber, lieber Freund — zufrieden, zufrieden! Ich habe dir nicht vergelten können. Gott segne dich. Ich gehe ganz im Frieden, im Frieden mit aller Welt. Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Es wird gut sein bei Ihm. Auf ein fröhliches Wiedersehen vor Seinem Thron. Grüße und segne alle, alle." — Solche Stunden kehrten noch ein- und das andere mal wieder. So fand ich ihn am 22. Februar hinausgehoben über alles irdische Hoffen und Klagen; er theilte nochmals zum Abschied sein Herz mit mir. „Meine Füße, sprach er, gehen ganz im Licht, ganz im Frieden; der Herr macht mich ganz selig. Ich bin nur ein armer, sterbender Mensch, aber die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll. Ich dachte nicht, daß es so schnell kommen würde; ich dachte, ich müßte erst alle Kräfte, die Er mir gegeben, hienieden ausnützen, aber keine Kraft geht in seinem Reiche verloren . . . Nun gehe ich zuerst hinauf zu Gottes Thron. Ich gedenke deines lieben Vaters, deiner lieben Mutter. Der Herr segne dich und behüte dich! Amen." —

Dann kamen wieder dunkle Stunden, ja die bis ins Gehirn wirkenden wassersüchtigen Anschwellungen umflorten seinen hellen Geist mit Wahngebilden. Da war es denn rührend, daß ich — und nur ich — dieselben auf Zeit verscheuchen konnte. Denn er fragte mich, und wenn ich ihm sagte, es sind Wahngebilde der Krankheit, so glaubte er mir's; er glaubte mir mehr als sich selber. Noch war er in lichten Momenten so im Vollbesitz seiner reichen Geistesgaben, daß er inmitten des Elends seiner letzten Tage sich an einem Stück vom Fries des Parthenon, das sein Sohn ihm ans Bett gebracht, erfreuen und mir es auslegen konnte. Wiederum bewegte ihn sein Lehr- und sein Hausvateramt: „Sage meinen Kindern, sage den Studenten — war eines seiner letzten Worte an mich — daß ich bis zuletzt gehalten habe an einem Gott, der Gebete erhört und vom Tode errettet." — In der Frühe des 29. März ward er erlöst. Am 3. April hielt ich ihm im Trauerhause die Gedächtnißrede über Evang. Joh. 5, 35: „Er war ein brennend und scheinend Licht", unter vielen Thränen, fremden und eignen. Die Studenten geleiteten seinen mit Palmen geschmückten Sarg nach der Bahn, denn in Bonn, in seiner alten Gemeinde, hatte er begraben sein wollen, und dort hat ihm dankbare Liebe auch ein einfaches, schönes Denkmal gestiftet.

So war ich denn abermals unsäglich verarmt, wie einst bei meines Bruders Tode; nur daß ich diesmal den Verlust lange vorher gesehen und mich in ihn eingelebt hatte. Ich hatte ja noch manchen lieben Freund, aber keinen wie diesen; keinen, in dem meine Jugend vom Elternhause an mir noch lebendig war, der meine Bildungsgeschichte und alle meine Lebensanliegen so mit mir getheilt, der nicht blos dies und jenes an mir, sondern mich ganz mit meinen Gaben und Schwächen verstanden und lieb gehabt hätte. Eine selten glückliche Fügung hatte uns nach solcher Jugendgemeinschaft als Männer zu großen gemeinsamen Aufgaben wieder zusammengeführt; dies seltene Glück hatte

flüchtig sein sollen, wie alles Erdenglück. Aber ich hatte nicht viele Zeit, dem nachzuhangen; ich hatte Pflichten zu erfüllen, zunächst gegen den geschiedenen Freund. Einmal war für seine Familie zu sorgen, welche seinem Wunsche gemäß nach Bonn zurückzuwandern im Begriff stand. Vier Kinder standen noch vor der Vollendung ihres Bildungsganges und der vorzeitig Verstorbene war nie in der Lage gewesen, hiefür das Ausreichende zu erübrigen. Ich wandte mich an hochgestellte Verehrer des Heimgegangenen; meine mütterliche Freundin, Frau Geh. R. Krukenberg bot die Hand; dankbare Bonner Freunde thaten das Uebrige. Ich hielt es ferner für meine Aufgabe, dem verstorbenen Freunde ein Andenken zu stiften und den Vielen, denen er im Leben gelegentlich wohlgethan, auch den von ihm angeregten Studierenden, zu veranschaulichen, welch einen Mann wir mit einander verloren. Zwar konnte ich nicht auf eine vollständige Lebensgeschichte ausgehen, zu der das Material erst zu sammeln gewesen wäre, — die wäre, bei dem schnell schwindenden Gedächtniß unsrer Zeit für unberühmte Wohlthäter, zu spät gekommen —; ich mußte mich auf das beschränken, was ich in Händen hatte und im Herzen trug. So wurde es mir in den nächsten Monaten zu einer wehmüthigen Freude, in die Deutsch-evangelischen Blätter „Erinnerungen an Albrecht Wolters" zu schreiben. Ich zeichnete zuerst unser academisches Zusammenleben in Berlin und Bonn, dann aus köstlichen Briefen, die ich besaß, den dreijährigen Aufenthalt am Golf von Neapel, in dem der Jüngling zum Manne gereift war; weiter die begeisterungsvollen, selbstverzehrenden Anfänge seiner Amtsthätigkeit in Crefeld, Cöln und namentlich in Wesel, der Stadt seiner trübsten Kränklichkeit und zugleich seiner besten kirchenhistorischen Studien. Es folgte das Bild seiner fünfzehnjährigen Wirksamkeit in Bonn, wo er den evangelischen Kirchbau zu Stande gebracht und der Gemeinde den Ehrennamen der rheinischen „Mustergemeinde" errungen hatte, eine Darstellung, die ich mir von dortigen Mit-

erlebenden ergänzen und bestätigen ließ. Endlich kam aus eigenster Anschauung die kurze, reiche hallische Zeit, und zum Schlusse versuchte ich eine zusammenfassende Charakteristik des seltenen Gotteskindes, des vielseitigen Reichthums seiner Gaben, der merkwürdigen Verbindung mystischer Innerlichkeit und praktischer Thatkraft, des sittlichen Adels seiner Persönlichkeit, der ihn manchen Geistern unnahbar und unverständlich gemacht, und der reichen Liebesfülle, Herzensgüte und Barmherzigkeit, die ihn zum ausgezeichneten Seelsorger und zum besten aller Freunde hatte werden lassen. Diese Erinnerungsblätter haben manches Herz bewegt und manches Auge feucht gemacht. Sie wurden auch in einem Sonderabdruck begehrt, der mit einem Bildniß des Verewigten und einem Anhang von Jugend- und Gelegenheitsgedichten geschmückt, für die zahlreichen Freunde zu einem hübschen Andenken wurde, aber über deren Kreis kaum hinausgedrungen ist.*)

Ein drittes und schwierigstes Vermächtniß, welches der Heimgegangene mir hinterließ, waren die „Deutsch-evangelischen Blätter". Ich hatte sie nur in Gemeinschaft mit ihm zu unternehmen gewagt, im Vertrauen auf seine Berathung, Mitarbeit, theologisch-kirchliche wie geschäftliche Einsicht, und niemand hätte mich schelten können, wenn ich sie jetzt wieder fallen gelassen hätte. Und wie vieles hätte ich mir damit für das weitere Leben erspart. Wie viel unerquickliche Arbeit und herzkränkenden Verdruß, wieviel Anfeindung und Gehässigkeit! Statt die trüben Fluten der Tagesgeschichte fortwährend durchzubaden, hätte ich auf stiller Gelehrtenhöhe mich friedlichen Studien hingeben können; ich wäre der Regierung kein unbequem freimüthiger Kritiker geworden und hätte mit meinen unerbetenen Rathschlägen den Rathstitel, den sie an nicht-berathende Academiker so freigebig austheilt, nicht verscherzt; noch mehr, ich hätte durch mein Stillschweigen

*) Erinnerungen an Albrecht Wolters, Halle, Strien 1880.

meine erbitterten kirchlichen Gegner vielleicht soweit versöhnt, daß sie einiges an mir gelten gelassen hätten. Es lag nicht in meiner Art, solchen Erwägungen Raum zu geben. Ich hatte einmal die Hand an den Pflug gelegt, und hätte mich geschämt, jetzt zurückzuschauen, jetzt, wo die Sache, für die ich mich mit meinem Freunde eingesetzt, in schwerster Bedrängniß und jeder Gunst von oben verlustig war. Denn — was meine Gegner und Feinde bei meiner Beurtheilung etwas mehr hätten in Anschlag bringen dürfen — es ging mir hier und allezeit um die Sache, und nicht um meine Person. Die sechs Monate der Todeskrankheit meines Freundes hatten mich eingeschult in die alleinige Besorgung der Zeitschrift, und so verstand es sich mir von selbst, daß ich darin fortfuhr. Und zwar allein; denn so gewiß einer der anderen hallischen Freunde sich zur Mitübernahme der Redaction hätte erbitten lassen, so gewiß hätte ich mir damit die Arbeit der Herausgabe nicht erleichtert, sondern verdoppelt. Ich hätte mit einem Genossen, mit dem ich weniger vertraut und nicht so wie mit Wolters Ein Herz und Eine Seele war, mir eine fortwährende Mühe der Verständigung aufgeladen, die mich mehr Zeit und Stimmung gekostet haben würde als die ungetheilte Arbeit, und hätte muthmaßlich die Schneide meiner „Monatschronik", die sich mir unter den Händen zu einer von den Gegnern gefürchteten, zur Bildung einer öffentlichen Meinung unerläßlichen Kritik der Tagesereignisse ausgebildet hatte, erheblich abstumpfen müssen. Allerdings ist so durch meine ausschließliche Leitung die Zeitschrift auch mit Mängeln behaftet worden, welche ihr beim Fortleben meines Freundes fremd geblieben wären. Ich besaß weder seinen Ordnungs- und Geschäftssinn, noch die Vielseitigkeit seiner Gesichtspunkte oder die Leichtigkeit seiner correspondirenden Feder; ich habe vielfach auf gut Glück gewirthschaftet, wo er einen umsichtig geordneten Haushalt geführt haben würde, und bin im Drang der Noth manchem den Dank, die Aufmunterung oder die rechtzeitige Ablehnung

schuldig geblieben. Dazu kam die Größe meiner persönlichen Verantwortung. Die Zeitschrift stützte sich ja nicht auf eine geschlossene, disciplinirte Partei, — durfte das auch nicht, wenn sie nicht in geistige Ketten gelegt sein sollte, und so wurde meine Person und Denkart ihr Crystallisationspunkt. Fragte ich auch in einzelnen schwierigen Fällen diesen oder jenen Freund um Rath, so blieb doch vor allem die kirchenpolitische Wortführung meine ausschließliche Sache. So hat die Zeitschrift ohne Zweifel in höherem Maße als es ursprünglich die Meinung war, ein individuelles Gepräge und damit die starke Spur meiner Schranken und Fehler bekommen. Aber das ließ sich nicht vermeiden, denn nur indem ich meine Individualität, insonderheit mein individuelles Gefühl für Recht und Unrecht walten ließ, konnte ich die Freudigkeit behaupten, deren Arbeit und Kampf bedurften.

Die Durchführung meines Entschlusses, den mir namentlich Dorner und Herrmann aufs wärmste verdankten, stieß auf unerwartete geschäftliche Schwierigkeiten. Wenige Wochen nach Wolters starb auch mein Verleger, Ludwig Rauh in Berlin. Er war mir immer ein treuer Freund und Helfer gewesen, aber in den letzten Jahren hatten seine Geisteskräfte wie seine Geschäftsumstände Schaden genommen; er starb mit Hinterlassung eines vollständigen Schiffbruchs. Wir hatten für uns kein Redactionshonorar begehrt, aber auch die Honorare der Mitarbeiter, ja die Druckkosten waren unbezahlt und die Eingänge anderweitig verbraucht. Noch ehe die langwierige Nachlaßregulirung mir freie Hand gab, mußte ich vor den Riß treten; ich übernahm die Zeitschrift in Selbstverlag, vorläufig mit Schulden. Indeß eine bereits von Rauh erbetene Zeichnung eines Betriebsfonds kam mir zu Hülfe; der treue Hermann Krummacher in Stettin unterzog sich der Liebesmühe, einen solchen zu sammeln, und die 2000 Mark, welche er im Kreise der Freunde zusammenbrachte, reichten mehr als hin, das Schifflein flott zu machen. Ich zahlte die rückständigen Honorare, wo sie nicht hochherzig

verbeten wurden, und die Zeitschrift nahm trotz der Ungunst der Zeiten einen so guten Fortgang, daß ich nicht nur die laufenden Bedürfnisse bestreiten, sondern auch jene Vorschüsse der Freunde allmählich zurückerstatten konnte. Natürlich hatte ich mit dem Verlag nicht auch den Vertrieb der Zeitschrift in die Hand nehmen können. Ich erholte mir Rath bei dem mir dem Namen nach bekannten großen Commissionär Volckmar in Leipzig, und der freundliche Mann wies mich an den jungen Verleger Eugen Strien, der soeben den Rauh'schen Verlag und damit die meisten meiner bisherigen Schriftwerke angekauft hatte und im Begriff stand, nach Halle überzusiedeln. Derselbe übernahm den Vertrieb meiner Zeitschrift zu billigen Bedingungen und wurde mir überhaupt für den verstorbenen Verleger der beste Ersatz.

Weniger Noth machte mir die inhaltliche Fortführung des Unternehmens. Der Gedanke eines Organs, welches positiv-evangelisch, aber frei von Formel- und Parteiwesen, nicht wissenschaftlich, aber geistig-vornehm, auf kirchlichem Gebiete das zu werden strebte, was Treitschke's Preußische Jahrbücher auf politisch-patriotischem waren, hatte mehr und mehr einen Kreis trefflicher Mitarbeiter angezogen. Dankbar gedenke ich der edlen Männer und Frauen, welche damals, als von der zur kirchlichen Herrschaft gelangten Partei die „Deutsch-evangelischen Blätter" geächtet und in jeder Weise verlästert wurden, dieselben mit ihren gediegenen Beiträgen schmückten; — sie erbrachten den Thatbeweis, daß eine durch keine dogmatische Formel zusammengehaltene christliche Geistesgemeinschaft möglich sei, in der sich im Unterschiede von engen Parteigemeinschaften das „Alles ist euer, ihr aber seid Christi" erfüllt. Zunächst fuhren H. Krummacher und D. Nippold fort, mich zu unterstützen, der erstere unter anderem mit einer trefflichen Uebersicht der Eheschließungsgeschichte, welche in Folge des Civilstandsgesetzes noch immer auf der Tagesordnung stand, der andere mit einer längeren zeitgeschichtlichen Würdigung des

„letzten Bischofs von Mainz", des stolzen auf dem Vaticanum zu Falle gekommenen Freiherrn von Ketteler. Mein juristischer College Boretius, ein Mann von Geist und Herz, der auch auf der Generalsynode an unsrer Seite gestanden hatte, beleuchtete die ebendamals auftretenden Anfänge des Kathedersocialismus, und Theodor Zollmann, der Verfasser der gekrönten Preisschrift „Bibel und Naturwissenschaft", erörterte das Verhältniß von Darwinismus und Christenthum. Eine feinsinnige Altkatholikin, Verfasserin eines schönen Buches über Amalie v. Lasaulx, schrieb eine geist- und liebevolle Charakteristik der „Kirche von Utrecht". Ein hervorragender Helfer war mir Otto Nasemann, der als Freiwilliger im Schleswig-holsteinischen Kriege von 1850 zum Krüppel geschossene Director unsres Stadtgymnasiums, meines Sohnes liebevoller Lehrer und Erzieher; er schrieb mir nicht nur treffliche Aufsätze, z. B. über „die politische Parteistellung und das Evangelium der Reformation", er war auch in schwierigen Fragen mein zuverlässigster Rathgeber und er vermittelte mir die ausgezeichnetste Mitarbeiterin, die ich finden konnte, Frau Charlotte von Duncker. Eine ebenso geniale wie demüthigfromme Frau, hatte sie ihre ethischen Studien („Ewiges und Alltägliches"), von denen academische Theologen lernen konnten, durch Nasemann herausgeben lassen, um selber unbekannt zu bleiben; nun schrieb sie mir — ebenfalls ohne sich zu nennen — wohl die geistvollsten Aufsätze, die ich überhaupt bekommen habe, „Ueber die Musik als Element unsrer Bildung", „Ueber den Werth des Lebens" (wider die Selbstmordepidemie der Zeit), „Ueber unser Verhältniß zu den unter uns lebenden Israeliten", eine edle Kritik des Antisemitismus, „Ueber die Mitschuld der Besseren" — aus Anlaß des 1878 auf den Kaiser gemachten Attentats u. s. w. Neben allen diesen großen Zeitthematen, deren Behandlung eine mehr oder weniger friedfertige sein durfte, behielt natürlich die kirchenpolitische Kriegführung ihr Nothrecht, und diese unerquicklichste und dornenvollste Aufgabe fiel vorzugsweise mir zu.

Wir bekamen die mit Herrmanns Verabschiedung eingetretene reactionäre Aera zunächst auf synodalem Boden zu spüren. Unter dem Druck der Berliner Vorfälle, der kirchenregimentlichen Veränderung und der unverkennbaren königlichen Parteinahme fielen die Wahlen zu den Provinzialsynoden von 1878 für uns ungünstig aus. Nur in Preußen behauptete die Mittelpartei ihre Ueberlegenheit; in Schlesien wurde sie durch die königlichen Ernennungen künstlich in die Minorität versetzt; in Sachsen kam sie mit ihren 50 Stimmen zwar mit den Positiven auf gleiche Höhe, aber die 22 Confessionellen gaben den letzteren ein sicheres Uebergewicht. Man hatte seitens der verbündeten Rechten gründlich agitirt; „von diesen Wahlen wird es abhängen, hatte ein alter Pfarrer verkündigt, ob unser Volk ein christliches bleiben, oder wieder ein heidnisches werden wird.“ Die Synode ward einigermaßen der Reflex dieser Anschauung. Unser bewährter Präsident von 1875 wurde, weil uns angehörig, nicht wiedergewählt; ja sein Nachfolger scheute sich nicht, in seiner Präsidialansprache seine Wahl als Parteisieg zu feiern und die kirchliche Richtung seines Vorgängers zu kritisiren. Vor allem aber hatte der Herausgeber der Deutsch-evangelischen Blätter die Wucht des Parteihasses zu tragen. Ich wurde für die Wiederwahl in den Synodalvorstand geradezu geächtet, indem man unsrer Gruppe von den sechs Sitzen zwar zweie zubilligte, dabei aber mich als unannehmbar bezeichnete. Meine Freunde gaben ihre Stimmen gleichwohl für mich ab, aber die wohldisciplinirte Majorität octroyirte ihnen ein anderes Mitglied unserer Fraction, das auf meine Bitte die Wahl annahm. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich am Schluß der Synode bei den Generalsynodalwahlen: man gestand unsrer Gruppe von den 24 Wahlstellen ein Drittel zu, aber ich durfte nicht unter den Vorzuschlagenden sein. Ich konnte meinen Freunden den äußersten Ausweg, durch Niederlegung der Mandate die ganze Wahl unmöglich zu machen, nur dadurch ersparen, daß ich im Vertrauen, von meiner Facultät

abgeordnet zu werden, sie bat, von mir abzusehen. Unter diesen Umständen gehörte schon ein guter Glaube an die Macht der Vernunft und Wahrheit dazu, mit dieser Majorität überhaupt zu discutiren. Indeß, das Uebergewicht der geistigen Kräfte war entschieden auf unserer Seite; wir trugen den größeren Theil an den Kosten der Verhandlung, und es gab eine Anzahl von neutralen Gegenständen, bei deren Behandlung es uns möglich war, mit der Mehrheit in Frieden zusammenzuarbeiten. So gelang es mir, dem Gedanken eines Provinzialgesangbuchs Bahn zu brechen, das nachher nicht nur die Buntheit der vorhandenen guten und schlechten Gesangbücher ohne Zwang wesentlich beseitigt hat, sondern auch vermöge des von mir gegebenen Rathes, es in Selbstverlag zu nehmen, für die Synode die Quelle eines reichen und wachsenden Dispositionsfonds geworden ist. In die mit der Herstellung dieses Gesangbuchs zu beauftragende Commission wurde ich nichtsdestoweniger nicht gewählt, und ebensowenig wurde ich in einer der zahlreichen Commissionen, an denen ich in dieser und den nächstfolgenden Synoden einen ich darf wohl sagen hervorragenden Antheil genommen habe, jemals zum Referenten für's Plenum bestellt. Die Hauptanliegen der Provinzialsynode von 1878 waren zwei herzlich unfruchtbare Materien, die aber dem abstracten Eifer der Majorität einen weiten Spielraum zu vermeintlicher Rettung der Heiligthümer boten: die Traufrage und die Disciplinarfrage in Betreff der Trau- und Taufunterlassungen. Anstatt bei der Eheschließung den die Ehe rechtlich begründenden Civilact und den nachfolgenden kirchlichen Weihe- und Segnungsact möglichst klar zu unterscheiden, bemühte sich die Majorität, diesen Unterschied möglichst zu verdunkeln und dem „Weihen und Segnen" gegenüber ein „Zusammensprechen" festzuhalten, welches den Schein erhalten sollte, als komme durch dasselbe die Ehe nach göttlichem Recht überhaupt erst zu Stande. Wir mußten in diesen Verhandlungen, welche die endgültigen Beschlüsse der Generalsynode nur

vorzuberathen hatten, uns begnügen, gegen absurde Beschlüsse unsre Stimmen abzugeben. Hinsichtlich der durch das Civilstandsgesetz veranlaßten zahlreichen Trau- und Taufunterlassungen war es für die Majorität kennzeichnend, daß sie mehr von Kirchenzuchtsmaßregeln erwartete als von der Seelsorge, die schließlich jene Uebelstände doch wesentlich überwunden hat. Auch wir waren disciplinarischen Maßregeln nicht entgegen; nur fragte sich, ob sich dieselben auf die Entziehung kirchlicher Wahl- und Ehrenrechte beschränken oder auf Versagung eines Gnadenmittels, auf Abendmahlsverweigerung hinauslaufen sollten. Ich konnte letzteres nicht billigen und hielt über diese ganze Materie eine eingehende Rede, welche nicht ohne Eindruck blieb und auf den Wunsch mehrerer Freunde aufgezeichnet ward, um durch dieselben in die Oeffentlichkeit zu gelangen.*) Sie gipfelte in folgenden Sätzen: „Das eigentliche Object der Kirchenzucht sind doch die, deren Wandel das Christenthum schändet; diejenigen, von denen der Apostel 1. Kor. 6 sagt, daß sie — so lange sie sind wie sie sind — das Reich Gottes nicht ererben können. Aber gegen diese ist die wirkliche Uebung der Kirchenzucht, obwohl sie immer zu Recht bestanden hat und auch in der Vorlage neu angeordnet ist, in unseren Tagen ein sehr seltenes Ding, und wird es — zumal in unseren städtischen Verhältnissen — auch bleiben. Dagegen die Trau- und Taufverächter würden ihrer Disciplinirung nicht entgehen. Während Ehebrecher, Trunkenbolde, Wucherer in der Regel den Weg zum Abendmahlstische frei hätten, würde er den Trau- und Taufversäumern in der Regel verschlossen, und die Kirche schiene die Uebertretung religiös-kirchlicher Gebote strenger zu ahnden als die Uebertretung sittlich-christlicher. Das ist ein Eindruck, den ich scheue. Ich scheue noch ein Anderes. Wenn dem Trau- und Taufversäumer der Gnadentisch des Herrn verwehrt würde,

*) Magdeburger Zeitung, 1878, Nr. 261.

den er vielleicht heilsbedürftig und bußfertig suchte, würde unser Volk darin den Willen des Heilandes erkennen? Würde es nicht den Eindruck eines scharfen Contrastes empfangen, — hier ein Heiland, der die Arme weit aufthut für alle Mühseligen und Beladenen und erklärt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen", — und dort eine Kirche, die zu etlichen Mühseligen und Beladenen spräche: und ob ihr auch kommt, ich werde euch dennoch hinausstoßen? Diesen Eindruck, meine Herren, fürchte ich." Vorhaltungen, welche ruhig angehört wurden, aber den Beschluß der Majorität nicht wesentlich zu ändern vermochten.

Weniger unfreundlich in persönlicher Beziehung, aber sachlich noch betrübender fiel im Jahre 1879 die erste ordentliche Generalsynode aus, zu der ich das Mandat von unsrer Facultät erhielt. Inzwischen war auch der Minister Falk zurückgetreten und das gegen den Kaiser verübte Attentat hatte die reactionäre Strömung noch gesteigert. Auf evangelisch-kirchlichem Boden stand einem schwachen Kirchenregiment, welches die Herrmann'sche Erbschaft noch einigermaßen zu wahren suchte, unter der Führung der H. H. von Kleist-Retzow und Präsident Hegel eine dagegen anstürmende Synodalmajorität gegenüber. Nun strafte es sich, daß man 1875 meine Mahnungen, bei den Wahlen zur Generalsynode auf einen Schutz der Minoritäten bedacht zu sein, nicht beherzigt hatte. Nur die mittelparteiliche preußische Provinzialsynode war mit ihren Minoritäten gerecht und billig verfahren, in allen übrigen hatte man unsre Richtung mehr oder weniger verkürzt und die liberale völlig ausgeschlossen. „Ich kann nicht vergessen, sagte mir während der Synode ein ernster Laie, ein wie großer Theil der Landeskirche unter uns unvertreten ist." Da auch die landesherrlichen Ernennungen uns ungünstig waren, so mußten wir froh sein, um unsre alte Fahne noch 56 Namen zu sammeln, gegenüber 76 Positiven und 52 Confessionellen; die neun ostpreußischen Liberalen, durchweg

gemäßigte Leute, stimmten im Ganzen mit uns. Trotzdem wir die zweitstärkste Gruppe waren, versagte man uns den Stuhl des Vicepräsidenten; unser rheinischer D. Nieden wurde durch einen pommerschen Confessionellen ersetzt. Trotzdem war die Mittelpartei, halb aus Tugend, halb aus Schwäche, höchst friedfertig gestimmt. Einige Freunde drangen in mich, mit Kögel meinen persönlichen Frieden zu machen; ich ging zu ihm und erbot mich ihm, mich über den Zusammenstoß in jenen offenen Briefen mit ihm brüderlich auseinanderzusetzen oder ihm auch ohne Auseinandersetzung die Hand zum Frieden zu reichen. Er nahm das an, wollte die Streitsache auch mit mir durchsprechen, kam aber im Arbeitsgedränge der Synode nicht dazu; auf unsre sachliche Stellung hatte dieser Friedensact natürlich keinen Einfluß. Begreiflicherweise gab es auch auf dieser Synode einige neutrale oder wenigstens der Verständigung offene Fragen, bei denen ein Zusammengehen oder Einvernehmen der Parteien möglich war. Wir unterstützten allerseits die Bitte um Ergänzung und Revision der Agende, die vom Oberkirchenrath vorbereitete Verbesserung des Emeritenwesens, die Bemühungen um Ablösung der Stolgebühren und Entschädigung seitens des Staates. Auch hinsichtlich der Trau- und Disciplinarfragen kam eine Verständigung zu Stande. Man ließ zwei Trauformulare zur Auswahl zu, eines mit dem gewünschten „Zusammensprechen", aber einem Zusammensprechen nicht zur Ehe als solcher, sondern zu christlicher Eheführung, das andere mit dem unmißverständlichen „Segnen", und man kam überein, scandalösen Eheschließungen die kirchliche Weihe zu versagen. Den Unterlassern der Trauung wurde die Abendmahlsversagung überhaupt nicht angedroht, den Taufversäumern nur dann, wenn ihr Verhalten sich als Verachtung des Sacraments kennzeichne. Darauf konnten wir, wenn man den Begriff der Sacramentsverachtung mit den nöthigen Cautelen umgab, uns einlassen, und als in einer Commission, der auch ich angehörte, unter D. Schultze's Vorsitz diese Einigung

erreicht war, durfte ich im Namen meiner Freunde den Sinn, in welchem wir dieselbe eingegangen hatten, unwidersprochen darlegen. Es war der Friedenshöhepunkt der Synode, aber bald wurden wir inne, wieviel Feuer unter der Asche glühte.

Zunächst konnten sich einzelne Redner der Majorität persönlicher Angriffe auf Herrmann und Falk nicht enthalten. Zu unserm Befremden bezeichnete D. Fabri den ersteren, den Mann, dem man die ganze Rechtsbasis, auf der man stand, verdankte, als „den Vertreter eines potenzirten Staatskirchenthums mit parlamentarischen Formen". D. Brückner, der Vicepräsident des Oberkirchenraths, antwortete ihm in gerechter Erregung: „Wenn die innere Geschichte der letzten sieben Jahre einmal actenmäßig dargestellt werden wird, dann bin ich ganz getrost, daß der frühere Präsident eine Rechtfertigung von der Geschichte erfahren wird, wie ich sie nicht besser geben könnte." Wiederum wurden allerlei Beschwerden über das im Kulturkampf gelockerte Verhältniß von Schule und Kirche laut. Indeß der Kultusminister v. Puttkamer konnte nicht umhin, sich vollständig zu den Falkschen Schulverordnungen von 1872 zu bekennen, und der positiv-unirte Superintendent Heiber überraschte seine Parteigenossen mit der Erklärung: „Ich wünschte nicht, daß an den allgemeinen Bestimmungen über den evangelischen Religionsunterricht gerüttelt würde; etwas Schöneres und Größeres als das Kapitel von Zweck und Ziel des Religionsunterrichts in der Volksschule ist in Preußen nie geschrieben worden." Auch andere mit großer Emphase unternommenen Angriffe auf angeblich allzu liberale Anordnungen des früheren Regiments verliefen im Sande, weil sie mit ungenügender Sach- und Rechtskunde unternommen waren. Dagegen trat an einer Reihe principiell oder praktisch wichtiger Punkte ein förmliches System rückläufiger Entstellung der Verfassung nicht ohne Erfolg hervor. 1. Es wurde abermals ein Anlauf genommen, den idealen Begriff des „evangelischen Bekenntnisses", auf dessen Grund nach der Kirchenordnung die

Synode ihren Beruf erfüllen sollte, in den des formulirten Bekenntnißstandes umzubiegen. Die Positiven, die dem ohne offene Verleugnung der Union unmöglich zustimmen konnten, beantragten eine zweideutig motivirte Tagesordung, welche zugleich den Confessionellen und dem optimistischen Theil unsrer Gruppe Genüge that. Umsonst stellte ich mit meinen Freunden Schott, Boretius und Böttticher einen unzweideutigen Gegenantrag. 2. Während die vielberufenen „Schlußbestimmungen" ganz unangerührt blieben — sie hatten ja kraft des Uebergewichts der ländlichen Kreissynoden das ganz entgegengesetzte Wahlergebniß geliefert, als welches ihre liberalen Urheber bezweckt hatten —, warf sich der ganze Unmuth über die zum Gesetz gewordene Kirchenordnung auf einen Passus des § 14 derselben, in welchem das presbyteriale Princip mit besonderer Schärfe gewahrt war. Dieser Paragraph stellte den Pfarrer in seinen geistlichen Functionen von dem Gemeindevorstand unabhängig, band ihn aber in Rechtsfragen, insonderheit hinsichts der Entziehung des Abendmahlsrechtes, an dessen Zustimmung, vorbehaltlich der Appellation an den Kreissynodalvorstand. Ganz entsprechend dem evangelischen Princip, nach welchem die Kirchenzucht nicht Sache des Pfarrers als eines Herrn über die Gewissen und Gnadenmittel ist: aber sehr wider die Gefühle eines Hochkirchenthums, welches die Gnadenmittel nicht der Gemeinde, sondern einem über dieselbe gesetzten hierarchischen Amte anvertraut denkt. „Wenn dieser Paragraph 14 stehen bleibe, so sei die Kirchenordnung eine erbärmliche", rief Herr v. Kleist-Retzow aus, und bewies damit den „nicht halben, sondern ganzen Presbyterialismus", dessen er sich 1875 gerühmt. Trotz des Ordnungsrufes, den er sich damit zuzog, hatte er die Majorität hinter sich; unsre Gegenrede war umsonst. Mir persönlich wurde, wie in fast allen principiellen Fällen auf dieser Synode, durch einen Schlußantrag das Wort abgeschnitten; nur in Form einer „thatsächlichen Berichtigung" auf einen persönlichen Angriff des Herrn v. Kleist konnte ich ihm

und seinen Freunden das Citat aus Melanchthon entgegenhalten: Nec liceat soli pastori ferre sententiam excommunicationis sine ulla decuria judicum, aut nemine adhibito ex honestioribus viris ecclesiae . . . Tyrannis est inimica ecclesiae. Angesichts dieses reformatorischen Citats beschloß die Majorität die pastorale Tyrannis über die Gemeinde. 3. Die von Herrmann den Gemeinden des sog. königlichen Patronats hochherzig eingeräumte alternirende freie Pfarrwahl war in den Augen des pommerschen Superintendenten Meinhold „eine erbärmliche Herabwürdigung des geistlichen Standes", und der brandenburgische Consistorialpräsident Hegel hätte sie am liebsten wieder abgeschafft. Da er hiermit in der von ihm geleiteten Commission nicht durchdrang, bemühte er sich im Plenum, die Wahlhandlung dem Gemeindevorstand möglichst aus den Händen zu nehmen und sie in die des Consistoriums zu legen, das Nichtbestätigungsrecht desselben ins Maßlose zu erweitern . und so die freie Gemeindewahl möglichst zu erschweren oder illusorisch zu machen. Es lag nur an dem vereinten Widerstand des Kirchenregiments und unsrer Fraction, daß das Pfarrwahlrecht diesmal mit dem Leben davon kam. 4. Ein weiteres Bestreben ging dahin, den Geistlichen und Candidaten die theologische Freiheit auszutreiben. Nach bestehendem Rechte konnten Einwendungen gegen die Lehre eines zu Berufenden oder Anklagen auf Irrlehre bei einem im Amte Stehenden nur begründet werden auf amtliche Aeußerungen in Predigt und Unterricht, nicht auf private Kundgebungen in Gespräch und Schriftstellerei, so wenig auch letztere bei der Beurtheilung der ganzen Persönlichkeit außer Betracht blieben. Um liberal gerichteten Pfarrern und Candidaten besser beikommen zu können, wurde beantragt, auch Kundgebungen letzterer Art fortan den Lehrprocessen zu Grunde zu legen. Umsonst warnte D. Kleinert die Antragsteller, „den evangelischen Boden nicht unter den Füßen zu verlieren"; umsonst wies Präsident Hermes die Unmöglichkeit nach, private und literärische Aeußerungen

unter den kirchenrechtlichen Begriff „Lehre“ zu bringen; die Majorität beschloß nach ihres Herzens Lust. 5. Nun aber galt es, auch die Quelle zu verstopfen, aus der liberal-theologische Anschauungen in die Geistlichkeit einfließen konnten, die wissenschaftliche Freiheit der theologischen Facultäten. Die Staatsbehörde achtete dieselbe und wußte damit die gerechte Rücksicht auf die Kirche zu vereinigen, indem sie sich bei Neuberufungen von der staatlichen Oberkirchenbehörde ein Gutachten über Bekenntniß und Lehre des zu Berufenden geben ließ. Jetzt wurde gefordert, daß der Generalsynodalausschuß an diesem Gutachten betheiligt werde; und daß das gefordert ward, um gegen nichtorthodoxe Professoren Protest erheben zu können, war unbestritten. Fünf in der Synode sitzende Professoren der Theologie, außer mir Erbkam, Kleinert, Mangold und Meuß, brachten sofort den Gegenantrag auf einfache Tagesordnung ein, und auch die übrigen, zweie ausgenommen, waren in der Sache mit uns einverstanden. Wir vertheidigten die Freiheit unsrer Wissenschaft im Interesse der Kirche selbst, welche eine ihrer Lebensbedingungen vernichten würde, wenn sie die freie Bildung ihrer Diener, die freie Prüfung ihrer Grundlagen unterdrückte, und die Kirchen- und Staatsbehörde legte die rechtliche und praktische Unmöglichkeit dar, den Wünschen der Synodalmajorität zu entsprechen. Die Majorität setzte sich über das eine wie das andere weg und beharrte auf ihrer Forderung, die Bewegung der academischen Theologie von einer kirchlichen Orthodoxie-Controle abhängig zu machen. So geschehen am 31. October 1879, an dem Jahrestag, an welchem einst ein Mitglied der theologischen Facultät zu Wittenberg, allein gestützt auf seinen theologischen Doctoreid, der gesammten kirchlichen Autorität und Tradition die Stirne bot und jenes Reformationswerk begann, welches ohne die Unabhängigkeit, die jene Facultät unter dem Schutze des Staates genoß, unmöglich gewesen wäre. 6. Endlich versuchte man noch in den drängenden Schlußtagen der Synode auf das theologische

Examen die Hand zu legen. Das theologische Prüfungswesen wurde vom Oberkirchenrath, abgesehen von der gesetzlich verbürgten Theilnahme von Synodalvertretern, als pure Verwaltungssache betrachtet; die Examina waren theils in die Hand von Facultäten gelegt, theils wurden sie unter Zuziehung von Professoren abgehalten. In aller Eile wurde der Versuch gemacht, diese Angelegenheit für den Machtbereich der Synode in Anspruch zu nehmen, mit der ausgesprochenen Absicht, liberal gerichtete Professoren vom Examensrecht auszuschließen. Das Candidatenexamen sollte aus einer Prüfung auf theologische Bildung zu einer Prüfung auf kirchliche Orthodoxie gemacht werden.*)

Die zweite ordentliche Generalsynode, sechs Jahre später, im Jahre 1885 gehalten, trug — um dies hier sogleich vorwegzunehmen — ganz den gleichen Charakter, nur daß der reactionäre Thatendrang der Majorität noch stärker, die Widerstandskraft des Kirchenregiments dagegen schwächer geworden war. Es war gelungen, die Mittelpartei auf 50 Stimmen unter 190 herunterzudrücken, die Linke hatte Einen Vertreter. Die Mittel zu dieser Fälschung des Gedankens einer landeskirchlichen Vertretung waren: parteimäßige Lenkung der königlichen Ernennungen, Vergewaltigung der Minoritäten bei den Wahlen zur Generalsynode, persönliche Bedrängung der einzelnen Glieder unsrer Fraction zum Uebertritt in die positive Union, wie sie namentlich in Ostpreußen durch hohe Staatsbeamte betrieben ward; daß wir in Sachsen von 50 Stimmen wieder auf 62 erstarkt waren, half uns unter solchen Umständen nichts. Jetzt gehörten zur „positiven Union" alle Generalsuperintendenten; es wäre wie eine Ketzerei erschienen, wenn einer von ihnen sich uns angeschlossen hätte;

*) Einen eingehenden Rechenschaftsbericht über diese erste ordentliche Generalsynode habe ich erstattet in den Deutsch-evang. Blättern von 1879; er ist im Sonderabdruck (Halle, Strien) 1880 erschienen.

geführt aber wurde die mächtige positive Union von den beiden Vordermännern der Confessionellen, Herrn v. Kleist und Präsident Hegel, welche als Mitglieder des Generalsynodalvorstandes ohnedies schon einen Druck auf den Oberkirchenrath übten. Diese beiden Heißsporne der Reaction leisteten auf dieser Synode das Menschenmögliche. Wie eine Lerche den eingetretenen Frühling begrüßt, so besang Herr v. Kleist die eingetretene Aera der Ketzerprocesse; uns aber, die wir dieselben mißbilligten, warf er vor, wir wollten den Kirchhofsfrieden in der evangelischen Kirche. Herr Hegel aber erklärte, die Lehrordnung, welche zu entwerfen die Verfassung unter die Aufgaben der Generalsynode gesetzt hatte, sei eine „Seeschlange", indem die Lehrordnung einfach in den symbolischen Büchern gegeben sei, und da ich in einer Schutzrede für die theologische Freiheit mich darauf gestützt hatte, daß auch die am weitesten rechtsstehenden Theologen die Lehren der symbolischen Bücher nicht ohne Vorbehalt aufrecht erhalten könnten, antwortete er: das sei absolut gleichgültig; man brauche die Theologie nicht, um die Schrift auszulegen. Selbstverständlich kehrten alle auf der vorigen Synode gestellten Anträge, da sie inzwischen keine Bestätigung gefunden hatten, diesmal wieder, und womöglich verstärkt. So der Professorenantrag, gegen den ich vergeblich redete, obwohl alle der Synode angehörenden Professoren diesmal einmüthig wider ihn zusammenstanden. Ebenso der Antrag auf Abänderung des § 14, den der Oberkirchenrath abgelehnt hatte, weil keinerlei wider diesen Paragraphen sprechende Erfahrung vorliege. Ich hatte in Gemeinschaft mit D. Leuschner in meinen Blättern nachgewiesen, daß die Abänderung wider das Wort des Herrn (Matth. 18, Sage es der Gemeinde), wider die Lehre der Apostel (1. Kor. 5 u. 6), wider die Grundsätze der Reformatoren und sogar der symbolischen Bücher sei, — es war umsonst. Die Majorität votirte mit einem Eifer, der die Sache sogar auf Begräbnißverweigerung ausdehnte und dabei den Unsinn beging, auch für diese eine Appellationsfrist von

14 Tagen zu beschließen, und der Oberkirchenrath gab nach. Desgleichen wurde der Antrag und Beschluß wiederholt, Einwendungen wegen Lehre und Anklagen auf Irrlehre auch auf private und literärische Aeußerungen zu begründen; umsonst mahnte unser Freund Riehm in beweglichen Worten ab. Präsident Hermes, der das vorigemal die rechtliche Unmöglichkeit des Unterfangens dargethan hatte, hüllte sich diesmal in Schweigen. Das traurige Pfarrwahlgesetz, welches die Synode von 1879 beschlossen, hatte der Oberkirchenrath dem Könige gar nicht vorlegen mögen: mit knapper Noth entging er dafür, wesentlich mit unsrer Hülfe, einer förmlichen Beschwerde. Dafür ward dasselbe Gesetz noch einmal vorgelegt und neue Umschränkungen des Gemeinderechts hinzugefügt; namentlich wurde die Befugniß der Consistorien, die Bestätigung der Gemeindewahl in bestimmten Fällen zu versagen, durch Streichung dieser bestimmten Fälle in eine unbegrenzte verwandelt, und der Oberkirchenrath unterwarf sich auch hier. Endlich richtete sich der „Ansturm gegen das Kirchenregiment", wie es dem Präsidenten Hermes einmal in einem unbeherrschten Moment herausfuhr, auch gegen das königliche Ernennungsrecht der Kirchenbehörden. Auch ich hatte einst eine Betheiligung der Synoden an der Bildung der Kirchenbehörden als eine künftig zu ziehende Consequenz einer freien, auf das Gemeindeprincip gebauten Kirchenordnung bezeichnet: sie einer reactionären Synodalgewalt zuzugestehen, welche Recht und Freiheit der Gemeinde mit Füßen trat, fiel mir nicht ein. Zuletzt, als abermals ein Gemeinderecht begraben ward, ergriff ich die Gelegenheit, der Majorität einmal ihre der innersten Natur der evangelischen Kirche widerstrebende Kirchenpolitik vorzuhalten in Worten, welchen H. v. Treitschke eine Stelle in seinen Jahrbüchern gegönnt hat. „Was mich beim Gang der Synodalbeschlüsse — sagte ich — so traurig macht und doch wieder ruhig, ist dieser Eindruck: die große Mehrheit der Synode verfolgt ein Kirchenideal, das hinausläuft auf eine wachsende Freiheit und Selbständigkeit der synodal

organisirten Kirche ohne entsprechende Erweiterung der Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinde, ja unter Beschränkung und Verkümmerung derselben. Sie werden das Wort von mir nicht annehmen, aber behalten Sie es im Gedächtniß: dieses Kirchenideal, dieser Versuch, daß ich so sage eine synodale Hierarchie zu organisiren, welche einerseits dem Staate imponiren, andererseits die Gemeinden beherrschen soll, ist nicht blos kein rein evangelisches, — es ist unmöglich in sich selbst. Die Analogie mit der römischen Kirche, der man dabei — mit gemessener Unterscheidung, aber ausdrücklicher Paralleliſirung — folgt, ist eine trügerische. Die Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche ist nur möglich auf Grund der Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinde. Ihr Kirchenideal ist ein Hausbau ohne Fundament, ein Haus auf Sand gebaut; der nächste geschichtliche Platzregen wird es hinwegschwemmen.“*)

So gewiß mir dieser Ausblick in die Zukunft war, so tieftraurig war es doch, daß ein Heilmittel für Kirche und Volk, um dessen Herstellung man sich ein halbes Leben abgemüht hatte, wiederum verfälscht und vergiftet worden war. Die neue Kirchenverfassung, sofort nach ihrer Entstehung den Händen entrissen, die sie geschaffen hatten, und zur Handhabung denen anvertraut, denen ihr ganzer Sinn und Geist von Anfang zuwider war, konnte natürlich die Früchte nicht tragen, zu denen sie angelegt war; ja sie war aus einem Werkzeug der Befreiung zu einem Werkzeug der Unterdrückung geworden. Während jene „synodale Hierarchie“ mit dem Staats- und Kirchenregiment um Regierungsrechte, um Mitbestellung der Professoren und Consistorialräthe rang, war es ihr nicht eingefallen für die Selbstverwaltung der Gemeinde das Geringste zu thun. Das Patronat, dieser anachronistische Hemmschuh der gemeindlichen Selbstverwaltung, war auf beiden Generalsynoden auch nicht mit einem Worte bean-

*) Vergl. den Bericht über diese zweite ordentliche Generalsynode; Deutsch-evang. Blätter 1885, S. 742—771.

standet worden, obwohl seit einem Menschenalter ein Artikel der Staatsverfassung, der die Ablösbarkeit des Patronats festsetzt, auf seine Ausführungsgesetze wartete. Jener Wust veralteter bureaukratischer Bevormundungsmaßregeln, mit dem der Territorialismus die Kirchengemeinden niedergehalten hatte, lastete jetzt, wo die Aufsichtsrechte von den Bezirksregierungen auf die Consistorien übergegangen waren, auf ihnen schwerer als zuvor, und die gebildeten Laienkräfte, welche beim Eintritt der Verfassung mit frischer Lust ihre Kräfte den kirchlichen Gemeindeangelegenheiten gewidmet hatten, waren bald enttäuscht. Anstatt, was die erste Sorge des Herrmann'schen Kirchenregiments gewesen wäre, hier freie Bahn zu schaffen, betrachteten die Kirchenbehörden jetzt die Gemeindeordnung als eine unbequeme Neuerung, die man durch möglichste Auslegung im Sinne der Vergangenheit in die engsten Grenzen einzuschließen habe; selbst wo die Verfassung den Gemeinden ausdrücklich erlaubte, von ihren Ueberschüssen etwas für christliche Zwecke zu verschenken, wurde die Auslegung versucht: Ja, mit Genehmigung des Consistoriums! Dazu kam, daß das Kirchenregiment sowohl im Oberkirchenrath wie in den Consistorien sich immer mehr zum fühlbaren Parteiregiment ausprägte. Wir hatten zwar da und dort von früherher noch einige Freunde, aber dieselben vermochten wenig, zumal in den wichtigsten Fällen die Gegenseite sich durch die parteiverwandte Mehrheit des Synodalvorstandes verstärkte, und dazu standen sie auf dem Aussterbeetat. Obwohl wir in den Generalsynoden die einzige zuverlässige Stütze des Kirchenregiments gegen den „synodalen Ansturm" bildeten, und obwohl in unsrer kleinen Schaar entschieden mehr Talente hervortraten als in der großen der Majorität, hat doch Präsident Hermes in den zwölf Jahren seiner Verwaltung nicht gewagt, einen einzigen aus unsrer Mitte ins Kirchenregiment zu berufen. Ich weiß nicht, ob einer oder der andere meiner Freunde das persönlich beklagt hat, — ich selbst war ja Gottlob durch zweimalige Ablehnung vor diesem Verdacht geschützt: aber

man erwäge, was es bedeutete, daß die Pfarrer und Candidaten der ganzen Landeskirche, wenn sie unserer Denkart folgten, sich als Glieder einer nur eben geduldeten, nicht aber regierungsfähigen Richtung fühlen und ansehen lassen mußten. Was aber die weiter linksstehenden, liberal-theologisch Gerichteten anging, so war ihnen nicht einmal das sichre Gefühl der Duldung gegönnt: sie brauchten nur in irgend einen Conflict zu kommen, so wurden sie, so tüchtig und untadlig sie sein mochten, als Rechtlose behandelt.

Bei keiner Gelegenheit ist die Recht-beugende, verfolgungssüchtige Tendenz der regierenden Partei so handgreiflich hervorgetreten, wie in der vom Jahre 1877 her bis 1880 schwebenden Pfarrwahlangelegenheit von St. Jacobi in Berlin. Die Gemeinde hatte nach der Nichtbestätigung Hoßbachs und nach der Fehlwahl eines auswärtigen Liberalen, den das Kirchenregiment leicht ablehnen konnte, den Pfarrer Werner in Guben gewählt, einen Geistlichen der Landeskirche, der zwar auch zur freieren Richtung zählte, aber das biblische Evangelium predigte und eine zehnjährige untadelige Amtsführung hinter sich hatte. Eine kleine Minorität legte auch gegen ihn wegen mangelnder Orthodoxie Protest ein, konnte denselben aber nur auf einige vor Werners Eintritt in die preußische Landeskirche liegenden literärischen Aeußerungen stützen. Da nun, wie Präsident Hermes die Generalsynode von 1879 belehrt hatte, literärische Aeußerungen keinen Rechtstitel zu einer Untersuchung wegen „Lehre" hergaben, so war auch bei der dem Brandenburger Consistorium obliegenden Prüfung des Protestes kein Synodalvorstand zuzuziehen. Gleichwohl veranlaßte der Oberkirchenrath das Consistorium zu dieser von der Verfassung nicht geforderten Zuziehung, obwohl man wußte, daß der Synodalvorstand mit Ausnahme Eines Mitgliedes aus lauter Parteigenossen der Protestirenden bestand. Die Rechtsbeugung half nichts; auch das vereinigte Collegium überzeugte sich mit großer Majorität, daß die vorgelegten Thatsachen eine Nichtbestätigung der Wahl nicht begründen könnten,

und empfahl der Protestpartei, den Gewählten mit Vertrauen aufzunehmen. Statt dessen wandte sich diese Protestpartei, und zwar in einem Tone, der bei liberalen Petenten die schärfste Zurückweisung gefunden haben würde, beschwerend an den Oberkirchenrath und legte neues Material vor, das aber noch nichtiger war als das erste. Und der Oberkirchenrath, anstatt sich des correcten Bescheides des Consistoriums anzunehmen, gab den Querulanten nach und forderte den Prediger Werner zu einer schriftlichen Verantwortung über ihre Beschwerden auf. Diese Verantwortung erfolgte und fiel so offenherzig und bescheiden, so eingehend und befriedigend aus, daß der Referent, Propst von der Goltz, nur beantragen konnte, nun endlich die Bestätigung der Wahl auszusprechen. Aber auch diesmal waren die Gegner Werners durch die von der Verfassung nicht vorgeschriebene Zuziehung des Synodalvorstandes verstärkt, und so gelang es, mit knapper Majorität die Chikane durchzusetzen, daß der seit zehn Jahren tadellos in der Landeskirche amtirende Geistliche dem Oberkirchenrath noch erst zu einem Orthodoxie-colloquium sich stellen solle. Da dankte dieser, der sich um die Berliner Stelle gar nicht beworben hatte, für die ihm angebotene Inquisition, und blieb nun unbehelligt in seinem bisherigen Pfarramt, womit also die Behörde selbst die Nichtigkeit der gegen ihn erhobenen Einwände thatsächlich anerkannte. Bis zu diesem Grade würdigte im Jahre 1880 der Evangelische Oberkirchenrath sich zum Spielzeug in den Händen eines Recht-verachtenden, verfolgungssüchtigen Parteitreibens herab. Ich weiß aus brieflichen Geständnissen, daß hervorragende Mitglieder des Oberkirchenraths sich damals die Frage vorgelegt haben, ob sie es mit Ehre und Gewissen vereinigen könnten, in dem Collegium zu bleiben. Eines derselben darf ich hier wohl mittheilen, da sein Urheber heute nicht mehr mitredet, und da es die Grundsätze formulirt, welche unter Herrmann galten und jetzt mit Füßen getreten wurden. „Ich bin, hieß es in diesem Briefe, in jüngster Zeit wieder einmal

recht nahe daran gewesen, und bin es noch, aus dem Evangelischen Oberkirchenrath auszuscheiden. Der Verlauf der Wernerschen Angelegenheit zeigt mir, daß ich mit einem meiner obersten kirchenregimentlichen Principien unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr durchdringen kann. Ich will auf dem Boden der Verfassung alle lebendigen Kräfte zur Mitarbeit heranziehen, aber nicht blos die von rechts, sondern auch die von links, — die letzteren natürlich insofern sie nicht mit den Grundwahrheiten des Christenthums gebrochen haben; — dann sind sie auch nicht mehr lebendig. Ich will, daß seitens des Kirchenregiments alles vermieden werde, was die vorhandenen Gegensätze schärfen, die vorhandenen Spaltungen erweitern kann, selbstverständlich ohne die Ordnung der Kirche preiszugeben. Ich will, daß die im Amte stehenden und in Rücksicht ihrer amtlichen Wirksamkeit untadligen Geistlichen nicht nach früheren Publikationen, sondern nach ihrer Wirksamkeit beurtheilt und mit Vertrauen, nicht mit Mißtrauen behandelt werden. Ich will, — doch Sie wissen ja wohl, was ich will. Und von dem allen geschieht nahezu das Gegentheil . . ." — Ich gab, als die unglaubliche Entscheidung gefallen war, in meinen Blättern einen Ueberblick über den ganzen fast zweijährigen Verlauf der Angelegenheit, möglichst objectiv, mit möglichster Schonung der Behörde, aber mit dem Ergebniß, daß die einfache actenmäßige Geschichte der Sache auch schon ihr Gericht sei.*) Das ließ den Generalsuperintendenten D. Schultze, welcher Mitglied des letztentscheidenden Generalsynodalvorstandes war, nicht schlafen, und er veröffentlichte eine Flugschrift, „Rückblicke auf den Fall Werner", mit der Verheißung, der zu eröffnende Einblick in die Motive der Entscheidung werde darthun, „daß die Geschichte dieser Verhandlungen auch schon ihre Rechtfertigung sei." Da bat mich ein Mitglied des Brandenburger Consistoriums, D. Kleinert, ihm die Replik

*) Deutsch-evang. Blätter 1880, S. 846—855.

auf diesen Rechtfertigungsversuch zu überlassen, und löste denselben in einer so feinen und durchschlagenden Weise in sein Nichts auf,*) daß ein zweiter nicht unternommen ward. „Der Angelpunkt der Schultze'schen Beweisführung, schrieb mir Consistorialrath Krummacher in Stettin, ist die Annahme, daß Werner, wenn er sich positiv ausspricht, ein Heuchler und Falschmünzer sei. Auf diesen Haken könnte man, dünkt mich, sämmliche theologische und nichttheologische Mitglieder der oberkirchenräthlichen Majorität aufhängen, wenn es sein müßte.

Das war allerdings nur ein einzelner Fall. Aber ein einzelner Fall, der auf Tausende einwirken mußte. Oder mußten nicht alle Pastoren, Candidaten, Studenten der Landeskirche aus demselben die Lehre ziehen, daß, wenn man etwas tiefer aus dem Becher der neueren Theologie getrunken habe, man in Preußen auch im Falle untadliger Pflichterfüllung vor inquisitorischer Behandlung und vor Beanstandung seiner Amtsfähigkeit nicht sicher sei? Was die zwölfjährige Hermes'sche Reactionsperiode dem geistlichen Stande an Ernst der Studien, an theologischem Wahrheitssinn, an Unabhängigkeit des Charakters geschadet hat, ist schwer zu ermessen. Das Beispiel des Berliner Oberkirchenraths wirkte auf die Behörden der kleineren preußischen Landeskirchen geradezu ansteckend. Auf einer hannöverschen Bezirkssynode sprach bei der Kritik einer Gesangbuchsvorlage ein Pfarrer Regula die Ansicht aus, die kirchliche Lehre von der immanenten Trinität und der Gottheit Christi fände sich nicht im Neuen Testament: anstatt ihn zu widerlegen, denunciirte ihn der anwesende Abt Uhlhorn auf Absetzung wegen Irrlehre. Ein badischer Vicar Veesenmeyer war nach Osnabrück gewählt. In dem in Hannover mit ihm angestellten Orthodoxie-colloquium genügte es nicht, daß er erklärte, nach den lutherischen Bekenntnißschriften lehren zu können, daß er sich zu der biblischen Lehre

*) Deutsch-evang. Blätter 1881, S. 243 ff.

von der Gottheit Christi und seinem Versöhnungstode bekannte, auch hinsichtlich des Auferstehungswunders sich hieb- und stichfest erwies: er wurde inquirirt, ob er in Betreff des Abendmahls auch „die reformirte Gegenlehre verdamme", ob er die juridische Satisfactionslehre theile und die absolute Uebereinstimmung der Bekenntnißschriften mit der h. Schrift anerkenne; — da er das nicht wollte und konnte, ward er zurückgewiesen.*) — In Schleswig-Holstein hatte ein junger Geistlicher namens Lühr sich durch unüberbietbare Schmähungen, welche ein orthodoxer Amtsbruder auf die gesammte liberal-theologische Denkart gehäuft hatte, zu einer Flugschrift reizen lassen, in welcher er sich offen zu den Heterodoxieen seines Lehrers Lipsius bekannte und für dieselben ein Existenzrecht in Kirche und Pfarramt in Anspruch nahm. Anstatt ihn über einige hiebei und auch in seinen eingeforderten Predigten mit untergelaufenen Jugendlichkeiten väterlich zurecht zu weisen, fertigte ein sonst mildes und besonnenes Consistorium, das aber durch den wehenden orthodoxen Zeitgeist eingeschüchtert war, ihm sofort das Absetzungsdekret aus. Ich erkundigte mich bei einem urtheilsfähigen, unserer Partei nicht angehörigen Mann, der den Dingen nahestand, und da ich so auf schlechthin zuverlässige Weise erfuhr, daß es sich um eine edle, wahrheitliebende und aufrichtig fromme Persönlichkeit handle, nahm ich mich in einem eingehenden Votum in meinen Blättern der Sache an. Ich wurde dafür von der Neuen evangelischen Kirchenzeitung nach deren demagogischer Manier als Freund des Protestantenvereins verschrieen, erfuhr aber die Genugthuung, daß der Minister nach Jahr und Tag — der Verfolgte hatte inzwischen eine Zuflucht in Gotha gefunden — das Absetzungsurtheil aufhob und die Sache in meinem Sinne erledigte.

Daß in den Deutsch-evangelischen Blättern eine öffentliche Stimme vorhanden war, welche — nicht aus allgemeinen liberalen

*) Deutsch-evang. Blätter 1881, S. 69, 70.

Toleranzmotiven, sondern aus positiv-evangelischen Principien — sich in jedem solchen Falle der unschuldig Geächteten annahm und der herrschenden Partei ihr Unrecht vorhielt, war den Führern der letzteren höchst unangenehm. Um so unangenehmer, als die evangelische Mittelpartei unerachtet ihrer Zurücksetzung im Kirchenregiment und ihrer Majorisirung auf den Synoden ein kräftig blühendes Leben zu zeigen fortfuhr, das auf weitere Kreise seines Eindrucks nicht verfehlen konnte. Die landeskirchlichen Vereinstage, welche wir ziemlich alljährlich veranstalteten — so im Jahre 1880 in Potsdam, im Jahre 1881 in Erfurt, im Jahre 1882 in Berlin — wurden von Hunderten ernster Männer aus allen Theilen der Landeskirche, ja auch von außerhalb der Grenzen derselben besucht, bezeugten eine ungebrochene Zuversicht der Partei auf die Zukunft, und ließen durch hervorragende geistige Leistungen erkennen, daß man ein inneres Recht zu dieser Zuversicht hatte. So empfingen wir in Potsdam das treffliche Referat von Riehm über „Kirche und Theologie", welches ohne zu polemisiren, durch die ruhige und ernste positive Entwicklung unüberhörbarer Wahrheiten die schärfste Kritik der in der Macht befindlichen Parteitendenz enthielt;*) in Erfurt den eindrucksvollen Vortrag von v. d. Goltz über „Unionsgesinnung als Bedingung für die Lösung unsrer gegenwärtigen kirchlichen Aufgaben", ein Vortrag, welcher den entlassenen Präsidenten Herrmann zu der Illusion begeisterte, als seien die Nebel im Zerreißen und die Sonne breche in unsrer Landeskirche wieder durch. Auch die herrschende Partei vermochte sich der allgemeinen Erwartung nicht zu entziehen, daß mit dem Regiment des hochbetagten Kaisers ihre Alleinherrschaft zu Ende gehen werde, und so versuchte sie, ihren Grundsätzen die Zukunft zu sichern dadurch, daß sie uns in einen rechten und linken Flügel spaltete, um den ersteren

*) Deutsch-evang. Blätter 1880, Heft VII, S. 468 f., auch im Separatabdruck erschienen.

wider den letzteren an sich heranzuziehen. Nach jener quantitativen Schätzung des Glaubens, die denselben nach dem Umfang der vorbehaltlos angenommenen Dogmen bemißt, wurden wir ermahnt, „nach klaren Glaubensregeln zu handeln", d. h. uns nicht gegen die katexochen gläubigen Parteien der halb- oder ungläubigen Liberalen anzunehmen, vielmehr zur Niederhaltung derselben auf eine Union „der drei positiven Parteien" einzugehen. Als derjenige aber, der nicht nach dieser „klaren Glaubensregel" handle, als der böse linke Flügelmann, der eine Union vielmehr mit dem Protestantenverein anstrebe, wurde ich mit meinen Deutsch-evangelischen Blättern denunciirt. Ich hatte die Grundsätze, welche mich und meine Freunde zur Duldung und Schonung der weiter links Stehenden anhielten und so von der herrschenden Partei unterschieden, unlängst in der Predigt dargelegt, die ich auf unserem Potsdamer Vereinstag gehalten; ich hatte das Wort, das einst Nitzsch in seiner angefochtensten Zeit unter sein Bild geschrieben — „Dieweil wir wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten, Gott aber sind wir offenbar" (2. Kor. 5, 11), zum Text genommen und aus demselben Antwort gegeben auf die Fragen: Was scheidet uns von unseren Brüdern zur Rechten? — warum ist uns diese Stellung Gewissenssache? — womit trösten wir uns in der Verkennung und Zurückdrängung, die uns darob widerfährt? Da aber die Versuche, mich von meinen angeblich positiveren Freunden zu isoliren und der Sympathie mit dem Protestantenverein zu bezichtigen in der Kreuzzeitung und der Neuen evangelischen nicht aufhörten, war ich genöthigt, in einem Aufsatz „Sprenggeschosse gegen die Evangelische Vereinigung" mit denselben aufzuräumen.*) Ich beleuchtete den schönen Schluß: weil sich Mittelpartei und Protestantenverein nicht in den Haaren liegen, so müssen sie insgeheim mit einander einig sein; ich analysirte den Bestand der kirchlichen „Linken"

*) Deutsch-evang. Blätter 1880, S. 547—559.

und zeigte, wie die verschiedenartigen Elemente derselben, Schleiermacher'sche, Rothe'sche, Baur'sche, ein summarisches Urtheil über sie, und noch mehr eine summarische Verurtheilung verböten; dann kam ich auf meine schon mehr als einmal dargelegte Stellung zum Protestantenverein zurück. Ich erklärte, niemals eine Sympathie für denselben empfunden zu haben; aber der Mangel der Sympathie entbinde nicht von der Pflicht der Gerechtigkeit, und diese Gerechtigkeit fordere anzuerkennen, daß der Protestantenverein je länger je mehr das Positiv-christliche betont habe, daß die christlichen Freiheitsprincipien, die er einseitig verfolge, eben doch christliche Principien seien und daß andre Parteien auch an Einseitigkeit, nur an entgegengesetzter, litten. Schließlich rechtfertigte ich meine eigene Fechterstellung. „Ich sehe zwei mächtige, in ihrem Bündniß vorläufig die Situation beherrschende Parteien einem Ideal vermeintlicher Orthodoxie nachjagen, das schon als solches nicht freilassendes und freimachendes Evangelium, sondern dogmatisches Gesetz ist; ich sehe sie dementsprechend bemüht, dies Ideal nicht mit den Mitteln evangelischer Wahrheit und Freiheit allein, sondern mit Zwangs- und Polizeimitteln durchzuführen oder aufrecht zu erhalten. Ich sehe sie bestrebt, die wissenschaftliche Theologie unter wirksamere kirchliche Censur zu stellen, die theologische Mitarbeit und Privatäußerung der Geistlichen mit Anklage auf Irrlehre zu bedrohen, den Lehrstand im Widerspruch mit der geistigen Lage der Dinge an die theologischen Formulirungen der alten Bekenntnisse zu binden und durch Absetzungen und Einschüchterungen jede Regung der Heterodoxie zu ersticken. Und ich wüßte mir, alles in allem genommen, nichts zu denken, was, wie die Dinge in unsrer Zeit liegen, dem Fortschritt des Reiches Gottes in Deutschland verhängnißvoller werden könnte als ein Sieg dieser Bestrebungen; denn er würde nach meinem Verständniß der Bedingungen unsrer Volks- und Kirchengeschichte unserem deutschen Volke den einzigen Rückweg verschütten, der zum vollen Christenthum für dasselbe

gangbar ist, den Weg des Geistes und der Freiheit . . . . Ich muthe niemandem zu, diese meine ernste, auf meiner ganzen geistigen und geistlichen Bildungsgeschichte ruhende Betrachtung der Zeit und Zeitgefahr zu theilen, wenn seine eigene Erkenntniß ihn nicht darauf führt; ich verstehe vollkommen, daß diejenigen, welche entgegengesetzt denken, gegen diese meine Auffassung und aus ihr entspringende kirchliche und literarische Haltung zu Felde ziehen. Aber darauf glaube ich einen Anspruch zu haben, daß man diese meine Ueberzeugung und Handlungsweise zu verstehen sich die Mühe nehme und dieselbe mit ehrlichen, nicht mit vergifteten Waffen bekämpfe." Eine Aussprache, auf welche die Neue evang. Kirchenzeitung für diesmal doch einigermaßen zurückzuhaken fand.*)

Andererseits will ich nicht verschweigen, daß auch einzelne meiner Freunde gelegentlich der Meinung waren, ich polemisire zu scharf und zu einseitig nach rechts hin, während ich die Mängel und Fehler auf der Linken viel milder beurtheilte. Ohne mich für den vollkommenen Mann zu halten, der auch in keinem Worte fehlt, durfte und darf ich diesen Vorwurf im Großen und Ganzen doch auf eine optische Täuschung zurückführen, indem solche tadelnden Freunde die abnormen kirchlichen Zustände vielleicht nicht scharf genug und die Fehler auf der Rechten und auf der Linken nicht in ihrem wirklichen Verhältniß sahen. Eine so lose gefügte und so für Unparteilichkeit besorgte Partei wie die unsrige hatte an und für sich ein Uebermaß von Friedensliebe; in dem richtigen Gefühl, wie sehr der Unfriede die Kirche verzehre, war sie immer bereit, auf den Synoden möglichst entgegenzukommen, aber das durfte nicht darüber verblenden, daß auf Seiten der in der Macht befindlichen Rechten — bewußt oder unbewußt — unevangelische und für die Kirche verderbliche Bestrebungen walteten, an denen nichts zu be-

*) Vergl. Deutsch-evang. Blätter 1880, S. 717 ff.

schönigen war, und wider die der Protest nicht verstummen durfte. Was aber meine größere Milde nach links anging, so vergaß man, daß die Liberalen, für die ich eintrat, zur Zeit die Verfolgten und Unterdrückten waren, die Positiven aber ihre Verfolger und Unterdrücker, und daß man den ersteren, wie die Dinge in Preußen lagen, weiter nichts vorzuwerfen hatte als etwaige Mängel an christlicher Erkenntniß, während die Positiven ihre Macht mißbrauchten und die evangelischen Kirchenprincipien auf heillose Weise verletzten. Es war kein angenehmes Geschäft, als schriftstellerischer Wortführer der Mittelpartei diese Kritik Monat für Monat zu üben, und ich war nicht unempfindlich für die Unsumme von Feindseligkeit und Gehässigkeit, welche diese Wortführung mir seitens der Parteiblätter der Rechten eintrug; aber ich hätte lieber die Feder niedergelegt, als auf den Widerspruch gegen das herrschende System verzichtet und meine Zeitschrift in ein leisetreterisches Organ für allerlei Wissenswerthes und Erbauliches verwandelt. Ich würde sie auch niedergelegt haben, wenn ich zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß ich die Kreise, welche die Entstehung der Deutsch-evangelischen Blätter mit Beifall begrüßt, nicht mehr hinter mir hätte. Aber ganz unveranlaßt von meiner Seite hatte mir der Potsdamer Vereinstag eine vorbehaltlose warme Anerkennung der Zeitschrift entgegengebracht, und der andauernde gute Fortgang derselben, sowohl was den Mitarbeiter- als was den Leserkreis anging, war ebenfalls eine solche. Uebrigens nahm die kirchenpolitische Erörterung und Polemik in den Blättern nur einen bescheidenen Raum ein; den bei weitem größeren füllten friedliche Aufsätze historischer oder populartheologischer Art. So durfte ich ebendamals von Riehm einen trefflichen Aufsatz über den biblischen Schöpfungsbericht bringen, von Thikötter eine Charakteristik der Ritschl'schen Theologie, von Scholz eine geistvolle Arbeit über den Apostel Paulus, welche in Berlin die Aufmerksamkeit auf den Verfasser lenkte, von Back einen lehrreichen Ausschnitt aus der schweizer Kirchengeschichte

„Alt fry Rhätien", von Benrath eine Abhandlung über das italienische Garantiegesetz für den päpstlichen Stuhl. Ich selbst verfaßte für die Blätter u. a. einen längeren Aufsatz über „Idee und Thatsache der Versöhnung", welcher an der Hand des Apostels Paulus die alte Satisfactionslehre richtigstellte und mir bis auf das letzte Exemplar von jüngeren Geistlichen abverlangt worden ist. Daneben beschränkte sich die kirchenpolitische Kritik der Tagesereignisse in der Regel auf kleine Monatschronik-Artikel.

Ich darf auch sagen, daß ich bei aller nothgedrungenen Polemik das Ziel einer gerechten Kriegführung, die Erzielung eines gerechten Friedens, nie aus den Augen verlor. Zunächst setzte ich fort, was ich schon im Vorwort 1878 unternommen hatte, den Versuch, die landeskirchlichen Gegensätze klarzustellen und die in der Sachlage gegebene Möglichkeit einer Vermittelung aufzuzeigen. In diesem Sinne eröffnete ich den Jahrgang 1880 meiner Blätter mit einem längeren Aufsatz „Judenchristenthum und Heidenchristenthum einst und jetzt", in welchem ich den Gegensatz einer conservativen und einer liberalen Richtung, wie er die kirchliche Gegenwart beherrschte, im Spiegel des apostolischen Zeitalters verständlich zu machen suchte. „Damals wie heute haben die gegebenen Bedingungen kirchengeschichtlicher Entwicklung das Nebeneinander einer historisch-traditionellen und einer ideell-freiheitlichen Richtung erzeugt; jede von beiden hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel mit auf die Welt gebracht, und die einseitige Ueberspannung beider führt an die Grenze des Christlichen. Unter der weisheitsvollen Leitung der Apostel sind damals die Gefahren solcher Einseitigkeit durch Vermittelungen und Verständigungen überwunden worden: analoge Heilmittel würden auch heute ebenso möglich wie nöthig sein. Anerkennung des christlichen Grundes auf der anderen Seite, Anerkennung der geschichtlich begründeten, also zeitweilig nothwendigen Existenz von beiderlei Richtung, Anerkennung der besonderen Gnadengaben, die jede von beiden vor der andern

voraus hat, und wechselseitige Geduld mit den entsprechenden Schwächen — das sind die Heilmittel unseres kirchlichen Nothstandes, und das Neue Testament selbst, das Vorbild der Apostel und apostolischen Kirche, gibt diesen Heilmitteln Anspruch darauf, daß ihre Beherzigung uns über alle unsre Parteistandpunkte gehe." Dieser theoretische Appell an die Parteien fand privatim den Beifall unbefangener Leute, konnte aber eine unmittelbare praktische Wirkung nicht üben. Ich hoffte auch diese von einem gelegentlichen persönlichen Entgegenkommen. Unsere sächsische Provinzialsynode von 1881 zeigte vor anderen ein friedliches und freundliches Angesicht; dasselbe klärte sich immer mehr unter dem Fortschritt der gemeinsamen Arbeit; namentlich die Commissionsberathungen zur Revision der Agende, bei denen Generalsuperintendent D. Schultze und ich, die wir als Hauptantipoden galten, nicht nur friedlich zusammenarbeiteten, sondern auch in so mancher zartesten und innerlichsten Frage des kirchlichen Lebens uns einig fanden, lichteten manches persönliche Vorurtheil. Unter solchen Umständen wagten wir es, die an Zahl stärkste Fraction, die beiden anderen zum gastweise Theilnehmen an unseren abendlichen Vorberathungen einzuladen. Diese Einladung wurde gern angenommen, fleißig benutzt, auch seitens der anderen Gruppen erwiedert, und hat viel dazu beigetragen, die überhaupt in unserer Provinz nicht so hochgespannten Gegensätze zu mildern. Um so mehr war ich überrascht, als D. Schultze die von seinen Freunden aufs Jahr 1882 begründete Monatsschrift mit einer erregten Beschwerde gegen mich eröffnete. Ich hatte auf unserm den Synoden voraufgegangenen Erfurter evangelischen Vereinstag eine kleine Eröffnungsansprache zu halten gehabt und in dieser Stegreifrede in friedfertigster Weise unser Existenzrecht als kirchliche Partei durch Erinnerung an unsre Entstehungsgeschichte und unsre von der „positiven Union" uns unterscheidende Eigenart darzulegen versucht. In dieser in meinen Blättern wiedergegebenen Darlegung hatte D. Schultze „eine Fülle von Entstellungen und

falschen Beschuldigungen" gefunden: die Entstellungen darin, daß ich erzählt hatte, wie die positive Unionspartei bei der Generalsynode von 1875 sich von uns abgesondert, während nach D. Schultze's schon früher widerlegtem Mythus wir vielmehr uns von ihr abgesondert haben sollten, und die falschen Beschuldigungen darin, daß ich seiner Partei die Tendenz zugeschrieben hatte, das protestantische Volk „auf dem Wege der Lehr- und Kirchendisciplin wieder zu verkirchlichen und so zu verchristlichen", eine Charakterisirung, die für jedermann, Herrn D. Schultze ausgenommen, unbestreitbar war. Gleichwohl war ich von der Aufrichtigkeit des von subjectivstem Gefühlspathos und eigensinniger Phantasie geblendeten Mannes überzeugt, und da ich mit Anderen darüber Leid trug, daß ein so begabter und im Grunde nicht unedler noch unfreier Mann sich so tief ins Parteiwesen verstrickt hatte, entschloß ich mich, seine Beschwerde in der entgegenkommendsten Weise zu beantworten. In einem Aufsatz „Zur Verständigung", überführte ich ihn zwar nochmals durch urkundliche Daten, daß ich in Bezug auf Ursprung und Charakter seiner Partei recht geredet, hielt ihn aber bei der persönlichen Denkart, aus der er meine Darstellung bestritten habe, als einer uns durchaus willkommenen fest und machte ihm daraufhin in herzlicher Weise Vorschläge zu einem Parteifrieden, in den freilich auch die Linke, sofern sie an dem Einen Grunde, der gelegt sei, und an den Grundsätzen der Reformation festhalte, eingeschlossen werden müsse. „Dürfte ich, hieß es zum Schlusse, bei Herrn D. Schultze, wie ich hoffe, für diese meine Wünsche auch nur im Großen und Ganzen Geneigtheit und Zustimmung voraussetzen, so würde ich ihm am Schlusse dieser Auseinandersetzung gern auch zum persönlichen Friedensschluß die Hand bieten. Ich würde sagen: Vergessen wir beide, was dahinten ist, und strecken uns nach dem, was vor uns ist; begraben wir die Untersuchung über die Entstehung unserer Parteien und die Erinnerung an alles, was Unliebsames unter uns vor-

gegangen ist, und nehmen wir mit einander einen neuen Anlauf, ein jeder Theil nach dem Maße seiner Erkenntniß, das Gott ihm zugetheilt hat, unsrer theuren evangelischen Kirche und in ihr unsrem deutschen Volke zu dienen."*)

Als ein persönlicher Freund Schultze's, der Generalsuperintendent Rogge in Altenburg, dies las, schrieb er mir: „Es ist mir ein tiefes Herzensbedürfniß, dem ich folge, wenn ich Ihnen aussprecke, daß ich den Artikel „Zur Verständigung" mit größter und dankbarster Freude gelesen habe. Er hat mich innerlich so bewegt und erfreut, daß ich's Ihnen gar nicht sagen kann." Er meinte, nun sei die Streitaxt begraben; die andere Seite könne, zumal nach jenem Schluß meines Artikels, nicht anders als die gebotene Friedenshand annehmen. Aber D. Schultze schwieg, und nach zwei Monaten erschien in der Positiv-unirten Monatsschrift folgende Kundgebung. „In Folge des Artikels „Zur Verständigung" in Heft I, und „Fall Lühr" in Heft II des siebenten Jahrgangs der Deutsch-evang. Blätter halten wir uns zu nachfolgender Erklärung verpflichtet. Je mehr wir die auf der sächsischen Provinzialsynode hervorgetretene Bestrebung anerkennen, einen friedlicheren und freundlicheren Verkehr zwischen den positiven Gruppen unsrer evangelischen Kirche herbeizuführen, um so bestimmter müssen wir in voller Wahrung unsrer principiellen Stellung die in jenen Artikeln uns gemachte Zumuthung bezüglich der kirchlichen Linken zurückweisen. Gez. Der Vorstand der Kösener Conferenz. Die Redaction der Kirchlichen Monatsschrift." Die „Zumuthung", die ich gestellt haben sollte, hatte wörtlich gelautet: „den innerkirchlichen Bürgerkrieg aufzugeben und mit der kirchlichen Linken, sofern und so gewiß sie an dem Einen Grunde, der gelegt ist, festhalte, zu streiten nicht als mit Eindringlingen, die nicht einmal Stiefkindsrecht im Hause haben, sondern als mit Brüdern, wenn auch als vielfach schwach und irrend ge-

*) Vergl. Deutsch-evang. Blätter 1881, S. 721 ff., 1882, S. 53 f.

achteten." Also nur um den Preis, daß ich in die summarische Aechtung der Liberalen einwilligte und die „positiven Gruppen" zur Fortsetzung des innerevangelischen Bürgerkrieges stärken hülfe, anstatt einen Verfolgten wie Lühr in Schutz zu nehmen, sollte meine dargebotene Friedenshand möglicherweise Annahme finden. Um diesen Preis war ich allerdings nicht zu haben, und man wird begreifen, daß ich auf Friedensverhandlungen mit der „Positiven Union" fortan verzichtete. Eine wohlthuendere Erfahrung machte ich bei derselben Gelegenheit an einem confessionellen Wortführer in unsrer Provinz, dem ich meinen Aufsatz „Zur Verständigung" gleichfalls zugeschickt hatte. Dem herzlichen Danke für diese Zusendung waren die folgenden mir überraschenden Worte hinzugefügt. „Die Erinnerung an die letzte Synode gehört zu den schönsten meines Lebens. Ich war erfreut, in Ihnen solche lutherische Art, dieses Gebundensein an das Wort bei aller Freiheit des Geistes, diese Freiheit des Geistes bei allem Gebundensein ans Wort zu finden, und gerade aus Ihrem Munde solche hellen in großem Style gehaltenen Bekenntnisse zu unserem Bekenntniß zu hören. Was Sie in Ihrem Aufsatz über die Berechtigung und Bedeutung der Parteien sagen, unterschreibe ich durchaus. Auf dem Einen Grunde von verschiedenen Gesichtspunkten aus dem Einen Ziele nachjagen, — nicht wahr, das ist's?" Obwohl der Briefschreiber im Weiteren nicht verschwieg, daß die „Stellung seiner Partei zum Protestantenverein eine andere sei" als die unsere, und auch sonst dogmatische und kirchenpolitische Differenz zwischen uns genug übrig blieb, hat das hier bezeugte persönliche Vertrauen und Einvernehmen doch bis heute gehalten. —

Für eine über die Grenzen der Provinz Sachsen hinausgehende Verständigung zwischen uns und der positiven Unionspartei wäre allerdings die in ebenjenen Jahren sich entwickelnde Stöcker'sche Agitation ein unübersteigliches Hinderniß gewesen, wenigstens für mich. Ich habe wenige Themata, welche die

Zeitgeschichte mir als dem Herausgeber einer „Zeitschrift für den gesammten Umfang des deutschen Protestantismus" aufnöthigte, von jeher so ungern angefaßt wie dieses, — aus Gründen, die in meiner persönlichen Erfahrung liegen und die ich nicht weiter ausführen möchte; ich will mich über dies Kapitel meiner schriftstellerischen Erlebnisse auch hier möglichst kurz fassen. Daß Stöcker in der Neuen evang. Kirchenzeitung eine Reihe der gehässigsten Artikel gegen mich geschrieben, das hätte ich ihm in jedem Augenblick vergessen können, in welchem er in gesunde Bahnen eingelenkt wäre; aber die Bahnen, in die er einlenkte, waren je länger je weniger gesund. Ich verkannte weder seine glänzenden Talente, noch seinen guten Willen, unserem Volke durch das Evangelium zu helfen; aber dieser schließliche gute Zweck konnte mir die Mittel und Wege nicht heiligen, die er wählte, die Gleichsetzung von evangelischem Christenthum mit engherziger Orthodoxie, die trübe Vermischung der religiösen Mission mit kirchlichen, politischen, socialistischen Agitationen, das über jede kirchliche Ordnung und sittliche Scheu sich wegsetzende Parteitreiben. Zuerst kam die antisemitische Agitation, die mit dem Christenthum weiter nichts zu schaffen hatte, als daß sie unchristlich war. Ich verkannte das Recht tiefgehender Beschwerde gegen jüdische Schädigungen unsres Volkslebens nicht und wies in meinen Blättern das Wuthgeschrei der judenfreundlichen Presse als unberechtigt zurück, aber ebensowenig konnte ich die Stöcker'sche Inangriffnahme der Sache gutheißen. „Es ist unendlich leichter, schrieb ich, die Noth zu constatiren, als den Weg zur Heilung zu weisen, und wenn nur das erstere geschieht, und zumal wenn das Gefühl der Noth in die Massen gebracht wird, ohne daß man einen würdigen, rechtmäßigen und praktischen Rath der Abhülfe hinzuzufügen weiß, so wird man es zu verantworten haben, wenn jene Massen auf diejenigen Wege der Abhülfe gerathen, die im Mittelalter wiederholt unsre Geschichte geschändet haben. Volksversammlungen, zumal für Arbeiter

bestimmte, waren der allerungeeignetste Ort, die Judenfrage in Angriff zu nehmen, und ein hochgestellter, hochverantwortlicher Diener der evangelischen Kirche hätte der allerletzte sein sollen, diesen Zündstoff in die Masse zu werfen." Näher als die Judenfrage ging mich und meine Blätter die „Berliner kirchliche Bewegung" an, durch welche der politische und der kirchliche Liberalismus der Hauptstadt zugleich gebrochen werden sollte. Sie stützte sich einerseits auf das an sich lobenswerthe, aber in diesem Zusammenhang seine Unschuld einbüßende Werk der Stadtmission, andererseits auf eine in Volksversammlungen demagogisch zusammengetrommelte Gesellschaft, von der mir ebendamals ein Berliner Beobachter schrieb, sie setze sich aus urtheilslosen Mitläufern und aus catilinarischen Existenzen zusammen. Wie in dieser Agitation politischer und kirchlicher Liberalismus in Einen Pechtopf geworfen, den besten Männern der Makel der Ungläubigkeit angehängt, die leichtgläubige Masse gegen ihre freier denkenden Prediger und Gemeindevorsteher verhetzt und so die Verchristlichung Berlins auf die Verwirrung der sittlichen Begriffe und kirchlichen Ordnungen gegründet ward, ist bekannt. Ein einzelnes, draſtisches Beispiel darf ich hier erzählen, weil es meine Zeitschrift mitberührt. Als im Verlauf der achtziger Jahre die Berliner Sophiengemeinde nach altem Herkommen zwei Probeprediger hinter einander zu hören und dann einen von ihnen zu wählen hatte, blieben vierhundert Stöckerianer während der ersten Predigt vor der Kirchthür, weil man ihnen gesagt hatte, der Prediger sei ein Mitarbeiter der Deutsch-evangelischen Blätter; dann drangen sie ein und stimmten den nicht gehörten Prediger nieder. Das Beste war, daß derselbe niemals in meine Blätter geschrieben hatte, daß eine Verwechselung zweier ähnlichen Namen zu Grunde lag. Das derzeitige Kirchenregiment schwieg zu diesem Scandal; es hatte die Wage der Gerechtigkeit ja nur für zu leicht zu findende Liberale.*)

*) Vergl. Deutsch-evang. Blätter 1887, S. 493 f.

Gleichwohl, als nun der Urheber der Berliner Bewegung seine Siegesfahrt durch Deutschland antrat, um in Predigten und Vorträgen sein Evangelium christlich-socialer Reform zu verkündigen, hielt ich es für möglich, daß er mit seinen größeren Zwecken wachsen, jene demagogischen Auswüchse abstreifen und auf Warnungen hören werde. Ich behandelte ihn ungeachtet alles Vorausgegangenen mit Achtung und Schonung und deutete nur in rein sachlicher Weise meine Bedenken an. „Man gönnt es dem wohlmeinenden und thatkräftigen Manne, schrieb ich, daß auch liberale Kreise von ihm ein richtigeres und günstigeres Bild empfangen, als die karikirende Leidenschaft gewisser Zeitungen es dargeboten hatte, und noch mehr gönnt man den praktisch-christlichen Wahrheiten, die er in Anwendung auf das sociale Gebiet verkündigt, einen fruchtbaren Boden.“ Dagegen legte ich gegen Aussprüche wie „Nur in der Rechtgläubigkeit liegt die Verheißung“, gegen die Verwendung von Stadtmissionaren zu politischer Agitation und gegen Compromisse mit dem Centrum warnenden Protest ein. Das genügte Herrn Stöcker, um einen Feldzug nach Halle gegen mich zu unternehmen. Er nahm eine Vortrags-Einladung an, die der Präses einer Studentenverbindung ohne Vorwissen seiner Commilitonen an ihn gerichtet, und bei der die erforderliche Genehmigung der academischen Behörden durch Vorschiebung eines bürgerlichen Scheincomités umgangen ward, und benutzte die rein politische Volks- und Parteirede, welche er der Studentenversammlung hielt, zu Ausfällen gegen mich und meine Zeitschrift, gegen welche eine Replik durch Ausschließung aller Discussion im Voraus unmöglich war. Der Beifall, den dies Auftreten fand, war getheilt; der veranstaltende Verein verwahrte sich dagegen, das Anhängsel einer politischen Partei zu werden und wählte seinen eigenmächtigen Präses nicht wieder, und über seine Ausfälle gegen mich bekam Stöcker bei dem nachfolgenden Commers recht freimüthige Bemerkungen zu hören. Immerhin war die Erregung Für und

Wider groß genug, um mich zu einer Verantwortung zu nöthigen. Zwei Urtheile der Deutsch-evangelischen Blätter hatte Stöcker als falsch zurückgewiesen: daß er Religion und Politik verquicke und daß er eine Bundesgenossenschaft mit dem Centrum suche. Ich legte ihm zur Klärung der Sache zwei offene Fragen vor: 1. „Ist es wahr, was die „Post“ unlängst aus Herrn Stöckers eigenem Munde berichtete, daß er durch seine Stadtmissionare den „Reichsboten“ in Berlin empfehlen läßt? 2. Ist es wahr, daß Herr Stöcker, wie Herr Majunke in Zeitungen erzählt, diesem ein Wahlbündniß angetragen hat?“ Beide Fragen beantwortete Herr Stöcker mit Nein, aber unter folgenden Erläuterungen: er habe nur auf einer Pfarrconferenz einen Fall erzählt, wo einer seiner Stadtmissionare den Reichsboten empfohlen, und habe die Ueberzeugung ausgesprochen, daß es nothwendig sei, die gottlose politische Presse zu bekämpfen und an ihrer Stelle gute Blätter in die Häuser zu schaffen. Ebenso habe er mit Herrn Majunke kein „Parteibündniß“ schließen wollen, sondern nur ein „Zusammengehen gegen Fortschritt und Judenthum“ in Berliner Wahlangelegenheiten mit ihm verhandelt und ihm hierfür die Wahl eines Katholiken angeboten. Auf diese Ableugnungen hin, welche weiter nichts als verblümte Eingeständnisse waren, wagte Stöcker abermals von unwahren Behauptungen und Beschuldigungen zu reden, deren Widerruf er erst abwarten wolle, bevor er mit seinen Widerlegungen fortfahre. So mußte ich lernen, daß mit einem Manne von so eigenthümlichen Begriffen über Ja und Nein überhaupt nicht über Thatsächliches zu streiten sei, und nach dieser Erfahrung, welche bekanntlich auch andere gemacht haben, richtete ich mein weiteres Verhalten zu ihm ein; ich beschränkte mich im Registriren seiner Acta auf das Allerunumgänglichste, das ein Berichterstatter über die Zeitgeschichte bringen konnte. Ich kann nicht leugnen, daß die Art und Weise, in welcher dieser Mann in weiten christlichen und pastoralen Kreisen, auch solchen, die mir nahe standen, gefeiert

und wie ein Reformator und Messias aufgenommen ward, mich mehr als einmal betrübt hat, indem ich dabei einen bedauerlichen Mangel nicht nur an verständigem, sondern auch an sittlichem Urtheil zu beklagen fand. Aber ich sagte mir, daß es vergeblich sein würde, sich einer solchen von Zeitlosungen und Zeitängsten getragenen Kometenlaufbahn entgegenstellen zu wollen; ich sagte mir, daß dieselbe nach einem unfehlbaren Gesetz sittlicher Weltordnung schon zu ihrer Zeit in die Brüche gehen werde, nicht durch äußeren Widerstand, sondern durch ihren eigenen inneren Defect, und so ist es ja auch schließlich gekommen.

Wer alle die Dinge zusammennimmt, die seit dem Jahre 1878 über meine Denkart ergingen, der wird es verstehen, welch ein Bedürfniß und welch eine Wohlthat es für mich war, der kirchenpolitischen Stickluft Deutschlands einmal auf Wochen entfliehen und inmitten ganz anderer Eindrücke leben zu dürfen. Ich gönnte mir das zuerst in den Herbstferien des schweren Jahres 1878, indem ich mit meinen beiden älteren nun erwachsenen Kindern eine Reise durch Italien unternahm. Ich hatte von meiner ersten mit meinem Bonner Freunde gemachten Fahrt her eine Sehnsucht des Wiedersehens behalten und hatte jetzt einen neuen persönlichen Anziehungspunkt im Lande der deutschen Sehnsucht dazugewonnen. Der deutsch-schweizerische Pfarrer in Bergamo, durch meine Predigtsammlungen für mich eingenommen, hatte mich wiederholt eingeladen, ihn zu besuchen; das hatte ich schon im Herbst 1877 auf einem Streifzug, den ich mit einem Studenten nach Oberitalien machte, flüchtig gethan, und alles, was ich gesehen und gehört, hatte mich angezogen, es ausgiebiger zu wiederholen. Wir hatten von Tölz aus das bairische Gebirge durchwandert bis zum Achensee, zur Pertisau, wo ich die früher erzählte Begegnung mit Hergenröther hatte; in Wälschtyrol hatten wir uns getrennt, indem mein Sohn, angehender Geologe, das Dolomitengebiet durchwandern wollte, während ich mit meiner Tochter das schöne Riva aufsuchte;

in Bergamo, in dem gastfreien Pfarrhause, das uns alle aufnahm, kamen wir wieder zusammen. Ein in seltener Weise anziehendes, liebenswürdiges Haus: der Hausvater ein Mann von Geist und Herz, der mit warmer Liebe zu Deutschland und deutscher Wissenschaft eine umfassende Kenntniß der italienischen Kultur verband und bei aller Weite seines Gesichtskreises mit voller Hingebung und Treue seiner Gemeinde und seiner Familie lebte; seine Gefährtin das Musterbild einer stillen, edlen deutsch-christlichen Hausfrau; dazu zwei jüngste eben aufgeblühte Töchter, die nicht ahnten, wie nahe der Todesengel über ihnen schwebte, sinnige liebliche Mädchen, die sich sammt einem jüngeren Bruder mit meinen Kindern rasch anfreundeten. Wir durchwanderten mit einander die merkwürdige, halb auf den Vorhöhen der Alpen gelegene Doppelstadt, fuhren in eins und das andere der dahinter sich aufthuenden malerischen Flußthäler hinein, besuchten in einem alten park-umkränzten Palazzo eine schweizerische Seidenfabrik, wo wir hunderte italienischer Bauernmädchen fröhlich an ihrer sauberen Arbeit und bei ihrem genügsamen Polentamahl beobachteten, und feierten jugendlich-fröhliche Festabende in erweitertem Familienkreis. Ich wurde eingeführt in das edle Graubündner Patricierhaus der Brüder Frizzoni, an welche Platen einst eine Ode gerichtet; der noch lebende Bruder, ein ehrwürdiger Freund alles Schönen, Guten, Christlichen, blieb mir zeitlebens ein herzlicher Gönner und dankbarer Leser meiner Blätter. Wiederum machte mich mein Freund mit einem der edelsten Geister der italienischen Befreiungsepoche, mit den Gedichten des Veronesers Aleardo Aleardi bekannt. Er hatte eine Auswahl derselben in meisterhafter Uebersetzung verdeutscht; neben begeisternden Zurufen an eine aus Ketten und Banden sich erhebende edle Nation fand ich das schönste, zarteste Andenken an unseren Konradin, das ich je gelesen, und daneben in mächtigen Terzinen die furchtbarste Anklageacte gegen Pio IX. als den Vaterlands- und Freiheitsverräther.*)

*) Vergl. Deutsch-evang. Blätter 1878, Heft V.

Und nun lag nach einer in seltener Weise erquicklichen Woche der Gastfreundschaft das schöne Italien vor uns offen. Wir fuhren zunächst nach Genua, begrüßten von der Kuppel von S. Maria in Carignano und aus den Lorbeergebüschen der hochgelegenen Villa Negri das weite blaue Meer und ließen uns inmitten der hunderte von Schiffen im Hafen von seinen Wellen wiegen. Dann brachte uns eine Nachtfahrt über Livorno und Halb-Tagfahrt über Civita vecchia nach Rom. Hier blieben wir acht Tage, und erfuhren, wie behaglich sich's in der ewigen Stadt leben läßt, wenn man in ihr nicht gerade den Papst zu sehen begehrt. Wir wohnten zu bescheidenen Preisen in einem Hotel garni, nahmen unsere Mahlzeiten beliebig in den Café's oder Trattorieen, in deren Nähe wir uns eben befanden; den Vormittag wandten wir auf die Alterthümer, Kirchen und Galerieen; den Nachmittag machten wir eine Ausfahrt nach San Paolo, der Via Appia, den Katakomben von San Callisto, oder einen Spaziergang nach dem Monte Pincio, nach San Pietro in Montorio, und am Abend saßen oder standen wir auf der Piazza Colonna, und lauschten mit allem Volk der Militärmusik, mit der man in Italien gegen die Steuerzahler freigebiger ist als bei uns. Zuletzt landeten wir in einer bescheidenen Weinstube und beplauderten das Erlebte bei einem Glase köstlichen Weins. Von Rom trug uns wiederum eine Nachtfahrt nach Neapel, wo wir in Santa Lucia hoch oben ein deutsches Quartier fanden. Wir erklommen durch wilde Vorstädte und Schluchten hindurch die wunderbare Rundschau von Camaldoli, wanderten über den Posilip bis wo die entzückende Aussicht auf den Golf von Bajä sich aufthut; wiederum fuhr uns ein sausender Vetturin durch die bunten Vorstädte am Vesuv nach der stillen pompejanischen Todtenstadt. In Neapel hausten um eines Geschäftsbetriebes willen miteinander ein Sohn und eine Tochter unseres Gastfreundes in Bergamo, und diese schnell gewonnenen Freunde machten uns heimisch in dem eigenartigen Leben der Stadt.

Bald bewirtheten sie uns in ihrem studentischen Haushalt, bald führten sie uns in einen jener Volkskeller, wo man an rauhen Holztischen einen wahren Nektar vom Fasse trank; vor allem verdankten wir ihnen einen herrlichen Abend am Posilip. In einer feinen Trattorie unfern des Palastes der Donna Anna hatten wir ein kleines Abendessen; die Sterne funkelten, der Vesuv flammte, das Meer rauschte herauf in unseren luftigen Saal, und ein Sängerpaar mit Guitarre und Violine sang uns in begeistertem Vortrag O dolce Napoli. — Aber auch das märchenhafte Capri, welches ich bei meinem ersten Besuch Neapels nur von fern gesehen, durfte diesmal nicht unbetreten bleiben. Wir luden unsre junge Freundin aus Bergamo zur Mitfahrt ein, erkundeten trotz der unzähligen Bummler, welche uns alle berathen wollten und selbst nichts wußten, am Hafen das Marktschiffchen, das unser Bädeker uns empfahl, und hatten mit demselben eine vierstündige herrliche Fahrt. Ein eirundes offenes Segelboot voller Körbe mit Flaschen und Früchten, eine Handvoll harmloser Landleute, bescheidener Fremden und lustiger Matrosen, alles bald in freundlichem Verkehr. Während meine junge Gesellschaft sich vor der Seekrankheit einigermaßen bergen mußte, saß ich die meiste Zeit auf dem Schiffsrand und genoß den Zauber der strahlenden blauen Fluten, aus denen neugierige Delphine hervorguckten, wie Menschenköpfe anzusehen. In Capri angekommen, stiegen wir natürlich nach dem Städtchen hinauf und kehrten als gute Deutsche bei Pagano ein. Freundliche Landsleute führten uns nach dem Abendessen geheimnißvoll hinauf auf das Dach, wo der Trompeter von Säckingen entstanden ist, und im anstoßenden Café Hidigeigei zeigte uns die Wirthin mit Andacht des Dichters Photographie. Wir hatten nur Einen Tag, und derselbe wurde vor allem der blauen Grotte gewidmet. An der Marina mußten wir uns in zwei kleine Nachen vertheilen; es war ein herrlicher Morgen, aber das Meer etwas bewegt. Wohl dreiviertel Stunden steuerten wir

durch die Brandung an dem senkrecht aufsteigenden Felsgestade entlang; unsere Kähne tanzten auf der schaumgekrönten Flut, aber das Naturbild war so entzückend, daß alle Angstgefühle zerrannen. Endlich zeigte sich in der Felswand des Ufers eine kleine dunkle Oeffnung; die Kähne fuhren auf sie zu; wir mußten uns auf ihren Boden ducken, indeß der Schiffer, auf der Spitze stehend, den Felsrand der Höhle anfaßte und zurückschauend einen Ruhemoment des Wellenschlags erharrte. Plötzlich duckte auch er sich, nachdem er den Nachen vorwärts gerissen, und im Nu waren wir in der Grotte und damit in einer unbeschreiblichen Zauberwelt. Wie in tiefblauen Massen quoll das gebrochene Licht aus der crystallenen Flut empor und erfüllte den dämmernden Raum der kapellenartigen Tropfsteinhöhle, in abgeblaßter Dämpfung noch die phantastische Decke verklärend. — Unvergeßliche Eindrücke, die — auf der Heimreise noch aus Florenz und Venedig bereichert, — für die deutschen Winterabende einen reichen Abglanz der Erinnerung hinterließen.

Diese Reise nach Italien war das Vorspiel zu einer besonders fröhlichen und hochfestlichen Zeit in unserem häuslichen Leben. Ich sah in der unmittelbaren Folgezeit in unserem Hause eine Verlobung sich vorbereiten, die ganz nach meinem Herzen war. Einer unsrer vorzüglichsten Studierenden, die ja zahlreich in unserem Hause verkehrten, ein sonderlicher Anhänger und Sinnesverwandter meines seligen Freundes Wolters, hatte auch nach seinem Abgang von der Universität den Verkehr mit unserem Hause festgehalten und im Winter 1879 auf 80, nach ehrenvoll bestandenem Candidatenexamen, warb er um unsere ältere Tochter. Wir feierten im folgenden Sommer die schöne Erweiterung unsres häuslichen Kreises durch eine Familienreise, einen gemeinsamen Ferienaufenthalt im bairischen Gebirg, nahmen zuerst in Lofer bei Reichenhall Standquartier, zogen dann über den Hirschbühel nach Berchtesgaden, und hausten einige Wochen lang in zwei Privathäuschen am Wege zum Königssee, wo uns dann

die umgebende herrliche Natur und menschlicher Lebens- und Liebesfrühling einen ungemischten Freudenbecher kredenzte. Schon gleichzeitig mit dem zweiten Examen wurde unserem künftigen Schwiegersohn — nicht durch meine Vermittelung — eine bescheidene Patronatsstelle in der Nähe von Halle in dem Dorfe Zöschen angeboten, und so konnte im August 1881 in unserem Hause die erste Hochzeit gefeiert werden. Es war ein reiches Freudenfest; an dem vorfestlichen Abend kam eine solche Fülle von Geist und Liebe, Scherz und Poesie zum Vorschein, daß ich, ohne etwas dazu gethan zu haben, ganz stolz darauf war. Und wie es nicht selten geht, die Hochzeit zog eine weitere Verlobung nach sich. Was schon am Polterabend und Hochzeitstage zu errathen war, das traf wenige Wochen nachher ein, mein Sohn verlobte sich, unter herzlicher Zustimmung seiner Eltern, mit einem lieben Nachbarskinde, das unter den Brautführerinnen gewesen. Es war die Tochter des als Geschichtschreiber der landwirthschaftlichen Entwicklung Preußens bekannt gewordenen Dr. Rudolf Stadelmann, eines originellen und geistvollen Mannes, in dessen Hause mein Sohn nach und nach heimisch geworden war. Dieser hatte nach vollendeten Studien promovirt und sein Examen als Bergreferendar bestanden, auch sein Freiwilligenjahr mit dem Officierspatent absolvirt und trat jetzt bei der Berliner Bergacademie und geologischen Landesanstalt als Hülfsarbeiter ein; nach kurzer Zeit zum Bezirks- und Landesgeologen befördert, konnte er im Jahre 1884 seinen eigenen Hausstand begründen. Nicht das stillere Hochzeitsfest, wohl aber der fröhliche Polterabend wurde auch diesmal in unserem Hause gehalten, und wiederum war es eine Freude, mit einer an Geist und Liebe reich ausgiebigen Jugend wieder jung zu sein. Noch nicht zwei Jahre später wurde auch unsre jüngste Tochter uns abverlangt: ein junger Arzt, der sie als hallischer Assistent im geselligen Hause meines Freundes und Collegen Geh.-R. Weber kennen gelernt und nun in Großlichterfelde bei Berlin sich eine umfassende Wirksamkeit erobert

hatte, bat um ihre Hand. Wir feierten auch diese Verlobung mit einer gemeinsamen Reise: fuhren im September 1886 selbviert von Oberbaiern aus nach Tyrol, von Landeck aus über Finstermünz und die Malser Haide, wanderten zu Fuß die herrliche Stilfser Straße hinauf, bis wir auf Ferdinandshöhe die ganze Majestät des Ortler vor Augen hatten, und schlossen dann mit einem stillen Ausruhen in Weesen am Wallenstädter See. Zwei Monate nachher, im November 1886, wurde in unserem Hause die dritte und letzte Hochzeit gefeiert. So wurde es in demselben freilich immer stiller und leerer; aber in jedem neuen Hausstand, der aus ihm hervorging, erwuchs doch den Eltern eine neue Heimstätte. Vor allem ist das nahgelegene Zöschen, das über Merseburg in zwei Stunden zu erreichen war, in den ersten Jahren uns eine solche geworden. Weder das Dörfchen, noch das alte Pfarrhaus, noch die Gemeinde hatte etwas Sonderliches, und doch wurde das alles im Lichte eines liebreichen Hausstandes und einer treuen Berufserfüllung schön und gut, so daß ich sowohl als meine ruhebedürftige und hülfsbereite Frau immer wieder mit Freuden dort einsprachen.

— — Rings ums Dörfchen rauschen stille Wasser,
Grüne Wipfel grüßen in die Fenster,
Und vom Gärtchen steigt der Duft der Reben
In die schlicht geschmückten trauten Kammern.
Aber wir, im Schmuck der grauen Haare,
Sitzen an dem Tisch der lieben Tochter,
Schauen fröhlich ihr ins frohe Antlitz,
Dürfen bald ihr auch die Wiege rüsten. —

Sei gesegnet, Haus des eignen Kindes,
Frommer Liebe heil'ge Herdesflamme,
Dran wir Alten uns die Hände wärmen!
Eigne Wünsche, eigne Zukunftsträume
Sterben an dem weißen Reif des Alters,
Wie vom Herbstreif sich die Blumen senken.
Aber neu erblüh'nd in Sorg' und Hoffnung

Darf verjüngen sich das Herz der Alten
An der Kinder jung-glückselgem Nestbau.*)

Es war im August 1882, inmitten des von mir geleiteten Provinzial-Gustav-Adolfsfestes zu Erfurt, daß ich die telegraphische Nachricht von der Geburt des ersten Enkels erhielt. Unmittelbar darauf erfolgte die ehrenvolle Berufung meines Schwiegersohnes zum Stadtpfarrer in Darmstadt, welches von da an ein regelmäßiges Reiseziel für uns wurde.

Ein trüber Schatten fiel freilich gerade in diese für mein Haus so sonnenhellen Tage hinein, so daß dieselben für mich gleichwohl den Charakter „schwerer Zeiten" behielten: das war eine peinliche Anfechtung meiner bis dahin unerschütterlich scheinenden Gesundheit, die zeitweise selbst meinem Leben ein vorzeitiges Ziel stecken zu sollen schien. Seit dem Winter 1880/81 ward ich einer Erkrankung des linken Gehörs inne; die angestellten Heilungsversuche hatten keinen Erfolg, vielmehr übte der Krankheitsproceß des inneren Ohres von Zeit zu Zeit eine Rückwirkung aufs Gehirn, die sich in Schwindelanfällen äußerte. Dieselben traten scheinbar unveranlaßt und in unberechenbaren Pausen auf und wurden allmählich immer peinlicher. Ganz plötzlich durchzuckte mich das geheimnißvolle Uebel; ein paar Secunden oder Minuten schien das Zimmer im Kreis um mich zu wirbeln; dann folgte ein vielleicht stundenlanges Nachzittern, zuweilen mit Erbrechen verbunden. Anfänglich hatten diese Anfälle eine weitere Nachwirkung nicht; allmählich aber stimmten sie die Nerven so herab, daß ich Tage brauchte, um wieder zur vollen Arbeitsfrische zu kommen. Die Mittel und Rathschläge der Aerzte halfen so gut wie nichts; das Uebel steigerte sich eher als daß es abnahm, und hätte, wenn es sich fort und fort gesteigert hätte, zerstörend wirken müssen; aber allmählich nahm es auch wieder ab, und mein Ohrenarzt behielt Recht, der mich von Anfang an damit getröstet hatte, daß wenn das kranke Ohr ausgelitten haben und

*) Blüthenstrauß S. 141. 142.

taub geworden sein werde, vermuthlich auch die Schwindelanfälle zu Ende gehen würden. Das Leiden ging durch fünf Jahre hindurch; auf der ebenerwähnten Reise nach Tyrol und dem Ortler erinnere ich mich die letzte leise Anwandlung desselben gespürt zu haben. So ging ich einhörig, also in gewissem Maße schwerhörig und namentlich für größere Gesellschaft im Verkehr gehemmt aus demselben hervor, aber das war ein Geringes gegen die Unsicherheit und Gebundenheit, in der ich mich Jahre lang befunden hatte.

In solche Zeiten waren die Tage gefallen, in denen ich meinen beiden älteren Kindern die Traurede zu halten gehabt. Ich habe sie allen dreien gehalten und hätte sie keinem Anderen überlassen mögen, aber als ich am Tage zuvor mit meinem Sohne und seiner Braut zum Standesamt fuhr, war ich so unsicher und elend, daß ich keine drei Schritte ungeführt gehen konnte, — Tags darauf war ich wohl. Die Aerzte empfahlen mir äußere und innere Ruhe, Arbeitsenthaltung und Vermeidung aller Gemüthsbewegungen, aber das war leichter gesagt als gethan. Da ich in der Regel Wochen, mitunter Monate hindurch unangefochten blieb, das Uebel auch zuweilen Tage lang nur drohte, ohne zu einem förmlichen Ausbruch zu kommen, so hatte ich keine hinreichende Veranlassung mich meinen amtlichen und nichtamtlichen Aufgaben für eine bestimmte Zeit zu entziehen. Und doch war ich beim Beginn keiner Vorlesung sicher, ob ich sie würde zu Ende führen können, und vor Gemüthsbewegungen konnte ich mich, wie ich nun einmal im öffentlichen Leben stand, auch nicht behüten. Ein Stück meiner Amtsthätigkeit freilich fiel meinem Zustand zum Opfer, meine academische Predigtthätigkeit. Ich hatte sie fortgesetzt, bis eines Sonntags Morgens der Schwindel mich zwei Stunden lang, fast bis zum Kanzelbesteigen durchschüttelte. Ich predigte, aber im elendesten Zustand, den ich meinen Zuhörern im Voraus bekannte; es ging, aber ich konnte das Wagniß nicht wiederholen und ließ mich von

der Predigtverpflichtung entbinden. Hernach, als nach mehreren Jahren meine Gesundheit sich wieder befestigt hatte, fand ich angesichts des hereinbrechenden Alters und des immer mehr anwachsenden anderweitigen Arbeitsandranges den Muth nicht mehr, die Kanzelthätigkeit wieder aufzunehmen; ich habe von da an nur noch wenige Male, auf Reisen oder bei besonderen Veranlassungen gepredigt.

Natürlich hatte ich in diesen Jahren Erholungsreisen zwiefach nöthig, und die Aerzte empfahlen sie mir; sie thaten mir auch wohl, aber ohne mich wirklich zu befreien. So flüchtete ich im Frühling 1881 zu meiner Schwägerin Lina, die als Pastorin Wilhelmi an der Seite ihres lieben, herzensguten Mannes im badischen Oberkirch ein idyllisches Pfarrhäuschen bewohnte. Im Genuß der reizenden Frühlingslandschaft, in der wohlthuenden Stille des Pfarrhauses und der treuen Freundespflege hatte ich das Gefühl der Genesung, aber es war doch nicht von Dauer. Nun rieth man mir zu Schweizer Höhenluft; in den Sommerferien erklomm ich mit meiner jüngeren Tochter, die nun bis zu ihrer Verheirathung meine ständige Reisegefährtin ward, den Stoos bei Brunnen, den 3000 Fuß überm Vierwaldstätter See gelegenen Luftcurort. Hier hausten wir drei Wochen lang in behaglicher Verpflegung, mächtiger Naturumgebung und guter Gesellschaft, und wäre nicht ebendort ein widerwärtiger Angriff Stöckers aus Anlaß jener Hallischen Vorgänge an mich gelangt, so hätte ich auch vollkommene Ruhe für Leib und Seele gehabt. Ich blieb dennoch in unsicherm Zustand und kaum hatten wir den Stoos verlassen, um nach Süden weiterzureisen, so überfiel mich in dunkler Nacht das Uebel so schwer wie je. Ich ließ mich doch nicht entmuthigen, sondern setzte meine Reise fort. Ich wanderte mit meiner Tochter die Gotthardstraße hinauf bis Andermatt, dann nach einer kurzen Fahrt bis zum Hospiz wieder zu Fuße nach Airolo hinunter, ein herrliches Wandern in der die Schritte wie beschwingenden Höhenluft. In Biaska, dem

damaligen Anfang der noch unfertigen Gotthardbahn, hatten wir mit den dort beschäftigten jungen Ingenieuren im Kauderwälsch von Deutsch und Italienisch einen heiteren geselligen Abend; dann gings nach Lugano, nach Bellagio, wo wir acht Tage verweilten und auf Spaziergängen und Gondelfahrten den schönen Herbst genossen. Hatte es dem Leibe keine Genesung gebracht, so hatte es doch dem Gemüthe wohlgethan.

Noch gehaltvoller und auch glücklicher gerieth im folgenden Frühling eine Reise nach Oberitalien, in der ich auch dieser Tochter wenigstens einen Theil des klassischen Landes zeigen und meine eigene Kenntniß desselben erweitern konnte. Wir strebten zunächst dem Gardasee zu; noch gings durch Schneelandschaften; oben in Nago blühte der erste Weißdorn. Drunten in Torbole, wo wir einsprachen, saßen wir zu Mittag bei 24 Grad Wärme auf einem reizenden Balkönchen im Freien. Wir hausten in dem kleinen malerischen Nest acht Tage als einsame Gäste; ich vertrieb mir, da ich nicht arbeiten sollte, die vom Spazierengehen übrige Zeit, wie öfter auf solchen Reisen, mit schülerhaftem Landschaftzeichnen. Dann gings weiter nach Verona, Venedig, Bologna. Und von Bologna, dem Rathe gehorsam, den mir einst Hergenröther gegeben, diesmal nach Ravenna. Es war ein Erlebniß, dieser „Tag in Ravenna", den ich nachmals in einem Vortrag zu schildern versucht habe*): so reich und eindrucksvoll hatte ich mir diese Heimstätte altkirchlicher Kunstblüte nicht gedacht. Abseits von der Heerstraße gelegen und heute eine armselige verkommene Stadt, ist Ravenna doch zwei Jahrhunderte hindurch, im fünften und sechsten Jahrhundert, die Hauptstadt Italiens gewesen und hat so inmitten der Stürme der Völkerwanderung sich mit den schönsten Denkmalen altkirchlicher Kunst zu schmücken vermocht, die dank der Unbedeutendheit und Geschichtslosigkeit, der es von da an anheimfiel, heute fast

*) Ein Tag in Ravenna, Deutsch-evang. Blätter 1883, IV.

noch so unberührt dastehen wie am ersten Tag. Die Grabkapelle der Kaiserin Galla Placidia, auswendig ein unscheinbarer römischer Backsteinbau, inwendig ein Juwel jener Kunstepoche, in welcher die antike technische Tradition sich mit den jungen christlichen Ideen vermählt; die Taufkapelle San Giovanni in Fonte mit ihren naiven rührenden Mosaiken, die von Theoderich erbaute Basilika San Apollinare nuovo mit ihrer unverblichenen Farbenschönheit; ihre draußen in schwermüthiger Einöde gelegene größere Schwester San Apollinare in Classe; endlich der Wunderbau des Justinian, der herrliche, noch in seiner heutigen Vernachlässigung überwältigende Centralbau von San Vitale, — eins überbietet an Macht des Eindrucks immer das andere. Und doch das Ergreifendste nach alledem war mir draußen in der stillen Gärtnerei das Grabdenkmal des großen Gothenkönigs, der als arianischer Ketzer die Denkmale der Katholiken pietätvoll geschont, aber damit die Ehrerbietung vor seinen Gebeinen mit nichten erkauft hat, die ernstpredigende Rotonda mit ihrer ungeheuren granitenen Krone. — Wir dehnten unsere Reise aus bis Florenz und beschlossen sie in Bergamo. In Florenz, in dessen Herrlichkeiten ich meine Tochter einführte, bereitete uns der liebenswürdige junge Prediger Hildebrand aus Magdeburg einen prächtigen gastfreundlichen Tag in seinem Hause; in Bergamo empfing uns unerachtet frischer Trauer — die jüngste Tochter war vor Kurzem von rascher Krankheit hingerafft — die alte Liebe und Güte. Dazwischen lagen acht Ruhetage in Spezzia, die mir in leuchtendem Gedächtniß geblieben sind. Der Golf von Spezzia gehört zu den weniger gekannten Glanzpunkten Italiens, links die malerisch übereinander gelagerten farbenschönen Gebirgslinien und das romantisch am Meer gelegene Schloß von Lerici, rechts durch eine Reihe freundlicher Dörfer der anmuthige Weg nach Porto Venere, einem bildschönen Fischernest auf vorspringender Landzunge. Auf der letzten Spitze die Ruinen eines antiken Tempels, in die eine nun auch verlassene Kirche sich eingebaut

hat, umrauscht von den an die steilen Felsen anschlagenden Wogen des offenen mittelländischen Meeres.

Auf alle diese Reisen begleitete mich, die beschriebenen Kampfes- und Leidensjahre hindurch, der Entwurf einer großen schriftstellerischen Arbeit, an der als einer Lebensaufgabe ich mit ganzer Liebe hing, der Entwurf eines „Lebens Jesu". Von meinen Candidatenjahren an, wo ich Strauß studierte, hatte der Gedanke eines Werkes, durch welches Strauß gründlich überwunden würde, mir in der Seele gelegen, und meine academischen Vorlesungen über die Evangelien und über das Leben Jesu hatten mich zwanzig Jahre hindurch diesem Unternehmen näher geführt. Mancherlei Vorträge über Einzelpunkte des Lebens Jesu, seine Jugendgeschichte, seine sündlose Vollkommenheit, seine Auferstehung waren aus dieser ununterbrochenen Vorarbeit erwachsen; meine Monographie über die johanneische Frage, und ebenso eine im Jahre 1879 verfaßte Abhandlung über „die apostolische Spruchsammlung und unsre vier Evangelien", in der ich mir unter Auseinandersetzung mit den künstlichen Hypothesen von Bernhard Weiß über die synoptische Frage vollständig klar zu werden suchte, waren bewußte Vorstudien zur Lösung der größeren Aufgabe. Zuletzt hatte ich als Mitarbeiter an Riehms „Handwörterbuch des biblischen Alterthums" auch eine Skizze des Lebens Jesu zu zeichnen gehabt; unter den neutestamentlichen Artikeln, die ich von „Abendmahl" bis „Zungenrede" ziemlich alle zu bearbeiten bekam, war der Artikel „Jesus Christus" der umfassendste und bedeutsamste, und der hier vorgelegte Ueberblick des Lebens Jesu hatte den Beifall sachverständiger Männer gefunden. Nichtsdestoweniger zögerte ich im Gefühl der Unendlichkeit der Aufgabe und in der Erfahrung, alljährlich einiges für sie hinzuzulernen, bis das nahende sechzigste Jahr mich mahnte, weitaussehende Vorsätze nicht länger hinauszuschieben. Ich trug noch einen anderen Lieblings- und Lebensgedanken in der Seele, die Herstellung einer Neutestamentlichen Theologie,

in welche meine einst im Jahre 1865 rasch hingeworfene Christologie des Neuen Testaments sich auswachsen sollte, und in der Ungewißheit, ob der irdische Lebenstag für beide Vorsätze ausreichen werde, schwankte ich, welchem ich den Vorzug geben sollte. Ich entschied mich nach der natürlichen Ordnung: das Christenthum zuerst Thatsache, dann Lehre, und demgemäß in seinem Ursprung darzustellen. Aber nun ließ mein überhäuftes und durch die mannigfachsten Ansprüche zerrissenes alltägliche Leben die Vertiefung in eine große literärische Aufgabe, deren Lebensfäden eine folgerichtige Ausspinnung erforderten, nicht zu; mein Unternehmen blieb wesentlich auf die Ferien angewiesen, und da ich dieselben zu meiner Erholung größtentheils auf Reisen zubrachte, so wanderten meine Entwürfe zum Leben Jesu mit mir ins bairische Gebirge, in die schweizer Alpenluft, an den Comer- und Gardasee. Hier, fast ohne anderen literärischen Apparat, als mein Neues Testament, ist mein Werk, ist namentlich der zweite, erzählende Theil desselben, der weniger gelehrte Hülfsmittel als künstlerische Ruhe und Stimmung erheischte, zumeist entstanden.

Daß die Herstellung eines „Lebens Jesu", einer wirklichen menschlichen Lebensgeschichte des Herrn, die seinen Heilandscharakter zu einer überzeugenden Veranschaulichung brächte, wissenschaftlich möglich und theologisch nothwendig, insonderheit ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit sei, daran hätten die nachmals von einer mir nahestehenden Seite dawider erhobenen Bedenken, auch wenn ich sie gekannt hätte, mich nicht irre machen können.*) Wir sind über Jesus so gut unterichtet wie über irgend eine hervorragende Persönlichkeit des Alterthums; auch die anscheinende Lücke in der Ueberlieferung, die langjährige Stille vor seinem öffentlichen Hervortreten, füllt sich durch die Rückschlüsse, welche sein öffentliches Leben an die Hand gibt, und durch unsre allgemeine Kenntniß seines Volkes und seiner Zeit

*) Kähler, Der sog. historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus.

so weit aus, als sie überhaupt Ausfüllung erheischt. Andererseits erfordern die Evangelien um ihrer Vierfachheit, ihrer Zeitfremde und ihrer vom Zweifel angefochtenen Bestände willen die Probe einer wissenschaftlichen Bearbeitung, welche die wesentliche Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ergibt; diese Glaubwürdigkeit ist aber erst dann dargethan, wenn in wahrhaft menschlichen Formen, in den Schranken idealer Menschlichkeit ein einzigartiges, heilandskräftiges Leben aus ihnen hervortritt, welches das Bewußtsein uneingeschränkter Gotteinigkeit von Anfang bis zu Ende vor unseren Augen wahrhält und die weltgeschichtlichen Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und die ohne eine entsprechende Ursache unerklärlich bleiben würden, erklärt. Daß das apostolische Zeugniß von Jesu uns dieses Ergebniß historischer Theologie ersetzen könnte, davon kann keine Rede sein, denn ohne die evangelische Geschichte gäbe uns dasselbe einen bloßen Namen, an den dogmatische Versicherungen angehängt wären. Und auch davon kann keine Rede sein, daß die evangelischen Ueberlieferungen nach der Norm jenes apostolischen Zeugnisses ausgelegt werden müßten, denn dieses Zeugniß bedarf seinerseits selbst zur Bestätigung seiner Wahrheit die Probe seiner Uebereinstimmung mit dem thatsächlichen Leben Jesu, und das um so mehr, als der lehrhafteste Apostel diesem thatsächlichen Leben am fernsten gestanden, also seine Predigt von Christo sich gegen den Verdacht, Phantasie-erzeugniß zu sein, erst zu rechtfertigen hat. Erschien mir nach alledem die wissenschaftliche Beschreibung des Lebens Jesu als die fast wichtigste theologische Disciplin für ein Zeitalter, das für dogmatische Constructionen sehr wenig, dagegen für thatsächliche Nachweise desto mehr Sinn hat, so leuchtete mir weiter ein, daß die so gestellte Aufgabe nicht auf einfachem, sondern nur auf zwiefachem Wege vollbefriedigend zu lösen sei, einmal auf dem Wege kritischer Untersuchung, und andererseits auf dem divinatorischer Darstellung. Wenn bei aller Geschichtschreibung dies beides mit einander Hand in Hand gehen muß,

die Prüfung der Quellen, das Herausarbeiten probehaltiger Thatsachen aus dem Feuer der Kritik, und die künstlerische Herstellung eines lebendigen Ganzen aus dem gewonnenen bruchstücklichen Material, so drängte sich beim Leben Jesu mehr als sonst irgendwo die Erkenntniß auf, daß beide Aufgaben nicht im Durcheinander gelöst werden können, sondern jede in ihrer Reinheit und Eigenart für sich durchgeführt werden muß. In diesem Vorhaben, einen untersuchenden und einen darstellenden Theil von einander zu scheiden, bestärkte mich das gegentheilige Verfahren, welches ich in dem 1882 inmitten meiner eigenen Arbeit erscheinenden „Leben Jesu" von Bernhard Weiß fand. So anziehend und anregend dasselbe für mich war, so wenig konnte es mich doch an der Fortsetzung meines eignen Unternehmens irre machen; es befriedigte mich weder nach der kritischen noch nach der positiven Seite hin, welche mir beide bald ein Zuviel, bald ein Zuwenig zeigten und in ihrer steten Vermischung keinen reinen Durchblick durch das Ganze verstatteten.

Ich gab mich darüber keiner Täuschung hin, daß wie bei allen Thatsachen, bei deren Beurtheilung Fragen der allgemeinen Weltanschauung in Betracht kommen, so insonderheit beim Leben Jesu eine sogenannte voraussetzungslose Geschichtschreibung unmöglich sei. Sie war auch bei Strauß nur Selbsttäuschung: seine Untersuchung beruhte auf den negativ-dogmatischen Voraussetzungen, daß Geschichte und Offenbarung, Menschlichkeit und Gotteinheit, Natur und Wunder unvereinbare Dinge seien. Dem gegenüber begann ich meinen untersuchenden Theil mit der Untersuchung ebendieser Begriffe und stellte fest, daß und in welchem Sinne die Ideen der Offenbarung, der Gottessohnschaft und des Wunders mit dem Wesen der Geschichte, der Menschheit, der Natur wohlvereinbar, also vernünftige Möglichkeiten seien, um derentwillen eine von ihnen zeugende Ueberlieferung nicht im Voraus für ungeschichtlich gehalten werden dürfe. Ein zweites Kapitel erörterte die Quellenfrage, und that dar, daß hinreichende und hinreichend sichere

Quellen für eine Lebensbeschreibung Jesu vorhanden seien. Ein drittes behandelte die Chronologie eines solchen; ohne hierüber eine Specialgelehrsamkeit zu besitzen, kam ich auf die Jahre 27—29 als die Zeit des öffentlichen Lebens hinaus, eine Bestimmung, welche seither von immer mehreren anerkannt worden ist. Es folgte eine kritische Untersuchung der Kindheitsüberlieferungen, welche deren weder streng geschichtlichen noch mythischen, wohl aber sagenhaften Charakter ergab. Zwei weitere Kapitel legten in Anschließung an die Tauf- und Versuchungsgeschichte das Selbstbewußtsein und das Berufsbewußtsein Jesu dar, die beiden zusammenhangenden Grundlagen seines öffentlichen Lebens. Dieses selbst war zunächst in seinem Pragmatismus klarzustellen, in der von den Evangelien zerstückten oder verwirrten Reihenfolge der Begebenheiten, welche sich indeß nach den in ihnen selbst enthaltenen Spuren hinreichend wiederherstellen ließ. Daran schlossen sich Untersuchungen einmal über die Wunder und weiter über die Lehre und Weissagung Jesu; endlich zwei Schlußkapitel über die Leidensgeschichte und die Auferstehungsthatsache, deren übernatürliche Realität sich mir aus den früher angedeuteten Gesichtspunkten ergab. Waren hiermit alle Hauptfragen des „Lebens Jesu" durcherörtert und zu probehaltigen Ergebnissen geführt, so war doch damit meine Aufgabe, eine lebendige Anschauung seines Lebenslaufes zu geben, noch nicht gelöst, — sie blieb dem zweiten, darstellenden Theile vorbehalten, der sich auf den Ergebnissen des ersten aufzubauen hatte. Auch hier holte ich weiter aus, indem ich in zwei Durchblicken der Weltgeschichte, der antik-heidnischen und der alttestamentlich-jüdischen, die „Fülle der Zeiten", in der Jesus erschienen, fühlbar zu machen suchte; dann führte das „Zeitalter des Herodes" zu den Umständen seiner Geburt. Weiterhin ging es zu dem Idyll seiner Kindheit, zu den Bedingungen seiner stillen Vorbereitung, zum Tauf- und Versuchungserlebniß und so in die Geschichte des öffentlichen Lebens hinein, in der es mir anlag,

nicht nur den pragmatischen Fortschritt der Begebenheiten, sondern auch den Pulsschlag der inneren Lebensentwicklung Jesu klarzulegen bis zur Vollendung im Todesgehorsam und in die göttliche Krönung desselben. Natürlich blieb diese Darstellung, obwohl ich zu ihr meine beste künstlerische Kraft zusammennahm, — was schließlich jede historische Darstellung bleibt — nur ein annähernder Versuch, eine unerschöpfliche Wirklichkeit abzubilden, aber der wider diesen Versuch von vorhin erwähnter Seite erhobene Vorwurf, daß an ihm die historische Phantasie einen Antheil habe, hat mich nicht rühren können. Oder wie könnte überhaupt Geschichte geschrieben werden ohne Phantasie? Sie, das divinirende Vermögen des Geistes, ist es, die aus den bruchstücklichen Materialien, welche die Quellen hergeben, das lebendige Ganze, das vor den Quellen gewesen ist, neu erzeugen muß. Nur darauf kommt es an, daß diese Phantasie keine dichtende und erdichtende werde, sondern in keuscher Anschmiegung an das Gegebene sich begnüge, die Linien der historischen Zeichnung mit entsprechender Lebensfarbe auszufüllen. Daß in meinem „darstellenden Theil" irgendwo eine geschichtswidrige Phantasie eingemischt sei, ist ihm nicht nachgewiesen worden. Wenn er aber aus lauter gegebenem und verbürgtem Material eine wahrhaft lebensgeschichtliche Entwicklung hergestellt hat, die in den Schranken der menschlichen Natur, sowie des Volksthums und Zeitalters verläuft, und dennoch eine ganz eigenartige, völlig gotteinige ist, ja nur aus dieser Einzigkeit eines gotteinigen Bewußtseins sich erklärt und begreift, so meine ich, er habe die Aufgabe einer Lebensgeschichte Jesu so weit gelöst, als es überhaupt den bescheidenen Kräften eines Einzelnen vergönnt ist. —

Einige kleineren literärischen Aufgaben hatte ich zwischen Beginn und Vollendung meines Werkes erledigen können. So kam es im Jahre 1880 an mich, einen Commentar zu schreiben oder vielmehr den in Meyers Gesammtwerk zum Neuen Testament enthaltenen Commentar zum Jacobusbrief neu zu bearbeiten.

Eine solche glossematische Commentararbeit war nicht gerade meine Neigung; aber ich sagte mir, daß ich als Professor fürs Neue Testament auch dafür da sei, und bildete den fleißigen, aber etwas steifen und trocknen Commentar zu einer lebendigeren Entwicklung des Gedankenganges um, wobei sich denn auch manche Berichtigung der Einzelauslegung ergab. Die Arbeit fand den Beifall der Fachgenossen und hat seitdem die dritte Auflage erlebt. Die in den Studien und Kritiken von 1880 erschienene Abhandlung über die synoptische Frage habe ich bereits oben erwähnt; ich komme hier auf dieselbe zurück, um eines freundlichem Erlebnisses zu gedenken, welches dieselbe mir eintrug. Von einem Fachgenossen, den ich persönlich nicht kannte, erhielt ich nach ihrem Erscheinen folgende Zuschrift. „Ihr Aufsatz gibt mir Veranlassung, Sie zu bitten, sich ein Wort herzlicher Dankbarkeit und Verehrung von mir gefallen zu lassen, welches ich schon lange gegen Sie auf dem Herzen habe. Seiner Zeit von sehr differentem theologisch-kirchlichen Sehwinkel ausgegangen, habe ich in früheren Jahren vielfach in einer ganz unzutreffenden und unverständigen Weise über Sie und Ihre Theologie geurtheilt. Als ich mich allmählich zu gesunderen theologischen Anschauungen durchgearbeitet hatte, ist es im Gegentheil dazu gekommen, daß ich in Bezug auf meine Gesammtauffassung des Neuen Testaments und sogar, soweit ich das beurtheilen kann, in der Stellung zu den einzelnen wichtigeren Problemen mich mit keinem Theologen so in Uebereinstimmung weiß wie mit Ihnen." — So konnte es ja nun freilich in weiteren Kreisen nicht sein, aber auch in ihnen fand mein Leben Jesu, wenn ich die äußersten Ausläufer zur Rechten und zur Linken ausnehme, eine ehrende Aufnahme und soll, wie man mir erzählt, selbst in römisch-katholischen Werken benutzt und anerkannt worden sein. Die wärmsten Danksagungen dafür habe ich von Pfarrern, Studierenden und gebildeten Laien erhalten, denen es wohl auch zuzuschreiben ist, daß das Buch zum zweiten und zum dritten mal hat ausgehen dürfen. Eine anonyme

Zuschrift lautete: „Wie meisterhaft hast du des Meisters Bild
Gezeichnet uns so hoheitsvoll und mild. Nur heller strahlt des
Gottessohnes Klarheit, Da wir sie seh'n in menschlich voller
Wahrheit." Da war wenigstens getroffen, was ich angestrebt.

Mein Buch erschien im Herbst 1885, gerade zur Zeit meines fünfundzwanzigjährigen Professorenjubiläums, so daß ich es „meinen anhänglichen Zuhörern aus fünfzig Semestern" widmen konnte. Ich hatte die Freude, von solchen auch im einundfünfzigsten umgeben zu sein, ebenso zahlreich und herzlich wie in den ersten. Aber auch von auswärts kamen zu meinem Ehrentage Liebes- und Dankesgrüße aller Art. Unter anderem widmeten mir vier Bremer Pastoren eine Ehrengabe aus ihrem Rathskeller mit einem von D. Thikötter verfaßten lateinischen Festgedicht: darauf bezieht sich die in meinem „Blütenstrauß" (S. 139) mitgetheilte poetische Antwort. In Halle brachte mir die Studentenschaft am 13. November, kurz nach meiner Heimkehr von der oben geschilderten traurigen Generalsynode, einen großartigen Fackelzug. Ein weiter Kreis von Collegen und Freunden hatte sich zu demselben in meinem Hause zusammengefunden, in deren Namen mein Freund Riehm die herzliche Tischrede hielt. Der feiernden Ansprache der studentischen Abordnung, die meinen Saal mit ihren Fahnen erfüllte, antwortete ich mit einem bewegten Herzenserguß, in welchem ich das gottgeschenkte Glück meiner Lebensführung pries und als die Leitsterne meines Lebens, auf die ich fortfahren wolle die academische Jugend zu weisen, „evangelische Wahrheit und evangelische Freiheit in unzertrennlichem Zusammenhang" bezeichnete.*)

Als sollte ich erinnert werden, daß hinter den Bergen noch Leute wohnten, die ganz anders über mich dächten, erhielt ich unmittelbar nach diesem Festtag zwei Zusendungen charakteristischer Art, eine pseudonyme aber offenbar protestantische Postkarte aus

*) Deutsch-evang. Blätter 1885, S. 856 f.

Magdeburg und ein Blatt des päpstlichen Osservatore romano aus Rom. Der protestantische Landsmann schrieb: „Es ist rein unbegreiflich, daß man heute, nachdem höchsten Ortes eingesehen, daß einem die evangelische Christenheit durch antibiblisches Lehren verwirrenden Treiben entgegengetreten werden muß, nicht endlich sich kurz entschließt, einen sog. Doctor der Theologie aus seiner zu großem Aergerniß noch immer innehabenden Stellung, in welcher ihm die Möglichkeit gegeben, täglich seine vergiftenden Lehren in die Herzen junger urtheilsloser Leute zu verpflanzen und durch verwirrende Schriften weiter zu verbreiten, — aus seiner Stellung zu entfernen. Hier ist es an seinem Platze: Einer werde abgethan, denn daß das ganze Volk verderbe." — Das officielle päpstliche Organ aber brachte die Notiz, daß das, was der magdeburger Pseudonymus wünschte, meine Absetzung, bereits geschehen sei, und zwar wiederholt: es nahm den Hofprediger Stöcker in Schutz gegen den „bereits verschiedene male aus schwerwiegenden Gründen abgesetzten Professor Beyschlag" (già varie volte destituito per ragioni piuttosto gravi). So waren mir gegenüber schöne Geister einander begegnet.

Achtes Kapitel.

Unter'm Kanossagang.

Das eben angeführte Doppelcitat erinnert mich, daß es in dem Preußen der achtziger Jahre nicht Eine reactionäre Macht gab, der ich im Wege war, sondern deren zwei, die orthodox-protestantische und die ultramontane. Dieselben Zeiten, von deren innerevangelischem Elend ich seither erzählt habe, waren zugleich die Zeiten des Kanossaganges, der Waffenstreckung des Staates vor Rom. Wo hätte auch eine Regierung, welche den Werth und Segen der evangelischen Freiheit so wenig zu würdigen wußte, die sittliche Kraft hernehmen sollen, um der Weltmacht des Papstthums zu widerstehen?

Es geht ein eigenthümlicher Widerspruch durch die innere Geschichte Preußens hindurch. Wenn irgend ein Staat aus der Reformation, d. h. aus der Geistesfreiheit geboren ist, so ist es Preußen, und — Reiche werden nur durch dieselben Mittel erhalten, durch die sie begründet sind. Und doch hat sich Preußen zu dem aus der Reformation geborenen Freiheitsgedanken nie dauernd ein rechtes Herz gefaßt; so oft es die sittliche Siegeskraft desselben erfuhr, es sinkt immer wieder in dieser oder jener Form in die Illiberalität, in eine rückläufige, engherzige Strömung zurück. Es war ein edler, großer Gedanke, aus der Frühlingsluft der Freiheitskriege geboren, die Führung eines fortschreitenden Protestantismus zu übernehmen und in der

Union den Ausgangspunkt einer Verjüngung der evangelischen Kirche zu stiften, und auch zu einer Verjüngung der katholischen wären damals die Elemente vorhanden gewesen. Aber die Geschichte der evangelischen Union ward alsbald und bis auf den heutigen Tag eine Geschichte fortgehender reactionärer Verkümmerungen und Verleugnungen, und die katholische Kirche im Lande lieferte man in romantischer Verblendung an den römischen Curialismus aus. Nicht anders nach der großen geistigen Erhebung im Anfang der siebziger Jahre: in einer großen geschichtlichen Stunde wird ein Anlauf genommen, der evangelischen Kirche das Recht freier Selbstbestimmung zu gönnen und zugleich die römische unter den deutschen Staatsgedanken zu beugen; aber das Jahrzehnt durfte nicht zu Ende gehen, da rent den Staat schon das eine wie das andere, und er reicht den freiheitsfeindlichen Mächten in beiden Kirchen die Hand. Er thut das unter der Losung, dem Volke müsse „die Religion" erhalten werden, und allerdings, wenn man unter Religion eine höhere Polizeimacht versteht, durch die ein Volk von Außen nach Innen disciplinirt werden soll, dann ist man auf richtigem Wege, indem man hierarchischen Mächten die Hände reicht: in Wahrheit kann die Religion, die freigeborene innerliche Herzensregentin, nicht gründlicher geschädigt werden, als durch ebendiese Kirchenpolitik. Es hat nicht an hochangesehenen, weitschauenden Männern gefehlt, welche der Regierung ebendies im Entscheidungsmoment warnend entgegenhielten. „Wenn der Plan gelänge, hat H. v. Treitschke in seinen Jahrbüchern 1883 gesagt, die neue Kirchenverfassung einem ganz anderen Zwecke dienstbar zu machen, als zu dem sie geschaffen worden, dann würde das eine Periode langer und tiefer Entfremdungen zwischen dem Evangelium und allen wahrhaften, sittlichen und intellectuellen Lebenskräften unsrer Nation zur Folge haben." Und Rudolf v. Bennigsen hat im Landtag von 1881 das goldene Wort gesprochen, es sei tief zu beklagen, daß eine Zeit, in der unser Volk so religionsbedürftig sei und

vielfach für das Christenthum zurückzugewinnen wäre, unfruchtbar gemacht werde durch orthodoxen Terrorismus. Aber diese Warnungen wurden ebenso wenig gehört als die Erbietungen der altkatholischen Führer, einem wahrhaft religiösen und dabei vorbehaltlos staatstreuen Katholicismus die Wege zu bahnen; man fand es staatsklüger, das deutsche katholische Volk mit allen Mitteln an eine Macht auszuliefern, der die Religion nur das Aushängeschild ihrer Weltherrschaftsbestrebungen und der deutsche Staat das auf den Tod gehaßte Hinderniß dieser Weltherrschaftspläne ist.

Allerdings, mit einem Siegesergebniß, wie es Fürst Bismarck geträumt, mit einer innerlichen Unterwerfung einer Kirche, die soeben ihr Gewissen dem absoluten Alleinherrscher in Rom vorbehaltlos ausgeliefert hatte, konnte der Kulturkampf, zu spät begonnen und zu gewaltthätig geführt, nicht enden: man mußte im günstigen Falle mit einer äußerlichen Unterwerfung zufrieden sein. Aber eine solche, die immerhin eine Demüthigung und Selbstbescheidung eines innerlich intransigenten Feindes bedeutet haben würde, war nach glaubwürdigen Zeugnissen in Sicht, als man vorzog, sich besiegt zu geben und den Rückzug anzutreten. Die Bauern waren es müde, die gesperrten Pfarrgehalte zu zahlen, und die Curie mußte fürchten, daß sie sich daran gewöhnen würden ohne Pfarrer auszukommen; sie hätte den Verfall des kirchlichen Organismus in Preußen auf die Dauer nicht aushalten können. Gewiß hatte der Staat zuviel gethan, und wenn er das einsah, mußte er es zurückthun. Anstatt sich auf die Temporaliensperre zu beschränken, welche unbotmäßigen Unterthanen gegenüber in klarem Rechte war und, ohne die priesterlichen Functionen zu hindern, auf die Dauer zur Nachgiebigkeit gezwungen haben würde, hatte man Aemter entzogen, die man nicht verliehen hatte, und die mehreren Diöcesen, sowie zahlreiche Gemeinden hirtenlos gemacht, also unschuldige Laien mitbestraft. Hätte man das durch einen selbständigen, hochherzigen

Act zurückgenommen oder auch nur den noch im Amte befindlichen Geistlichen die aushülfliche Versorgung der verwaisten Gemeinden freigegeben, dann hätte man die Anträge der Curie zur Wiederherstellung des kirchlichen Organismus ruhig an sich kommen lassen können. So aber stellte man sich an, als ob dem Staate an derselben mehr liege als dem kirchlichen Oberhaupt, fing mit demselben Unterhandlungen an, die unter solcher Voraussetzung den Charakter eines um Frieden Bittens annehmen mußten, und gab sich so in die Hände einer Macht, die — unangekränkelt von Sentimentalität, christlicher Friedensliebe oder auch nur Barmherzigkeit mit den ihr anvertrauten Herden — mit kaltlächelnder Kunst die Verlegenheit des Staates zu dessen gründlichster moralischen Niederlage ausbeutete. Ja als wollte man diese Niederlage dem katholischen Klerus und Volke im eignen Lande recht vor Augen stellen und Jahr für Jahr vorbuchstabiren, that man das, was man nicht lassen konnte, nicht in Einem großen Act, sondern stückweise; man verfuhr mit der kirchenpolitischen Schutzgesetzgebung, wie im Landtage einmal treffend gesagt worden ist, wie mit dem Ausverkauf einer verlegenen Waare, bei dem der Verkäufer sich selbst fortwährend herunterbietet. Daß man mit dieser Manier den Kulturkampf zu beenden keinen Dank, ja nicht einmal Zufriedenheit erwarb, vielmehr nur Hohn und maßlosen Uebermuth entfesselte, den Uebermuth eines von dem Ueberwundenen immer neue Zugeständnisse erpressenden Siegers, das haben wir seither überreichlich erfahren, aber mit einigem Verstand hätte man sich's voraussagen können. Kurz, wenn ein Preis darauf gesetzt gewesen wäre, die schlechteste Art von Beendigung des Kulturkampfes zu erfinden, es hätte keine schlechtere erfunden werden können.

Wie es möglich war, daß der größte Staatsmann des Jahrhunderts solch eine Niederlage des Staates eigenhändig herbeiführte, ist mir bis heute ein nicht völlig gelöstes psycho-

logische und historische Räthsel. Daß Fürst Bismarck zur Waffenstreckung vor Rom höheren Ortes genöthigt worden wäre, ist nicht anzunehmen. Wie schwer auch der alte Kaiser in seinen dermaligen Stimmungen an der kirchlichen Verwaisung eines großen Theils seiner katholischen Unterthanen tragen mochte, in diesem ehrwürdigen Monarchen war bis in den Tod der preußische Staatsgedanke zu mächtig, als daß er seiner Regierung eine so empfindliche Schädigung desselben hätte vorschreiben können, und was hohe weibliche Einflüsse anging, die sich allerdings mit einem Eifer, wie er sonst nur Convertitinnen eigen zu sein pflegt, in den Dienst des römischen Katholicismus stellten, — wann hätte Bismarck je sich seine politischen Gespinnste von weiblichen Händen verwirren lassen? Es müssen vermeintliche Nöthigungen innerer und auswärtiger Politik gewesen sein, welche den Fürsten zu einem Friedensschluß mit dem Centrum und der Curie drängten. Daß die erstrebten politischen Vortheile mit unendlich größeren moralischen Nachtheilen erkauft wurden, daß der vermeintliche Friedensschluß nichts anderes war als die Umwandlung schwerbedrängter offenen Feinde in siegreiche versteckte, das entzog sich einer Staatsweisheit, der die Abwägung geistiger Mächte, guter und böser, ein für allemal versagt war, die daher einen Krieg und Frieden mit Rom nicht anders ansah als einen Krieg und Frieden mit Oesterreich. Dazu kam, daß Fürst Bismarck bei seiner Unorientirtheit über kirchliche Dinge in der römischen Angelegenheit offenbar ohne festen Plan war, daß er dieselbe nach Augenblicksveranlassungen und Augenblickseingebungen behandelte, während er sich der zielbewußtesten Erbschlauheit und geübtesten Taktik gegenüber befand, einer Taktik, die ihn nach und nach bis zu dem geradezu absurden Ergebniß zu treiben wußte, dem Papste zum Dank dafür, daß er dem deutschen Reiche die Carolineninseln abgesprochen hatte, die Mitherrschaft in diesem deutschen Reiche zu Füßen zu legen.

Ich muß hier an die früheren Stadien dieses denkwürdigen Verlaufs erinnern. Der neue Papst hatte den Kaiser mit Friedenswünschen begrüßt, und hatte die würdige Antwort erhalten, der Kaiser entnehme denselben gern die Hoffnung, daß der Papst die Diener seiner Kirche anhalten werde, sich den Gesetzen des Landes, in dem sie wohnten, zu fügen. Als aber der Papst, anstatt dieser Hoffnung zu entsprechen, vielmehr die Abänderung preußischer Gesetze und Verfassungsbestimmungen nach den Normen des kanonischen Rechts begehrte, hatte ihm der Kronprinz, der zur Zeit seinen leidenden Vater vertrat, erwiedert: diesem Verlangen könne kein preußischer Monarch entsprechen, indem die Unabhängigkeit der Monarchie eine Minderung erleiden würde, wenn die freie Bewegung der Gesetzgebung einer außerhalb derselben stehenden Macht untergeordnet werden sollte. Er hatte die Bitte hinzugefügt, einen seit einem Jahrtausend ungeschlichteten Principienstreit ruhen zu lassen, und das Erbieten, alsdann die aus demselben entspringenden Schwierigkeiten mit christlicher Friedensliebe und Versöhnlichkeit zu behandeln. Eine Zeit lang schien es, als wolle der Papst auf diesen Boden treten. Die Verhandlungen, welche der Nuntius Masella in Kissingen mit dem Fürsten Bismarck anknüpfte, nahmen guten Fortgang, bis zu dem plötzlichen, verdächtigen Tode des Cardinalstaatssecretärs Franchi; aber von da an empfing auch der Reichskanzler den Eindruck, daß eine intransigente Politik in Rom ans Ruder gekommen sei, die nicht den Frieden, sondern die möglichste Ausbeutung des staatlichen Friedenswunsches zum Ziel habe. Gegen das Eingehen auf eine solche Politik war der Kultusminister Falk, so lange er im Amte war, eine Bürgschaft; noch im Frühling 1879 erklärte er im Landtag, den Frieden wolle der Staat, aber einen solchen, der das Unternehmen nicht aufgebe, in welches er eingetreten sei. Der Staat sei in den Kampf eingetreten zur Restituirung seiner selbst, zur Wiederherstellung und Erhaltung seiner Fähigkeit, allen Confessionen

gerecht zu werden; würde dies Ziel geopfert, so wäre kein Ausdruck zu finden, um den Eintritt in das Unternehmen zu brandmarken. Aber wenige Monate danach erhielt Falk seine Entlassung, — zunächst, wie man sagte, weil er die Verantwortung für den Gang, den die evangelischen Angelegenheiten genommen, nicht weiter zu tragen vermochte, und nun bedauerte auch die Neue evangelische Kirchenzeitung um der römischen Dinge willen seinen Rücktritt, den sie vor allem herbeizuführen geschäftig gewesen war. Von Stund' an ward das Verfahren der Regierung Rom gegenüber ein anderes; es fing an, das bezeichnete Ziel aus den Augen zu verlieren und die Würde des Staates zu verleugnen. Falks Nachfolger gestattete nicht nur, was meines Erachtens zu billigen war, die aushülfliche Seelsorge in den verwaisten Gemeinden, wodurch in 92% derselben eine nothdürftige Versorgung wiederhergestellt ward; er gestattete auch die Wiederübertragung des Schulreligionsunterrichts und der Schulaufsicht an Geistliche, welche sich den Schulgesetzen des Staates nicht unterwarfen, vielmehr z. B. in der Erzdiöcese Köln von dem staatsrechtlich abgesetzten Erzbischof Instructionen annahmen, und damit war zu jeder Preisgebung der Autorität des Staates und Gesetzes der verhängnißvolle Anfang gemacht.

Nun sah man in Rom, was man dieser sich selbst preisgebenden Regierung bieten konnte. Der Papst warf ihr einen Köder hin in der brieflichen Aeußerung an den abgesetzten Erzbischof Melchers, die Anzeigepflicht könne geduldet werden; als aber die Regierung nach dem Bissen schnappen wollte, war er nimmer da. Sie hatte erklärt: wenn jener versöhnlichen Gesinnung praktische Folge gegeben werde, dann wolle auch sie entgegenkommen; es wurde keine praktische Folge gegeben, — so kam sie auch ohne das entgegen. Dies Entgegenkommen bestand in den sogenannten discretionären Vollmachten, welche Fürst Bismarck sich vom Landtag ausbat, für eine bestimmte Zeit von allerlei gesetzlichen Anforderungen an die anzustellenden Priester dis-

pensiren, den Bisthumsverwesern den politischen Treueid, den jeder evangelische Pfarrer zu schwören hatte, erlassen, ja die rechtlich abgesetzten Bischöfe, auch ohne daß sie sich den Staatsgesetzen unterwürfen, durch königliche Begnadigung wiederherstellen zu dürfen. Mit Ausnahme dieses letzten, allzu anstößigen Punktes bewilligte der Landtag die discretionären Vollmachten, aber vergeblich. Der Papst biß nicht darauf an; er erlaubte seinen Untergebenen nicht, von Dispensen Gebrauch zu machen, welche den Fortbestand der Maigesetze, dieser nach Bismarcks damaliger Aeußerung nicht zu zerbrechenden, sondern nur auf dem Fechtboden zu reponirenden Waffen, zur Voraussetzung hatten. Hierauf erklärte die Regierung officiös: „sie werde den preußischen Katholiken alle Zugeständnisse machen, die mit den Gesetzen verträglich seien, und werde die gesetzlichen Schranken eines Entgegenkommens durch Parlamentsvorlagen so zu erweitern suchen, wie es mit der Sicherheit und Unabhängigkeit des Staates irgend verträglich sei, ohne eine kirchliche oder politische Gegenleistung vom römischen Stuhle zu verlangen oder zu erwarten." Aber wer nun meinte, sie werde wirklich so thun, sie werde eine billige Revision der Maigesetzgebung eintreten lassen, und es dann der römischen Hierarchie überlassen sich zu fügen oder in der bisherigen Lage zu bleiben, der irrte sich. Dieselbe Regierung, die vom römischen Stuhl keine Gegenleistung erlangen oder erwarten wollte, stellte unmittelbar darauf die auf ihr eignes Andringen aufgehobene Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl wieder her, natürlich um über Leistung und Gegenleistung zu verhandeln. Und anstatt in eine wirkliche Revision der Maigesetzgebung einzutreten, kam Fürst Bismarck wiederum auf sein System der discretionären Gewalten zurück, erweiterte dasselbe ins Maßlose, ließ es sich von den verbündeten Conservativen und Centrumsleuten nochmals erweitern und erreichte in der That diesmal die schmachvolle Freiheit, rechtlich abgesetzte Bischöfe, ohne daß sich dieselben den bestehenden Ge-

setzen unterwarfen, durch sogenannte Begnadigung wieder einzusetzen, d. h. ihnen gegenüber Pater peccavi zu sagen. Da zeigte ihm das Proclama des neuen Fürstbischofs von Breslau, welches gemischte Ehen selbst nach katholischer Trauung für Concubinate erklärte, falls eine evangelische Trauung nachgefolgt wäre, was für Geister er gerufen. Er hielt inne und ließ im nächsten Landtag erklären, die Regierung habe die ihr ertheilten Vollmachten alle benutzt, außer die zur Rückberufung der abgesetzten Bischöfe und zu weiterer Aufhebung der Temporaliensperre; hinsichtlich dieser beiden Punkte sei sie zu der Entscheidung gelangt, daß deren Ausführung in keiner Weise geeignet sei, den Frieden im Lande zu fördern. Ein kurzer Einhalt auf dem Kanossagang, dem im folgenden Jahre der entscheidende Schritt oder vielmehr Sprung auf demselben Wege folgen sollte.

Schon diese Präliminarien des Kanossaganges warfen in der publicistischen Umgebung der Regierung so seltsame, in Verrath am deutschen Protestantismus schillernde Schaumblasen auf, daß ich mich gedrungen fühlte, dieselben öffentlich zu beleuchten. In der „Post", damals einem besonnenen freiconservativen Organ, erschienen mehrere Artikel, welche für ebendas plaidiren zu wollen schienen, was Kaiser Wilhelm im Anbeginn des deutschen Reiches mit Entrüstung abgewiesen hatte, für eine Handreichung Deutschlands zur Wiederherstellung des Kirchenstaats. Eine geistreiche Feder suchte hier nicht nur dem Königreich Italien zu zeigen, daß eine solche Herstellung im beiderseitigen Lebensinteresse sei, sondern zog auch Deutschland und die Bismarck'sche Politik in diese Aussicht hinein. Wenn es dem Fürsten Bismarck gelinge, durch Verwirklichung seiner großen Entwürfe, durch das Tabaksmonopol das Reich finanziell auf eigne Füße zu stellen und durch die Unfallversicherung den Arbeiterstand mit demselben zu befreunden, dann — meinte der Sprecher — „würde das in sich gefestete Reich in der Lage sein, der römischen Kirche beinahe alle Freiheit zu lassen, die sie beanspruche, und das

Papstthum, wenn es den Widerstand des Centrums gegen jene großen Entwürfe breche, würde im deutschen Reiche die Stütze für eine besonnene großartige Evolution finden können." — Ich widmete diesen befremdlichen Gedankengängen im Januar 1882 meiner Blätter eine Kritik unter dem Titel „Soll mit deutscher Hülfe der Kirchenstaat wiederhergestellt werden", beleuchtete zunächst das Frevelhafte einer solchen Phantasie, ging dann aber auf die Idee eines zwischen dem Papstthum und dem deutschen Reiche zu schließenden Bündnisses überhaupt ein. Ich fand in einem solchen Project den Charakter einer Politik, die, lediglich mit politischen Factoren rechnend und auch den Katholicismus nur als politischen Factor wägend, keine Ahnung habe von der nationalen Bedenklichkeit einer uneingeschränkten geistigen Macht desselben. „So wenig der Mensch überhaupt, so wenig lebt das deutsche Volk vom Brot allein. Ob in ihm eine geistige Macht freie Hand hat, welche ihre Untergebenen vom deutsch-protestantischen Leben wie mit einer chinesischen Mauer abzuschließen und in vollkommener Denk- und Willensabhängigkeit von ihrer unfehlbaren Autorität zu erhalten strebt, dünkt unserem „stumpfen Verstand" (— mit diesem artigen Ausdruck waren diejenigen bedient, denen die Zweckmäßigkeit jenes Bündnißgeschäftes nicht einleuchtete —) allerdings eine eminent politische und nationale Frage. Wir haben seither geglaubt, der Kulturkampf sei auch dazu angestrengt, in jene chinesische Mauer für Klerus und Volk im katholischen Deutschland eine Bresche zu legen und die geistige Einheit und Gemeinschaft unseres Volkes einigermaßen zu retten: das war nun wohl für diese Realpolitik eine Ideologie. Was vollends den Gedanken angeht, das Papstthum, gestützt aufs deutsche Reich, behufs Wiedergewinnung einer ausgiebigeren Weltstellung eine neue „großartige Evolution" machen zu lassen, so sollte man glauben, einer der schlimmsten Feinde des Reichskanzlers habe ihn erfunden, um den großen Staatsmann im protestantischen Deutschland heillos zu discreditiren. Daß das

deutsche Reich zu solchen päpstlichen Evolutionen die geeignete Stütze nur bieten könnte, wenn gleichzeitig der protestantische Geist in demselben möglichst gedämpft würde, scheint man in Berlin nicht zu bedenken."

Natürlich rechnete ich auch mit der Möglichkeit, daß jene Artikel der „Post" gar nicht auf ernsthafter Meinung beruhten, sondern nur dem diplomatischen Schachspiel angehörten und eine dem Papst hingeworfene Lockspeise seien, um ihn zu besserem Entgegenkommen zu angeln. Ich hatte dennoch meine Gründe, mich bei dieser Möglichkeit nicht zu beruhigen. Ich erhielt um dieselbe Zeit in einer feierlich-geheimnißvollen Weise die Mahnung eines vornehmen norddeutschen Protestanten, ja doch alles zu vermeiden, was der angestrebten Versöhnung zwischen Kaiser und Papst entgegenwirken könne; Bismarck werde nicht nach Kanossa gehen, aber Leo XIII. vielleicht vor der französischen und italienischen Revolution nach Köln flüchten, den König von Preußen zum König der Deutschen krönen (!) und die römisch-katholische Kirche sich mit der deutsch-evangelischen zu einer Johanneskirche vereinen. Also mit solchen kindlichen Phantasieen trugen sich, trotz des vaticanischen Concils und der Kaiserkrönung von Versailles, hochgebildete deutsche Protestanten! Und schlimmer als solche privaten Träume war ein gleichzeitiger Artikel der anerkannt officiösen Provinzialcorrespondenz, die doch nicht für den Papst, sondern für Deutschland geschrieben ward. Hier hieß es angesichts der Ausgleichsverhandlungen mit Rom und der durch die neuen Reichstagswahlen dem Fürsten Bismarck bereiteten inneren Schwierigkeiten wörtlich wie folgt. „Wir stehen, so Gott will, am Beginn der ersehnten Aera des kirchlichen Friedens, und wie es Fürst Bismarck vorhergesehen, ein friedliebender Papst soll uns helfen, die Ausgleichung herbeizuführen. Wenn einst der Papst eine Stellung zu Preußen und zu unserem Könige einnahm, daß man mit Recht verwundert sein konnte, wie ernste Protestanten sich nicht mit der Regierung ver-

letzt finden sollten, so erwartet Fürst Bismarck jetzt, wo eine Abwehr nach jener Seite nicht mehr in gleichem Maße erforderlich ist, daß in dem neu entbrennenden Kampfe des Unglaubens gegen den Glauben überhaupt, gegen den evangelischen wie gegen den katholischen, alle ernsten Christen mit ihr zusammenstehen. Auch jetzt handelt es sich um Unterordnung unter den leitenden Gesichtspunkt, um den der Erhaltung der Gesellschaft überhaupt gegen den Ansturm der zerstörenden Elemente, und hiebei kann der gläubige Protestant mit dem gläubigen Katholiken zusammengehen. Die großen leitenden Gedanken, welche Fürst Bismarck in den Reichstagssitzungen der vorigen Woche als Grundlage seiner Politik aufgestellt hat, werden sicherlich eine belebende und stärkende Kraft haben und alle ernsten Geister vereinigen zum Kampf gegen die fortschrittlichen und kirchenfeindlichen Bestrebungen, welche nicht blos für die Kirche, sondern auch für die nationale Einheit und das monarchische Princip gleich gefährlich sind." Hier war also alles Ernstes der Versuch gemacht, den Kampf der Regierung mit ihren linksliberalen Gegnern zu einem Kampfe des religiösen Glaubens mit dem Unglauben zu stempeln, und den deutschen Protestanten, die Zumuthung gestellt, um der Heeresfolge der Bismarck'schen Politik willen die Kleinigkeit, welche zwischen deutscher Reformation und vaticanischem Papstthum liegt, bei Seite zu setzen. Gegen solche maßlosen Verirrungen staatsmännischer Einseitigkeit war denn doch ein öffentlicher Protest nöthig, und ich erhob ihn in dem Neujahrsartikel meiner Blätter von 1882 „Vor welchen Dingen stehen wir?" Ich erinnerte, daß der Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus von noch anderen Instanzen bedingt werde als von der Stellungnahme des Papstes zum preußischen Staat; daß „Glaube" bei evangelischen Protestanten und römischen Katholiken zu gründlich zweierlei sei, um das einigende Princip einer inneren Politik bilden zu können, und zugleich wies ich nach, daß jener Versuch, Protestantismus und Katholicismus zusammen

an den Siegeswagen der Bismarck'schen Politik zu spannen, leider mehr sei als eine jener Stylverirrungen, welche halbamtlichen Organen zuweilen begegnen. Der Reichskanzler hatte in seinen indiscret veröffentlichten Tischgesprächen einmal die Möglichkeit besprochen, daß der Papst nach Deutschland übersiedele, und hatte hinzugefügt: Katholisch würden darüber in Deutschland nicht viele werden; und wenn auch, — was thäte es? es komme auf den Glauben an, nicht auf die Confession. Wer das sagen konnte — bemerkte ich — hat von der Verschiedenheit evangelischen und katholischen Glaubens, hat von der Tragweite des Confessionsunterschiedes in Deutschland keine sehr eindringende Vorstellung. Auch große Männer haben ihre Schranken, an welchen angelangt sie großer Mißgriffe fähig sind, und wenn sich auf irgend einem Gebiete der geniale Durchblick des Fürsten bis jetzt nicht bewährt hat, so ist's auf dem kirchlichen ... Er rechnet mit der römischen Kirche als einer großen, greifbaren Weltmacht, mit der man Krieg führt und Frieden schließt wie mit Frankreich oder Oesterreich, um sich hernach vielleicht auch mit ihr zu verbünden; daß er auch ideale Mächte zu wägen wisse, daß er das zarte und tiefe dynamische Verhältniß der evangelischen Kirche zum deutschen Volk und Reich, daß er die Lebensbedingungen dieser in ihrer Erscheinung so ohnmächtigen und in ihren Wirkungen so tiefgreifenden Größe durchschaue, hat er nie gezeigt. Und so kann man ihm allerdings zutrauen, daß er bona fide, auch in der Meinung, dem deutschen Protestantismus nichts zu vergeben, einen Plan entwürfe, mit verbündeten Kräften des kirchlichen Katholicismus und hochconservativen Protestantismus einen Feldzug gegen das liberale Deutschland anzustrengen. Daß dabei der Katholicismus die Kerntruppe bilden müßte; daß der Feldzug ein ähnlicher wäre, wie der, welchen Karl V. mit spanischen Kerntruppen und einiger protestantischen Bundesgenossenschaft gegen den Schmalkaldischen Bund führte; daß derselbe, je siegreicher er ausfiele, desto mehr an den Katholicismus bezahlt,

auf Kosten des Protestantismus bezahlt werden müßte, das kann er übersehen, weil er für seine Person ein guter Protestant und im Gefühl seiner Größe gewohnt ist, sich persönlich ganzen Mächten der Gegenwart als Bollwerk gegenüberzustellen. Aber wie groß er sei, er ist nur ein sterblicher Mensch, und was soll nach ihm kommen? ... Der Kanzler mache seinen Frieden mit dem Papst, wenn er es kann, ohne jenem deutsch-protestantischen Standpunkt etwas zu vergeben, welchen unsere Regierung auf den Höhepunkten des Kirchenstreites zu unsrer Freude vor aller Welt bekannt hat; aber seine Stütze suche er nicht in erster Linie da, wo man am undeutschesten fühlt und denkt. Er wende sich an den besseren Geist seines Volkes, wie er vorzugsweise in den gemäßigt conservativen und gemäßigt liberalen Kreisen, wie er vor allem in den Kreisen, welche in der evangelischen Kirche ihre geistige Heimath haben, zu finden ist ..."

Die katholisirende Politik des Fürsten Bismarck, die sofort auch in kleineren deutschen Staaten Nacheiferung fand, übte natürlich auf weite Kreise unsrer evangelischen Volksgenossen einen moralischen Druck. Die Einen wurden durch sie eingeschüchtert, so daß auch einsichtige Liberale im Landtag ihren Mund kaum dawider aufzuthun wagten; andere wurden durch sie bezaubert und zur Untreue verführt. Unter solchen Umständen erschien es unumgänglich, dem protestantischen Deutschland für die ihm gebührende Haltung Auge und Gewissen zu schärfen. Auf dem im October 1882 nach Berlin einberufenen Jahrestag der „Evangelischen Vereinigung" ward mir der Auftrag, die Frage zu behandeln: „Was ist der evangelische Christ Rom gegenüber seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig?" und der Zudrang, den der große Saal des Architektenhauses kaum zu fassen vermochte, darunter die große Zahl hervorragender Männer weltlichen Standes bewies, wie sehr die gestellte Frage an der Zeit war. Ich darf und muß von meiner Beantwortung derselben hier einen ausführlichen Auszug geben, weil diese

die Grundlinien alles dessen enthielt, was in Bezug auf Deutschland und Rom, Protestantismus und Vaticanismus öffentlich geltend zu machen hinfort mir zur Lebensaufgabe ward.

Ich ging aus von der Gefahr und Versuchung, jene Schuldigkeit zu vergessen. Mächtige verneinende Zeitgeister legen den Gedanken nahe, alle positiven, erhaltenden Geister zur Gegenwehr zusammenzufassen. Als solche erscheinen vor allen die beiden großen christlichen Confessionen, in die unser Volk sich theilt. Aber wenn der Naturalismus ein Todfeind unsres deutschen Lebens ist, — wie, wenn der Romanismus ein zweiter wäre? Würden wir, wenn wir zwei gefährliche Feinde des deutschen Reiches hätten, einen offenen im Westen und einen versteckten im Osten, dem letzteren, während wir mit jenem im Kriege lägen, unsere Festungen öffnen? Daß die römische Kirche unsre Todfeindin ist, dafür klebt der nächste Beweis an ihren Händen, in dem Blute evangelischer Märtyrer, das sie auch in Deutschland hundertfältig vergossen hat; wenn sie heute damit nicht mehr fortfährt, so liegt das nicht an ihrer Reue und Besserung, sondern an der modernen Civilisation, die ihr eine Fessel angelegt hat, und sie knirscht in diese Fessel. Mit dieser unduldsamsten aller religiösen Mächte verbündet sich eine evangelische Gemeinschaft immer nur, wie der große Kurfürst sagte, „auf das Beneficium des Ulysses, so ihm von Polyphemo offeriret ward, als der Letzte gefressen zu werden." — Aber auch hievon abgesehen: ist denn ein solches Bündniß überhaupt religiös-sittlich möglich? Kurzsichtige Protestanten meinen das, weil wir mit den Römischen einen stattlichen Bestand von Dogmen gemein haben: sie müßten sich daraufhin mit jedem russischen Popen oder spanischen Inquisitor solidarischer fühlen als mit einem Lessing oder Kant. Diese dogmatische Solidarität ist Rom gegenüber nichtig, weil die Wahrheit besitzen und sich nicht in ihre Zucht stellen, die Wahrheit besitzen und sie in Ungerechtigkeit aufhalten, sie zum Einschlag machen in einem Gewebe der

Lüge, das erst durch diesen Einschlag für die Menschen verstrickend wird, viel schlimmere Sünde ist als das Verkennen der Wahrheit oder das Irregewordensein an derselben. Gewiß, Rom besaß zu Luthers Zeiten und besitzt noch heute im objectiven Sinne das ganze Christenthum: aber da das Christenthum niemanden christlich macht, wenn es ihm nicht subjectiv wird, subjectiv durch den Glauben, welcher die dargebotene Liebe Gottes in Christo ergreift, so sind wir gemahnt, das Widerchristenthum einer religiösen Macht zu ermessen, die sich zwischen jene Liebe Gottes in Christo und das Menschenherz selbstsüchtig eindrängt und dadurch auf der einen Seite die ewige Wahrheit verschleiert und in die Ferne rückt, auf der anderen den Glauben an dieselbe, so viel an ihr ist, hindert und verkehrt. Oder wird nicht durch jenes Sich-eindrängen eines selbstsüchtigen, herrschsüchtigen Mittlerthums zwischen die Seele und den Gott ihres Heils, wie es das innerste Wesen des römischen Katholicismus bildet, dieser Heilsgott aus einem unmittelbar mit dem Menschen handelnden Subject zu einem Object gemacht, welches die Kirche je nach ihrem Sinn beleuchtet oder verdunkelt, verschenkt oder versagt? Wird durch jenes Mittlerthum nicht der Glaube, die freieste That des über die Welt in die ewige Wahrheit und Liebe sich erhebenden Herzens, zu einer knechtischen Unterwerfung unter die Satzungen einer priesterlichen Vormundschaft, unter die Autorität eines Vicars Gottes auf Erden? Und ist dies beides nicht die durchgreifendste Verkehrung des Christenthums, die überhaupt denkbar ist?

Oder wären etwa in diesen viertehalb Jahrhunderten Annäherungen und Berichtigungen eingetreten, die uns heute sittlich möglich machten, was unseren Vätern einfach als Verrath am Evangelium erschienen wäre? Wir Protestanten, abgesehen von einer Minorität, welche in den Stürmen der seit der Reformation meerartig ausgebreiteten Freiheit bange geworden, fürchtet, der Himmel werde nicht halten, wenn sie ihm nicht ein

paar römische Pfeiler unterbaute, — wir Protestanten sind nur protestantischer, freiheitlicher geworden. Der Katholicismus aber nur unevangelischer, römischer. Er hat alle evangelischen Regungen in seinem Schooße unterdrückt und nur den Jesuitismus großgezogen; er hat in unseren Tagen die letzten Schritte gethan zur Umwandlung des Christenglaubens in Cadavergehorsam, zur Vergötterung des armen sündigen Menschen im Vatican, der da spricht: „Die Tradition bin Ich, die Kirche bin Ich, die Wahrheit bin Ich.“ Kann da noch von Glauben im biblischen Sinne die Rede sein, wo der Glaube an den h. Geist, der in alle Wahrheit führt, zum Glauben an den Papst geworden ist, der ex cathedra redet; wo der Glaube principiell zum sacrificio del intelletto, ja zum Opfer des Gewissens geworden ist? Und Arm in Arm mit dieser Macht wollt Ihr den skeptischen, naturalistischen, materialistischen Zeitgeist bekämpfen? Seht Ihr denn nicht, daß diese Macht wie keine andere ihn großzieht? Woher in Frankreich, in Italien, in Spanien jenes trostlose Entweder-Oder von Bigotterie und Voltairianismus; woher die im protestantischen Deutschland doch ungekannte Erscheinung, daß jeder Ansatz nationaler Erhebung und Geistesbefreiung damit anhebt, der Kirche den Krieg zu erklären, die Religion aus der Schule auszuweisen, jedes Band des öffentlichen Lebens mit dem Christenthum zu durchschneiden? Drittehalb Jahrhunderte seit dem Concil von Trient hat die römische Kirche in den romanischen Ländern jede Gunst der Verhältnisse, jede Unterstützung des weltlichen Arms genossen, und die Frucht ihrer Aussaat war — der Atheismus und die Revolution. Ganz natürlich: wenn etwas geeignet ist, den Menschen an aller Religion, an aller höheren Wahrheit verzweifeln zu machen und auf die weltliche Freiheit und Gleichheit als einziges Ideal zurückzutreiben, so ist es die Aechtung der religiösen Gedanken- und Gewissensfreiheit, die Verwerthung der Religion als Mittel der Weltherrschaft und Geisterknechtung, Papstthum und Jesuitenorden im weltgeschichtlichen Bunde.

Nicht als ob sie in den trüben Gewässern, die sie so herbeiführen, nicht auch wieder trefflich zu fischen verstünden! Das religiöse Bedürfniß der Menschen ist ja unverwüstlich, und je mehr der herrschende Wind der Zeit sie um die Realität der unsichtbaren Lebensgüter ängstet, um so williger werden sie, sich blindlings einer Macht zu ergeben, die ihnen jene ewigen Güter in sinnlicher Vergegenwärtigung um den einzigen Preis des Verzichts auf eigenes Denken und Wollen verbürgt. So gewinnt die römische Kirche inmitten der modernen Welt des Unglaubens überall doch ein Heer zitternder Kinder und Knechte, und mit Hülfe dieser Gefolgschaft, die sich vorzugsweise aus den höchsten und tiefsten socialen Schichten zusammensetzt, hält sie die liberale, aufgeklärte Gesellschaft im Schach. Und so wird da, wo der römische Katholicismus Volksreligion ist, ein ewiges Ebben und Fluten zwischen Unglauben und Aberglauben zum Gesetz der Geschichte . . . Sollen wir deutschen Protestanten uns an dieser Arbeit, den Teufel des Unglaubens durch den Beelzebub des Aberglaubens auszutreiben, betheiligen? Der Aberglaube ist dem wahren, evangelischen Glauben kein Haar breit verwandter, bündnißfähiger als der Unglaube; er ist nicht, wie manche wähnen, des Glaubens Zwillingsbruder, sondern des Glaubens Wechselbalg. Die hehrsten Segnungen sind der Menschheit zugeströmt aus der wahren Religion, dem ächten Glauben; und die abscheulichsten Greuel sind der Menschheit entsprungen aus der falschen Religion, dem fanatischen Aberglauben. Ist dem aber so, wie stellen sich denn etliche an, als gölte es, nur überhaupt Religion ins Volk zu bringen, einerlei was für welche? Als ob Tollkirschen eben auch Kirschen wären!

Also der evangelische Glaube kann den Geisteskrieg gegen den Naturalismus nicht führen im Bunde mit dem Romanismus; er muß ihn allein führen, und einen gleichen mit dem Romanismus dazu. Das ist keine einfache Lage, aber auch keine verzweifelte, denn das Schwert des Geistes, welches die

Reformation uns in die Hand gegeben hat, hat der Schneiden zweie und bleibt die ächte Geisteswaffe nur dann, wenn man die gegen Rom gekehrte Schneide nicht abstumpft. Seien wir nur ganz und voll was wir heißen, evangelische Christen, dann hat's keine Noth. Dazu aber gehört in den Kämpfen dieser Zeit ein Dreifaches. Einmal, daß wir uns vertiefen in den Grund unsres Bekenntnisses; daß wir nicht weichen von der ewigen Lösung der tiefsten Lebensfrage der Menschheit, wie sie im Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo gegeben ist. Möchten die ehrlichen, sittlich ernsten Freiheitsfreunde es aufgeben, durch ein auf skeptischem Grunde ruhendes bloßes Evangelium der Humanität die wahre Freiheit gründen zu wollen; das skeptische Evangelium der Humanität wird immer wieder die Massen hier in die Freiheit der Brutalität hinuntergleiten lassen, dort in die Geistesknechtschaft Roms hineinscheuchen. Das Andere ist, daß wir an den Freiheitsprincipien der Reformation festhalten und von der Verheißung Christi „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch freimachen" keinen Deut hingeben. Wenn wir den Muth nicht haben, den Inhalt des Glaubens zu denken, die ewige Wahrheit zum Gegenstand freier Erkenntniß zu machen und die Zufälle dieser Freiheit, die nach Menschenloos unvermeidlichen Irrgänge der Erkenntniß geduldig zu tragen, so sind wir — das sei den redlichen, ängstlichen Conservativen gesagt, — Christi „rechte Jünger" nicht. Das Dritte ist, daß wir anstatt mit dem römischen Erbfeind Verständigungen zu suchen und daneben den innerevangelischen Bürgerkrieg zu treiben, Verständigung suchen unter uns Evangelischen selbst. Der Apostel Paulus hat sein schärfstes Wort, ein „Anathema" gesprochen wider die, welche das Evangelium zu einem neuen System der Gesetzesknechtschaft verkehrten; — unter den Kindern der evangelischen Freiheit hat er Duldung der Schwachen geboten, Duldung auch der mit Holz, Stroh und Stoppeln Bauenden, so lange sie nur auf dem Einen Grund

Christus bauten. Wenn wir so, gestützt auf das positive Fundament wie die freiheitlichen Folgerungen des Evangeliums, in brüderlicher Eintracht dem Romanismus erneuten Krieg geloben, einen Krieg allein mit Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit, aber der erst endet, wenn Rom sich dem Evangelium gebeugt haben wird, so wird die Frage „Was ist Rom gegenüber der evangelische Christ seiner Kirche schuldig?“ beantwortet sein.

Die Frage lautet aber: seiner Kirche und seinem Vaterland. Auf vaterländischem Boden verlangt man von uns ein christliches Zusammenwirken mit der römischen Kirche. Aber zusammen arbeiten am Aufbau des vaterländischen Gemeinwesens könnten wir doch nur, wenn wir über Idee und Aufgabe desselben wesentlich einig wären. Ist zwischen evangelischen Protestanten und rechtgläubigen römischen Katholiken ein solches Einverständniß möglich? Die Staatsidee beider Confessionen ist grundverschieden. Der evangelischen Kirche ist der Staat eine selbständige göttliche Ordnung zur Verwaltung des Rechts, und nicht nur des abstracten Rechts, sondern des gesammten nationalen Kulturlebens, soweit es sich von der Rechtssphäre aus bedingt. Die römische Kirche lehrt, daß Christus dem Petrus die beiden Schwerter der geistlichen und der weltlichen Gewalt übergeben habe und daß die Obrigkeit das letztere erst von der Kirche empfangen habe, zu ihrem Dienst. So muß sie dem modernen Staate, der aus jener protestantischen Idee stammt und lebt, principiell feind sein, — nicht nur, weil er ihr die alten Henkersdienste gegen die Ketzer versagt, Gewissens- und Kultusfreiheit walten läßt, sondern auch deshalb, weil er die Schule, die Volksbildung in die Hand genommen und damit, wie sie meint, in ihr eigenstes Gebiet übergegriffen hat. Wie soll denn nun, zumal seit das Vaticanum die äußersten staatsfeindlichen Theorieen des Papstthums dogmatisirt hat, an eine mit den Anhängern Roms gemeinsame Lösung nationaler Kulturaufgaben für uns zu denken sein? Nicht einmal an eine gemein-

same Lösung der socialen Frage: die römische Kirche arbeitet an dieser Lösung auch, aber mit ihren Mitteln und zu ihren Zwecken, um die Arbeitermassen durch kirchliche Associationen als Machtmittel in ihre Hand zu bekommen. Sie zu heben zur sittlichen Freiheit, zur Freude am Vaterlande, zur Theilnahme an den geistigen Lebensgütern, deren das evangelische Deutschland sich erfreut — wer ist der Narr, der ihr solche Absichten zutraut? — Dazu kommt, daß das Papstthum gegen Deutschland und Preußen eine specielle Erbfeindschaft hegt. Deutschland ist das Mutterland der Reformation: das hat das Papstthum uns büßen lassen in einem dreißigjährigen Mordbrennerkrieg, der uns an den Rand des Unterganges führte. Der Staat des großen Kurfürsten aber hat mit wesentlich protestantischen Mitteln und Kräften dies gebrochene Deutschland wieder aufgerichtet. Schon die Königskrone hat der Papst dem ketzerischen Hohenzollern nicht gegönnt: wie man in Rom über die neue deutsche Kaiserkrone empfand, mag aus dem berühmten Antonelli'schen Ausruf nach dem Siege von Königgrätz gefolgert werden Casca il mondo? In der systematischen Entfremdung des katholischen Volkstheils von der Kulturgemeinschaft der protestantischen Mehrheit hat man heute das Mittel entdeckt, diesem „Welteinsturz" zu begegnen und einen Keil in die junge deutsche Einheit zu treiben. Was sind wir nun unter solchen Umständen Rom gegenüber unserm Vaterlande schuldig? Nun, vor allem den Wahn zu bekämpfen, als sei mit Rom ein wirklicher Friede zu schließen, als sei Rom überhaupt für Deutschland eine conservative Macht. Friede wäre nur zu haben um den Preis der Unterwerfung im Vollsinn des Wortes. Und eine conservative Macht ist Rom überhaupt nicht; es geht zeitweilig mit jeder politischen Macht und Richtung, die ihm Vortheil verspricht; heute mit dem Despotismus, morgen mit der Revolution, — nur nie mit der geordneten Freiheit. Nun ist freilich dieser römische Katholicismus unter uns da, und dem deutschen Reiche, dem preußischen Staate ist die unendlich schwie-

rige Aufgabe zugetheilt, ihn zu ertragen und den Gegensatz unversöhnlicher Mächte, soweit es dem Staate zukommt, in sich zu überwinden. Was ist denn nun das Positive, was wir zur Unterstützung des Staates in dieser seiner vielleicht schwersten Aufgabe namens unserer Kirche zu rathen und zu fordern haben?

Zunächst haben wir zu dringen auf bleibende Unterscheidung von Katholicismus und Romanismus. Ehre den frommen und tapferen Männern, welche inmitten massenhafter feiger Unterwerfung unter einen neuverfertigten Glaubensartikel den alten katholischen Glauben zu wahren und von den verfälschenden Zuthaten des Romanismus zu reinigen unternommen haben. Wir fordern für diese glaubens- und staatstreuen Altkatholiken Gerechtigkeit und Wohlwollen. Aber auch der vaticanische Katholicismus muß getragen werden, muß alle die Duldung und Freiheit genießen, welche das protestantische und preußische Princip der Toleranz umschließt. Die römische Kirche soll ihr Kirchengut, ihre Selbstverwaltung, ihre ungehinderte Lehre und Feier haben. Aber freilich eine unbegrenzte Freiheit im deutschen Staate, neben der evangelischen Kirche, kann nur wahnwitziger Uebermuth für sie fordern: jede Freiheit auf gemeinsamem Rechtsboden, dessen gottgesetzter Hüter der Staat ist, hat ihre Grenzen an dem Rechte Anderer und an den Lebensbedingungen des gemeinsamen Ganzen. Das führt auf zwei Specialkapitel: den Kulturkampf und das Paritätsprincip. Der Kulturkampf ist unter manchem Fehlgriff begonnen und geführt worden, aber das Unternehmen, die abhanden gekommenen Hoheitsrechte des Staates über die römische Kirche wiederherzustellen und den Vaticanismus unter gewisse Lebensbedingungen des jungen deutschen Reiches zu beugen, war berechtigt, patriotisch und im Interesse auch der evangelischen Kirche. Wir werden dem Staate nicht zurufen: Sprich wie Pilatus „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben"; aber wir müssen ihm zurufen: Opfere nicht um augenblicklicher Vortheile willen die große ernste Zukunft,

und gib nicht die Sache hin und begnüge Dich mit dem Schein! Wie aber auch das Verhältniß des Staates zur römischen Kirche geordnet werden möge, außer Spiel bleiben muß das falsche Paritätsprincip, kraft dessen wir seither alle gegen die römische Kirche gerichteten Staatsactionen mit zu leiden hatten, ohne der gleichen Wohlthaten theilhaftig zu werden. So gewiß die evangelische Kirche grundsätzlich und wesentlich eine andere Stellung zum Staate einnimmt als die römische, so gewiß muß der Staat auch zu ihr eine andere und entsprechende Stellung einnehmen. Der römischen Kirche strenges Recht in wohlbemessenen Schranken; der evangelischen darüber hinaus Freundschaft und Vertrauen! Der Staat habe den sittlichen Muth, sich zur evangelischen Kirche zu bekennen als seiner besten Bundesgenossin, als der eigentlichen Trägerin des deutsch-christlichen Geistes, als der Verwalterin der auch dem katholischen Volkstheil mit zu Gute kommenden Segnungen der Reformation. Er entschließe sich, auf dem Gebiete der Schule, der Volksbildung und Volkserziehung mit den Aemtern und Gaben der evangelischen Kirche einen Bund zu flechten, wie er ihn mit dem römischen Klerus nicht eingehen kann, weil derselbe gar nicht in der Lage ist, ihm mit gleicher vorbehaltloser Treue zu dienen. Auf solchen Grundsätzen im öffentlichen Leben zu bestehen, wird der evangelische Christ Rom gegenüber seinem Vaterlande schuldig sein. —

Der Eindruck des Vortrages war ein außerordentlicher. Er fand sein Echo in einer von Riehm entworfenen, einstimmig angenommenen Resolution, und als er erst veröffentlicht war, kam mir eine Flut von Zustimmungen und Danksagungen aus allen Theilen des Vaterlandes und darüber hinaus. Auch aus dem Schooße des Kultusministeriums begrüßte mich ein „Ausdruck wahrer Herzensfreude“ und die Danksagung des Kronprinzen, dem ich einen Abdruck geschickt hatte, ging über die Grenze der bloßen Artigkeit fühlbar hinaus. Ein confessioneller Lutheraner

schrieb mir: nie hätte meine Partei von diesem Tone Rom gegenüber weichen sollen, und ein anderer, hannöverscher Geistliche meinte, man würde an der Macht der Wahrheit verzweifeln müssen, wenn diese Kundgebung da nichts wirken sollte, wohin sie zielte. Dagegen vertraten die Luthardt'sche Kirchenzeitung und die Kreuzzeitung gegen mich eben die Gesinnungen, welche ich als unevangelisch und undeutsch gekennzeichnet hatte; die feindselige Kritik der Kreuzzeitung wurde von der „Germania" des Abdrucks würdig erachtet. Aus Potsdam schrieb mir ein Stadtrath, er habe vierzig Exemplare meines Vortrages kommen lassen und verkauft, denn der orthodox-conservative Druck sei am Orte so stark, daß die Buchhändler nicht mehr wagten, solche Schriften anzuzeigen. Von ultramontaner Seite empfing ich die dort üblichen, von dem Bildungsstande ihrer Urheber zeugenden Beschimpfungen, anonyme Karten mit der Unterschrift „Dein College und Freund Dr. Diable" u. s. w. Auf den Kanossagang der Regierung hat unsre Berliner Kundgebung keinen Einfluß geübt.

Mochte der Kulturkampf für den Staat in eine Niederlage ausgehen oder in einen Sieg, immer blieb im deutschen Reiche eine fremde Macht, die über die Gewissen von zwei Fünfteln des deutschen Volkes regierte und sie zu allem anderen eher erzog als zur Vaterlandsliebe und zur Geistesgemeinschaft mit den evangelischen Volksgenossen. Nur von einer inneren Umwandlung des Katholicismus war für unser Vaterland Heil und Friede zu hoffen. Unter solchen Umständen gewann der wenn auch noch so schwache Ansatz einer solchen, wie ihn die Zuckungen des deutschen Gewissens nach dem Vaticanum zurückgelassen hatten, eine erhöhte Bedeutung. Die altkatholische Bewegung hatte sich durch die Bischofswahl der DD. Reinkens und Herzog in Deutschland und der Schweiz kirchlich organisirt; sie war mir als der Kampf frommer und tapferer Leute gegen die päpstlich-jesuitische Uebermacht immer sympathisch gewesen; jetzt aber trieb

es mich, um dieselbe als ein Saatkorn besserer Zukunft mich näher zu kümmern. Ich benutzte einen Besuchsaufenthalt in Bonn im Frühling 1881, um den Bischof der deutschen Altkatholiken kennen zu lernen. Ein hoher, fester, im besten Sinne vornehmer Mann trat mir freundlich entgegen; nach wenigen Minuten waren wir im eingehendsten Gespräch; das unumwundene Geständniß: unser Unternehmen ist im Großen und Ganzen gescheitert, aber das bricht den Pflichten nichts ab, die ich gegen die mir anvertrauten Gemeinden zu erfüllen habe, gewann mein Vertrauen. Ich erhielt eine Reihe denkwürdiger Aufschlüsse über die äußere und innere Lage der katholischen Reform, und als ich nach zwei Stunden das einfach-schöne Bischofshaus an der Coblenzer Straße verließ, war mein Herz tiefbewegt und eine Freundschaft begründet, die bis zum Tode des älteren Mannes gehalten hat. So oft ich von da an nach Bonn kam, mußte ich mit seinen nächsten Vertrauten an seinem gastlichen Tische sitzen, einmal ist er auch in Halle mein Gast gewesen, und ein reger Briefwechsel hielt uns im Austausch. Ein ächter Bischof, ein ächterer als alle jene Schwächlinge — Herrn v. Ketteler nicht ausgenommen —, die im Jahre 1870 vor dem Papste gekniet und ihm das Opfer erkannter Wahrheit zu Füßen gelegt hatten; der beste Mann, den die kleine, um ihr Dasein ringende Gemeinschaft an ihre Spitze stellen konnte. Ein Mann von lebendiger Frömmigkeit, gründlicher theologischen Bildung und unbeugsamem Charakter; dabei in seltener Weise beredt, eine überlegene Persönlichkeit, die mit Vornehm und Gering gleich taktvoll und sicher zu verkehren verstand, und bei allem sittlichen Ernst und Zorn eine gemüthvolle, fröhliche, humorbegabte Natur, welche auch die schweren Sorgen und Erfahrungen einer solchen Lebensstellung nicht zu verdüstern vermochten. Schon vor dem Vaticanum durch einen Aufenthalt in Rom von aller Verehrung des Papstthums geheilt, dann in den Stürmen und Zusammenbrüchen nach dem Concil in die Stellung hineingewachsen, die

auch ein Döllinger nicht ausfüllen konnte, in die Stellung eines praktisch wegeweisenden Führers, war Reinkens vor andern der geistliche Begründer der altkatholischen Nothkirche geworden, gleichwie D. v. Schulte ihr rechtlicher. Selbstlos ging er von da an in dem schweren Amte auf, das ihm gegeben war; als ein reiches Gemeindeglied ihm persönlich 60000 Mark vermachte, schenkte er sie seiner Kirchengemeinschaft. In dem vergeistigten Katholicismus, den er zu vertreten hatte, lebte er mit evangelischer Ueberzeugungstreue und Geistesfreiheit; diese pietätvoll festgehaltenen Denk- und Lebensformen waren ihm nicht die ewige Wahrheit selbst, sondern nur deren ehrwürdige Gewänder, und so war er im Grunde seines Herzens ein interconfessioneller Christ, mit dem ein evangelischer Theologe meiner Denkart sich besser zusammenfinden konnte als mit manchem Confessionsgenossen rechts und links. Als ich ihm meine Neutestamentliche Theologie schickte und ihn besonders auf meine Darlegung des paulinischen Verhältnisses von Rechtfertigung und Heiligung aufmerksam machte, schrieb er mir zurück: „in der Darlegung der praktischen Lehren, namentlich auch in Bezug auf die eigenschaftliche Gerechtigkeit Gottes und die Unzertrennlichkeit von Rechtfertigung und Heiligung, finde ich mich durchweg auf demselben Standpunkt; für mich ist auf dem Gebiete der religiösen und der sittlichen Betrachtung ein voller Ausgleich des Confessionsgegensatzes vorhanden.“ — Durch Reinkens wurde ich auch mit Reusch und Knoodt bekannt, trefflichen, liebenswürdigen Männern; mit D. v. Schulte, dem ausgezeichneten Rechtsbeistand des Bischofs, erneute ich die einst beim Halle-Wittenberger Jubiläum angeknüpfte Bekanntschaft.

Was der persönliche Austausch an Orientirung bot, das bestätigte und ergänzte die sich mir nun erschließende altkatholische Literatur. Vor allem verdankte ich der von Zirngiebl verfaßten liebevollen Biographie Johannes Hubers, des zu früh geschiedenen christlichen Philosophen und begeisterten Vorkämpfers der

katholischen Reform, einen lebendigen Einblick in die Anfänge der Bewegung und in die schon vor dem Concil von Döllinger in München geübte Vorarbeit; das Bild eines im Stillen entwickelten Idealkatholicismus, der an dem ganzen römisch-katholischen Bestand eine eingreifende conservative Kritik vollzog und an die praktische Durchführung desselben die begeisterte Hoffnung einer Wiedervereinigung der Confessionen knüpfte, trat mir überraschend entgegen. Derselbe Geist wehte mich an aus den neugeschaffenen liturgischen Hülfsmitteln, aus dem wenn auch formell unbeholfenen Katechismus, aus den Reformschriften des Bischofs und aus dem tagesschriftstellerischen Hauptorgan, dem „Deutschen Merkur". Das war nicht, wie man gewöhnlich meinte, ein Tridentinismus, der sich nur weigerte, in der Unterwerfung unter die päpstliche Unfehlbarkeit das Pünktchen über das J zu setzen; das war ein von neuem, evangelischem Geiste durchwehter Katholicismus, der das römische Unwesen von sich abgethan hatte und von dem kirchlichen Ideal des Verfassers der Augsburgischen Confession sich kaum unterschied. Und dennoch Katholicismus im historischen, altkirchlichen Sinne, mit seiner pietätvollen Bewahrung der katholischen Lehr-, Kultus- und Verfassungsformen ganz dazu angethan, frommen Katholiken den Ausweg aus dem babylonischen Gefängniß der Papstkirche zu zeigen. Namentlich in zwei praktischen Hauptpunkten trat der ganz andere Geist, der hier wehte, hervor: in dem Verhältniß zu anderen Confessionen und in dem Verhältniß zu Staat und Vaterland. Hier war keine Spur von verdammungssüchtigem, allein-seligmachendem Wesen; vielmehr, wie Döllinger der früher von ihm hart angegriffenen Reformation rührende Ehrenerklärungen gegeben hatte, so erkannte man allgemein die Evangelischen als christliche Brüder an. Und ebenso war dem Staate gegenüber alle hierarchische Prätension abgethan. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit wurde gepredigt wie bei uns; ja ein Zug der Begeisterung für Kaiser und Reich, ein Zug der Herzenserleichterung,

durch den Bruch mit dem Papstthum dem Vaterlande vorbehaltlos wiedergegeben zu sein, ging durch die altkatholischen Kreise hindurch. — Nun hätte man denken sollen, daß nichts der deutschen Staatsgewalt willkommener und sympathischer hätte sein müssen, als solch eine friedfertige und patriotische Erscheinung innerhalb des deutschen Katholicismus, und daß sie alles aufbieten würde, dieselbe zu schützen und zu fördern. Und anfangs schien es auch einigermaßen so. In Preußen, Baden und Hessen wurde der gewählte Bischof als katholischer anerkannt und in den beiden erstgenannten Staaten auch eine Dotation für ihn ausgesetzt, sowie seinen Gemeinden ein entsprechender Antheil an den katholischen Kirchengebäuden und Pfarrpfründen gesetzlich zugesprochen, — eine einfache logische Folgerung aus der staatlichen Nichtanerkennung der vaticanischen Dekrete, zu der freilich die bayrische Regierung sich nicht aufschwang. Aber auch in Preußen und Baden erschien bald, und zumal seit man auf Frieden mit Rom ausging, dies Mindeste von Gerechtigkeit schon als zuviel.

Man hatte die Altkatholiken schon dadurch in unermeßlichen Nachtheil versetzt, daß man von ihnen ausdrückliche persönliche Erklärungen verlangte, und von den Römischen nicht: so wurden, wie Bischof Reinkens sich einmal in einem Briefe an mich ausdrückte, die Ungläubigen, die Gleichgültigen, die Hausfriedensbedürftigen ohne Weiteres den Vaticanern zugerechnet, zu denen viele von ihnen sich doch nicht erklärt haben würden, und die Altkatholiken wurden von vornherein zu einer kleinen Minorität herabgedrückt, die auch am Kirchengut nur einen verschwindenden Antheil beanspruchen konnte. Als dann der päpstliche Nuntius im Widerspruch mit dem eignen kanonischen Recht die Kirchen, deren Mitgebrauch den Altkatholiken eingeräumt war, für die Römischen mit dem Interdict belegte, um so die Volksleidenschaften wider die Gebannten und angeblichen Kirchenräuber zu entflammen, da erwachte namentlich in Baden der Trieb, —

nicht etwa den Unrecht-Leidenden beizustehen, sondern dieselben zu Gunsten der Unrecht-Thuenden aus den Kirchen zu vertreiben, was den Untergang einiger Gemeinden zur Folge gehabt hat. In Bayern beraubte man die Altkatholiken nicht nur der einzigen anderweit unbenutzten Kirche, die ihnen eingeräumt war, sondern man wartete in feiger Weise lediglich den Tod des greisen Döllinger ab, um — übrigens ohne Anerkennung der vaticanischen Dekrete — seine Glaubensgenossen des katholischen Namens zu berauben und zur Sekte herabzusetzen. Aber auch in Preußen trat, zumal seit der Kulturkampf sich zu Ende neigte, im Verhalten der mehreren Regierungsorgane jener würdelose Zug hervor, gegen den Starken unterthänig, und gegen den Schwachen brutal zu sein. Der Staat war den Altkatholiken, von deren Geistlichen er academische Bildung forderte, mindestens Eine theologische Facultät schuldig, und die Bonner Facultät war beim Ausbruch des Zwiespalts mit einer einzigen Ausnahme altkatholisch: nichtsdestoweniger verhinderte das Ministerium planmäßig ihre altkatholische Ergänzung und schob bei jeder eintretenden Vacanz einen päpstlichen Theologen ein. Der Altkatholicismus hatte, wie begreiflich, eine Hauptstütze im höheren Lehrerstand: die Regierung wußte diese Stütze zu knicken, indem sie den altkatholischen Oberlehrern erklärte, sie werde, um keinen Zank mit den Ultramontanen zu haben, nie einen von ihnen zum Director eines katholischen Gymnasiums befördern. Die Regierung hatte die Dotation des altkatholischen Bischofs karger bemessen als die der kleinsten römischen Diöcese, dazu die Verwaltung des für die Pfarrgemeinden bestimmten Theils nicht dem Bischof überlassen, sondern sich selber vorbehalten: es gelang ihr, von den jährlichen 48000 Mark binnen neun Jahren an den darbenden Pfarrern 31337 Mark für die Staatskasse zu erübrigen. In derselben Zeit, in der man die renitenten römischen Bischöfe und Pfarrer massenhaft wieder zuließ und von den gesetzlichen Anforderungen dispensirte, versuchte der Oberpräsident

die Berufung eines ganz unbescholtenen altkatholischen Pfarrers nach Saarbrücken zu hindern, unter dem Vorwand, derselbe gefährde den confessionellen Frieden; — zum Glück gab es damals noch einen kirchlichen Gerichtshof, bei dem der Bischof für seine Berufung Recht suchen konnte und fand. In Crefeld boten die Römischen den Altkatholiken für den Verzicht auf die Kirche eine Abfindungssumme von 90000 Mark an, und die Altkatholiken gingen um des Friedens willen darauf ein: als die Römischen hierauf erklärten, das Geld nicht zu haben, halfen ihnen die Regierungsbehörden so lange chikaniren, bis die Summe auf 30000 Mark heruntergedrückt war. Aber es ist hier der Ort nicht, die Unsumme von Umtrieben, Schädigungen und Rechtsbeugungen aller Art, welche die Regierung sich in den Jahren ihrer Kniebeugung vor Rom gegen die Altkatholiken hat zu Schulden kommen lassen, weiter auszubreiten; wer dies unglaubliche Kapitel preußischer Verwaltungsgeschichte näher kennen lernen will, findet es in v. Schultes trefflicher „Geschichte des deutschen Altkatholicismus" actenmäßig dargestellt. Man erzählte sich damals das Wort eines edler denkenden Regierungspräsidenten: „Meine Collegen behandeln diese Sache, als ob sie Auftrag hätten, sie zu Grunde zu richten." Nimmt man hinzu, welch schwere materiellen und moralischen Opfer die neue Kirchenbildung ihren Anhängern ohnedies auferlegte, welche Mittel der moralischen Verfolgung und des materiellen Boycotts die römische Kirche gegen diese „Neuprotestanten" aufzubieten hatte, so begreift man, daß unter einem solchen kirchlich-staatlichen Doppeldruck nicht nur das Wachsthum der altkatholischen Gemeinschaft bald aufhörte, sondern auch eine allmähliche Abbröckelung eintrat, indem viele nicht ganz wetterfesten Leute entweder sich der römischen Uebermacht fügten oder in den Protestantismus flüchteten. Schon berechneten in den achtziger Jahren die Ultramontanen die Zeit, wann es mit dem Altkatholicismus zu Ende sein werde.

Unter diesen Umständen kam mir der Gedanke, für die von allen Seiten Verlassenen und Verfolgten das Wort zu nehmen und zu ihren Gunsten an Herz und Gewissen des evangelischen Deutschlands zu appelliren. Ich verfaßte eine „Denk- und Schutzschrift" für den Altkatholicismus, welche zuerst in meinen Blättern, dann auch als eigne kleine Schrift erschien.*) Sie ging aus von der Ueberzeugung, daß wenn es dem Bunde des ultramontanen Hasses und der politischen Charakterlosigkeit gelänge, den Altkatholicismus umzubringen, damit ein Lebenskeim zerstört sein würde, der, soweit Menschenaugen reichten, uns allein Genesung von dem Gifttranke verheiße, welcher in den vaticanischen Dekreten der abendländischen Christenheit und insonderheit unserem Deutschland kredenzt worden sei. Darum solle weder das Hohngelächter derer, welche über die Zuckungen des deutsch-katholischen Gewissens bereits zu triumphiren meinten, noch das Kopfschütteln ununterrichteter Confessionsgenossen mich abhalten, für eine Erscheinung Zeugniß abzulegen, welche mir bei ernster Beschäftigung mit ihr Vertrauen, ja Bewunderung abgewonnen habe. Der landläufigen Nichtachtung des Altkatholicismus stellte ich dreierlei entgegen: einmal die Entstehungsgeschichte desselben; dann die Thatsachen seiner Entwicklung und Bewährung; endlich seine Bedeutung für die kirchliche und vaterländische Zukunft. — Den Altkatholicismus kann freilich nicht verstehen, wer Sinn und Bedeutung der vaticanischen Dekrete nicht versteht. Dieselben sind keine Papstlaune, keine Schuldoctrin, keine närrische Consequenz, sondern sie sind die in der Weltgeschichte epochemachende Entscheidung eines Geisterkampfes, der die ganze Geschichte des tridentinischen Katholicismus durchzieht, des Kampfes einer besseren, christlich-katholischen Seele desselben mit einer schlimmeren, römisch-jesuitischen. Im vaticanischen Concil hat der jesuitische Romanismus über den christlichen Katholicismus

*) Der Altkatholicismus. Eine Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland, Halle Strien, 1882. 3. Aufl. 1883.

endgültig triumphirt. Und dieser Triumph ist der Ausgangspunkt eines neuen Feldzugsplanes: dem Freiheitsgeiste der modernen Welt sollte die absolute Dictatur des Papstthums entgegengestellt und durch die kirchliche Knechtung der Geister unter ein vollendetes System des Aberglaubens die dem modernen Staate verbleibende pure Beherrschung der Leiber paralysirt werden. Die Art und Weise, wie diese jesuitische Großthat fertig gebracht worden ist, ist ihrer werth. Schmachvolleres hat die Welt nicht gesehen als dies Concilium, bei dem die wesentlichen Charakterzüge des heiligen Geistes, Wahrheit und Freiheit, absolut ausgeschlossen waren, oder als das Verhalten der Minoritätsbischöfe, die sich einem Dogma unterwarfen, welches sie vorher für unmöglich erklärt, und diejenigen verfolgten, welche fortfuhren zu bekennen, was sie selber noch auf dem Concil bekannt. Demgegenüber ist es ein erhebendes Schauspiel, inmitten der allgemeinen Rath- und Charakterlosigkeit jene Handvoll tapferer Männer zu erblicken, welche mit ihrem Gewissensprotest die Ehre des deutschen Namens und die Idee der ächten Katholicität retten, sich auch nicht scheuen, vom bloßen Protest den Schritt zur positiven That, zur Nothgemeindebildung zu thun, und für dieselbe zwischen starrem lebensunfähigem Conservatismus und schrankenlosem Reformerthum die sichere Mittellinie zu finden wissen.

Aber ist das Ergebniß nicht hinter aller Erwartung zurückgeblieben und das Unternehmen darum als gescheitert zu betrachten? Die Gegenfrage ist, ob die Erwartungen nicht unreife waren, die weder die Größe der zu überwindenden Schwierigkeiten, noch die auch im kleinsten Anfang mögliche Senfkornkraft sich vergegenwärtigt haben. Das Urchristenthum ist im griechisch-römischen Weltreich auch nicht schneller vorangekommen, die Reformation aber hat an einem religiös gestimmten Zeitgeist und an den ihr zu Hülfe kommenden Obrigkeiten eine ganz andere Unterstützung gehabt, als diese ungleich bescheidnere religiöse Be-

wegung unter einem religiös lauen Geschlecht. Es kommt ferner in Betracht das Unzulängliche der dem Altkatholicismus in seinen Anfängen entgegenkommenden Gerechtigkeit, die bald folgende Verkümmerung und Verleugnung auch dieses Unzulänglichen, die von römischer Seite entfachte Verfolgung kirchlicher und socialer Art, die schweren Opfer, welche die Altkatholiken in jeder Weise zu bringen hatten. Demgegenüber ist die bewundernswerthe Geistesarbeit zu würdigen, welche die kleine Gemeinschaft unter Druck und Verfolgung geleistet hat, die Herausarbeitung jenes ideal-katholischen Standpunktes in Lehre, Kultus, Verfassung und Sitte, der sich von dem römischen durch eine wahrhaft evangelische Art unterscheidet. Denn „katholisch" ist hier nicht was der Papst lehrt, sondern „was immer, überall und von allen in der Christenheit geglaubt worden ist", jener große Consensus der christlichen Hauptconfessionen, wie ihn Döllinger in den Bonner Unionsconferenzen herauszustellen unternahm. Ein Lehrstandpunkt, der die Fessel des Tridentinums sprengt, der h. Schrift zu ihrem Recht verhilft, die Meßfeier aus einer priesterlichen Wiederholung des Opfers Christi in ein Opfermahl zur Feier seines einfürallemaligen Opfers zurückbildet, die Transsubstantiation als eine scholastische Theorie über das Abendmahlsgeheimniß dahingestellt sein läßt und das ganze wuchernde System des römischen Aberglaubens beseitigt hat. Dazu eine Kirchenordnung, die in gründlicher Ausfegung des Papistischen und Hierarchischen auf das Vorbild des zweiten und dritten Jahrhunderts zurückgreift, das Bischofsamt auf presbyterialen und synodalen Unterbau stellt und die Laien zum Mitregiment der Kirche reichlich heranzieht. Ein Gottesdienst, ähnlich dem lutherischen des 16. Jahrhunderts, zur Muttersprache zurückkehrend und der Predigt ihr Recht gebend; die Ohrenbeichte in eine evangelische Privatbeichte umgewandelt, das Zwangscölibat nach mehrjährigem Besinnen entschlossen aufgegeben, dem Staate, dem Vaterlande aus vollem Herzen sein Recht gegönnt,

und in alledem das evangelische Princip der Duldung, der Gewissensfreiheit, der Selbstverantwortung vor Gott theoretisch und praktisch anerkannt. Wer dürfte einer Kirchengemeinschaft, die in zehn schwersten Kampfes- und Anfangsjahren eine solche evangelisch-katholische Reform in sich durchgebildet hat, um ihres kleinen Umfanges willen die Lebensfähigkeit bestreiten?

Aber, sagt man, wenn das alles so ist, warum sind sie dann nicht einfach protestantisch geworden? Diese Frage, antwortete ich, ist überaus naiv. Wir alle empfinden die mancherlei Mängel und Gebrechen unseres protestantischen Kirchenwesens und fühlen uns in dem mangelhaften Gebäude nur darum heimisch, weil es unser Elternhaus ist: können wir Anderen, die nicht darin aufgewachsen sind, die von ganz anderen Jugendeindrücken herkommen, zumuthen, es anheimelnd zu finden? Wir können bei unsrer geschichtlichen Bildung und unserm Ueberblick über die christliche Welt doch nicht meinen, unsre lutherische oder reformirte oder unirte Kirche sei das letzte Wort, welches der Geist Gottes in der Kirchengeschichte zu sprechen habe: ist uns nie der Gedanke gekommen, daß die göttliche Weltregierung unseren reformatorischen Kirchenbildungen gegenüber eine katholische Kirche habe fortbestehen lassen — nicht blos als ein abschreckendes Scheusal des Widerchristenthums, sondern auch als eine Bewahrerin geschichtlicher Erbgüter, die uns abhanden gekommen und doch für die kirchliche Zukunft von Werth sind? Das Traditionsprincip, dessen stärkere Betonung den Altkatholicismus von uns unterscheidet, hat sein Recht, nicht auf Kosten der Schrift, aber in Ergänzung derselben; denn als Religion ist das Christenthum allerdings in der h. Schrift vollständig beschlossen, aber als Kirche spiegelt sie nur seine ersten primitiven Anfänge, denen eine weitere, doch nicht blos Vergängliches und Verwerfliches hervorbringende Entwicklung gefolgt ist. Wie, wenn der Altkatholicismus, der offenbar so vieles von den Segnungen der Reformation in sich aufgenommen hat, doch auch uns einiges

vorzuhalten hätte, was aus dem Erbe der alten Kirche aneignenswerth ist? Wir haben es niemals zu einer befriedigenden, vom Staate hinreichend unabhängigen Organisation gebracht: der Altkatholicismus hat sie in seiner auf Gemeinde- und Synodalrechten aufgebauten bischöflichen Verfassung bewahrt. Unsre Kultusform hat über dem berechtigten und nothwendigen In den-Mittelpunkt-stellen der Predigt jenes Element feiernder Unmittelbarkeit verloren, welches die alte Kirche in ihrer allsonntäglichen Eucharistie besaß; der Altkatholicismus hat sich in seiner von römischer Entstellung gereinigten Meßfeier dies unmittelbare Empfinden der Gnadengegenwart Gottes in Christo erhalten. Und selbst im Punkte der Lehre ist, bei allem gewaltigen Vorsprung des Protestantismus, der Altkatholicismus insofern in einer günstigeren Lage, als bei ihm das Lehrinteresse nicht so einseitig und dogmatisch vorwiegt und die Lehrtradition nicht so einseitig — gegenüber der reichen Mannigfaltigkeit des Neuen Testaments — auf dem Paulinismus sich aufbaut. — So würden die Altkatholiken, wenn sie zum Protestantismus überträten, ihre von Gott ihnen anvertraute kirchengeschichtliche Mission aufgeben, eine Mission, die sie im Hinblick auf eine künftige Wiedervereinigung der Confessionen auch für uns haben, die sie aber vor allem haben für die römisch-katholische Christenheit. Und das führte mich am Schlusse meiner Denkschrift auf deren Anfangsfrage zurück: Was soll aus unserem deutschen Volke und Vaterlande werden, wenn der vaticanische Katholicismus die Religion von vierzehn Millionen Deutscher wird und bleibt? Ich will die ernste, ja furchtbare Antwort, die ich auf diese Frage geben mußte, hier nicht wiederholen: ich habe sie seither in immer neuen Wendungen wiederholt, ohne den blinden Blindenleitern unsrer Tage die Abgründe erkennbar machen zu können, auf welche wir zugehen. Nur den Schlußsatz meiner Denkschrift will ich hersetzen: „Was uns in Deutschland helfen und retten kann, ist allein eine den Vatica-

mismus von innen heraus überwindende religiöse Bewegung, eine religiöse Reform im deutschen katholischen Volk. Aber auf eine solche hoffen und rechnen, und den vorhandenen Ansatz derselben mit Füßen zertreten, ist Wahnsinn."

Meine Denk- und Schutzschrift blieb nicht ohne Wirkung. Den Abdruck in meinen Blättern ungerechnet, wurden binnen kurzer Zeit drei Auflagen derselben erforderlich, und eine Menge der wärmsten Danksagungen gingen nicht blos von altkatholischer, sondern auch von protestantischer Seite an mich ein, von Geistlichen und Laien, Theologen, Historikern, Officieren, von Bekannten und Unbekannten. Besonders wohl that mir das Urtheil zweier ehrwürdigen Männer, des greisen Superintendenten Greeven in Büderich, eines alten Freundes von Wolters, der von da an nicht aufhörte mir an jedem Jahresanfang eine Unterstützung für die altkatholische Sache zu senden, und des Verlagsbuchhändlers Klasing sen. in Bielefeld, eines Mannes im Styl des alten Perthes, dessen selbständige Gedanken über den Altkatholicismus ich vollständig getroffen hatte. Aber auch unser Kronprinz Friedrich hatte die Zusendung meiner Schrift in einer Weise beantwortet, welche weit über eine formelle Danksagung hinausging und die ich daher der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten für Pflicht hielt. „Ich will nicht unterlassen, schrieb er, Ihnen für die Ueberreichung Ihrer Schrift über den Altkatholicismus verbindlich zu danken. Ihre freundliche Sendung bietet Mir willkommenen Anlaß, Meine Aufmerksamkeit erneut einer Frage zuzuwenden, deren hohe Bedeutung auch für den evangelischen Christen unverkennbar ist und deren eingehende Würdigung von unbefangenem Standpunkt aus dem Kreise aller Gebildeten erwünscht sein muß." — Vor allem hatte ich die Herzen der besten Altkatholiken gewonnen. Bischof Reinkens dankte mir „wahrhaft brüderlich"; der greise Döllinger lud mich ein, ihn in München zu besuchen; der tapfere Friedrich Michelis, der zuerst dem sich unfehlbar nennenden Papste den Vorwurf

der Häresie ins Angesicht geschleudert hatte, sprach bei mir ein. Ich bekam die herzlichsten Briefe von Knoodt, von Friedrich, von Geistlichen und Laien, rührende Briefe auch von edlen Frauen, wie von der ersten altkatholischen Pfarrfrau der Schweiz und von der Wittwe des Mannes, der den rheinischen Protest gegen das Concil verfaßt hatte. Aus zweien dieser altkatholischen Dankschreiben will ich einiges mittheilen, zum Zeugniß, daß ich den Altkatholicismus nicht verzeichnet oder idealisirt hatte. Die altkatholische Synodalrepräsentanz, also die amtliche Vertretung der deutschen Diöcese, schickte mir eine Dankadresse, in der sie sich vorbehaltlos zu meiner Auffassung ihrer Bestrebungen bekannte. „Ew. Hochwürden haben sich der altkatholischen Sache in einer so edlen, so warmen, so herrlichen Weise angenommen, daß wir mit Liebe und Verehrung für Sie erfüllt werden mußten. Während die Schwierigkeiten und Hindernisse, die man uns von allen Seiten bereitet, von Tag zu Tag wachsen, unser Trost allein in dem Herrn ruht, welcher die Wahrheit kennt und die Seinen nicht verläßt, haben Sie Ihre Stimme laut erschallen lassen und unseren Brüdern in der evangelischen Kirche mit apostolischem Muthe klargemacht, daß es sich auch für uns um das handelt, was im Anfang des 16. Jahrhunderts alle jene durchdrang, denen es Ernst war um die Religion, — um den Kampf für das Gewissen und die Ueberzeugung, welche der Glaube schafft, gegen die Vergewaltigung des römischen Papstes, der den knechtischen Gehorsam an die Stelle dessen setzt, was der Herr uns gewonnen hat, die Kindschaft Gottes im Glauben an Ihn..." — Ich stelle daneben das Bruchstück eines Privatbriefs, weil es einen Einblick gewährt in die einfachen altkatholischen Gemeindekreise, die im Unterschiede von den theologischen Führern so vielfach für lau und oberflächlich gelten. Ein Laie, ein rheinischer Anwalt, beschrieb mir, wie ihn der Altkatholicismus zu innerem Leben erweckt. „Angewidert vom römischen Wesen, angekränkelt vom modernen Indifferentismus, nahm ich anfangs

den Keulenschlag des vaticanischen Dekrets dumpf und stumpf hin und dachte, es ist ein neuer Unsinn zu dem vielen, den man schon ertragen hat. Da kam ich am Ostermorgen 1872 in die kleine Bopparder Kirche und hörte unsern lieben Professor Knoodt predigen über die Auferstehung im eigenen Herzen. Und da löste sich der Alpdruck von meinem Herzen und Thräne um Thräne rann die Wangen herunter. Als ich mich, beschämt über meine Weichheit, umsah, da war fast kein Auge in der ganzen Versammlung trocken, und es war mir, als wäre des Heilands Wort wahr geworden und Er mitten unter uns. Seit der Zeit bin ich begeisterter Altkatholik, und will es bleiben, bis mich Gott zur Rechenschaft über mich und die mir anvertrauten Liebespfänder vor sein Angesicht fordert. Dasselbe Gefühl inniger geistiger Zusammengehörigkeit habe ich seitdem bei der einfachsten Predigt, dem schlichtesten Gottesdienst, namentlich aber bei der Feier des h. Abendmahls mit meinen lieben Glaubensgenossen, und ich kann denselben das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich durch ihre Innigkeit und Andacht rühmlich von der Masse der übrigen Katholiken auszeichnen. Viele sind auch lax, namentlich im Besuch des Gottesdienstes, aber immerhin ist der Procentsatz im Vergleich mit den Römisch-Katholischen ein außerordentlich günstiger. — Meinen Glauben theilt ein liebevolles Weib und fünf zum Theil schon erwachsene Kinder. Diese mit in den Kampf zu drängen und einer ungewissen Zukunft entgegenzuführen war uns Eltern anfangs das Härteste. Allein sie des Höchsten und Heiligsten, was wir in ihr Herz pflanzen können, der Liebe zur Wahrheit nicht theilhaftig zu machen, das schien uns ein nie zu sühnendes Unrecht, und so mögen sie denn den guten und gerechten Kampf mitkämpfen, den alles Edle und Erhabene hienieden kämpfen muß."

Hatte ich mit meiner Schrift die Liebe der Altkatholiken erregt, so nicht minder den Zorn der Ultramontanen. Es war interessant zu beobachten, in wie verschiedenen Wendungen sich

derselbe äußerte. Die „Germania“ ließ ihren Grimm an dem Briefe des Kronprinzen aus, indem sie höhnisch bemerkte, die Betrachtung des Altkatholicismus sei allerdings „auch für den evangelischen Christen von hoher Bedeutung“; er könne daran lernen, wie jeder Ast verdorren müsse, der sich loslöse vom Lebensbaume der kirchlichen Autorität.“ Einige Kaplansblätter wußten auch aus dem bittern Kraut meiner Schrift Honig zu saugen, indem sie meine Aeußerungen über gewisse Mängel und Schwächen des protestantischen Kirchenwesens ausnutzten; ihnen antwortete ich: „Ja, es ist alles richtig, was ich von den Mängeln und Schäden unseres protestantischen Kirchenbaues gesagt habe; aber — verstehen Sie mich recht, meine Herren Kapläne: ich wohne doch lieber in einem bescheidenen und reparaturbedürftigen Landhaus, als in so einem großen massiven Gebäude, das vor allen Fenstern Eisengitter hat und in dem jeder Bewohner hinter Schloß und Riegel sitzt.“ Ein Breslauer Theologieprofessor Bittner, Balzers einstmaliger Denunciant, fiel über mich als „einen der intolerantesten protestantischen Theologen“ her, während er sich selbst als einen der „Cavaliere des Weltalls“ verkündete; er hatte zweiunddreißig „protestantische“ Zeugnisse dafür gesammelt, daß die päpstliche Unfehlbarkeit die richtige Consequenz des römischen Katholicismus sei; darunter Daniels Lehrbuch der Geographie, die Atheisten Karl Vogt und v. Hellwald und den Katholiken Renan. — Der bekannte Pfarrer und Luthertödter Majunke brachte meine Schrift vor den Landtag und trug diesem vor, dieselbe sei weiter nichts als eine Sammlung von Schimpfwörtern und laufe darauf hinaus, den Altkatholicismus mit Gewalt auszubreiten und den römischen Katholicismus mit Gewalt auszurotten; zugleich denunciirte er mich wegen meiner an der preußischen Kirchenpolitik geübten Kritik und forderte den Kultusminister auf, mir dergleichen zu verbieten; — Herr v. Goßler fertigte ihn in würdiger Weise ab. Trauriger als solche Kapuzinaden war es, daß in meiner nächsten Nähe

ein protestantisch-conservatives Blatt in dasselbe Horn stieß: die „Hallische Zeitung“ begleitete meine Denk- und Schutzschrift mit der nach beiden Seiten möglichst giftigen Bemerkung, „der Altkatholicismus suche jetzt mit dem liberalen Protestantismus Fühlung; man hätte dieser Sache einen würdigeren Abschluß gegönnt.“ — Alle diese Vorgänge führten in der Hallischen Studentenschaft zu einer begreiflichen Erregung; man entwarf eine Adresse an mich, die sich, obwohl es letzte Semesterwoche war, mit Hunderten von Unterschriften aus allen Facultäten bedeckte: „Hochgeehrter Herr Professor! Gegenüber den maßlosen Angriffen, welche im Abgeordnetenhause jüngst gegen Sie gerichtet worden sind, fühlt sich die unterzeichnete Studentenschaft gedrungen, Ihnen die wärmsten Sympathieen auszusprechen. Indem diese Kundgebung Zeugniß ablegen soll, daß wir den evangelischen Glaubensmuth und die ächt protestantische Freimüthigkeit voll und ganz zu schätzen wissen, womit Sie in Wort und Schrift als Lehrer der alten Wittenberger Universität für die Güter der protestantischen und einer wahren katholischen Kirche eingetreten sind, leben wir der festen Zuversicht, daß derartige Anfeindungen Sie auch in Zukunft nicht abschrecken werden. Ihr muthiges Vorkämpfen mahnt uns daher nicht nur zu der Gesinnung aufrichtigen Dankes und hoher Verehrung, sondern auch zu dem Versprechen, daß wir in unwandelbarer Treue in diesen Ihren Bestrebungen, wie heute mit dem Herzen, so später, will's Gott, mit der That Ihnen zur Seite stehen wollen. Die academische Jugend der Universität Halle-Wittenberg wird den hohen Beruf derselben zu wahren wissen und legt heute ein solches Gelübde mit den Gefühlen des tiefsten Dankes und treuer Ergebenheit in Ihre Hände ab.“ Halle, den 8. März 1883. —

Ich war der Einzige nicht, der sich evangelischerseits der altkatholischen Sache annahm; schon vorher hatten meine Freunde D. Förster in Halle und D. Nippold in Bern es gethan. Andere folgten unserm Beispiel, und so gelang es in der That, der vom

Staate zurückgesetzten jungen Kirche die Thür evangelischer Bruderliebe etwas weiter aufzuthun. Die der Kirchen entbehrenden Altkatholiken hatten fast überall in protestantischen Gotteshäusern, wenn auch in ungünstigen Nebenstunden, Aufnahme gefunden; nur das Münchener Lutherthum versagte ihnen eine solche, und so mußte hier, nachdem es dem Ultramontanismus gelungen war, sie auch aus der entlegenen kleinen Gasteigkirche zu vertreiben, zuerst an einen eignen Kirchbau gedacht werden. Ich unterstützte den Hülferuf in meinen Blättern, und ein Theil der nicht unerheblichen protestantischen Beihülfen ging durch meine Hände. Die Karlsruher Gemeinde folgte mit dem gleichen Bedürfniß; ihr hatte man trotz ihrer 1300 Seelen die staatliche Anerkennung nur gewährt gegen den Verzicht auf den ihr gesetzlich zustehenden Mitgebrauch der katholischen Stadtkirche, und so war sie im kleinsten protestantischen Kirchlein auf Nebenstunden eingeengt. Ich erließ im Verein mit mehreren Freunden einen Aufruf, den auch die Karlsruher evangelische Geistlichkeit unterstützte, und wir brachten immerhin ein paar tausend Mark zusammen. Noch lieber war mir's, daß meine Gesinnungsgenossen unaufgefordert fortfuhren, Beiträge für die altkatholische Sache insgemein in meine Hände zu legen, die ich dem Bischof übergeben oder im Einvernehmen mit ihm verwenden konnte; denn wie es bei lebendigem Wachsthum geht, die Bedürfnisse nahmen nicht ab, sondern zu. Vor allem lag mir daran, den Bischof zu einem Unternehmen zu ermuthigen, dessen Nothwendigkeit er fühlte, ohne noch die Möglichkeit abzusehen, zur Begründung eines eigenen theologischen Seminars. Die aus dem Papstthum überkommenen Geistlichen reichten schon der Zahl nach nicht aus; noch weniger war die Bildung und Erziehung der mehreren von ihnen der neuen Aufgabe gewachsen, und so legte ich dem Bischof meine Ueberzeugung ans Herz, daß er erst mit Hülfe eines in seinen Anschauungen erzogenen Klerus vorankommen werde. Er fand auch den Minister gewillt, als bescheidenen Ersatz für die

den Altkatholiken geschuldete theologische Facultät 6000 Mark jährlich für ein solches in Bonn zu errichtende Seminar auszusetzen, aber die Bewilligung scheiterte an dem traurigen Bündniß der Conservativen mit dem Centrum; nicht einmal bei meinem alten Synodalfreunde v. Rauchhaupt fand ich für die Billigkeit und Bedeutung derselben Verständniß. Die Sache mußte auch so gehen; nach zehn Jahren besaß der Bischof für sein Convict ein schönes Haus und eine Dotation von hundertundzwanzigtausend Mark, — allerdings wesentlich durch die bewundernswerthe Opferwilligkeit seiner Diöcesanen, doch hatten auch evangelische Freunde einiges dazu gethan. Für alle diese kleinen Hülfen belohnte mich die Freude, die Sache, deren ich mich angenommen, lebenskräftig vorankommen zu sehen. Die ultramontanen Todesprophezeiungen wurden zu Schanden; im Gegentheil, es ging seit der Mitte der achtziger Jahre ein frischer Hauch durch die ringende junge Kirche. Die bureaukratische Verfolgungssucht ließ in Preußen allmählich nach, die gerissenen Lücken füllten sich wieder, eine Fülle literärischer und socialer Thätigkeiten entfaltete sich, und wenn der äußere Umfang der Gemeinschaft ein bescheidener blieb, so war die innere Befestigung doch unverkennbar. Sie wurde auf eine schwere Probe gestellt, als der begabte, unzufriedene Heidelberger Pfarrer Rieks, mit dem ich manchen Brief gewechselt hatte, sich gegen die Bonner Kirchenleitung auflehnte, aber auch diese Probe wurde ohne Hast und ohne Schwäche trefflich bestanden. Dazu kam, daß die Sache der katholischen Reform auch in den außerdeutschen Ländern Fortschritte machte. In der Schweiz löste sich unter des trefflichen D. Herzog bischöflicher Führung eine staatsfreie „christ-katholische Kirche“ aus den anfänglichen cantonalpolitischen Wirren los und faßte selbst in dem ultramontanen Stammsitz Luzern festen Fuß. In Oesterreich gewann nach trüben Anfängen und unter brutalem Staatsdruck die Bewegung bei den nordböhmischen Deutschen einen festen Halt. In Italien trat der Dom-

herr von St. Peter, Graf Campello, ergriffen von der Wahrheit des biblischen Evangeliums, als Bahnbrecher auf; in seinem Kreise war, wie man mir aus Rom schrieb, meine Denkschrift verschlungen worden; er selbst hatte für eine Uebersetzung ins Italienische gesorgt. Ein segensreicher Austausch entwickelte sich zwischen den deutschen Altkatholiken und den holländischen „Jansenisten"; in der Berührung mit dem deutschen Elemente wachte die altehrwürdige „Kirche von Utrecht" aus ihrer Todesstarre auf. Die internationalen Altkatholikencongresse wurden wieder aufgenommen und wurden, wie ich nachmals auf dem Luzerner Congreß von 1892 selbst erfahren durfte, zu wahrhaft erhebenden ökumenischen Bethätigungen romfreier Katholicität. Selbstverständlich fuhr ich in meinen Blättern fort, das Verständniß und die Theilnahme evangelischer Kreise für diese im Kleinen große Bewegung zu erwecken, theils durch periodische Berichte in meiner Monatschronik, theils durch Auszüge aus größeren altkatholischen Werken, namentlich aus D. v. Schultes monumentaler actenmäßiger „Geschichte des Altkatholicismus in Deutschland" (1887).

Begreiflicherweise trug mir diese schriftstellerische Vertretung der altkatholischen Sache hie und da einen Verdruß ein, aber weit überwog doch die Freude und der Gewinn, den ich davon erntete. Diese altkatholischen Führer waren durchweg originale Charakterköpfe, und wie viel Interessantes, Denkwürdiges hatten sie erlebt! Ich gedenke des Tages, an welchem Friedrich Michelis mich besuchte, ein hochgewachsener, kraftvoller Greis, ein Held, den keine Steinwürfe des Pöbels schreckten, der allein auf eine römische Katholikenversammlung ging und jedermann aufforderte, mit ihm über das neue Dogma zu disputiren; und dabei ein freies kindliches Gemüth, das nicht blos über die platonischen Dialoge, sondern über das kleinste Wunder des Naturlebens den ganzen Streit der Kirche vergessen konnte. Unvergeßlich blieb mir die Erzählung seines letzten Besuchs bei seinem einstigen Jugendfreunde, dem Erzbischof Melchers. Er hatte denselben

nach dessen Unterwerfung aufgesucht, war freundlich aufgenommen und mit Du angeredet worden, was er aber nicht erwiederte. „Aber wie können Sie es mit Ihrem Gewissen vereinigen, redete er den Erzbischof an, sich diesem unwahren Dogma zu unterwerfen?“ „In solchen Dingen, antwortete Melchers, darf der katholische Priester kein eignes Gewissen haben.“ „Da ich das hörte — erzählte mir Michelis — nahm ich meinen Hut und lief hinaus.“ — Döllinger habe ich nicht persönlich kennen gelernt; er war verreist, als ich ihn in München aufsuchen wollte; aber ich fand statt seiner den verdienstvollen Geschichtschreiber des vaticanischen Concils D. Friedrich, und auch ihm verdanke ich eine Geschichte, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Friedrich hatte den Cardinal Hohenlohe, einen der edelsten und deutschesten unter den römischen Kirchenfürsten, aufs vaticanische Concil zu begleiten gehabt. „Eines Tages, erzählte er mir, bin ich auf seinem Zimmer und unterhalte mich mit ihm; plötzlich fragt er mich: Herr Professor, haben Sie schon ein Wunder erlebt? Ich antworte erstaunt: diese Gelegenheit. hat sich mir noch nicht geboten. Nun, fuhr der Cardinal fort, sehen Sie mich an, so haben Sie ein lebendes Wunder vor sich. Ich frage: wie so, Eminenz? Und darauf erhalte ich zur Antwort: ich betrachte es als eines der größten Wunder, daß ich dreiundzwanzig Jahre am päpstlichen Hofe und in der Nähe des Papstes war, und meinen Christenglauben nicht verloren habe.“ — Hiemit würde stimmen, was mir eines Tages aus Rom glaubwürdig versichert ward, daß Cardinal Hohenlohe zum Altkatholicismus habe übertreten wollen, und nur durch die dringenden Vorstellungen der Kaiserin Augusta und des Fürsten Bismarck davon abgehalten worden sei.

Aber auch abgesehen von solchen denkwürdigen Einzelheiten, deren ich auch dem Bischof Reinkens manche verdanke, — wieviel war von den gelehrten Altkatholiken zu lernen! Ueberhaupt, welcher Protestant könnte mit gelehrten und frommen Katho-

liken umgehen, ohne seinen Horizont mannigfach zu erweitern? Er blickt in ganz andersartige Gedankengänge und Lebenserfahrungen hinein und findet über Gebiete, denen er bei allem polemischen Interesse doch mehr oder weniger fremd gegenübersteht, eine Orientirung von innen heraus. Wieviel Belehrung war aus den Schriften eines Döllinger, Reinkens, Reusch, v. Schulte, Friedrich zu schöpfen; und dazu waren diese trefflichen Männer immer bereit, uns Protestanten in den uns fernerliegenden Dingen Rath und Auskunft zu geben. Es ist nicht anders mit dem vornehmsten schriftstellerischen Organ, welches altkatholische Gelehrte seit Jahren mit den größten persönlichen Opfern unterhalten, mit dem „Deutschen Merkur“: welche Fülle von Sachkenntniß ist hier in Dingen zu holen, in welchen unsre sonstige Presse durchschnittlich an verhängnißvoller Unkenntniß leidet. Aber auch zwei förmliche Mitarbeiter für meine Deutsch-evangelischen Blätter habe ich aus altkatholischen Kreisen gewonnen, deren ich dankbar gedenke, den greisen D. Buchmann aus Schlesien und den früheren Redacteur der Kölner Volkszeitung Fridolin Hoffmann. Jener ein ehrwürdiger Priester, der durch das vaticanische Dogma um Amt und Brot gekommen war, so daß der Bischof alle Jahre für ihn vom Minister ein minimales Gnadengehalt erbitten mußte, ein geschichtsgelehrter Mann, der mir kleine historische Aufsätze schrieb. Eine selbsterlebte ultramontane Machenschaft in Neisse, die er, ohne seinen Namen zu nennen, in meinen Blättern aufdeckte, verdient noch heute Beachtung. Man hatte in Neisse ein Nonnenpensionat begründen wollen, und da hiezu die Erlaubniß des Ministers nicht zu erlangen war, so hatte ein Mitglied der „Katholischen Abtheilung“ den guten Rath gegeben, die Sache hinter das Aushängeschild einer Krankenpflege zu verstecken; — so war es gelungen.*) Dieser Beitrag „Zur Geschichte der ehemaligen katholischen Abtheilung im preußischen Kultusministerium, von einem

*) Deutsch-evang. Blätter 1885, S. 123 ff., 368, 575.

katholischen Geistlichen", versetzte die getroffenen Kreise in Neisse in helle Wuth. Die ultramontane „Neisser Zeitung" erklärte es nicht nur für eine Unwahrheit, daß ein katholischer Geistlicher den Artikel geschrieben, sondern bezeichnete auch den Inhalt als „infam gelogen". Ich wies diese Unverschämtheiten zurück und forderte sie auf, der gegebenen Darstellung eine Unwahrheit nachzuweisen. Hierauf kündigte die Zeitung einen solchen Nachweis trotzig an. Als ich ihm nach sechs Monaten nachfragte, war er noch nicht fertig, und noch heute, nach dreizehn Jahren, ist keine Spur von ihm an den Tag gekommen. — Der andere, den ich genannt, Fridolin Hoffmann, war bis zu seinem Tode, 1886, ein Mitarbeiter, wie ich keinen fleißigeren und tüchtigeren gehabt habe, ein Mann von gediegener historischen und theologischen Bildung und einer auch durch schwerstes Leiden ungebeugten sittlichen Energie. Er hatte über dem Unfehlbarkeitsdogma die Redaction der „Kölner Volkszeitung" niedergelegt und saß mittellos und herzleidend in einer Zelle des Kölner Stadtkrankenhauses, aber die Aufsätze, die er von dort und noch vom Kranken- und Sterbebette aus in meine Blätter schrieb: „Wiklif und seine Zeit" — „Die Stellung der Staatsgewalt zur Häresie bis zum 18. Jahrhundert" — „Aus dem Leben eines Inquisitionsdominikaners" — „Spanisches aus Oesterreich" — „Die spanische Heirath Heinrichs VIII. und das Papstthum" — „Hat je ein Papst die Lehre vom eventuellen Erlaubtsein des Fürstenmordes verworfen?" — „Ist ein papstgläubiger Parlamentarier in seinem Gewissen noch frei?" — „Judas Ischarioth und sein Krach", (der Bankerottproceß des Jesuitenordens im vorigen Jahrhundert) u. s. w. waren Keulenschläge auf das Haupt des päpstlich-jesuitischen Systems, und die Centrumsblätter verhielten sich den Darstellungen dieses Mannes gegenüber, dessen gründliche Waffenrüstung sie kannten, mäuschenstill.

Die Pflege des Altkatholicismus war die Pflege eines Zukunftskeimes; für den Kampf und die Noth der kirchlichen

Gegenwart kam, da die Regierung taube Ohren hatte, alles auf die Erweckung und Klärung des evangelischen Bewußtseins im Volke an. Zu dieser bot uns das Jahr 1883 eine große Handhabe in der vierhundertjährigen Jubelfeier von Luthers Geburtstag. Und es gelang, die dankbare Freude an alledem Gottessegen, der uns durch den Größten der Deutschen zu Theil geworden, im deutschen Volke um so höher auflodern zu machen, je trauriger die regierenden Kreise in ihrer Waffenstreckung vor Rom diese Segnungen verleugneten und je geschäftiger die ultramontane Presse war, auf den Namen Luthers jede erdenkliche Schmach zu häufen. Die Bahn brach uns die gute Stadt Erfurt, welche an dem Namen Luthers etwas gut zu machen hatte, was nicht *sie* verbrochen. Man hatte ihr von regierungswegen ihren Rathhaussaal mit Fresken aus ihrer Geschichte geschmückt, dabei aber unglaublicherweise den größten Moment derselben, den Geburtsmoment der Reformation in der Augustinerzelle übersprungen, und von dem Bilde eines thörichten Stadtaufruhrs von 1509 den Uebergang zu der Wiederunterwerfung der Stadt unter den Erzbischof von Mainz gemacht. Das erregte, als es erst zum gemeinen Bewußtsein kam, natürlich den Unwillen der Bürgerschaft, und als ich im Jahre 1881 zu einer Tagung unsres Evangelischen Vereins in Erfurt war, trat beim Beginn des geselligen Abends ein einfacher Mann an mich heran mit der Bitte, die Errichtung eines Lutherdenkmals in Erfurt anzuregen. Ich entgegnete mit dem Bedenken, daß es mir nicht zieme, mich in die Angelegenheiten einer fremden Stadt einzumischen, aber er ließ nicht nach und legte einen ersten Beitrag von 300 Mark in meine Hände. Die Tischrede, in der ich diesen Vorgang erzählte und die Unterlassungssünde der Rathhausbilder ins Licht stellte, zündete; es wurden sofort namhafte Beiträge gezeichnet und die Errichtung eines Erzstandbildes beschlossen, das wir einige Jahre später an einem schönen Festtage enthüllen konnten. Mitten in diese Bewegung fiel das Lutherjahr, und

mein Freund Bärwinkel erinnerte seine Mitbürger an die Begeisterung, mit der einst die Bürgerschaft und Universität Erfurt den nach Worms ziehenden Reformator begrüßt hatte. So entwickelte sich unter seinen Händen, ohne jede Regierungsinitiative, lediglich aus der evangelischen Bürgerschaft heraus ein kirchliches Volksfest, wie Deutschland im 19. Jahrhundert es noch nicht gesehen hatte. Auf den 13. August strömten in Erfurt 50000 deutsch-protestantische Gäste, darunter 800 Vertreter unsrer eigens eingeladenen Studentenschaften zusammen; die Stadt war Haus um Haus mit Fahnen, Teppichen und Guirlanden geschmückt; alle Gewerke feierten; einem katholischen Fabrikherrn, der eine Ausnahme machen wollte, dekorirten die Studenten sein Haus in der voraufgehenden Nacht. Festgottesdienste, in Liturgie und Predigt gleich mächtig, eröffneten den Tag; die Andächtigen standen bis vor die Thüren der weiten Gotteshäuser dicht gedrängt. Dann begann bei herrlichem Wetter — ein fanatischer Kaplan hatte vergebens um Regenwetter gebetet — der historische Festzug, welcher den Ehrentag Erfurts aus der Reformationszeit, die Einholung des nach Worms fahrenden Luther durch Universität und Bürgerschaft darstellte: alle Stände und Genossenschaften hatten sich zur Mitwirkung vereinigt und ein unerschöpflich reiches, farbenprächtiges Bild der großen Vergangenheit zu Stande gebracht. Zwei Stunden lang durchzog das immer wieder von neuem entzückende Schauspiel die geschmückte Stadt: dann sammelte sich alles auf dem weiten freien Platze am Dom, wo nach einer kräftigen Ansprache das von Zehntausenden angestimmte „Ein' feste Burg ist unser Gott" viele Theilnehmer bis zu Thränen bewegte. Am Abend fand in erleuchteten öffentlichen Gärten eine dreifach abgestufte Schlußfeier statt, in der sich die verschiedenen Schichten der Festgemeinde um entsprechend gewählte Redner sammelten. Mir war die Mittelstufe, die in Musik und Gesang eingefaßte Ansprache auf dem „Steiger" zugetheilt. Ich ging aus von dem, was der Festzug ver-

sinnbildlicht hatte, dem Bunde von Humanismus und Reformation, Bildung und Glaube. „Die Humanisten waren die Lerchen, welche den Geistesfrühling der Reformation begrüßten; aber gebracht hat ihn Luther, der Adler, dessen Flug in alle Höhen und Tiefen des religiösen Lebensgeheimnisses reichte. Auf dem Bunde von allgemeiner Geistesbildung und positivem Christenglauben beruht der Sieg und die Größe der Reformation; auf der Entfremdung beider alles Elend der deutsch-protestantischen Kirchengeschichte; auf ihrer Wiederversöhnung die deutsche Zukunft ... Dann würden sie wiederkehren, die Tage von Erfurt und Worms und Augsburg, und unser äußerlich geeintes Volk würde auch innerlich eins werden in der Wahrheit, die aus der Höhe ist, und in der Freiheit, die aus der Wahrheit ist. Das freie, reine Evangelium, befreit und gereinigt von allem Menschenwerk, und umkränzt, umjubelt von allen ächten Bildungsmächten der Zeit wie an jenem Erfurter Luthertage, — ja, in diesem Zeichen werden wir siegen!“*)

Eine Nachfeier fand von Erfurt aus auf der Wartburg statt, wo D. Lipsius von Jena den Studenten die begeisternde Ansprache hielt. Und nun ging die Lutherfeier weiter durch ganz Deutschland — nicht gerade unter Vortritt derer, welche im sechzehnten Jahrhundert vorangegangen, der evangelischen Fürsten, — vielmehr fanden in diesem Kreise sehr auffallende Zurückhaltungen statt; aber um so mehr in wahrhaft volksthümlicher Weise, so daß selbst aus Italien ein kräftiges Echo kam. Nur die in Wittenberg von den kirchenregimentlichen Kreisen in Berlin veranstaltete Feier gerieth, trotz der rühmlichen Anstrengungen der kleinen Stadt, nicht volksthümlich; und wie hätte sie es können bei Veranstaltern, denen der ebendamals erwachende Gedanke, eine Lutherkirche in Rom zu bauen, viel zu polemisch war und die daher die vorhandene Thatenlust und

*) Deutsch-evang. Blätter 1883, S. 641—646.

Opferwilligkeit auf das möglichst zahme Unternehmen einer „Lutherstiftung für Pfarrwittwen und -waisen“ abzudämpfen verstanden! Das Wittenberger Fest war im Unterschiede von dem Erfurter ein richtiges Theologenfest; es litt an einem Uebermaß von Predigten und Vorträgen. Die Einladungen waren nach der theologischen Parteimatrikel angefertigt, aber die Flügelmänner zur Rechten und zur Linken, Luthardt und Hase, kamen nicht, und so bekam das Fest — nicht zu seinem Vortheil — einen einseitigen, preußisch-amtlichen Charakter. Was mich betrifft, so hatte ich die Einladung mit unterzeichnen dürfen, aber von der Rednerliste war ich ausgeschlossen, vermuthlich weil man von mir eine Betonung der protestantischen Freiheitsprincipien besorgte. Da wurde denselben unerwartet ihr Recht von einer Seite her, die man beim besten Willen nicht überhören konnte: der Kronprinz, von seinem greisen Vater zur Wittenberger Feier abgeordnet, ergriff die Gelegenheit, in die Schwüle der Kanossapolitik und Orthodoxie-Herrschaft einen protestantischen Blitz hineinfahren zu lassen. „Möge diese dem Gedächtniß Luthers gewidmete Feier — so schloß er seine Ansprache bei der Einweihung der Lutherhalle — uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Muthe und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind. Möge sie insbesondere uns in dem Entschluß festigen, allezeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntniß, und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung. Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach Erkenntniß der christlichen Wahrheit.“ Das war nach der Denkart unsrer damaligen Kirchenregenten, denen laut D. Kögels Rede Luther nur als ein zweiter Bonifatius erschien, höchst ketzerisch geredet, und einer der anwesenden Generalsuperintendenten soll

den Vorschlag gemacht haben, dem Kronprinzen zu repliciren; doch blieb die Besonnenheit oben.

Mir wurde auch nach Erfurt noch mehr als Eine Gelegenheit, zur Lutherfeier beizutragen. Der Berliner Magistrat ging mich an, in der Reichshauptstadt einen Luthervortrag zu halten. Ich wählte, um nicht in ausgefahrenen Gleisen zu bleiben, das Thema „Luthers Hausstand in seiner reformatorischen Bedeutung", und that damit nach Constantin Rößlers Urtheil einen glücklichen Griff. Ich entwickelte an Luthers Eheschließung den tiefen Unterschied deutsch-evangelischer und römisch-mönchischer Moral und zeichnete dann den Reformator nach jeder Seite hin in seinem Hauskleid, in seinem häuslichen Leben und privaten Charakter, womit es mir gelang, auch so hochgeistigen Menschen wie Geh. Rath v. Duncker und seiner Frau „eine wahre Herzensfreude" zu machen.*) In meiner Zeitschrift feierte ich den 10. November 1883 mit der Losung „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll." „Luther ein ächter Gottgesandter im Geist und in der Kraft des Elias. Die unter drückenden Bedingungen zu Stande gekommene lutherische Kirche ist nur ein verkümmertes und unzulängliches Denkmal seiner Geistesfülle und Lebensarbeit; die Segenswirkungen Luthers reichen weit über sie hinaus, und das Elend unsrer Zeit ist nur dies, daß die beiden unzertrennlichen Seiten seines Werkes, die in Gott bindende und die für die Welt befreiende, von der großen Menge ihrer Liebhaber nach Kräften auseinandergerissen und wider einander in den Krieg geführt werden. O daß doch diese Gedenkfeier etwas dazu hülfe, unserem Volke den ächten und ganzen Luther, nicht den Luther dieser und jener Partei, lebendiger vor die Seele zu stellen!" — In Halle hielt ich ferner einen Conferenzvortrag über Luthers Kirchen-

*) Der Vortrag ist abgedruckt in den Deutsch-evang. Blättern 1883, XII.

verfassungsideen,*) und betheiligte mich an einem Cyclus reformationsgeschichtlicher Vorträge für die Gemeinde, der für den kommenden Winter verabredet und unter guter Theilnahme in der Marktkirche gehalten ward. Mir fiel in diesem Cyclus die tragische Geschichte der Reformation in Italien zu;**) dreizehn Jahre später habe ich in denselben bis unter's Dach gefüllten Räumen auch dem großen Gehülfen Luthers, dem Praeceptor Germaniae, die Gedenkrede gehalten. — Endlich gelang es mir, als praktisches Andenken an das Lutherjahr in unsrer städtischen Kreissynode die Stiftung eines Kirchbauvereins anzuregen, welcher in der ungemein anwachsenden Stadt zum dringenden Bedürfniß geworden war. Derselbe vermochte der mit der Errichtung einer zweiten Kirche umgehenden Laurentiusgemeinde sofort einen geschenkten Bauplatz und beträchtige Festcollecten zu überweisen; dann aber, durch die Treue meines Freundes Sup. D. Förster weiter erstarkend, den Bau einer Kirche in der Südvorstadt selbst in die Hand zu nehmen, und ist jetzt damit beschäftigt, auch der jungen heimathlosen Paulusgemeinde zu einer solchen zu verhelfen.

Leider erhielten die erhebenden und nicht ohne Frucht abblühenden Lutherfeiertage ein peinliches Nachspiel, das auch mich in seine Wirbel hineinzog. Der Dekan der Bonner theologischen Facultät D. Bender hatte die von ihm zu haltende Lutherfestrede auslaufen lassen in eine herbe Kritik des in unsrer Kirche, insonderheit auch im Rheinland, herrschenden orthodoxen Pietismus. Ohne Frage war in einer Lutherfestrede, und zumal in einer nicht blos im eigenen Namen zu haltenden, eine solche Kritik des umgebenden Kirchenthums unangebracht, und es war auch in ihrer Form Unbilliges und Unvorsichtiges untergelaufen. Dagegen nicht zu schelten waren meines Erachtens die Grund-

*) Deutsch-evang. Blätter 1883, S. 760 ff.
**) Deutsch-evang. Blätter 1885, S. 1 ff.

gedanken: daß die Reformation Luthers nicht blos eine Reform unsres Kirchenthums, sondern eine Erneuerung unsres gesammten religiös-sittlichen Lebens bedeute; daß der reformatorische Heilsglaube, auf dem diese Erneuerung beruhe, in einem für Luther noch nicht erkennbaren Maße unabhängig sei von dem theologischen Glaubensgesetz, welches die Kirche im Lauf der Jahrhunderte aufgerichtet und gegen das seit reichlich hundert Jahren der denkende Geist sich auflehne, und daß darum Pietismus und Orthodoxie nicht im Stande seien, die Ideale der Reformation voll zu verwirklichen. Eben diese Richtungen, am Rhein stark und ehrenwerth vertreten, wollten sich diese allerdings am unrechten Ort und in verletzender Form ihnen gesagten Wahrheiten nicht gefallen lassen und geriethen in leidenschaftliche Erregung; der academische Redner wurde heftig verketzert, es wurde ihm mit nachweislicher Unwahrheit alle christliche Positivität abgesprochen, eine Agitation auf kirchendisciplinarisches Verfahren wider ihn angestrengt, und dabei der Einzelfall zur Handhabe gemacht für eine Wiederaufnahme der Bemühung, die academische Theologie überhaupt unter kirchliche Vormundschaft zu bringen. Ich hatte in meiner Zeitschrift die rheinischen Vorgänge anfangs nur zum Gegenstande eines kurzen Chronikartikels gemacht, hatte die formellen Mißgriffe der Rede betont, aber ihre Grundgedanken als für Sachkundige unbestreitbar in Schutz genommen, und war damit wieder einmal dem Schicksal verfallen, nicht nur der Gegenpartei, sondern auch ängstlichen Freunden zu mißfallen. So sah ich mich veranlaßt, dem „Bender'schen Streite" zwei längere Ausführungen zu widmen, in denen ich meine bedingte Schutzrede für Bender begründete und die Rheinländer um ihres eigenen kirchlichen Lebens willen über dieselbe zu verständigen suchte.*) Ich wußte, daß der so hart Angefochtene seine Vervehmung, die mich lebhaft an meine Altenburger Kirchentagserlebnisse er-

*) Deutsch-evang. Blätter 1884, S. 132 und S. 216.

innerte, in aller Sorglosigkeit und guten Meinung veranlaßt hatte; er hatte seine Rede sogar seinem orthodoxen Collegen Christlieb vorher mitgetheilt, und dieser hatte ihn ruhig hereinfallen lassen, um dann, wie J. P. Lange es ausdrückte, mit pietistischen Schachzügen gegen ihn zu agitiren. Ich sah überdies die mir werthe rheinische Kirche in der Gefahr, ihre alte friedfertige Duldsamkeit einzubüßen, und — da in ihr doch auch nicht wenige Männer von freierer Bildung offen für Bender Partei nahmen — in das heillose theologisch-kirchliche Parteiwesen hineinzugerathen, welches anderweit unsre Kirche verwüstete. Endlich hielt ich mich für berufen, der angedrohten kirchlichen Knechtung unsrer freigeborenen evangelischen Theologie hier wie anderweit entgegenzutreten. „Wenn ein academischer Lehrer, der den alleinrechtfertigenden Glauben bekennt an „Christus, die Wirklichkeit des christlichen Lebensideals, die Bürgschaft der vergebenden Liebe Gottes, die Quelle des heiligen Geistes, das Unterpfand unsrer in die Ewigkeit ragenden Hoffnung", — wenn ein Solcher an der dogmatischen und symbolischen Tradition und an den actuellen Zuständen unsrer Kirche keine freimüthige Kritik mehr üben kann, ohne zur kirchlichen Censurirung denuncirt und bei nächster Gelegenheit in seinem Lehrberuf lahmgelegt zu werden, dann ist es mit der seitherigen Stellung der Theologie im deutschen Protestantismus überhaupt vorbei. Dann schaffe man nur gleich die evangelisch-theologischen Facultäten überhaupt ab, die, wenn sie unter kirchlicher Censur stehen sollen, auf die Stufe der römischen herabsinken und neben den Vertretungen der anderen, freien Wissenschaften nicht mehr ebenbürtig bestehen können. Dann ersetze man sie durch jene Dressuranstalten des künftigen Klerus, zu denen die römische „Schwesterkirche" die Vorbilder liefert, Anstalten, in denen der künftige Prediger und Seelsorger vor jedem Hauch der bösen Kritik hermetisch bewahrt, und — um so besser geschult wird, den Geist der Zeit mit Waffen des Geistes zu

überwinden." Ich hatte die Genugthuung, daß rheinische Freunde meine beiden Artikel vervielfältigen und in jedes rheinische Pfarrhaus gelangen ließen, und daß sie mir nach einiger Zeit berichten konnten, dieselben hätten klärend und beruhigend gewirkt. Durch den Takt und die Besonnenheit der von dem klugen, freigesinnten D. Evertsbusch geleiteten rheinischen Provinzialsynode wurde das angezündete Feuer für diesmal glücklich gelöscht; dauernde Warnungen freilich hat, wie spätere ähnliche Vorgänge zeigen sollten, die Sache in den strenggläubigen rheinisch-westphälischen Kreisen nicht hinterlassen. Und der maßlos verketzerte Mann, der ein höchst anregender Lehrer der Theologie gewesen, ließ sich durch die ihm widerfahrene Mißhandlung zu meinem lebhaften Bedauern zuerst aus seinen theologischen Positionen und schließlich auch aus der theologischen Facultät herausdrängen.

Die Theologie, für welche ich hier zunächst eingetreten war, war nicht die meine, Bender war ein Ausläufer der Ritschl'schen Schule, und so wird hier der Ort sein, über meine Stellung zu dieser Zeiterscheinung, welche damals ebensoviel Anklang als Widerspruch fand, ein Wort zu sagen. Die ältere Vermittelungstheologie eines Nitzsch, Rothe, Dorner, in der auch ich wurzelte, hatte die Schleiermacher'sche Scheidung zwischen religiösem und philosophischem Erkennen in gutem Vertrauen auf die Möglichkeit einer religiösen Speculation, einer wirklichen Erkennbarkeit der Glaubensobjecte zu überbrücken gestrebt; diese jüngere und jüngste vertiefte jene Scheidung vielmehr, stellte eine Erkennbarkeit des „An-sich" der übernatürlichen Dinge grundsätzlich in Abrede und wollte die religiöse Gewißheit lediglich auf den moralischen Werth, den gewisse Glaubensanschauungen für unser Leben haben, begründen und beschränken. Das entsprach dem um die Mitte des Jahrhunderts eingetretenen Umschlag des philosophischen Zeitalters in ein naturwissenschaftliches, welches an der Erkennbarkeit, wo nicht an der Existenz einer übersinnlichen Welt verzagt war, und bot den Vortheil, eine Menge

herkömmlicher Glaubensfragen, an deren Beantwortung die Kinder des naturalistischen Zeitalters sich stießen, vor allem die Wunderfrage, dahingestellt sein zu lassen, und dennoch den Glauben an die durch Christus geoffenbarte Väterlichkeit Gottes als höchstes Gut des Erdenlebens preisen zu können. Ja dieser Mittelweg erschien so sehr als der glücklichste Ausweg aus den Conflicten von Tradition und Kritik, Bibel und Naturwissenschaft, daß man auch abgesehen von der schulbildenden Energie des Meisters die Anziehungs- und Ausbreitungskraft, welche das System auf die höherstrebende theologische Jugend übte, vollkommen begriff. Was mich angeht, dessen theologische Richtung beim Auftreten der Ritschl'schen Theologie eine bereits fest ausgeprägte war, so habe ich mich bei mäßiger Kenntnißnahme von derselben nie in das System zu finden vermocht. Seine Scheidelinie zwischen objectiver Wahrheitserkenntniß und subjectiver Glaubenszuversicht ist mir immer als eine chinesische Mauer erschienen, hinter der sich Solche sichern wollen, welche keinen Muth der Welteroberung haben, und die auf die Dauer doch nicht sichert; als ein System der doppelten Buchführung, das gegenüber dem unzerstörbaren Bedürfniß des menschlichen Geistes, Gott in der Welt und die Welt in Gott zu erkennen, nicht stichhält. Ja es scheint mir, als ob die docta ignorantia, auf welche die theologische Wissenschaft hier sich reducirt, die doppelte Gefahr in sich schließe, hier in bodenlosen Skepticismus, dort in blinden Positivismus umzuschlagen. Dazu kommt, daß diese Theologie mit ihrer Abneigung gegen die mystischen Tiefen des Christenthums und mit ihrer Begründung der Religion auf wesentlich moralische Motive den Vollgehalt des christlichen Bewußtseins doch nicht erschöpft, vielmehr einer gewissen rationalistischen Verflachung Raum gibt, und daß darum eine Alleinherrschaft derselben in den Facultäten niemals zu wünschen war. Andererseits konnte ich nicht verkennen, daß das Aufblühen dieser Schule in den geistigen Allgemeinbedingungen unsrer Zeit mit einer gewissen Nothwendigkeit

begründet war und daß es zur Vermittelung zwischen Christenthum und Zeitbildung vielen das für sie Erwünschte und Unentbehrliche leiste; oder wer konnte so vielen lebendigen Beispielen gegenüber bestreiten, daß es mit die Besten der theologischen Jugend für sich einzunehmen und wo nicht zu fesseln, so doch kräftig anzuregen und zu hervorragenden Verkündigern des Evangeliums vorzuschulen vermöge? Und so konnte ich es nur zum kirchlichen Schaden und Elend der Zeit rechnen, daß sich in immer weiteren kirchlichen Kreisen nicht eine besonnene theologische Kritik, sondern eine leidenschaftliche Verketzerung Ritschls und seiner Schule entwickelte. Während im hannöverschen Kirchenregiment, in dessen Bereich Ritschl zunächst wirkte, anfangs eine löbliche Billigkeit und Besonnenheit waltete, ward es in Hannover wie in Altpreußen bald Conferenzmode, von der Ritschl'schen Theologie die fabelhaftesten Karikaturen zu zeichnen und ihren Urheber wie eine Art Antichrist zu verschreien, ohne besseren Erfolg, als daß damit der Verwechslung von Christenglauben und Köhlerglauben und der fortschreitenden Entfremdung zwischen Kirche und allgemeinem Geistesleben Vorschub gethan ward. Ich trat dieser Treiberei auch abgesehen von dem Bender'schen Falle entgegen, so gut ich konnte, und veranlaßte namentlich meinen Bremer Freund Thikötter, in meinen Blättern eine gemeinverständliche Darstellung des Ritschl'schen Systems zu geben, die auch von dem Meister selbst als zutreffend anerkannt ward.*)

Indeß die deutsche evangelische Kirche auf diese Weise von neuem durch innere Streitigkeiten gelähmt ward, die preußische Landeskirche insonderheit in der Generalsynode von 1885 den Höhepunkt reactionärer Strömnng erreichte, ging die römische einem neuen, ungeahnten Triumph auf deutschem Boden entgegen. Es war die Kanossapolitik unsrer Regierung, die dem

*) Deutsch-evang. Blätter 1883, S. 19 ff.

Romanismus bei uns einen Aufschwung bereiten sollte, wie er ihn aus eigner Kraft nie genommen haben würde. Nach der thatsächlichen Einstellung aller Kampfesmaßregeln und Wiederherstellung der römisch-katholischen Seelsorge hatte der Kulturkampf nach einem Ausdruck des Fürsten Bismarck „versumpfen" zu sollen geschienen, und es wäre immerhin besser gewesen, ihn in einen Sumpf, als in einen Abgrund auslaufen zu lassen. Noch im Jahre 1884 erklärte der Kultusminister, die Regierung werde eine Revision der Maigesetze erst vornehmen, wenn sie wisse, woran sie sei; ob ein gesetzgeberischer Abschluß wirklich zum Frieden führe, oder ob man darauf verzichten müsse, in Gemeinschaft mit den Bischöfen weiterzuarbeiten. Und die Antwort, welche ihm im folgenden Jahre die in Fulda versammelten Bischöfe darauf gaben, indem sie das kleine Entgegenkommen ihres Paderborner Collegen mißbilligten und ihren Candidaten verboten, sich vom Kultusminister dispensiren zu lassen, lautete deutlich genug. Fürst Bismarck aber erzählte in der Landtagssession von 1884—1885 mit einem gewissen Galgenhumor die vollkommene Vergeblichkeit seiner bisherigen Bemühungen, auf dem von ihm gewählten Umweg über Rom zu einem Kirchenfrieden im Inlande zu kommen; er beschrieb sein vergebliches do-ut-des-System, — „wir haben an Concessionen eine anständige Summe von Vorschüssen geleistet, aber es fehlt noch jede Gegenleistung bis zu diesem Augenblick." Noch fügte er hinzu: „Ich habe als Diplomat den Eindruck, daß weitere Concessionen uns das Spiel nur verderben und daß wir jetzt in der Lage sind, ruhig abzuwarten, ob endlich eine Spur von Gegenconcessionen von Rom geboten wird." Aber schon im folgenden Jahr war er wieder auf dem entgegengesetzten Standpunkt, daß man trotz Goethes bekanntem Wort dem »Mann mit zugeknöpften Taschen« nur desto mehr zu lieb thun müsse: der Streit zwischen Deutschland und Spanien um die Carolineninseln lag vor, und er faßte den Papst bei seiner weltoberherrlichen Eitelkeit, indem er ihn zum

Schiedsrichter wählte. Der Papst sprach uns die Carolineninseln ab, wofür ihm der alte Kaiser einen schönen Dankbrief zu schreiben hatte; Fürst Bismarck aber erhielt den Christusorden mit Diamanten, und mit Recht, denn er hatte sich zwar nicht um den Protestantismus, der kein politisches Schiedsrichteramt des Papstes kennt, wohl aber um das Papstthum, das ein solches über den weltlichen Staaten ambirt, wohlverdient gemacht. Er erhielt noch mehr: er erhielt ein Exemplar der im selben Herbste erlassenen Encyclika de civitatum constitutione christiana, in welcher Leo XIII. die alte Papsttheorie vom Verhältniß von Kirche und Staat, wie seine mittelalterlichen Vorgänger sie ausgebildet, als noch heute geltend ihm vortrug. Und auf diese erneuten mittelalterlichen Prätensionen hin fand der deutsche Reichskanzler, auch ohne daß jetzt wenigstens dem preußischen Staate etwas zugestanden worden wäre, dem Papste neue und größere „Vorschüsse" zu machen und ihm abermals einen reichen Vorrath staatlicher Waffenrüstung zu Füßen zu legen.

Es ist eine unglaubliche Geschichte, die man, wenn wir ihre Nachwehen nicht bis heute an unserem nationalen Leibe zu spüren hätten, in der Erinnerung für einen tollen Traum halten möchte. Eine künftige Geschichtschreibung mag versuchen das psychologische oder diplomatische Räthsel des folgenden Stückes preußischer Geschichte zu lösen; ich erzähle es nur. Während man sich nach des Fürsten Bismarck oben angeführter Erklärung „in der Lage befindet, Gegenconcessionen ruhig abzuwarten", bringt man, ohne solche empfangen zu haben, im Jahre 1886 ein neues Bündel preiszugebender Maigesetze auf den Tisch des Herrenhauses. Man will auf alle Bürgschaften für eine nationale Bildung des Klerus und auf den Rechtsschutz gegen kirchliche Uebergriffe, auf den kirchlichen Gerichtshof verzichten und sich mit der Anzeigepflicht in Betreff neu zu ernennender Pfarrer begnügen, einer fast werthlosen Einrichtung, indem die Staatsgefährlichkeit eines Geistlichen in den seltensten Fällen schon bei seiner Anstellung

erkannt werden kann. Die Commission des Herrenhauses findet unter Mithülfe des Bischofs Kopp diese freiwilligen Entäußerungen der Regierung noch zu erweitern, im Plenum erweitert Bischof Kopp die Commissionszugeständnisse nochmals, und die Regierung, anstatt Schranken zu ziehen, erklärt „ihre Ansichten nicht im Voraus festlegen zu können." Da fragt die Commission den Bischof, ob denn mit der Annahme alles von ihm Gewünschten die Revision der Maigesetze abgeschlossen und die Kirche zufriedengestellt sein werde; der Bischof ist nicht in der Lage, das zu bejahen, und so ist der Landtag im Begriff, die gesammten unnützen Nachgiebigkeiten abzulehnen. Was thut Fürst Bismarck? Er läßt den Gesandten aus Rom kommen, um dem Landtag die unentdeckbare Friedfertigkeit des Papstes zu bezeugen. Diese Friedfertigkeit besteht darin, daß der Papst die angebotenen Zugeständnisse bestens acceptiren, aber die Anzeigepflicht als dauernde erst „nach Herstellung des religiösen Friedens" zugestehen will. Nun wird Fürst Bismarck in Rom vorstellig, daß er mit diesem Zum-besten-haben im Landtag nicht durchkomme, und damit der so reich gedeckte Tisch nicht wieder verschwinde, ist der römische Stuhl so gnädig, das Zugeständniß der Anzeigepflicht zu versprechen, wenn man ihm dagegen eine weitere Revision der Maigesetze verspreche. Er gibt aber zugleich jener Anzeigepflicht eine Deutung, die sie nun völlig entwerthet, indem dieselbe kein Vetorecht der Regierung gegen den Anzustellenden, sondern nur das Recht gegen denselben beim Bischof vorstellig zu werden, nach sich ziehen soll. Obwohl nun damit das einzige Gegenzugeständniß, auf welchem die Regierung besteht, zu einem leeren Schatten geworden ist, bestimmt Fürst Bismarck den Landtag dennoch, um dieses Schattens willen nicht nur die in Rede stehenden Schutzgesetze des Staates preiszugeben, sondern sich auch zu einer noch weiteren Revision der Maigesetzgebung zu verpflichten; während der Papst seinerseits keinen hiemit eingetretenen Frieden mit dem preußischen Staat, sondern nur „die Eröffnung des Zugangs" zu einem solchen

Frieden anerkennt.*) Wie Fürst Bismarck hoffen konnte, mit einer solchen halben Versumpfung und vollen bußfertigen Widerrufung des Kulturkampfes etwas anderes zu erndten als den triumphirenden Haß und Hohn der ultramontanen Partei und Presse und einen desto frischeren, fröhlicheren Krieg um die letzten Dämme des Staates wider die ultramontane Sturmflut, die Volksschule und die Ordensgesetze, ist mir unbegreiflich. „Würde das Ziel des Unternehmens aufgegeben, in welches der Staat gegenüber der römischen Kirche eingetreten ist — hatte Falk kurz vor seinem Rücktritt gesagt —, dann wäre kein Ausdruck zu finden, um den Eintritt in dies Unternehmen zu brandmarken.“ Nun war das Ziel geopfert, und damit das Unternehmen, Fürst Bismarcks eigenstes Unternehmen, gebrandmarkt. Ein welt- und geschichtskundiger Mann wie Bischof Reinkens schrieb mir damals: „In keinem kirchenpolitischen Kampfe seit Entstehung des Papstthums ist mir staatlicherseits eine solche Blindheit, beziehungsweise Verblendung vorgekommen wie in diesem. Die Regierung hat große Eile gehabt, ihre schimpfliche Niederlage zu vollenden und vielleicht für Generationen zu besiegeln. Wenn von jetzt an die mit preußischem Gelde bestrittene Erziehung des römischen Klerus im reinsten Vaticanismus vorgeht und ihre unausbleiblichen Früchte zeitigt, so wird den Thron der Hohenzollern, für den ich mehr fürchte als für den Protestantismus und Altkatholicismus, unter gewissen Umständen und Verwickelungen die lächerliche Anzeigepflicht nicht retten.“

Diesen Moment der Waffenstreckung des preußischen Staates vor dem vaticanischen System hielten protestantische Hochconservative für opportun, um ihr romanisirendes Ideal in der evan-

*) Ich habe oben die Endgeschichte des Kulturkampfes nur in den allgemeinsten Umrissen zeichnen können. In ihrem Einzelverlauf, in welchem sie einen noch viel elenderen Eindruck macht, habe ich sie bündig dargestellt in dem Aufsatz „Der kirchenpolitische Ausgleich in Preußen“, Deutsch-evang. Blätter 1886, S. 349—360.

gelischen Landeskirche zu voller Verwirklichung zu bringen. Unmittelbar an die schmachvolle Erledigung des Kulturkampfes, zu der sich der Landtag durch den Fürsten Bismarck hatte bereden lassen, schloß Herr v. Hammerstein — derselbe, dessen hochkirchliche Führerrolle nachmals eine so vernichtende moralische Beleuchtung erfahren hat, — seinen berühmten Antrag an: „Die Staatsregierung wolle das Geeignete wahrnehmen, daß bei der Wiedergewährung größerer Freiheit und Selbständigkeit an die römische Kirche auch der evangelischen Kirche ein entsprechend größeres Maß von Freiheit und Selbständigkeit und reichlichere Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährt würden." Ein Antrag, dem bei der diplomatischen Unbestimmtheit seines Hauptanspruchs und der ködernden Natur seines materiellen Anhängsels ein bestechender Eindruck auf weiteste protestantische Kreise gewiß war, zumal in einem Moment, in welchem das dunkle Gefühl der Benachtheiligung der eignen Kirche durch die Zugeständnisse an die römische die Gemüther bewegte; — nur daß freilich die Namen der Unterzeichner, jener Erzreactionäre, welche seither vor allen dafür gesorgt hatten, die conservative Partei ins Schlepptau des Centrums zu bringen, von vornherein daran irre machen mußten, daß etwas wahrhaft Protestantisches angestrebt werde. Unter solchen Umständen war es recht willkommen, daß Stöcker, neben Herrn v. Kleist-Retzow der Hauptverbündete des Herrn v. Hammerstein, in einer Parteiversammlung das gemeinsame kirchliche Freiheitsprogramm näher erläuterte. Es enthielt nach ihm drei Hauptpunkte: 1. Freiheit vom Staate, wie die römische Kirche sie genießt; 2. Freiheit, die theologischen Professoren zu bestellen und die Geistlichen auszubilden, wie die römische Kirche sie übt; 3. freie Hand, die liberale Partei in der evangelischen Kirche „zum Schweigen zu bringen". Einen vierten Punkt fügte, ohne Zweifel im Sinne der Antragsteller, der ihnen secundirende „Reichsbote" hinzu: „Erhebung der Generalsuperintendenten zu Consistorial-

präsidenten und — „mit oder ohne Bischofstitel“ — zu „wirklichen Kirchenregenten, in deren Händen die Leitung der Kirche liegt.“ Wir hielten eben in Halle die Jahresconferenz der „Landeskirchlichen evangelischen Vereinigung“; ich brachte die Sache zur Sprache und wir faßten die folgenden Resolutionen: „1. Wir hoffen, der Staat werde nicht vergessen, daß die Wurzeln seiner sittlichen Kraft vor allem in der Reformation und der ihre Grundsätze wahrenden evangelischen Kirche liegen. 2. Wir halten es für recht und billig, auch im eigenen Interesse des Staates liegend, daß derselbe die evangelische Kirche durch eine entsprechende Dotation in Stand setzt, ihren Aufgaben, namentlich in der deutsch-evangelischen Diaspora, besser zu genügen. 3. Wir protestiren dagegen, wenn unter dem Titel größerer Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche die Freiheit der evangelischen Universitätstheologie bedroht wird, oder in Kirchenregiment und Lehrzucht römische Vorbilder nachgeahmt werden sollen. Eine größere Freiheit und Selbständigkeit unsrer Kirche können wir nur davon erwarten, daß unsere bestehende Kirchenordnung in ihrem ursprünglichen Sinne gehandhabt und ausgebildet wird.“

Namentlich zur Begründung dieser dritten These schrieb ich in meinen Blättern einen Aufsatz, welcher die faulen Argumente Stöckers einer scharfen Kritik unterwarf und zu einer nochmaligen Auseinandersetzung mit unsrer reactionären Partei überhaupt gerieth: „Die größere Freiheit der evangelischen Kirche nach römischem Muster.“*) Der leichtfertigen Rede: „Rom ist vom Staate frei, also müssen wir es ebenso werden“ hielt ich die Frage entgegen: Hat denn Herr Stöcker gar keine Ahnung davon, daß die Reformation eine ganz andere Lehre sowohl von der Kirche als vom Staate führt als das Papstthum; daß diese ganz andere Lehre ein ganz anderes Verhältniß von Kirche und

*) Deutsch-evang. Blätter 1886, S. 389—406.

Staat als das römischerseits geforderte zur Consequenz hat, daß also jene Argumentation von vornherein unevangelisch ist? Nicht als hätten nicht auch wir berechtigte Freiheitsforderungen an den Staat, Befreiung der Gemeinden von der lähmenden bureaukratischen Bevormundung oder von dem schon von der Staatsverfassung verurtheilten Kirchenpatronat. „Von allen solchen ‚Ketten' schweigt Herr Stöcker, — warum? Weil es ihm nicht um die Freiheit der Gemeinde zu thun ist, sondern um die Freiheit einer Kirche, welche die Gemeinde beherrschen soll." Auch hatte er sich wohl gehütet, die „Freiheit vom Staate" folgerichtig über Landtag und Ministerium hinaus bis auf das Staatsoberhaupt auszudehnen. „Wie ist es, fragte ich, mit dem Brechen dieser ‚Kette', Herr Hofprediger? Wollen Sie auch diese gebrochen wissen, weil ja die Römischen sie nicht tragen, so sagen Sie das offen heraus! Oder soll sie, wie die Klage über den zwischen Kirche und König tretenden Kultusminister schließen läßt, verbleiben, und nur der Einfluß, den seither der Kultusminister geübt hat, auf andere Personen, etwa auf königliche Hofprediger übergehen"...? „Wir Freunde der Verfassung von 1875 sind allerdings von der Erwartung ausgegangen, daß das evangelische Königthum sich von nun an auf eine wesentlich formale Leitung der inneren kirchlichen Angelegenheiten beschränken und nicht seine jeweilige persönliche religiöse Ansicht als „Kette" um die freie Bewegung der Geister in der Kirche legen werde. Sollte diese Voraussetzung nach Herrn Stöckers Ansicht seither nicht erfüllt worden sein, so laden wir ihn ein, in dieser Richtung für die Freiheit der Kirche seine Stimme zu erheben." — „Weiter, wenn Herr Stöcker ausruft, ‚die römische Kirche ernennt Professoren, welche sie will, sie bildet ihre Kleriker ganz nach kirchlichem Princip', so ist zu antworten: ja freilich thut sie das, — eben weil sie die römische ist. Sie kennt und will keine freie Wissenschaft, keine wirkliche Theologie, sondern lediglich eine ihre Glaubensdekrete überliefernde

und rechtfertigende Scholastik, und sie will nicht, daß ihre Kleriker am allgemeinen Denken des Zeitalters theilnehmen und sich eine eigne selbständige Ueberzeugung bilden. Die evangelische Kirche dagegen will beides, und muß es wollen, weil sie ohne das aufhören würde, die evangelische, die Kirche der Reformation zu sein ... Wir brauchen freie christliche Persönlichkeiten, die in Gott gebunden sind und nicht in Menschensatzungen, die im freien redlichen Geisterkampf mit den in Volk und Zeit vorhandenen Mächten sich ihren Christenglauben errungen haben und daher als ächte Jünger des barmherzigen Hohenpriesters auch Anderen, die im Zugwind desselben Zeitgeistes stehen, beistehen können. Und darum schicken wir sie in die Luft der Freiheit, in der allein Ueberzeugung und Charakter sich bilden können, in die Arena der freien Wissenschaft; darum ist ihre Vorbildung durch eine freie, von der „Kirche" unbevormundete Theologie auch eine Bildung aus kirchlichem Princip, aber aus protestantischem, evangelischem. Wenn dagegen ein römischer Jesuit einen Rath geben sollte, wie man den deutschen Protestantismus am sichersten und schnellsten ruiniren, ihn seiner besten Geisteswehr und -waffe berauben und ihn hülflos der großen Autoritätskirche in die Arme treiben könnte, er könnte nichts Besseres anrathen als die kirchliche Knechtung und damit Ruinirung unsrer academischen Theologie. — Der begehrten Freiheit, „die Linke in der Kirche zum Schweigen zu bringen" hielt ich die schon wiederholt zu Gunsten der Duldung derselben geltend gemachten Thatsachen und Gesichtspunkte entgegen. „Der Protestantenverein hält sich zum Grundartikel der Reformation, daß in Christo allein Heil sei und daß dieser Heiland allein aus der Schrift zu erkennen sei: von einer solchen Partei in Bausch und Bogen behaupten, sie wolle nicht den Glauben, sondern den Unglauben, das ist im höchsten Grade leichtfertig geredet. Auch irrt Herr Stöcker vollständig, wenn er durch ein gewaltthätiges Zum-Schweigen-bringen der Linken die evangelische Kirche zu stärken

meint: Eintracht macht stark, nicht Bürgerkrieg. Die Linke ist eine aus der von Gott zugelassenen und regierten Entwicklung unsrer Kirche erwachsene Partei; sie hat wie jede geschichtlich erwachsene Partei ihre Einseitigkeit, ihre Vorzüge und Mängel; die Wahrheitsmomente, die sie mit Einseitigkeit vertritt, sind eben die, welche von den rechtsstehenden Parteien verkannt und vernachlässigt werden. Aber selbst angenommen, sie wäre nur ein Krankheitssymptom und weiter nichts, seit wann führt die gewaltsame Zurücktreibung von Krankheitssymptomen zur Genesung?" — Was endlich die Erhebung der Generalsuperintendenten zu „Bischöfen mit oder ohne Titel", zu „wirklichen Kirchenregenten" anging, so hatte Stöcker die daraufhin von der liberalen Presse erhobene Anklage auf hierarchische Gelüste mit dem Zuruf „Dummheit" abgefertigt; ich konnte doch nicht umhin, die Anklage begründet zu finden. „Allerdings, bischöflich ist noch nicht nothwendig hierarchisch. Wenn die politischen Verhältnisse unsre Fürsten einmal dahin drängen werden, das evangelische Nothbischofsamt des 16. Jahrhunderts aufzugeben und sich allen Confessionen gegenüber auf das gleiche jus circa sacra zurückzuziehen, wenn unsre Kirche, verlassen von der Staatsgewalt, ihrer Vorrechte beraubt, in apostolischer Armuth und Schwachheit dastehen wird, dann wird sie anstatt der haltlos gewordenen Consistorien zurückgreifen nach jenem kirchenregimentlichen Amte der persönlichen Führung und Leitung, das die Kirche des zweiten Jahrhunderts in ähnlicher Lage sich schuf. Und dann werden solche Bischöfe, in altkirchlicher Weise hervorgehend aus der Wahl des christlichen Volkes, getragen von den Kräften des allgemeinen Priesterthums in lebendigen Gemeinden und wahrhaft freien Synoden, in apostolischer Einfalt und Demuth einhergehen wie heute die altkatholischen Bischöfe in Bonn und Bern und werden vor allen hierarchischen Gelüsten behütet sein. Wenn solche Bischöfe einst kommen, — Gott grüße sie! Aber Bischöfe, wie der „Reichsbote" sie denkt,

Bischöfe, die ihre Gewalt nicht ableiten würden aus der Gemeinde, sondern aus Delegation des königlichen Kirchenregiments oder aus einer unmittelbaren göttlichen Institution des „Hirtenamts", um mit mehr als consistorialer Machtvollkommenheit über die Pastoren und Gemeinden zu herrschen, Bischöfe, die sich um den Summepiskopus drängen würden wie die Hofbischöfe um den Constantin, — vor denen behüte uns Gott. Denn in denen die geborenen Hierarchen nicht zu erkennen, würde uns trotz des auf diese Auffassung gelegten Bannspruches der „Dummheit" nicht möglich sein."

Das war also die „größere Freiheit der evangelischen Kirche" nach Herrn v. Hammerstein und Genossen. Es war unsren Hochkirchlichen vorbehalten, in ultramontaner Weise selbst Begriff und Sprache zu fälschen und die Knechtung der Christenheit unter dem Titel der Freiheit zu fordern. Und wir mußten mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Forderung wie nach der römischen, so auch nach der protestantischen Seite hin ein staatliches Entgegenkommen finden werde. Das Centrum war bereit, den Hammerstein'schen Anträgen zwar nicht hinsichtlich der Dotirung der evangelischen Landeskirche, aber doch zu ihrer eigenthümlichen „Befreiung" seine Hülfe zu leihen, und auf protestantischer Seite waren durch die Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck die Begriffe bereits so verwirrt und die Luft dermaßen mit romanisirenden Miasmen erfüllt, daß selbst ein Mann wie Herr v. Rauchhaupt, unser synodaler Fractionsgenosse und Mitbegründer der Deutsch-evangelischen Blätter, sich zu einer freilich bald widerrufenen Mitunterzeichnung und Vertheidigung der Hammerstein'schen Anträge fortreißen ließ.*) „Man schüttle, schrieb ich darum am Schluß meines Aufsatzes, den Eindruck dieser hochconservativen Action nicht von sich ab mit dem Gedanken: das alles ist zu absurd, zu lächerlich und darum unmöglich. In Momenten, in

*) Deutsch-evang. Blätter 1886, S. 500 f.

denen große tragende Grundsätze eines Gemeinwesens so zusammenbrechen wie gegenwärtig die seit dreizehn Jahren festgehaltenen preußischen Positionen gegen die vaticanische Kirche, ist Unglaubliches nicht unmöglich. Ich sage mir auch, es ist undenkbar, daß unsre Regierung so alle evangelischen Grundsätze vergessen, so die tragenden Kräfte des deutschen Protestantismus und ihre vitale Bedeutung für Preußen und Deutschland verkennen sollte, daß sie so gottverlassen sein sollte, um zu einer Romanisirung der Landeskirche, wie diese Partei sie anstrebt, die Hand zu bieten. Indeß, große kirchenpolitische Niederlagen und Fehlgriffe haben ihre Consequenzen, und wenn so viele auf die kirchlichen Dinge bezüglichen Staatsgrundsätze politischen Opportunitäten geopfert worden sind, warum nicht auch diese?" Glücklicherweise fand es Fürst Bismarck doch nicht opportun, den Hochconservativen die evangelische Landeskirche preiszugeben wie den Ultramontanen die römisch-katholische; die Hammerstein'schen Anträge blieben unangenommen. Freilich auch unabgewiesen; sie konnten noch Jahre lang in Conferenzen, Synoden und Kirchenblättern weiterspuken und in einer Zeitlage, in welcher die Evangelischen alle Eintracht und antirömische Schärfe nöthig gehabt hätten, fortfahren die Geister zu verwirren und zu entzweien. Mein scharf abfertigender Aufsatz, der im Sonderabdruck drei Auflagen erlebte, fand vielfach warme Zustimmung, diente aber andererseits auch dazu, die abgefertigte Partei von neuem wider mich aufzubringen.

Aber die Verwirrung der Geister in Folge des preußisch-römischen Ausgleichs sollte noch weitere Wellenkreise ziehen und den ganzen Umfang unseres öffentlichen Lebens ergreifen. Gleich im nächsten Jahre 1887 trat in unsrer Reichspolitik ein Zwischenfall ein, der mir ein altes Wort aus schlimmster Rheinbundszeit — „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" — ins Gedächtniß rief, während er die große Menge unsres Volkes gleichgültig ließ oder von der sogenannten patriotischen Presse bejubelt

ward. Eine französische Kriegsgefahr war knapp an uns vorübergegangen, die Regierung verlangte eine Heeresverstärkung, welche für ein Septennat gesichert wäre, das Centrum drohte die Vorlage zu Fall zu bringen; die Entscheidung hing von neuen Reichstagswahlen ab. Da ließ Papst Leo, um sich den Fürsten Bismarck weiterhin zu verpflichten, an seine Vertrauensmänner im Centrum die imperative Weisung ergehen, für die Regierung zu stimmen, indem es im Interesse der Kirche sei, die Reichsregierung auf diese Weise zu weiterer Nachgiebigkeit in den deutschen Kirchenangelegenheiten, sowie zur Beschaffung einer besseren äußeren Lage des Papstes moralisch zu verpflichten. Diese Weisung nutzte der Regierung absolut nichts; die päpstlichen Vertrauensmänner behielten sie in der Tasche, die Partei stimmte wider das Septennat wie Ein Mann. Aber der Papst erntete seinen Dank in Worten und in Werken; die kaiserliche Thronrede sprach ihn aus, die protestantische und patriotische Presse hallte von ihm wieder, der tolle Traum von einem hochpolitischen Bündniß des römischen Papstthums und des deutschprotestantischen Kaiserthums hatte neue Nahrung erhalten. Allgemein nahm man an, daß Fürst Bismarck jene Intercession des Papstes in Rom erbeten gehabt: das wäre dann das deutsche Reich in seinen inneren Schwierigkeiten beim römischen Stuhl um Hülfe bettelnd gewesen. Aber auch wenn die Einmischung des Papstes unerbeten erfolgte und nur dankbar angenommen ward, — was für demüthigende und erschreckende Verhältnisse des deutschen Reiches, welche die führende Regierung mitverschuldet hatte, machte der Vorgang offenbar! Es gab also im Reiche eine große, mächtige Partei, welche ihre politischen Weisungen von einem auswärtigen, Weltpolitik treibenden Souverain empfing; ja — darüber hatte der Papst die sich sträubenden Centrumsmitglieder sehr deutlich belehrt — jeder im vaticanischen Sinne „gläubige" Katholik war in seinem Gewissen verbunden, auch in einer so weltlichen Sache wie eine Militärvorlage, wenn

der Papst derselben ein kirchliches Interesse abgewann, sich seine politische Haltung von Rom aus vorschreiben zu lassen. „Das alles, schrieb ich in meinen Blättern, ist allerdings nicht ganz neu. Man sagte sich's unter der Hand, daß das die Consequenzen des Ultramontanismus und Vaticanismus seien; man las es in der civiltà cattolica und flüsterte sich zu, daß die deutschen und preußischen Römlinge wohl nach diesen Grundsätzen handelten; aber diese selbst wagten sich doch zu denselben nicht offen zu bekennen, und die Obrigkeiten, die Patrioten, die Protestanten in Deutschland erkannten diese Principien nicht an. Heute erkennen sie sie an; die äußerste Doctrin der civiltà cattolica, daß der römische Papst im Interesse der Kirche in jede Staatsangelegenheit, auch in Militär- und Steuerfragen, dreinzureden habe, wird von der Regierung dankbar acceptirt, von den patriotischen Parteien, von der regierungsfreundlichen Presse, von Tausenden deutscher Protestanten als etwas ganz Rechtmäßiges und ihnen Hochwillkommenes begrüßt. Niemals haben die ultramontanen und vaticanischen Doctrinen im geeinten Deutschland solch einen öffentlichen Triumph gefeiert wie in diesen Tagen; jubelnd ziehen die verblendeten Trojaner das verderbenschwangere Roß in ihre Mauern. Sieht man denn nicht, daß es eine höchst zweischneidige Waffe ist, deren eine Schneide man dem Centrum zukehrt, um es zu Tode zu treffen? Daß man einen Grundsatz und Vorgang acceptirt, kraft dessen der Papst — sei's Leo XIII. oder einer seiner Nachfolger — in einem ebenso kritischen Augenblick dieselbe Autorität ebensogut wider die Regierung in die Wagschale werfen kann? Hat der Papst das Recht, selbst in rein politischen Angelegenheiten dem deutschen Reichstag, soweit er aus Katholiken besteht, dreinzureden, dann sind wir wahrhaftig wieder in die Zeiten Heinrichs IV. und Gregors VII. zurückversetzt; nur mit dem Unterschied, daß es damals noch deutsche Bischöfe gab, die im Gegensatz zum Papst fest am Kaiser hielten, und daß damals der Papst noch

nicht für unfehlbar erklärt, also das „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ in seiner Anwendung auf Papst und Kaiser für den „gläubigen“ Katholiken noch nicht so unzweifelhaft war wie heute ... In der That, wir haben es weit gebracht im jungen deutschen Reich, — bis an die Sterne weit! So weit, daß der Papst mit „imperativen Wünschen“, wie sie kein König und Fürst seinen Unterthanen ins Parlament mitgeben kann, dem deutschen Kaiser eine gegen das drohende Ausland unentbehrliche Militärvorlage durchbringen helfen muß; daß die Reichsregierung dafür die moralische Verpflichtung zudictirt bekommt, dem Papst in unseren inneren Angelegenheiten zu Willen zu sein, ja ihm auf Kosten des italienischen Einheitsstaates eine „bessere äußere Lage“ zu schaffen. Ist unsre Reichspolitik unschuldig an dieser tief demüthigenden Situation? Diese Situation ist die Frucht einer Politik, die für ideale Principien, für die religiöse Grundfrage in Deutschland nichts übrig hat, die die religiösen Mächte der Zeit nur unter dem Gesichtspunkt politischer Schachfiguren würdigt und darum unter vollkommener Rücksichtslosigkeit gegen den Protest deutscher Reformation ein Bündniß zwischen deutschem Kaiserthum und römischem Papstthum angesponnen hat, — natürlich um auch letzteres an den politischen Triumphwagen zu spannen; doch „welcher Kluge fände im Vatican nicht seinen Meister?“ Wir hätten's anders und besser haben können im jungen deutschen Reich; wir hätten vor, während und nach dem vaticanischen Concil ein romfreies Deutschland haben können. Aber nun ist, mit dem greisen Döllinger zu reden, dem deutschen Reiche der Keim unheilbaren Siechthums eingeimpft. Gott bessere es!“

Dieser Aufsatz über „Die Einmischung des Papstes in die deutschen Reichsangelegenheiten“ machte einige Sensation; die Allgemeine Zeitung und selbst die Kreuzzeitung druckten ihn ab. Aber wie traurig war es, daß meine Stimme die einzige war, welche sich öffentlich in diesem Sinne äußerte, während die be-

deutendsten Blätter von Bewunderung für den weisen Friedenspapst, von Schadenfreude über das hereingefallene Centrum und von Verleugnung der Reformation trieften! „Ich horchte nach allen Seiten, schrieb mir ein süddeutscher Altkatholik, ob denn nicht in der furchtbaren Krise, in die uns die Bismarck'sche Politik geführt hat, die große protestantische Confession ihre Stimme erhöbe. Es war umsonst; als ob sie nicht existire oder ihrer Vergangenheit uneingedenk sei, so still blieb es. Endlich Ihre Stimme, und so wahr und ächt! Helfen wird's freilich nichts; aber Sie haben Ihrem Gewissen, Ihrer Confession und unserem Vaterlande genuggethan." — Ich ließ noch einen zweiten Aufsatz folgen: „Nach den Wahlen." Die Reichstagswahlen waren zu Gunsten des Septennats ausgefallen, und zwar hatten die vorwiegend protestantischen Reichstheile gegen die vom Centrum beherrschten den Ausschlag gegeben; der durch die Kriegsgefahr erregte Patriotismus der deutschen Protestanten war der Reichsregierung zu Hülfe gekommen. Das constatirte ich vor der Oeffentlichkeit, indem ich mich zugleich über das unselige, wie auf das Centrum zugeschnittene Wahlgesetz aussprach, das nur in Momenten tieferer nationalen Erregung seine Schuldigkeit thue. Ein Dank, wie ihn der Papst für seine erfolglose Intervention erhalten hatte, ward dem deutschen Protestantismus nicht zu Theil, weder in Worten noch in Thaten; die Reichsregierung hatte ja den ganzen Vorrath ihrer Liebenswürdigkeit für den römischen Stuhl und den einheimischen Knaben Absalom nöthig. In welcher Stimmung damals süddeutsche Protestanten ihre vaterländische Pflicht thaten, darüber mag folgender Herzenserguß eines rheinbayrischen Amtsrichters Zeugniß geben, den ich ebenfalls zum Dank für mein freimüthiges Wort erhielt. „Wenn man in Berlin die Socialdemokratie fürchtet und sich deshalb dem Papst in die Arme wirft, so kommt man aus dem Regen in die Traufe. Es ist der größte Fehler, zu glauben, daß der Papstkatholicismus wie er ist, jemals ein Freund Preußens

werden könnte; wer unter süddeutschen Katholiken lebt und die Augen offen hat, der allein wird den infernalen Haß würdigen, der hier gegen Preußen herrscht. Aber auch wirkliche Freunde Preußens haben angesichts solcher Thatsachen die Liebe zu diesem Staate aus blutendem Herzen gerissen. Sie haben sich gesagt: Preußen ist und bleibt der principienlose Freimaurerstaat." Und eine spätere süddeutsche Stimme überbot diese noch — nicht an Bitterkeit, aber an ernster Klage: „Es geht hierzulande vielen gut und deutsch Gesinnten so, daß sie sich auch die Liebe zu Kaiser und Reich aus dem Herzen reißen, indem sie sich sagen: viel größere Güter raubt uns dies Reich, als es uns gebracht hat."

Die Verwirrung des deutschen Gewissens und die Verleugnung der deutschen Reformation seitens der preußischen Regierung sollte noch viel größer werden; sie beschränkte sich nicht auf einzelne verhängnißvolle Mißgriffe, sie ward System, oder vielmehr sie war es schon seit Jahren geworden. Ein ruere in servitium papatus war seit dem Niedergang des Kulturkampfes die Losung unserer inneren Politik. „Man sollte es zwar nicht für möglich halten, schrieb mir Hermann Baumgarten, aber es ist so, daß die Phantasie vom Zusammenwirken von Kaiser und Papst in unsren höchsten Sphären heute wieder stark spukt." Wenn die neuernannten römischen Bischöfe, diese Renegaten ihrer vorvaticanischen Ueberzeugung, ihre Einzüge hielten, ihre Antrittsaudienz hatten, dann wurden sie wie deutsche Fürsten geehrt; die Wachen präsentirten, preußische Regimentsmusiken zogen spielend voran, die Fürstenzimmer der Bahnhöfe wurden ihnen zur Verfügung gestellt, Oberpräsidenten und commandirende Generale hatten ihnen den ersten Besuch zu machen. Sie saßen auf Ehrenplätzen an des Kaisers Tafel, wenn sie nicht wie der Bischof von Münster verschmähten zu kommen; dagegen als einmal eine solche Einladung sich an den altkatholischen Bischof verirrte, der ihnen rechtlich gleichstand und ein besserer Mann war als sie alle, wurde ihm dieselbe Tags zuvor wieder ab-

geschrieben und zur Entschädigung eine Privataudienz angeboten, die er unter solchen Umständen ablehnte. Auch für ihre schlechtesten Unternehmungen waren diese römischen Bischöfe des moralischen Beistandes der Regierung gewiß. Als man in Aachen jene zerlumpten Leinwandstücke ausstellte, an deren Herkunft aus dem Stalle von Bethlehem kein vernünftiger Mensch glaubt, nahmen Spitzen der Staatsbehörden, darunter auch Protestanten, an der „erhebenden Feier" Theil, und als der Bischof von Trier jene „lückenhaften Stofftheile", die er für den Rock Christi ausgab, dem katholischen Volke zur Adoration darbot, so leistete die Regierung diesem unwahrhaftigen, volkverführenden Unternehmen Vorspann, indem sie für die Wallfahrer Extrazüge auf den Staatsbahnen anordnete. Die wiederzugelassenen Orden, obwohl über ihre propagandistische Tendenz kein Zweifel war, durften sich über unsre Fluren ergießen wie ein Heuschreckenschwarm; Staatseigenthum wie die schöne Laacher Abteikirche wurde ihnen als Morgengabe dargebracht; auf Hohenzollernschem Gebiete weihte ein römischer Abt die neuerbaute Staatsbahn ein; auch die nicht zugelassenen Jesuiten durchschwirrten Deutschland und kündigten in Schlesien ungestört ihre Exercitien an. Dem allen gegenüber erschien der Protestantismus wie ein aufgegebenes Ding. „Stören Sie den confessionellen Frieden nicht", antwortete der Statthalter v. Manteuffel einem evangelischen Pfarrer, der sich über römische Proselytenmacherei im Metzer Spital beklagte. Mochte ein Majunke, der Mitverfasser jener „Geschichtslügen", in denen die Hohenzollern als Reichsverräther gebrandmarkt waren, das Andenken Luthers in der denkbar schändlichsten Weise besudeln, er wurde doch königlich preußischer Schulinspector. Mochten die Bischöfe convertirende Protestanten im Widerspruch mit ihrer eignen Kirchenlehre wiedertaufen lassen, um sie dem römischen Volke als gewesene Heiden darzustellen; mochte in den gemischten Ehen, in der confessionellen Erziehung verwaister Mischehenkinder die evangelische Kirche

Uebergriff und Abbruch erleiden, so viel sie wollte, — die Regierung schwieg, und wenn einmal in Trier ein des Kinderdiebstahls und der öffentlichen Lüge überführter Kleriker von den Gerichten verurtheilt ward, so half königliche Begnadigung aus. Eine wie Unkraut aufgeschossene ultramontane Presse erging sich ungestraft in jeder Herabwürdigung unsrer Confession; der Kaplan Dasbach in Trier schrieb in seinem Paulinusblatt: „Die Hunde fressen am Freitag Fleisch, sind also keine Katholiken; die Hunde feiern nicht den Sabbath, sind also keine Juden; die Hunde sind Protestanten“: kein Staatsanwalt rührte sich. Aber wie könnte ich sie hier alle aufzählen, die hundertfachen Kniebeugungen vor der römischen Kirche und Preisgebungen der evangelischen, welche nunmehr zur preußischen Staatsraison gehörten; in der Monatschronik meiner Zeitschrift habe ich sie Jahrgänge hindurch registrirt. Es waren Zustände officiell eingeführt, welche dem Kronprinzen das klassische Wort abnöthigten „Man wird doch noch sagen dürfen, daß man evangelisch ist“; es war, als wenn Preußen ein römisch-katholischer Staat geworden und die berühmte Zukunftsschlacht auf brandenburgischem Sande, wie auch ultramontane Stimmen ausdrücklich behaupteten, zu ihren Gunsten bereits entschieden wäre. — Dieselbe Stickluft waltete auch in den deutschen Mittelstaaten, welche unter protestantischen Regierungen standen. In Baden, wo man einst dem Erzbischof von Freiburg so tapfer widerstanden hatte, beugte sich jetzt der Hof vor den Anmaßungen und Ungezogenheiten des inländischen Papstvicars; an der Lutherfeier dagegen hatte man sich in Karlsruhe so kleinmüthig herumgedrückt, daß einem süddeutschen Patrioten — ich habe Grund zur Vermuthung, daß es Professor Hermann Baumgarten in Straßburg war — die Galle darüber übergelaufen war. „Es gibt, schrieb derselbe aus diesem Anlaß in der Badischen Landeszeitung, keinen thörichteren und keinen verderblicheren, und doch heutzutage so weit verbreiteten Wahn, als den, zu meinen, die deutsche Nation werde die Frage ihrer religiösen

und nationalen Selbständigkeit jemals zur Entscheidung bringen, wenn sie dieselbe nicht genau an demselben Punkte wieder aufnimmt, wo die Reformation sie aufgegriffen hatte." Wie es aber in Württemberg aussah, das verriethen uns die grünen Hefte, welche aus der Feder einiger tapferen schwäbischen Pfarrer um die Mitte der achtziger Jahre in Halle zu erscheinen begannen. Sie wiesen statistisch nach, daß eine Regierung, welche die Feigheit gehabt hatte, den letzten dem vaticanischen Dogma widerstehenden deutschen Bischof zur Unterwerfung zu drängen, trotz ihres protestantischen Namens die Verwaltung eines zu zwei Dritteln evangelischen Landes so führte, wie die katholische Abtheilung im Berliner Kultusministerium sie nicht zweckdienlicher hätte führen können.

Wohin waren wir in unsrer deutschen Geschichte gerathen? An welchem Abgrund der Verfälschung derselben standen wir! Einer der berufensten Lutherfestredner, Heinrich von Treitschke, hatte 1883 den Ausspruch gethan: „Seit die römische Kirche mit der Unfehlbarkeit des Papstes ihr letztes Wort gesprochen hat, empfinden wir schmerzlicher denn je, welche Kluft die Glieder unsres Volkes trennt. Diese Kluft zu schließen, das evangelische Christenthum wieder also zu beleben, daß es fähig wird, unser ganzes Volk zu beherrschen, das ist die Aufgabe, welche wir erkennen und spätere Geschlechter einst lösen sollen." Aber waren wir nicht, nach hoffnungsvollen Ansätzen des beginnenden Jahrhunderts, von dieser Aufgabe weiter abgetrieben als je? Hatte es seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und eines Ludwig XIV. einen geschichtlichen Moment gegeben, in welchem das Erbe der Reformation in Deutschland gefährdeter gewesen wäre? Verlassen, preisgegeben von der Staatsgewalt, die seit Jahrhunderten das Protectorat der evangelischen Kirche geführt hatte, und nun ihrer heiligen Verpflichtung derart vergaß! Innerlich zerrissen von Parteien, von denen die mächtigste, am Ruder sitzende sich mit romanisirenden Idealen trug, die Freiheitsprincipien der

Reformation verleugnete und die päpstlichen Triumphe in Deutschland gar nicht so übel fand. Umringt und auf jedem schwachen Punkte angefallen von einer feindlichen Macht, der an Organisation, an fanatischem Eifer und weltlichen Hülfsmitteln nichts gleichkam, und welche die „letzte Schlacht auf dem Brandenburger Sande", die Rekatholisirung Deutschlands offen auf ihre Fahne geschrieben hatte. Und dieser Macht that die angeblich paritätische Staatsgewalt allen Vorschub, während die breite Menge der Nation sich selbstvergnügt in Deutschlands Machtstellung sonnte, ihren materiellen Unternehmungen und Vergnügungen nachging und den alten Streit zwischen Rom und Wittenberg als sehr gleichgültig ansah. Es war mir inmitten dieses Elends ein hoher Trost, daß mit mir, dem Theologen, dessen Urtheil natürlich von vornherein für einseitig galt, große Historiker, Männer, welche in die dauernden Lebensbedingungen unsres Volkes einen tieferen Einblick hatten als Fürst Bismarck mit seiner Real- und Momentpolitik, in der Beurtheilung unsrer Lage wesentlich zusammenstimmten. Ich habe soeben H. v. Treitschke erwähnt: sein Antipode, Hermann Baumgarten, der Geschichtschreiber Karls V., war in diesem Punkte ganz mit ihm einig. Es war zu Anfang 1887, bald nach dem preußisch-römischen Friedensschluß, daß ich von ihm einen trefflichen Beitrag für meine Blätter erhielt, „Römische Triumphe", eine ernst warnende Uebersicht der Siege, welche das Papstthum neuerdings ziemlich überall, insonderheit in Deutschland, und zwar mit Hülfe unsrer katholisirenden Orthodoxie, davongetragen. „Diejenigen, welche heute Freundschaft mit Rom predigen, hieß es zum Schluß, sind die richtigen Enkel jener Lutheraner, welche dem großen Kurfürsten sein Leben lang entgegengearbeitet haben und gelegentlich vor dem Bündniß mit den polnischen Jesuiten nicht zurückgeschreckt sind. Sehr lange ist dann diese Richtung in Preußen ohnmächtig gewesen, aber seit fünfzig Jahren hat sie sich immer stärker wieder geltend gemacht. An den Triumphen, welche Rom seitdem über Preußen

errungen hat, hat sie den wesentlichsten Antheil. . . . Was Protestantismus und Katholicismus für das Leben der modernen Welt bedeuten, darüber läßt die Vergangenheit keinen Zweifel. Die ungeheure Gefahr eines unwiderstehlichen Vordringens der römischen Kirche aus eigner Kraft, vor welcher manche erschrecken, existirt nicht; diese scheinbar kolossale Macht ist wesentlich das Werk unsrer Schwäche und Thorheit. Aber freilich, für jedes Volk ist bisher der Moment kritisch gewesen, wo seine Macht sich glänzend erhob; das haben Spanier, Franzosen, Engländer nach einander erfahren. Auch uns droht unzweifelhaft die Gefahr, daß die Heiligthümer des inneren Menschen von einem Geschlecht geringschätzt werden, welches in Macht und Genuß schwelgt." Das war mir aus der Seele geschrieben, aber was vermochte der Einzelne, was vermochte ein bescheidener Professor der Theologie in der ungeheuren Krise seines Volkes auf Leben und Tod? Was er konnte, war der Versuch, die Gleichgesinnten im deutschen Lande noch einmal zu einem mannhaften Widerstande aufzurufen. Unmittelbar an die letzte staatliche Waffenstreckung vor Rom schloß dieser Vorsatz sich an — der Gedanke des Evangelischen Bundes.

Es war inmitten aller Bedrängniß ein Schicksalshumor, daß dieser Gedanke in Rom geboren werden sollte. Ich war mit meinem von schwerer Krankheit erholungsbedürftigen Sohne im Frühling 1886 nach dem lieblichen, sorgenfreien Capri gegangen; nach drei erquickenden Wochen blieben wir noch eine vierte in Rom. Als wir die Treppe zum päpstlichen Statuenmuseum hinaufstiegen, begrüßte mich eine edle deutsche Frau, eine Altkatholikin, mit Danksagung für das, was ich für ihre Glaubensgenossen gethan; als wir am Ausgang der vaticanischen Bibliothek vorüber kamen, trat Professor Benrath heraus, den ich von Bonn als tapferen niederrheinischen Protestanten kannte; beim deutschen Botschaftsprediger, meinem alten Schüler Rönneke, genossen wir einen schönen, geselligen Abend, hörten aber auch,

wie die kleinlichsten Rücksichtnehmereien auf den Papst eine deutsch-evangelische Gemeindebildung hintanhielten, ja sogar die Abhaltung der kleinen Jahresconferenz deutsch-evangelischer Prediger Italiens unter dem Dache der deutschen Botschaft verwehrt hatten. Ich besprach mit Benrath und Rönneke die Zeitereignisse, die soeben in Berlin besiegelte Niederlage des Staates und die ebendamit gegebene hülflose Bedrängniß der deutsch-evangelischen Sache: sie riethen zur Begründung einer protestantischen Zeitungscorrespondenz, um unsre Anliegen und Beschwerden besser in der Tagespresse geltend zu machen. Das leuchtete mir ein, aber es genügte mir nicht: die entfremdeten kirchlichen Parteien mußten angesichts der römischen Gefahr zusammengebracht, das evangelische Bewußtsein in den schlummernden Massen geweckt, der ungeheuren römischen Organisation eine Gegenorganisation entgegengestellt werden, welche auch materielle Hülfsmittel schaffen, auf allen bedrohten Punkten helfend eingreifen, auch mit den Regierungen ein ernstes Wort reden könnte, und so entstand mir der Plan eines „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen." Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, empfing ich einen Brief meiner Jenenser Collegen Nippold und Lipsius, welche, von denselben Kümmernissen bewegt wie ich, eine gemeinsame Berathung wünschten. Ich hatte mir bereits vorgenommen, bei Gelegenheit unsrer nahen Hallischen Frühjahrsconferenz meine Gedanken einem engeren Kreise von Freunden vorzulegen, bat daher die beiden Jenenser Doctoren, dieser Conferenz als Gäste beizuwohnen, und nahm am Schlusse derselben — es war am 26. Mai 1886 — etwa zwanzig Mitglieder, darunter meinen Collegen Riehm, Sup. D. Förster, Sup. Felgenträger, Senior Bärwinkel und Schulrath v. Bamberg zu einer vertraulichen Besprechung zusammen. Ich setzte ihnen meinen Plan auseinander; auch den Namen „Evangelischer Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" habe ich, wenn ich nicht irre, schon damals aus-

gesprochen; ich fand für „Interesse“ kein vollentsprechendes deutsche Wort, aber auf die Doppelseitigkeit „Evangelisch“ und „Protestantisch“ und auf die Wechselbeziehung von „Protestantisch“ und „Deutsch“ kam es mir an. Meine Darlegungen fanden allseitigen Anklang, und man bestellte einen Fünferausschuß, Bärwinkel, v. Bamberg, Nippold, Riehm und mich, um die Sache weiter zu berathen und zu betreiben. Auf meinen Vorschlag ergänzten wir uns durch einen Sechsten, den nachmaligen Schriftführer des Evangelischen Bundes D. Leuschner, welcher der positiv-unirten Partei näher stand als wir Uebrigen und von ähnlichen Gedanken bewegt war.

Die Schwierigkeiten lagen bergehoch vor uns. Wie war über die trennenden Parteischranken wegzukommen, welche durch ein Jahrzehnt verbitternder Streitigkeiten in der preußischen Landeskirche und zuletzt durch die Hammerstein'sche Treiberei immer höher aufgethürmt waren? Waren wir Mittelparteiler der herrschenden Partei verhaßt, so war ich's vor allen andern, den man dem fernerstehenden Anhang zu einer wahren Vogelscheuche zu machen gewußt hatte. Wir wären allenfalls zu Gnaden angenommen worden, wenn wir uns zu einem Bunde „der drei positiven Parteien“ gegen die Linke hergegeben hätten, aber das war, wie schon oben bemerkt, der Punkt, über welchen ich mit den rechtsstehenden Parteien nicht transigiren konnte. Es stand mir fest, — auch ohne die Rücksicht auf die beiden Jenenser Freunde — daß hier gerade der Bann durchbrochen werden müsse, in welchen man seit Jahrzehnten ehrlich-christliche Männer, lediglich weil sie einer freieren, kritischeren Theologie anhingen, von rechts her gethan hatte. Ich hatte meine Gegenrede gegen Stöckers Kirchenfreiheit nach römischem Muster geflissentlich dazu mitverwerthet, die Möglichkeit und die Bedingungen eines evangelisch-kirchlichen Zusammenwirkens mit der Linken klarzustellen. „Es wäre, hatte ich geschrieben, mit der Linken sehr wohl ein Kirchenfrieden zu schließen auf Grundlagen, die dem Evangelium der Reformation

nichts vergäben: Anerkennung des Grundbekenntnisses vom Heil allein in Christo und von der Schrift als der Quelle und Norm unsrer Erkenntniß Christi; Freilassung eines jeden hinsichtlich des Maßes und der Form dieser Erkenntniß in deren positiver Verkündigung; Unterlassung aller Polemik gegen die überlieferte kirchliche Lehrform in Predigt und Unterricht; gemeinsame Abwehr des Materialismus und des Romanismus, und gemeinsame Arbeit an den kirchlichen und sittlichen Aufgaben der Zeit." Und ein hervorragendes Mitglied der liberal-theologischen Richtung, Pastor Ziegler in Liegnitz, hatte mir seine volle und warme Zustimmung zu diesem Einigungsprogramm ausgesprochen. Aber so wenig wie wir ohne Einschluß der Liberalen hoffen durften, über die Ohnmacht eines bloßen neuen Parteiunternehmens hinauszukommen, so wenig ohne weitreichende Mitwirkung der „Positiven", und hier lag die bei weitem größere Schwierigkeit, denn hier lag eine tiefe und weite Abhängigkeit von Parteiführern vor, die nirgend mitthun wollten, wo sie nicht herrschen konnten. Hätten wir uns an die Parteiführer, überhaupt an die Parteien als solche gewendet, wir hätten im besten Falle ein in seinem eignen Schooße diplomatisirendes, nach Außen hin actionsunfähiges Comité bekommen, wahrscheinlicher aber eine trostlose Wiederholung der traurigen Octoberversammlung von 1872 erlebt. Es blieb uns nichts übrig, als zunächst unseren Ideen eine feste Gestalt zu geben, um welche die Geister sich sammeln und an der sie sich scheiden konnten, und dann uns nicht an die Parteien als solche zu wenden, sondern an Männer aller Parteien, von denen man hoffen durfte, daß sie auf einer höheren Warte stünden als auf der Zinne der Partei.

Wir beschlossen, eine Denkschrift zu verfassen, welche die Beweggründe und Abzielungen unsres Unternehmens darlegte, diese Denkschrift einer größeren, jedoch immer noch beschränkten Zahl von Männern der genannten Art in allen Theilen Deutschlands vorzulegen und dieselben damit zu einer vertraulichen Be-

sprechung einzuladen. Die Entwerfung dieser Denkschrift wurde mir aufgetragen, und Nippold meinte, sie sei das Zündendste, was ich je geschrieben. Ich schilderte in brennenden Farben die innere Durchführung und äußere Machtentfaltung des Ultramontanismus, die staatliche Verlassenheit und innere Zerklüftung der evangelischen Kirche, und die aus diesen Zuständen entspringende „deutsch-evangelische Lebensgefahr". „Arbeitet das römische System ein Menschenalter ungestört so fort, so wird im deutschen katholischen Volke, soweit es von seiner Kirche bedingt wird, jedes Gemeingefühl mit dem evangelischen Volkstheil und jede Freude an geistigen Gemeingütern der Nation zerstört und ein blindes Werkzeug fanatischer Vorurtheile und Unternehmungen hergestellt sein. Aber auch das evangelische Bekenntniß wird nicht einmal seinen vollen ererbten Besitzstand behaupten, geschweige denn seine nationale und öcumenische Mission erfüllen können. Schon ist an zwei großen östlichen Grenzprovinzen, in welchen dasselbe aus der vor 30—40 Jahren behaupteten Majorität in die Minorität versetzt ist, anschaulich geworden, was der moderne Romanismus in Deutschland vermag und betreibt ... Aber gefährlicher als die directe Aggression würde die stille, allmähliche Untergrabung des deutschen Protestantismus sein. Wenn der Romanismus in der Lage ist, den Protestantismus auf hundert Concurrenzpunkten in den Augen des Volkes zu überflügeln und den Mächtigen sich als das kraftvollere politische, sociale und kirchliche Princip darzustellen, und wenn er zugleich in der Lage ist, gesunde und kraftvolle Entwicklungen des Protestantismus im Kleinen und im Großen zu hintertreiben und dagegen krankhafte, schädigende in demselben zu befördern, so hat er alles erreicht, was er für seine letzten Ziele in Deutschland vorerst sich wünschen kann. Mit der Hoffnung aber, die Grundgedanken der Reformation nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen und auch das katholische Deutschland an denselben theilnehmen zu lassen, steht und fällt die Zukunft unseres Volkes." — Ein zweiter Theil der

Denkschrift beschäftigte sich mit der Abhülfe wider die gekennzeichnete nationale Lebensgefahr. „Da die officiellen Vertretungen des deutschen Protestantismus sich zur Abwendung des eingetretenen Nothstandes ohnmächtig erwiesen haben, die Parteigruppirungen zur Rechten und zur Linken aber beim besten Willen das Uebel nur vergrößern können, so gilt es auf dem Wege der freien Vereinigung ein Neues zu versuchen: eine Zusammenfassung aller, welche unser Volk lieb haben und das Heil desselben durch das reformatorische Erbe bedingt erkennen, zu einem deutsch-protestantischen Schutz- und Trutzbunde gegen Rom. Zu Schutz und Trutz: denn es ist eine leere Abstraction, einen puren Vertheidigungskrieg führen zu können, und es gilt, nicht blos unsern Besitzstand zu wahren, sondern die Herrschaft Roms auf deutschem Boden zu brechen. In die Aufgabe eines solchen Schutz- und Trutzbündnisses würde alles fallen, was zur Vertretung der evangelischen Sache im öffentlichen Leben und vor der öffentlichen Meinung, was zur Einigung und Kräftigung des deutschen Protestantismus, und was zur Minderung der päpstlich-jesuitischen Herrschaft über das katholische deutsche Volk seitens einer freien Vereinigung thunlich ist.“ Insonderheit wies die Denkschrift vorläufig auf folgende drei Punkte hin: 1. Vertretung der evangelischen Sache im öffentlichen Leben durch die Mittel der Presse. 2. Eine lebendigere Verbindung der Landeskirchen und möglichste Ausgleichung der Parteigegensätze, wozu als formales Mittel die Veranstaltung kirchlicher Congresse sich darbiete. 3. Heilung oder doch Minderung des Risses, den der protestantisch-römische Gegensatz ins Innenleben unsres Volkes trage, — ein Ziel, zu dem es in der Gegenwart keine andere praktische Handhabe gebe als eine kräftige Unterstützung des Altkatholicismus. — „Aber wie zu einem solchen evangelischen Schutz- und Trutzverein gelangen? Der Erfolg wird davon abhangen, daß es gelingt, nicht blos weitere Kreise zu gewinnen, sondern auch die innere Weite zu behaupten, welche die Sache

nicht wieder als ein Parteiunternehmen erscheinen läßt. Keine der geschichtlich erwachsenen Parteien, welche in unsrer Kirche bestehen, darf als solche ausgeschlossen, aber von links und rechts her nur auf solche Männer gerechnet werden, welche ernstlich auf dem Grunde des Evangeliums und der Reformation stehen. Eine zweite Vorbedingung des Erfolgs wird die sein, daß man überhaupt über den engen Kreis der seither kirchlich wortführenden Männer hinaus in eine große nationale Umfassung gelangt, und dafür wird die nationale, patriotische Seite der Sache eine Handhabe bieten . . ."

Schwieriger als die Feststellung dieser Denkschrift, an der die Freunde nichts Wesentliches zu ändern fanden, war die Aufstellung eines Statutenentwurfs. Die Einzelheiten dieser Arbeit gehören nicht hieher, aber die Geschichte eines dabei vorgekommenen Einzelmomentes möchte ich nicht unerzählt lassen. Zwei Entwürfe, einer von mir und einer von D. Bärwinkel lagen vor, und der letztere hatte meinen Satz „Mitglied kann jeder evangelische Deutsche werden, welcher sich zu Christo, als in dem allein Heil ist, und zu den Grundsätzen der Reformation bekennt", erweitert durch den Ausdruck „dem eingeborenen Sohne Gottes als dem alleinigen Mittler des Heils". Ich hatte gegen diese Erweiterung nichts einzuwenden, wenngleich ich sie nicht für nothwendig hielt; dagegen Dr. v. Bamberg beanstandete sie, indem er in dem „Eingeboren" bereits ein bestimmtes christologische Dogma angedeutet fand und von einer solchen dogmatischen Verschränkung eine Abschreckung weiter wohlgesinnter Laienkreise befürchtete. Umsonst suchte ich ihn zu überzeugen, daß der Ausdruck ein ganz unverfänglicher, rein biblischer sei, der die dogmatische Ausprägung noch völlig freilasse; seine lebhaften Bedenken ergriffen vielmehr auch die beiden Jenenser Freunde, während der Antragsteller seinen Bekenntnißausdruck für unumgänglich hielt. Inmitten einer bewegten Erörterung schlug die Stunde des Abschieds, und wir waren in Gefahr,

uneins auseinander zu gehen. Da, im erregtesten Moment, trat Lipsius, den ich von Tag zu Tage mehr schätzen lernte, in die Mitte und sagte: „Wir müssen eins bleiben; ich nehme den Passus an.“ Damit war die einzige dogmatische Krise, welche der Bund je zu bestehen gehabt, entschieden. — Es war vielleicht ein halbes Jahr danach, daß ein einflußreicher Mann von der Rechten mir schrieb, die Idee des Bundes sei ja gut, und mit mir allenfalls könne er sich auch verständigen; aber dafür müsse ich sorgen, daß Lipsius aus dem Vorstand herauskomme. Ich antwortete ihm: Meinen Sie denn, ich werde mich an einer Intrigue betheiligen gegen einen Mann, der im schwersten Augenblick uns hochherzig die Hand gereicht hat? Sie irren sich übrigens in seiner Beurtheilung; schreiben Sie ihm selber, was Sie wider ihn haben. Er that es, und kam von seinen Vorurtheilen gegen diesen Namhaftesten unsrer liberalen Bundesgenossen zurück.

Auch die Auswahl der etwa hundert Vertrauensmänner, welche wir mittelst unsrer Denkschrift zu einer Vorversammlung zusammenbitten wollten, war kein leichtes Geschäft. Sie war in der Hauptsache meinem Freunde Riehm und mir überlassen und wir bemühten uns redlich, nicht nur die verschiedenen deutschen Landeskirchen zu berücksichtigen, sondern auch unsre Einladungen auf die drei großen Parteigruppen, welche durch's ganze evangelische Deutschland hindurchgingen, möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Von einigen kirchenregimentlich hochgestellten Männern, die wir übergingen aus Besorgniß, sie in Verlegenheit zu setzen, erfuhren wir später, daß sie zu haben gewesen wären; andrerseits luden wir Parteihäupter wie die DD. Kögel und Schultze vergeblich ein. Der einzige Generalsuperintendent, der sich uns zusagte, war D. Möller in Magdeburg; der erste Confessionelle der Consistorialrath Niemann in Münster, ein tapferer Westphale, mit dem ich mich auch in den Generalsynoden wohl hatte verstehen können. Unter den hervorragenden kirchlich gesinnten Laien, auf die wir besonders fahndeten, war auch

Hermann Baumgarten in Straßburg, — war auch ein deutscher Fürst, der uns das denkwürdige Wort zurückschrieb, es sei „vielleicht noch möglich, die halbverlorene Schlacht des deutschen Protestantismus gegen Rom wieder zum Stehen zu bringen.“ Es waren etwa siebzig hervorragende Männer, welche am 5. October in Erfurt zusammenkamen; die mehreren aus der Mittelpartei, aber auch die Linke und die Rechte waren vertreten, und manche, namentlich Laien, standen außerhalb aller Parteilosungen. Unmittelbar vor der Eröffnung gelang es uns, den zufällig in Erfurt anwesenden Landeshauptmann unsrer Provinz, Grafen v. Wintzingerode, für den Vorsitz zu gewinnen; er ward von da an der ritterliche Führer des Bundes. Unser Zusammensein weihte durch ein ergreifendes Gebet der fünfundachtzigjährige Superintendent a. D. Greeven, ein geistesverwandter Freund des seligen Wolters, der auf meine Bitte vom Niederrhein herbeigeeilt war. Die Eröffnungsansprache war mir anvertraut, und ich hielt sie in tiefer Herzensbewegung.

Ich zeichnete in Kürze das Furchtbare unsrer Lage. Wer in der Reformation die größte Gottesthat unsrer Geschichte erblickt, wem an der Bewahrung und Ausbreitung ihres Segenserbes der weltgeschichtliche Beruf, ja im tieferen Sinne die Existenz unseres Volkes hängt, der durfte die Stiftung des deutschen Reiches mit zwei Drittheilen evangelischer Angehörigen und einem protestantischen Kaiser an der Spitze mit großen Hoffnungen begrüßen. Diese Hoffnungen sind in den letztverflossenen fünfzehn Jahren vollständig getäuscht, sind durch die Niederlage Preußens in dem übel eingeleiteten, noch übler beendeten Kulturkampf in ihr Gegentheil verwandelt. Unsre Regierungen spannen ihre Gunst, ihre Autorität wie Rosse vor den Triumphwagen der vaticanischen Dogmen. Was soll aus dem evangelischen Volke bei seiner gegenwärtigen Gedankenverwirrung werden, wenn es immerfort zusieht, wie seine höchsten irdischen Autoritäten die römische Kirche als die vornehmste und

maßgebende in Deutschland ehren? Was soll aus unserm deutschen katholischen Volke werden, wenn unter der zunehmenden Entfaltung des papal-jesuitischen Lehrsystems, unter der Schulung eines vaticanisch gedrillten Klerus die hohen Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ihm zu bloßen Aushängeschildern werden für ein verheidnischtes Christenthum? Was soll werden aus unserm deutschen Volke in seiner Gesammtheit, wenn es gelingt, woran Zehntausende arbeiten, es in zwei Hälften zu zerreißen, welche nichts Höheres mehr mit einander gemein haben? ... Unsere Kirche aber ist gelähmt durch zwei furchtbare Uebelstände: einmal daß die Staatsgewalt, die sich ihr drei Jahrhunderte hindurch als Stütze aufgedrängt hat, sie plötzlich verläßt, ohne sie freizugeben, ohne sie aus den zertrennenden politischen Schlagbäumen zu entlassen, und dann daß das herrschende Parteiwesen den Bürgerkrieg in ihr permanent erhält." — Hier angelangt, mußte ich meine Ansprache zur persönlichen Apologie werden lassen, indem ich wußte, wie sehr ich bei einem Theil der Anwesenden um meiner Zeitschrift willen als Parteimann verrufen war. „Wohl, antwortete ich auf den unausgesprochenen Vorwurf, ich habe die Fahne einer kirchlichen Denkart, die wider Willen in die Lage einer Partei gedrängt worden ist, aufgepflanzt mit einem Freunde, der niemals als ein Parteimensch gegolten hat, und habe sie dann nach dessen Tode zehn Jahre lang allein aufrecht gehalten wider den Zugwind der Zeit; — ich denke doch auf einer höheren Warte zu stehen als auf der Zinne der Partei. Ich kann es nur der jugendlichen Unerfahrenheit der kirchlichen Parteien zuschreiben, wenn sie meinen, es sei ein öffentliches Leben, wie die Verfassung es begründet, in der Kirche möglich ohne öffentliche Kritik, oder diese Kritik könnte ihre Aufgabe lösen mit Sammethandschuhen anstatt mit Waffen der Gerechtigkeit. Wenn nun der, welcher diese Kritik übt, das thut — gewiß in vielfacher menschlichen Schwäche und Fehlbarkeit, aber ohne für sich selbst dabei etwas anderes

zu suchen als Mühe und Arbeit, nicht um zu Ehren und Machtstellungen zu gelangen, sondern um Gottes willen, unter dem Opfer mancher Gunst von oben und von unten, unter dem Opfer der Ruhe des Alters, der wissenschaftlichen Muße, oft auch der Ruhe des Gemüths, so meine ich doch, er verdiente von Seiten der Andersdenkenden bei aller seiner Unvollkommenheit etwas anderes als ihren Zorn." — Ich wandte mich zu dem Parteiwesen als solchem. „Parteien sind relativ berechtigt und nothwendig, aber sie sollen einander ergänzen und berichtigen, und darum nicht hassen, sondern ertragen. Ihr Unrecht und ihre Verderblichkeit beginnt da, wo über dem Eigenthümlichen das Gemeinsame vergessen wird. Dies Gemeinsame ist der Name, in dem allein Heil ist, ist das Gotteserbe unsrer Reformation, ist die Freiheit, mit der uns Christus befreit hat. Dies gemeinsame Heiligthum ist in unserem Volke heute bedroht wie nie seit jenem dreißigjährigen Kriege, und es kann nur mit gemeinsamen Kräften bewahrt und behauptet werden. Darum, werfen wir bittere Erinnerungen und kleine Rücksichten hinter uns, und fassen wir große Entschlüsse! Nicht als könnten wir die mancherlei Dinge, die uns von einander unterscheiden, wegwerfen, als wären sie nichts; wir haben ja nicht gestritten wie Kinder um Kindereien, daß wir jetzt sagen könnten, wir wollen's gut sein lassen und uns wieder vertragen. Aber was wir als Männer können und sollen, das ist: unsre Streitfragen zurückstellen und unterordnen gegen die gemeinsame hohe Aufgabe, unserm Volke das Erbtheil seiner Reformation zu erhalten; das ist jener Sinn des edelsten der homerischen Helden, den man bedenklich machen will über den Flug der Vögel zur Rechten und zur Linken, — aber er antwortet: ob sie rechts fliegen oder links, Ein Wahrzeichen ist gut, für's Vaterland sich zu wehren!" — Meine Ansprache wurde in derselben Stimmung aufgenommen, aus der sie geboren war. Es lag ein tiefer, feierlicher Ernst auf der Versammlung; bei aller Lebhaftigkeit und Offenherzigkeit der

Verhandlung fiel weder von links noch von rechts ein unfreundliches Wort. Insbesondere die Vertreter der positiven Union, die DD. Warneck und Witte, hielten zwar mit ihren Beschwerden über den seitherigen Parteistreit nicht zurück, nahmen aber auch meine Vertheidigung in edler Weise auf und reichten uns, was damals viel sagen wollte, zu unserm Unternehmen die brüderliche Hand. Der Parteibann war in einem auserlesenen Kreise durchbrochen.

Ich fasse mich hier, wo ich aus persönlichem Gesichtspunkt erzähle, über das Weitere kurz, zumal eine actenmäßige Geschichte der Stiftung des Evangelischen Bundes in meiner Redactionsmappe fertig liegt. Nach mir sprach Consistorialrath Leuschner, und auch seine Worte machten tiefen Eindruck, so daß man die Drucklegung unsrer beiden Ansprachen beschloß.*) In der folgenden lebhaften Erörterung wurde zwar von einigen Seiten nicht blos einzelnes in unserer Vorlage, wie z. B. die Unterstützung des Altkatholicismus, beanstandet, sondern auch das Ganze insofern in Frage gestellt, als man in ächt deutscher Weise einen günstigeren Moment abzuwarten, die Sache noch reiflicher vorzubereiten rieth u. s. w. Allein hiergegen schlugen die Stimmen derer völlig durch, welche betonten, es sei zum Handeln die höchste Zeit und auf nichts weiter zu warten; weit und breit werde man aufathmen bei der Kunde, daß endlich etwas geschehe. Nahezu einstimmig beschloß die Versammlung in unserem Sinne. Das vorgelegte Statut, welches den Bund nach Art des Gustavadolfsvereins gliederte, wurde gutgeheißen, ein in Halle und dessen Nähe wohnhafter Centralvorstand, der sich von Zeit zu Zeit durch die Vorsteher der Hauptvereine erweitern sollte, wurde bestellt und diesem der Auftrag gegeben, einen Aufruf zu erlassen und mit einer größeren Anzahl gewonnener guten Namen in die Oeffentlichkeit hinauszutreten.

*) Reden in der Erfurter Vorconferenz des Evang. Bundes. Halle, Strien 1887.

Gewählt wurden die HH. Bärwinkel, v. Bamberg, Beyschlag, Fricke, Kawerau, Leuschner, Lipsius, Nippold, Riehm, Warneck, Graf v. Wintzingerode, Witte; sie verstärkten sich weiterhin durch zwei Hallenser, Consistorialrath Göbel und Geh. Rath von Voß. Und nun begann für diesen Vorstand eine ernst-fröhliche Arbeitszeit, in der wir bald die Erfahrung machten, wieviel näher wir einander standen als wir gemeint, und wie gut uns bei aller Verschiedenheit der Standpunkte das Zusammenwirken in Einem Geiste möglich sei. Unserm Aufruf, den Freund Riehm verfaßte, waren bis Mitte Januar 287 gute Namen aus allen Theilen Deutschlands beigetreten, und nun wandten wir uns frei-öffentlich an unser ganzes evangelische Volk. Am Tage nach der Veröffentlichung fand ich auf meinem Katheder einen Blumenstrauß mit der Losung „Glück auf!" — der Erstlingsgruß aus der Mitte der academischen Jugend.

Freilich, mit den Lerchen waren auch die Nachtvögel bereits munter geworden, die Parteigeister, welche unser Unternehmen bekrächzten. Schon auf dunkles Hörensagen hin hatte der Reichsbote, die Kreuzzeitung und die positiv-unirte Parteileitung vor demselben gewarnt. Die „Germania" und die „Eichsfeldia", diese interessanten Freundinnen des rechtgläubigen Protestantismus, hatten zwar die Hammerstein'schen Anträge unterstützen wollen, aber der Evangelische Bund war ihnen ein Gifttrank, der sie in Raserei versetzte. Als unser Aufruf erschienen war, ward es in den protestantischen Blättern stiller, mit Ausnahme von Stöckers Deutscher evang. Kirchenzeitung. Dieselbe machte die Entdeckung, daß die Sache von mir und den beiden Jenensern geplant sei, also auf ein Bündniß zwischen Mittelpartei und Protestantenverein und auf eine Durchkreuzung der Hammerstein'schen Anträge ausgehe. Als ich darauf die wirkliche Geburtsgeschichte darlegte und nachwies, daß die beiden Jenenser Collegen dem Protestantenverein gar nicht angehörten, sowie daß der Bund auf Zusammenfassung aller Richtungen, auch der

Rechten, angelegt sei, und zwar mit Erfolg, erdichtete Stöcker das Märchen, ich hätte in unserem Vorstande, in dem er keinen Berichterstatter hatte, gegen eine Verstärkung der Rechten gestimmt. Sein eigner Parteifreund D. Witte bezeugte ihm zwar die völlige Unwahrheit dieser Behauptung, aber auch das konnte ihn nicht bestimmen, unser Unternehmen und insonderheit mich mit weiteren Verdächtigungen zu verschonen.*) Wir konnten uns über dieselben trösten, indem unsere Sache trotzdem fröhlich gedieh. Am Rhein, in Württemberg, in den verschiedensten Theilen Deutschlands bildeten sich Haupt- und Zweigvereine, in Halle, Jena, Tübingen, Leipzig, Bonn auch academische Ortsgruppen. Wir begründeten eine „Kirchliche Correspondenz für die deutsche Tagespresse" und gaben Flugblätter heraus, die sich großer Beachtung erfreuten; die Zornesausbrüche der ultramontanen Presse bezeugten uns täglich, daß wir auf rechtem Wege seien. Wer von uns irgend konnte, reiste in protestantische Mittelpunkte, um der Sache durch Vorträge Bahn zu brechen: so habe ich auf ergangene Bitten in jenen Anfangszeiten in einer großen Leipziger Studentenversammlung, in Braunschweig, Eisleben, Bitterfeld und in meiner Vaterstadt geredet, in letzterer über den „Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom", ein Vortrag, der im Sonderabdruck aus meinen Blättern binnen weniger Wochen in dreitausend Exemplaren verkauft ward. Bereits im Sommer 1887 zählte der Bund zehntausend beitragende Mitglieder, darunter siebzig Procent Laien.

Der in Erfurt ins Auge gefaßte erste Congreß des Evangelischen Bundes fand vom 15.—17. August in Frankfurt a. M. statt. Noch war, im Unterschied von den sämmtlichen späteren Jahresversammlungen, die örtliche Theilnahme eine geringe; die streng-kirchlichen Kreise waren von der Kanzel herab im Voraus vor uns gewarnt und die entkirchlichte große Menge wußte nichts

*) Deutsch-evang. Blätter 1887, S. 63 f., 136 f., 215 f., 287.

von uns. Nichtsdestoweniger fiel diese erste Generalversammlung überaus wohlthuend und ermuthigend aus. Es war als wenn längst getrennte Brüder sich wiedergefunden hätten: so durchzog ein heller Jubelton über die endlich ins Leben tretende deutsch-evangelische Einigung die festlichen Tage und gewann insonderheit an dem Begrüßungsabend einen ganz unvorbereiteten, mächtigen Ausdruck. Auf meine Bitte übernahm der auch anwesende Fürst Hohenlohe-Langenburg das Präsidium. In der denkwürdigen Paulskirche hielt uns Generalsuperintendent Vieregge, damals Pastor in Bonn, die Eröffnungspredigt, nachdem unser frankfurter Gastfreund D. Ehlers uns am Altar das hohe Lied von der Liebe, 1. Kor. 13, gelesen. In der geschlossenen Mitgliederversammlung war zunächst das Statut mit seinen Bekenntnißbestimmungen zu genehmigen, eine gefährliche Klippe für eine deutsch-protestantische Versammlung aus verschiedenen Landeskirchen und Parteien, — aber sie wurde glücklich umschifft, namentlich vermöge der eindringlichen Worte unseres Freundes Riehm, der, bereits schwer krank, hier dem Evangelischen Bunde seine letzte Liebe und Treue erwies. Die beiden öffentlichen Hauptvorträge von D. Fricke über Aufgabe und Charakter des Evangelischen Bundes, und von Prof. Benrath über die nationale Bedeutung des deutschen Protestantismus waren gehaltvoll und erhebend; sie hinterließen den Eindruck: „Er ist wohl bei uns auf dem Plan Mit Seinem Geist und Gaben". Mir waren zwei bescheidnere, aber mir besonders werthe Aufgaben zugefallen, in der Mitgliederversammlung ein Referat über die altkatholische Bewegung, und beim Festmahl der Dankesgruß an meine Vaterstadt. Es war mir besonders erwünscht, in jenem Referat der herrschenden Unkenntniß und den daraus entspringenden Vorurtheilen gegenüber nachweisen zu dürfen, wie im Altkatholicismus in katholischen und darum uns fremdartig berührenden Formen eine wesentlich evangelische Reform sich vollziehe, und ich ließ diesen Nachweis auslaufen in die Erinnerung an jene Liebes-

steuer, welche einst die paulinischen Gemeinden für die ihnen auch in ihren Lebensformen fremdartigen palästinensischen aufgebracht. „Wenn der Apostel Paulus, dieser große Vorfahr unseres evangelischen Protestantismus, aus seinen hellenischen Gemeinden je und je besuchend in die Urgemeinde zu Jerusalem hineintrat, da hat er vielleicht größere Verschiedenheiten der Denk-, Lehr- und Lebensformen gefunden als sie zwischen uns und den Altkatholiken bestehen. Was hat er gesagt und gethan? Er hat nicht gesagt: ach, diese petrinischen Christen stecken doch noch gar zu sehr im formalen Judenthum, halten noch so vieles vom Gesetz, was nicht nöthig ist, feiern in so viel anderer Weise als wir in Korinth, führen auch nicht unsere Redeweise von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Was liegt daran, wenn sie in ihrer tiefen Armuth erdrückt werden von der Macht der Hohenpriester und Pharisäer? wir, wir freien hellenischen Christen bleiben ja immer noch auf dem Plan. Sondern er hat sich gesagt: Sie glauben durch dieselbe Gnade Jesu Christi selig zu werden gleichwie wir, nur daß sie einen anderen Beruf empfangen haben als wir, den Beruf unter den Juden, gleichwie wir unter den Heiden, und darum will ich hingehen und eine Liebessteuer für sie sammeln in meinen Gemeinden, auf daß sie in ihrer tiefen Armuth der Uebermacht des Hohenpriesterthums und Pharisäerthums nicht erliegen." — Das Festmahl am Schluß dieser gesegneten Tage war begreiflicherweise ein sehr fröhliches und manche vom Geist des Humors durchtränkte Rede ward bei demselben laut. Mich bewegte es bis zu Thränen, als ich meiner Vaterstadt das Glas erhob. Ich gedachte der frommen Mitgift des Elternhauses, der grundlegenden Bildung und des unveräußerlichen freiheitlichen Zuges, die ich meiner Vaterstadt verdankte, und für mich im Stillen erwog ich den Weg, den Gottes Hand von hier aus bis hieher mich geführt, bis zu dieser Segensernte des Alters auf dem Heimathboden der Jugend.

Neuntes Kapitel.

Alters-Glück und -Leid.

Bald nach der Stiftung des Evangelischen Bundes traten in Deutschland und Preußen jene Thronveränderungen ein, welche unser öffentliches Leben bis heute bedingen. Im März 1888 that Kaiser Wilhelm die altersmüden Augen zu, um im Andenken unseres Volkes unsterblich fortzuleben. Seine väterliche Gestalt hatte in ihrer einfachen Größe, in ihrer Vereinigung von Majestät und Bescheidenheit lange genug in unsrer Mitte gestanden, um die jungen Reichsverhältnisse festwachsen zu lassen: nun war ein jugendlicheres, bewegenderes Element an der Zeit. Namentlich die kirchlichen Verhältnisse schmachteten nach einem solchen wie dürres Land, denn ohne es zu wissen und zu wollen, hatte der ehrwürdige Herrscher in der evangelischen Kirche seines Landes schließlich dieselbe Stickluft wiedererzeugt, die einst vor seinem ersten Auftreten entwichen war; und was die Stellung des Staates zu Rom anging, welch ein Abstand zwischen dem Kaiserbrief an Lord Russel — „Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, den schon frühere deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft in keinem Lande der Welt sich mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat", — und der traurigen Waffenstreckung und Papst-Liebedienerei, bei der man 1887 angelangt war! In beiderlei Hinsicht waren Deutschlands Hoffnungen mit gutem

Grunde auf den ritterlichen Kronprinzen gerichtet, der sich die Liebe und das Vertrauen des Volkes wie kaum je ein Fürst im voraus erworben hatte. Aber diese Hoffnungen waren bereits geknickt, als die Stunde kam, sie zu erfüllen. Als ein Sterbender kam Kaiser Friedrich auf den Thron, und noch nicht hundert Tage, da wurden die auf ihn gesetzten Hoffnungen mit ihm zu Grabe getragen. Ich betrat bei diesem Anlaß noch einmal die academische Kanzel, um der Trauer der Universität Ausdruck zu geben und das „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst" auf ihn und auf uns anzuwenden; habe auch auf den Wunsch der städtischen Behörden in einer Bürgerversammlung ihm die Gedenkrede gehalten. — Was in unserem vaterländischen Leben weiterhin gefolgt ist, ist bekannt und hier nicht eingehend zu beschreiben. Der alte Reichskanzler, dessen Hand doch auch starr geworden war, ging; eine unsichere, schwankende Führung trat an seine Stelle und rief im Unterschiede von den ehrfurchtsvollen Zeiten des alten Kaisers bald eine laut kritisirende Stimmung hervor. Dieser trat allmählich jenes Princip der Illiberalität, das dem preußischen Militär-, Adels- und Beamtenstaate so tief im Blute sitzt, zunehmend entgegen und ließ eine neue Entfremdung zwischen Altpreußen und dem übrigen Deutschland erwachsen. Was die kirchlichen Dinge anging, so fühlten wir wohl in der altpreußischen Landeskirche seit dem Wechsel des Präsidiums im Oberkirchenrath und der Selbstauflösung des Hofpredigerregiments einen freieren Luftzug, aber nach der römischen Seite dauerte der Kanossagang fort bis auf den heutigen Tag. Das waren die Umstände, unter denen wir Freunde der evangelischen Freiheit unsre Lebensarbeit fortzusetzen hatten. Als ich die Entstehung des Evangelischen Bundes anregte, stand ich in meinem dreiundsechzigsten Jahr und sagte mir: das soll die letzte Unternehmung sein, die du im öffentlichen Leben versuchst. Darin, daß mir Gott weit über diese Grenze hinaus die Kraft und Freudigkeit der Arbeit erhalten hat, sollte zunächst das

Glück meines Alters bestehen; das Leid aber darin, daß diese Arbeit, sofern sie sich auf das große Ganze bezog, vor meinen Augen verflog wie der Wassertropfen auf einem heißen Stein.

Wie wenig vermag überhaupt der Einzelne in dem großen Entwickelungsgang der Gesammtheit! Selbst Heroen, deren Spur „nicht in Aeonen untergeht", verwirklichen nur den kleinsten Theil ihres Ideals; wie viel weniger ist es uns Kleinen vergönnt, etwas Sichtliches im Großen und Ganzen auszurichten. Und insonderheit der evangelische Theologe hat in unserm Jahrhundert niemals das Glück, mit seinem Lebensgedanken von dem großen Strom der Zeitgeschichte getragen zu werden; er muß zufrieden sein, daß bei stets widrigen Winden sein Schifflein von einer leisen Unterströmung bewegt wird. Sein Trost ist, daß wir auch nicht darauf gestellt sind, im Namen dessen, dem wir dienen, große Thaten zu thun, sondern im Kleinen treu zu sein und Treue zu halten bis in den Tod. Das sind Betrachtungen, die sich besonders mit beginnendem Alter aufdrängen, und so wird man's verstehen, wenn auch ich mit denselben mein Alterskapitel beginne.

In meiner Jugend erschien — in Deutschland wenigstens — der Protestantismus in unbestrittener Vorherrschaft; bis tief in den katholischen Volkstheil reichte sie hinein, und nur das erschien als ihre schwache Seite, daß der religiöse und der weltliche Protestantismus getrennte Wege gingen; daß jener die Gestalt einer weltfremden Nebenströmung angenommen, dieser aber in seiner reichen, mächtigen Entfaltung seiner religiösen Quelle vergessen hatte. In der Ueberwindung dieser Zwiespältigkeit, im Ausgleichen des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts schien für's neunzehnte die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes zu liegen; verheißungsvolle Ansätze zur Lösung derselben waren gemacht und an ihrer Fortbildung mitzuarbeiten erschien als schönste Lebensaufgabe. Und gewiß hatte dieser Gedanke damals Wahrheit und hat sie heute noch. Aber das Jahrhundert hat

nicht Wort gehalten, sondern ist weiter abgekommen vom Ziel. Gottes Wege in der Weltgeschichte sind immer umständlicher, weitläuftiger als die Propheten meinen, die über das Ziel dennoch nicht im Irrthum sind; sie sind weite Umwege, weil sie freiheitliche Führungen eines verkehrten, hin und her irrenden Geschlechts sind. Um die Mitte des Jahrhunderts, mit dem Schicksalsjahr 1848, hat die geistige Gesammtlage auch in Deutschland sich verändert und dem evangelisch-christlichen Standpunkt neue, verwickeltere und erschwerte Aufgaben gestellt. Der bis dahin maßgebende, nun aber enttäuschte Idealismus ist einem vielfach ausartenden Realismus gewichen, die Philosophie, bis dahin die Königin im Gedankenreiche, hat ihr Scepter an die Naturwissenschaft abgegeben, und deren Triumphe, an sich nicht zu schelten, vielmehr zu bewundern, haben vornehme und geringe Geister materialistisch berauscht. Der Zweifel am Uebersinnlichen ist zeitgeistisches Princip geworden; seine praktische Kehrseite ist die unbändig gewordene sinnliche Genußsucht und die Erschütterung der sittlichen Grundsätze, deren Wurzeln mit dem Glauben an eine übersinnliche Welt nothwendig verdorren. In dieser Temperatur ist die Weltanschauung der Socialdemokratie großgewachsen, mit der die oberen Zehntausend alle Ursache haben, glimpflich zu fahren, indem dieselbe nichts weiter ist als die Uebersetzung ihrer eignen Lebensweisheit aus dem Patricischen ins Plebejische. Aber auch die Religion, die berufene Bekämpferin und Ueberwinderin dieser Fehlgänge des Jahrhunderts, ist von der materialistischen Zeitrichtung angekränkelt. In unsrer Theologie macht sich dieselbe geltend in einer hyperkritischen, skeptischen jungen Schule, welche die Schwingen hochtragender Glaubensgedanken eingebüßt hat und nun am Erdboden kriechend in ihrem einseitigen Specialistenthum „mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt, und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet." In der Pastoren- und Laienfrömmigkeit tritt derselbe Zeitgeist in polarischer Entgegensetzung hervor als weitverbreitete Neigung,

den Geist an den Buchstaben zu binden und sich an die möglichst handfeste und handfest aufgefaßte biblische und kirchliche Tradition anzuklammern. Wie sollte einem solchen Protestantismus in so gerichteter Zeit der Romanismus nicht den Rang ablaufen, — er, die bei weitem folgerichtigere und handgreiflichere Materialisirung des Christenthums, allen sympathisch, welche Religion haben wollen, aber eine möglichst versinnlichte Religion! So hat er denn auch in der günstigen Temperatur dieses Zeitalters seine Versinnlichung des übersinnlichen Gottesreiches vollendet und gekrönt in der vaticanischen Vergötterung des Papstes, in der Jesuitisirung der Andacht und der Moral, in der Ausstoßung der letzten Reste von Idealkatholicismus, und bewundernd stehen Fürsten und Völker vor dem imposanten handgreiflichen Götterbilde und rufen unaufhörlich: Groß ist die Diana der Epheser. Inmitten eines solchen zeitgeistigen Wirrsals die großen Grundgedanken der Reformation vertreten, ist eine undankbare Aufgabe. Und doch durfte dieser Aufgabe nicht müde werden, wer in jenen reformatorischen Grundgedanken das alleinige Heil unsres deutschen Volkes, die unveräußerliche Bürgschaft unsrer Zukunft erblickt. Ich habe aus den Tagen meines Alters zunächst von einer Reihe bescheidener Versuche zu berichten, unter den obwaltenden Zeitbedingungen dieser Ueberzeugung weiterzudienen.

Ich hatte allmählich zu meinem Schriftstellerberufe einiges Vertrauen gewonnen, und so folgte ich gern der gegebenen Veranlassung, auch einen außerkirchlichen Leserkreis momöglich über sich selbst religiös zu orientiren. Der Herausgeber der „Deutschen Revue", Richard Fleischer, hatte mich wiederholt zur Mitarbeit aufgefordert und mich insonderheit um Behandlung des Themas „Die Religion und die moderne Gesellschaft" gebeten. Ich beschränkte mir das weitschichtige Thema auf die christliche Religion und die deutsche Gesellschaft und bemühte mich, das religiöse Problem innerhalb des gegenwärtigen Geschlechts möglichst gerecht und unbefangen zu untersuchen. Die Religion —

führte ich aus — ist auch in unsrer Zeit eine große gesellschaftliche Macht. Auf der anderen Seite tritt in den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens eine mächtige irreligiöse Strömung hervor, während die große Mehrheit der Nation eine mittlere Stellung einnimmt und zwischen Glaube und Unglaube hin- und herschwankt. Schlimmer noch als diese skeptische Zerfahrenheit ist die reactionäre Art und Weise, in welcher die kirchliche Vertretung des Christenthums den weltlichen Geistesmächten gegenübertritt: der Glaube ruft den Aberglauben zu Hülfe, um den Unglauben zu überwinden. Die römische Kirche, in welcher die Religion zum Mittel für den Zweck der Weltherrschaft herabgedrückt ist, arbeitet unermüdlich an der Entgeistung sowohl der Glaubensobjecte als des subjectiven Glaubens und findet trotz des fanatischen Gegensatzes gegen alles, was deutsch und evangelisch ist, im Mutterlande der Reformation bedenkliche Sympathieen. Diese romanisirende Strömung ist ihrerseits nur dadurch möglich, daß leider unsre evangelische Kirche heutzutage nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, einestheils aus Abneigung gegen das urprotestantische Element der freien Erkenntnißbildung und Kritik, und anderntheils aus der orthodoxistischen Neigung, den Glauben aus einem Princip der guten Werke zu einem Surrogat derselben zu machen. Indem ich so dem Zeitalter den kranken religiösen Puls zu fühlen suchte, schloß ich dennoch mit einer ermuthigenden Betrachtung, mit dem Hinweis auf die mannigfachen Spuren, daß im deutschen Geiste auch heute der Zug zu ächt evangelischem Glauben lebendig und thätig sei. Das alles bemühte ich mich in einer Sprache darzustellen, welche auch dem unkirchlichen Gebildeten verständlich, einleuchtend und zur Selbstprüfung anregend sein könnte, und ich darf die kleine Arbeit, von der bald ein Sonderabdruck erforderlich ward, noch heute denen empfehlen, welche nach Orientirung über unsre religiöse Zeitlage verlangen.*) —

*) Die Religion und die moderne Gesellschaft, Halle, Strien 1887, 43 S.

Es waren in anderer Form verwandte Gedanken, welche ich zwei Jahre später in einem freien Vortrag einer nassauischen Pastoralconferenz entwickelte, die mich aus einem Darmstädter Frühlingsaufenthalt nach Limburg herüberbat. Man wünschte meine Ansicht über Gegenwart und Zukunft der evangelischen Kirche zu hören, und so sprach ich, halb aus dem Stegreif, über „Nothstände und Aussichten der evangelischen Kirche". Ich kam nicht daran vorbei, den Vortrag hintennach aufzuschreiben, und ein schönes Album mit den Bildnissen der Conferenzmitglieder und den anmuthigsten Landschaftsbildern ihrer Heimath ward mein Lohn. Als Nothstände unsrer Kirche in der Gegenwart bezeichnete ich ihre mangelhafte Volksthümlichkeit, ihre landeskirchliche und parteimäßige Zerklüftung, ihr gespanntes Verhältniß zur wissenschaftlichen Theologie, endlich ihre politische Ueberflügelung durch die Papstkirche, — Erscheinungen, deren Ursachen ich klarzulegen suchte. Ihnen stellte ich die dennoch vorhandenen Siegesaussichten gegenüber und begründete dieselben durch die innere Verödung des modernen Katholicismus, der sich auf die neuzeitliche Freiheitsströmung nur als eine starre, schließlich doch brüchig werdende Eisdecke zu legen wisse; auf die große Thatsache, daß fast überall bei uns eine gemeindliche Reform der Kirchenverfassung zu Stande gekommen; auf die unermüdliche Wahrheitssuche unserer Theologie, auf die unserem Jahrhundert eigenthümlichen Lebenstriebe der inneren und äußeren Mission, und auf die unmittelbaren Einigungsbestrebungen, Union, Gustav-Adolfsverein, Evangelischer Bund. Und so ließ ich meinen Vortrag doch, meiner innersten Ueberzeugung gemäß, in eine große Ermuthigung ausgehen. „Die Zeit erinnert an keine Epoche der Vergangenheit stärker als an das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, an das Zeitalter unmittelbar vor der Reformation. Auch damals hatte über alle Freiheitsbestrebungen des Jahrhunderts, über alle Reformbewegungen in der Kirche das Papstthum äußerlich triumphirt; es erschien mächtiger, siegreicher als

je. Auch damals erschienen die Gedanken und Stimmungen der abendländischen Welt abgewandt von Christenthum und Kirche; ein neues Heidenthum hatte in Italien sich ausgebildet und beherrschte im Humanismus die Kultur der Zeit; zugleich that in der Entdeckung Indiens und Amerikas die große Naturwelt sich weiter als je auf und begann mit ihrer Herrlichkeit die Christenheit zu bezaubern. Wo waren in jenen Tagen die evangelischen Glaubensgedanken? Sie waren verscheucht, verborgen hie und da in einer einsamen Studierstube oder Klosterzelle, glimmende Dochte, sterbende Aschenfünkchen, wie es schien. Und zwei Jahrzehnte danach — da erweckte Gott aus der Klosterzelle zu Erfurt jenen wunderbaren Mann, in dem der glimmende Docht zur helllodernden, weithin leuchtenden Flamme ward, und die abendländische Welt beugte sich vor dem Lichtglanz des wiedererstandenen reinen Evangeliums. Solch einem künftigen Weltgeschichtstage im Kleinen vorzuarbeiten — das ist die demüthige Aufgabe, die uns in unseren Tagen zugetheilt ist."*)

Andere Versuche, in die geistige Bewegung der Zeit klärend und bessernd hineinzureden, betrafen die beiden großen Fragen, welche die Zeit am mächtigsten bewegten, die sociale und die ultramontane. Wenn ich mich mit der socialen Frage, auch seit sie in jedermanns Munde war, nicht so nahe und eifrig befaßte, wie viele anderen meines Standes, so geschah das vor allem aus der Ueberzeugung, daß das nicht meines Amtes und Berufes sei. Ich konnte nichts davon erwarten, daß ich mich neben meiner Theologie dilettantisch auch mit der Nationalökonomie beschäftigte, um dann der kranken Zeit Reform-recepte schreiben zu helfen, und ich hielt mit meiner Meinung nicht zurück, daß auch andere Theologen besser thäten, das den Männern vom Fach zu überlassen. Aus diesem Grunde habe ich mich nie an

*) Der Vortrag ist abgedruckt in den Deutsch-evang. Blättern von 1887, S. 362—380.

social-wissenschaftlichen Cursen betheiligt, in denen man in zwei Stunden eine ganze Disciplin durchstudiert, noch weniger an Vereinigungen, in welchen man das Christenthum mit irgend einem System der Wirthschaftsreform solidarisch macht; einzig an dem Evangelisch-socialen Congreß als einer Gelegenheit mich lernend zu orientiren, hätte ich mich betheiligen können, aber — non omnia possumus omnes, ich hatte auch ohnedies genug zu thun. Nicht als spräche ich dem Geistlichen jede berufsmäßige Berührung mit der socialen Frage ab: sie geht ihn an, soweit die socialen Verhältnisse, die Gegensätze von Reichthum und Armuth, die Vermittelungen von Noth und Erbarmen, die Zusammenhänge socialer und sittlicher Gefahren und Mißstände seine seelsorgerische Aufgabe angehen. Da, auf dem Boden seiner Gemeinde soll er sie studieren und aus den Gesichtspunkten des Evangeliums behandeln; aber darüber hinaus sich an allgemeinen Weltverbesserungsprojecten betheiligen kann er nur auf Kosten der rechten und allseitigen Erfüllung seiner Berufspflichten; fühlt er in sich den Beruf des Socialreformers, so gebe er den des Seelsorgers auf. Für mich in meinem academischen Berufe lagen nicht einmal diese pastoralen Berührungspunkte zur Hand, und so mußte ich meinen Antheil an der „Lösung der socialen Frage" darauf beschränken, daß ich auch den Geringsten, wenn er nur sittlich anständig war, als Meinesgleichen behandelte, meine Handwerker und Arbeiter pünktlich und ohne Chikane bezahlte, mich mitarbeitend oder beisteuernd an Werken der Barmherzigkeit betheiligte, und mich fern hielt von einer lieblosen und fanatischen Beurtheilung der Socialdemokraten, Leute, welche zumeist ja nur ebenso unselbständig einer ihnen naheliegenden Zeitströmung folgen, wie andere Leute einer anderen. Nichtsdestoweniger habe ich denkend, lehrend, schriftstellernd auch mit der socialen Frage zu schaffen gehabt, so wie jeder gebildete Mensch, welcher am Gesammtleben seiner Zeit theilnimmt, es darf, — nicht um technische Fragen zu lösen, sondern um das

Verhältniß von Christenthum und Kirche zu diesem nicht in ihren Grenzen liegenden, aber an sie angrenzenden Gebiete zu wahren.

Es war schon im Jahre 1878, in einer Zeit, da die Socialdemokratie erst anfing, das allgemeine Interesse auf sich zu ziehen, daß unsere „Landeskirchliche evangelische Vereinigung" für ihren in Magdeburg zu haltenden Conferenztag mir das Thema stellte: „Die Socialdemokratie im Lichte des evangelischen Christenthums." Ich war nur theologischer Referent neben einem nationalökonomischen, und es galt lediglich die principielle Auseinandersetzung mit einem System von Ideen, welche unklaren Köpfen als im Christenthum wurzelnd und nur mißverständlich gegen dasselbe gewendet erschienen. Ich faßte meine Gedanken in die beiden Thesen: 1. Das Christenthum hat zur socialen Frage an sich, in ihrer idealen Fassung, das allerpositivste Verhältniß und zu ihrer Lösung die allein richtigen und ausreichenden idealen Mittel; aber 2. es steht zu der gegenwärtig angestrebten socialdemokratischen Lösung, und diese zu ihm, in diametralem, unversöhnlichem Gegensatz. Die sociale Frage — führte ich aus — lautet in ihrem durch die Jahrhunderte sich gleichbleibenden Kern: Ist es recht und soll es dabei bleiben, daß die große Mehrheit der Menschen lediglich arbeitet, um einer kleinen Minderzahl den Genuß der Erdengüter zu ermöglichen, selbst aber vom menschenwürdigen Mitgenuß ausgeschlossen zu bleiben? Das heidnische Alterthum hat diese Frage bejaht, hat das Sclaventhum für recht und nothwendig gehalten; das Christenthum verneint sie, denn es betrachtet den Menschen als Ebenbild Gottes, als Persönlichkeit, und stellt damit alle in der höchsten Lebensbeziehung, in ihrer Ewigkeitsbestimmung einander gleich. Nur verkennt es darüber nicht die Nothwendigkeit der zeitlichen Unterschiede, wie die Mannigfaltigkeit der Individualitäten und Erdenloose sie mit sich bringt, baut vielmehr auf beides, die Gleichheit und die Verschiedenheit, die Idee einer Gemein-

schaft, in der alle einander ergänzen und wechselseitig sich dienen sollen wie Eines Leibes Glieder, und damit ist das sociale Problem ideell im Sinne der reinsten und vollkommensten Humanität gelöst. Die Mittel, welche das Christenthum hat, um dies Ideal zu verwirklichen, sind Glaube und Liebe, weiter nichts. Der Glaube an die Welt der ewigen Güter erhebt den Armen und demüthigt den Reichen, und die aus diesem Glauben fließende Liebe nimmt jenem den Neid, diesem den Geiz aus dem Herzen, so daß sie einander als Brüder begegnen; beide mit einander aber erzeugen die häuslichen und wirthschaftlichen Tugenden, ohne welche kein irdisches Gedeihen und keine irdische Zufriedenheit möglich ist. So findet das Christenthum in der höheren Welt, die es verkündet und erschließt, den Archimedespunkt, von dem aus es die durch sündige Selbstsucht verschobenen socialen Verhältnisse zurechtstellt; es hat das Loos der Frauen gewandelt, die Sclavenketten gelöst, eine Armenpflege geschaffen, dem Humanitätsgedanken eine Macht und Wirksamkeit errungen, von der die vor- und außerchristliche Welt keine Ahnung hat, und das alles nicht durch Gesetzeszwang und Gesellschaftsstatut, sondern auf dem Wege der Freiheit. Dem gegenüber ist das Princip der Socialdemokratie die absolute Unfreiheit, eine unerhörte Knechtung und Knechtschaft der Menschheit. Die gesetzliche Productivassociation, in welche nach ihr die menschliche Gesellschaft sich verwandeln soll, wäre das Grab aller Freiheit, aller Ideale, aller Persönlichkeitsentfaltung, wäre der pure Thierstaat, in welchem die Menschheit unter dem Gesetz des allgemeinen Arbeitszwanges aufginge in die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse. Dieser Thierstaat wird allerdings nie zu Stande kommen: sollte der unsterbliche Idealismus der Menschenseele ihn nicht hintanhalten, so würde er im Moment der Verwirklichung an der natürlichen Selbstsucht scheitern, die man vergeblich durch Gleichaustheilung der Erdengüter aus den Herzen zu tilgen wähnt. Aber schon der Versuch einer Verwirklichung würde unsägliches

Elend und unermeßlichen Rückschritt bedeuten, und so gilt es in unsrer Zeit demselben vorzubeugen. Hiebei hat auch die Wissenschaft und hat auch der Staat seine Aufgabe, — die Wissenschaft, indem sie das wirthschaftliche Leben auf seine technischen Gesetze, Erkrankungen und Heilmittel studiert; der Staat, indem er dem gewaltthätigen Ansturm auf die natürlich-sittliche Gesellschaftsordnung wehrt, aber zugleich innerhalb derselben das Suum cuique insonderheit für die wirthschaftlich Schwachen und Abhängigen durchführt. Aber beide können zum dauernden socialen Frieden nicht kommen ohne die Kirche, welche das Evangelium des Glaubens und der Liebe predigt und damit die Gesinnungen pflanzt und die Freithätigkeiten anregt, ohne welche die Mängel und Härten der socialen Zustände nicht überwunden oder gemildert werden können.*)

Zwölf Jahre später, im Frühling 1890, kam eine abermalige Veranlassung, mich über die sociale Zeitfrage auszusprechen, gewissermaßen von dem eben berührten Schlußpunkt aus. Die Reichstagswahlen waren stark socialdemokratisch ausgefallen, und der Herausgeber des „Deutschen Wochenblattes", dem ich mich inzwischen anstatt der „Deutschen Revue" zugesagt hatte, stellte mir die Frage „Wie ist die evangelische Geistlichkeit zur Ueberwindung der Socialdemokratie heranzuziehen?" Das entsprach einem damals durch die Regierungskreise gehenden Gedanken; man erinnerte sich in der Noth der während der ganzen Bismarck'schen Aera zurückgesetzten und gekränkten evangelischen Geistlichen, und diese selbst gingen auf diese Mahnung mit einem Eifer ein, der leider theilweise ein Eifer mit Unverstand war. Ich schrieb über das bezeichnete Thema einen zweibogigen Aufsatz, der auf einer italienischen Reise in Florenz seinen Abschluß fand, und er gefiel dem Verleger, Hermann Walther, der am Inhalte des Wochenblattes mit dem Herzen theilnahm, so gut, daß

*) Deutsch-evang. Blätter 1878, S. 729 f.

er einen Sonderabdruck desselben veranstaltete. Es war eine evangelische Antwort auf eine nichts weniger als evangelische Staatspolitik. Alle die Unbilden, schrieb ich, welche die evangelischen Geistlichen seitens des Staates erfahren, würden sie nicht abhalten, demselben zu Hülfe zu kommen, aber es steht nicht in ihrer Macht, dies in unmittelbarer Weise zu thun. Vorab können sie das Reichswahlgesetz nicht ändern, welches den Socialdemokraten eine solche Macht im öffentlichen Leben entgegengebracht hat. Dann aber beruht die Socialdemokratie auf zwei Factoren, über welche unsre Geistlichen keine unmittelbare Macht haben, einer wirthschaftlichen Entwicklung, welche den Gegensatz von Kapitalismus und Proletariat verschärft, und einer naturalistischen Weltanschauung, welche alles, was die Geistlichen zu predigen haben, verachtet und verhöhnt. Diese Weltanschauung ist ja erst aus dem Reiche der oberen Zehntausend in die weiten niederen Volkskreise durchgesickert, und für jeden Tropfen religiös-sittlichen Verderbens, den unsre innere Mission abschöpft, läßt die Staatsgesetzgebung durch Tagespresse, Hintertreppenliteratur, Theaterrepertoir, Wirthshausflor u. s. w. einen Eimer zuströmen. Nun ist freilich neuerdings aus der evangelischen Geistlichkeit heraus ein „christlich-soziales Specifikum" gegen die socialdemokratische Zeitkrankheit angepriesen worden, ein Mischmasch von conservativer, orthodoxer und socialistischer Politik: — das ist eine Charlatanerie. Es gibt keine specifisch-christliche Dogmatik, noch weniger eine specifisch-christliche Politik und Socialtheorie. Wohl hat das Evangelium eine Sauerteigskraft, ein sittliches, heiligendes Verhältniß zu allen weltlichen Lebensgebieten, aber solidarisch macht es sich mit keinem theologischen oder politischen oder volkswirthschaftlichen System, und so ist es auch nicht Sache der Geistlichen, sich und ihr Amt mit irgend einem solchen System solidarisch zu machen. Das ist vielmehr die Großthat der Reformation, daß sie die nicht-religiösen Lebensgebiete aus der kirchlichen Vormundschaft entlassen und ihren

eignen Gesetzen zurückgestellt hat. Die römische Kirche allerdings beansprucht bis heute, eine kirchliche Socialpolitik zu haben, aber sie ist auch danach: möglichste Aussaugung des Nationalwohlstandes zu Gunsten der Kirche, mönchische Herabwerthung der Familie und der weltlichen Arbeit, Knechtung der Geister anstatt Erziehung zur sittlichen Freiheit; sie wird die Socialdemokraten durch Fegfeuerpredigt und Höllenangst nicht wieder zu Christen machen. Dagegen liegen allerdings im reinen Evangelium heute wie vor zwei Jahrtausenden die Geistes- und Gotteskräfte, um jene Gesinnungen zu erzeugen, vor denen die Härten der socialen Frage zerschmelzen, und insofern ist in die Hände derer, welche dies Evangelium zu verkündigen haben, mittelbarer Weise die mächtigste Hülfe wider die socialdemokratische Noth gelegt. Nur muß die evangelische Kirche, um diese Geistes- und Gotteskräfte frei entfalten zu können, erst selber freigegeben werden. Unsre Kirche dürstet in unsrem Jahrhundert nach Freiheit, wie ein dürres Land nach Regen; — „seit siebzig Jahren ist eine von jungen Lebenskräften durchdrungene Kirche regiert worden nicht nach ihrem eignen innersten Lebenstrieb, sondern nach der persönlichen religiösen Denkart des Landesherrn," — das muß endlich aufhören, und ihr Freiheit gegeben werden, eine einfache, einleuchtende, von allen Menschensatzungen entledigte Predigtweise des Evangeliums auszubilden. Sodann aber muß man ihr helfen, wirkliche Gemeinden herzustellen, Gemeinden, in welchen jeder den Seelsorger und der Seelsorger jeden kennt und die lebendigen Kräfte des Glaubens und der Liebe alle Irrenden und Nothleidenden erreichen; — in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Indolenz hat man z. B. die Landes- und Reichshauptstadt großwachsen lassen zu einem weiten Grab der Kirchlichkeit unseres Volkes und zu einer Brutstätte der Socialdemokratie. „Das sind die Voraussetzungen, unter denen die evangelische Kirche und Geistlichkeit sich dem Staate als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie antragen und wirkliche, entscheidende Hülfe in

Aussicht stellen kann. Noch einmal, diese Hülfe ist keine unmittelbare und sofort wirksame; es sind keine Polizei- oder Zaubermittel, die wir anzubieten haben, sondern geistig-sittliche Einflüsse, welche erst in weiterer Zukunft durchgreifende Wirkung verheißen . . . Aber wahrhaft groß und wahrhaft conservativ ist nur eine Politik, die nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern Bäume pflanzt, daran Kinder und Enkel leidlos sich erfreuen können; die nicht ideelle Volksgüter als Tauschmittel für materielle Vortheile behandelt, sondern vor allem darauf sieht, daß die Seele des Volksthums keinen Schaden nehme. Was die Kämpfe der Weltgeschichte entscheidet, das sind schließlich doch die imponderabeln, die geistigen Mächte, und nur was vor Gott recht und wohlgethan ist, ist auch auf Erden wahrhaft nütze." *)

Eine gewisse Ergänzung zu diesen Ausführungen war ein Vortrag, den ich im Herbst desselben Jahres auf dem Stuttgarter Congreß des Evangelischen Bundes zu halten bekam. Man hatte das Thema „Reformation und sociale Frage" gestellt; die Lage und Stimmung der Zeit drängte darauf, aber die fachgelehrten Referenten, die wir angingen, versagten einer um den andern, und so trat ich in elfter Stunde als Lückenbüßer ein. Es galt, den hoch hinaufreichenden Zeitwahn zu widerlegen, als ob der Katholicismus, insonderheit der vaticanisch-jesuitische, eine wirksame Hülfe gegen die Socialdemokratie leisten könne, wirksamer als die unter uns fortwirkende Reformation, und dazu reichten meine Kräfte und Kenntnisse so ziemlich aus. Der mittelalterliche Katholicismus — das war mein Gedankengang — hat wie alle weltlichen Lebensgebiete, so auch das sociale unter seine gesetzgebende Vormundschaft genommen, anfangs in wohlwollender, dann in immer selbstsüchtigerer Weise. Er hat das Wirthschaftsleben der Völker

*) Deutsches Wochenblatt 1896, Nr. 16 u. 17.

gebunden, schließlich verwüstet. Die Reformation hat demselben die Freiheit gebracht, in der es allein gedeihen kann; sie hat das religiöse Lebensgebiet nach dieser wie nach jeder Seite aus der Verweltlichung herausgelöst. Aber weit über diese freilassende sociale Bedeutung der Reformation hinaus reicht ihre positiv segnende und befruchtende. Indem sie die Selbstverantwortung der sittlichen Persönlichkeit aufrichtet, in Wissenschaft und Schule den denkenden Geist befreit, der Möncherei gegenüber der Familie und der Arbeit ihre Weihe zurückgibt, das bürgerliche Gemeinwesen adelt, den Sinn für das Natürliche weckt und die sittlichen Begriffe verinnerlicht, entbindet sie die edelsten und wirksamsten Triebkräfte des socialen Lebens und begründet den wirthschaftlichen Aufschwung der von ihr erzogenen Völker. Was man demgegenüber der Reformation an socialen Schädigungen nachgesagt hat, Bauernkrieg, Sittenverwilderung, Zertrümmerung frommer Werke, das sind vielmehr Nachwehen mittelalterlicher Verwahrlosung oder Wegräumungen von Ruinen. Allerdings hat der Protestantismus einige Zeit gebraucht, um seine socialen Früchte zu tragen, aber wer nach dem „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" zwischen Reformation und Gegenreformation abwägen will, der darf nur den Staat des großen Kurfürsten mit dem Frankreich Ludwigs XIV., oder das evangelische Pfarrhaus des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Sodom und Gomorrha der gleichzeitigen Coelibatswirthschaft, oder fürs neunzehnte Jahrhundert die intellectuelle, moralische und wirthschaftliche Statistik protestantischer und katholischer Länder vergleichen. Wenn nun in der Gegenwart die Socialdemokratie in protestantischen wie in katholischen Ländern wuchert, so weist das ohne Zweifel auf Mängel auch in unsrer protestantischen Entwicklung hin, aber eine principielle Verwandtschaft hat die Socialdemokratie nicht mit der Reform, wohl aber mit der Revolution, und die Revolution ist ein specifisch römisch-katholisches Product.*)

*) Die Reformation und die sociale Frage. Deutsch-evang. Blätter 1890, X.

Die größere Gefahr für unsre abendländische Kultur und deutsche Zukunft lag mir nicht auf socialdemokratischer Seite, sondern auf ultramontaner. Die socialdemokratische Gefahr ist eine akute, entspringt einer augenblicklichen Verwickelung unsrer abendländischen Geschichte; sie kann vergehen wie sie gekommen ist, sterben an der empfundenen Unmöglichkeit ihres Ideals und an einer verständigen und liebevollen Befriedigung ihrer berechtigten Momente. Die ultramontane Gefahr dagegen ist eine chronische; man hat in ihr mit einem tausendjährigen Feinde zu thun, der Deutschland bereits im dreizehnten, fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundert an den Rand des Verderbens gebracht hat und dessen Macht und List auch im neunzehnten ihres Gleichen sucht. Gegen diesen alten bösen Feind hatten wir nun als schwachen Versuch der Gegenwehr unsern Evangelischen Bund begründet, und ihm in erster Linie gehörte fortan, was meine Amtspflichten mir an Arbeitskraft übrigließen. Ich diente ihm auf der Stufe des Local-, des Provinzial- und des Gesammtvereins als Vorstandsmitglied, als Redner und Schriftsteller, und hatte das Gefühl einer nicht vergeblichen Arbeit. Erfuhren wir gleich, wie es bei allen höher gerichteten Unternehmungen geht, den weiten Abstand von Ideal und Verwirklichung, so schritt doch die letztere im Ganzen gedeihlich voran. Wir hatten viel zu lernen und manches Lehrgeld zu zahlen; es fehlte uns gänzlich jene traditionelle Organisationskunst, die man auf römischer Seite vollauf besitzt, dazu die großen Geldmittel und beruflichen Arbeitskräfte, aber wir erfuhren doch, daß Gott mit uns sei. Die persönliche Gemeinschaft evangelischer Männer von verschiedener Richtung bewährte und befestigte sich. Es tauchte keine aufregende Zeitfrage auf, in der wir in unserem Centralvorstand nicht die nöthige Eintracht gefunden hätten, und allmählich lernten immer weitere Kreise an die Möglichkeit einer solchen evangelischen Eintracht glauben. Die protestantische Polemik gegen uns verstummte bis auf einzelne Unkenrufe; unsre Reihen mehrten sich

von den ersten Zehntausend nach und nach bis zu hunderttausend; während in geistlichen Kreisen hin und wieder eine passive Abneigung sich erhielt, unterschied uns der weit überwiegende Laienzuwachs in bemerkenswerther Weise von anderen kirchlichen Vereinen. Wir konnten wenigstens Einen Berufsarbeiter anstellen, und dessen Treue brachte viel fertig; wir erwarben eine eigne Buchhandlung, welche unsre Flugschriften verlegte und vertrieb; eine „Kirchliche Correspondenz" für die Tagespresse, ein Monatsblatt für unsre Mitglieder, verbunden mit einer literarischen Rundschau, wirkten sammt jenen Flugschriften der Sintflut ultramontaner Literatur und Presse entgegen. Zahlreiche örtliche Unternehmungen zu Schutz und Pflege des evangelischen Bekenntnisses wurden seitens der Haupt- und Zweigvereine angeregt oder begründet und durch den Centralvorstand unterstützt, und kein Uebergriff des Romanismus, keine staatliche Ungerechtigkeit gegen die protestantische Sache, die zu unsrer Kenntniß kam, blieb ungerügt und nach Maßgabe unsrer Kräfte unbekämpft. Das beste Zeugniß für den Querstrich, den wir mit alledem durch die römischen Propaganda-Pläne machten, empfingen wir dadurch, daß nicht nur die ultramontane Presse jede mögliche Beschimpfung über uns ausgoß, sondern daß auch die am Grabe des h. Bonifatius versammelten römischen Bischöfe des deutschen Reiches ihr rostiges Schwert gegen uns zogen. Diese hochwürdigen Herren, welche auch nach ihrem Verhalten vor und nach dem vaticanischen Concil das naive Selbstvertrauen bewahrten, daß Deutschland ihnen etwas aufs Wort glauben werde, machten in einem gemeinsamen Hirtenbriefe den Versuch, uns als die confessionellen Friedensstörer im Reiche hinzustellen. Sie erhielten eine zwiefache treffliche Antwort, einmal aus dem Schoße des Centralvorstandes in einem von D. Witte verfaßten offenen Gegenbriefe, auf welchen sie vorzogen zu schweigen, und dann in einer ausgezeichnet witzigen Schrift, welche eines Tages ein hervorragender altkatholischer Freund als Manuscript in

meine Hand legte und die dann durch mich in die Oeffentlichkeit befördert ward: „Stille Gedanken eines der vierzehn Nothhelfer oder „Friedensbischöfe" Deutschlands, verrathen von Aleth Christian."*) — Ein wesentliches Förderungsmittel unsrer Sache waren unsre jährlichen Generalversammlungen. Gemeinsame Arbeitsstätten des Centralvorstandes mit den Vereinsabgeordneten, wurden sie zugleich zu neuen, frischeren und freieren Kirchentagen, zu sprühenden Feuerherden der evangelisch-nationalen Bewegung, indem sie in ihren öffentlichen Festtagen und Abendversammlungen weite evangelische Bürgerkreise heranzogen. Gleich die nächste Generalversammlung nach der in Frankfurt gehaltenen, die Duisburger, nahm diese volksthümliche Umfassung an, welche sich seitdem bei keiner Wiederholung versagt hat. Eine ganze Reihe gehaltvoller und ergreifender Vorträge über die großen evangelischen Zeitfragen sind auf diesen Generalversammlungen gehalten worden,**) — kein bedeutsamerer als der von unsrem Freunde Lipsius auf schwerem Krankenlager verfaßte, in Eisenach verlesene „über unsren gemeinsamen Glaubensgrund gegen Rom", eine Klarstellung des der conservativen und der liberalen theologischen Richtung gemeinsamen evangelisch-protestantischen Glaubensgrundes, welche Gegner und Freunde des uns allzufrüh entrissenen trefflichen Mannes überraschte. Auch ich habe auf diesen Congressen der guten Sache wiederholt und auf mancherlei Weise dienen und dabei einige unvergeßliche Momente erleben dürfen. Die Viertelstunde, in der ich auf dem herrlichen Eisenacher Tage von der Wartburgtreppe herab zwischen Sturm und Regen die Schlußansprache halten durfte, oder die andere, da ich in der Casseler Abendversammlung einer lautlos lauschenden Gemeinde das paulinische Wort „die Liebe glaubt alles und

*) Halle, E. Strien, 1890, 63 S.

**) Vgl. meinen Artikel in Herzog-Hauck's Theol. Realencyclopädie „Bund, evangelischer", in welchem nur S. 551 Z. 20 von oben „Eisenach" statt „Cassel" zu lesen ist.

die Liebe hofft alles" in Anwendung auf unser Werk auslegte, waren Höhenpunkte in meinem Leben, und auch, wie meine Freunde meinten, im Leben des Evangelischen Bundes.*)

Eine Reihe von Beiträgen zur ultramontanen Frage verdankte von 1886 an diesem meinem Freiwilligendienst im Evangelischen Bunde ihre Entstehung. So vor allem der Vortrag über „den Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom", den ich in den Anfangszeiten des Bundes in Braunschweig und Frankfurt a. M. hielt. Das Händereichen zwischen Fürst Bismarck und Leo XIII. hatte eben stattgefunden und bildete den Ausgangspunkt. „Wie ein unerwartetes Meteor steht das Bündniß des deutsch-evangelischen Kaiserthums und des vaticanischen Papstthums am Himmel des sich neigenden Jahrhunderts: ist es ein Fix- und Glücksstern, bestimmt, in ruhigem beharrendem Glanze über dem gesegneten Deutschland zu strahlen, oder ein unheimlicher Komet, der in raschem Vorüberfliegen Unheil und Verderben ankündigt? Die Geschichte allein kann darauf zuverlässige Antwort geben. Das mittelalterliche Papstthum hat keine treuere Gefolgschaft gehabt als die deutsche Nation; mehr als einmal ist es durch sie aus dem italienischen Sumpf gezogen worden: es hat uns damit gedankt, daß es uns unser Kaiserthum zerbrach und uns um unsre Reichseinheit betrog. Da kam Luther und machte uns durch Vertiefung ins Christenthum vom Papstthum frei; aber dieses bot wider unsre Freiheit Feuer und Schwert auf, und nicht an ihm lag es, wenn Deutschland im dreißigjährigen Kriege sich nicht zu Tode geblutet hat. Die allmähliche Wiederaufrichtung des zertretenen Vaterlandes ist von der protestantischen Hälfte ausgegangen, vom großen Kurfürsten an, durch die Kulturblüte des achtzehnten Jahrhunderts hindurch, zu der patriotischen und religiösen Erhebung der Freiheitskriege. Das katholische Deutschland hatte sich allmählich der

*) Beide Ansprachen sind mitgetheilt in den Deutsch-evang. Blättern 1889, S. 710—713 und 1891, S. 709—713.

überlegenen Einwirkung des protestantischen Geistes erschlossen, und der angebahnten inneren Einigung ist die glorreiche äußere gefolgt; in dem überwiegend protestantischen Reiche mit dem evangelischen Kaiser an der Spitze ist die verborgene Lebensgestalt Deutschlands zu Tage getreten. Aber schon war auch dieser deutschen Erhebung die römische Durchkreuzung bereitet, in der ultramontanen Entwicklung des Jahrhunderts, wie sie mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens anhebt und im vaticanischen Concil gipfelt. In diesem ist der römische Papst zum Dictator perpetuus erhoben worden behufs jesuitischer Zurückeroberung der modernen Welt, und im ersten Waffengang, im Kampfe mit dem führenden Staate des deutschen Reiches, hat diese Gegenreformationsmacht gesiegt. Sie läßt unserm Volke die Wahl, entweder sich in zwei Völker zerreißen zu lassen, die keinerlei geistige Gemeinschaft mit einander haben und deren tiefe Entfremdung das Reich in einer künftigen politischen Krise wieder zur Beute des Auslandes macht, oder aber uns mit Preisgebung unsrer reformatorischen Erbgüter wieder unter das alte knechtische Joch zu beugen: in beiden Fällen hieße es Finis Germaniae! Das ist die Lage, in welche der „Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom", d. h. die Kapitulation des Staates nach selbstverschuldeter Niederlage uns versetzt hat. Sie läßt keinen anderen Rettungsweg für das Vaterland übrig, als die innere Ermannung des politisch preisgegebenen deutschen Protestantismus."*) — Sechs Jahre später habe ich diesen Gedankengang in einem weiteren Vortrag, den ich in Frankfurt und Karlsruhe übernommen hatte, „Deutschland und das vaticanische Concil", gewissermaßen ergänzt. Ich faßte diesmal die historische Betrachtung kurz zusammen und verweilte eingehender bei der Gegenwart, indem ich die Rechtfertigung des Döllinger'schen Wortes von dem „Keime unheilbaren Siechthums", der dem neuen Reiche durch die vaticanische Doctrin

*) Deutsch-evang. Blätter 1887, S. 289—307.

eingepflanzt sei, unternahm. Die Wahrheit dieses Prophetenwortes lasse sich erkennen einmal aus einer ernsten Würdigung der vaticanischen Decrete, sodann aus unseren seitdem in Deutschland gemachten Erfahrungen. Die vaticanischen Decrete haben die Verfassung und die Lehre der katholischen Kirche, insonderheit ihr Verhältniß zum Staate in einer Weise verändert, welche mit den Existenzbedingungen des deutschen Reiches schlechterdings unverträglich ist. Der führende Staat und Staatsmann aber haben diese Veränderung anfangs gar nicht gewürdigt, dann auf verfehlte Weise bekämpft und endlich ihr zur Zeitigung ihrer Früchte freien Lauf gelassen. Dieselben reifen schon: das deutsche katholische Volk ist seit zwanzig Jahren auf einen geistigen Isolirschemel gesetzt, auf dem es jeden tieferen Kulturzusammenhang mit uns verliert; der Protestantismus ist aus der ihm in Deutschland gebührenden Vormachtstellung verdrängt und zur ecclesia pressa, zu einer Provinz der römischen Propaganda geworden, und der Staat in eine Abhängigkeit vom Papismus gebracht, die ihn vor seinen eignen Bürgern herabwürdigt und in jeder künftigen politischen Krise aufs äußerste gefährdet. Unter solchen Umständen wird es gebieterische Pflicht für uns Evangelische, die Gleichgültigkeit abzuschütteln, den papstfreien Katholiken die Bundeshand zu reichen, den Schwächen und Irrgängen unsrer Regierungen mannhaft entgegenzutreten, — kurz, das zu thun, was der Evangelische Bund sich vorgenommen hat.*)

Andere Versuche, auf die öffentliche Meinung und das öffentliche Leben einzuwirken, waren mehr theoretischer Natur. So vor allem der Vortrag über „Aechte und falsche Toleranz", welchen ich meinem eigenen Wunsche gemäß auf unserem Duisburger Bundestag von 1888 zu halten bekam. Es lag mir daran, von vornherein die ganz andere sittliche Richtlinie klarzustellen, auf der sich unsre Gegenwehr gegen den römischen

*) Deutsch-evang. Blätter 1893, S. 217—234.

Ansturm halten sollte, andererseits aber auch die Feigheit und Charakterlosigkeit kenntlich zu machen, die sich so tausendfältig hinter dem schönen Namen der Toleranz verbarg. „Toleranz", Duldung und Duldsamkeit — sagte ich — ist ein freundliches, achtendes und schonendes Gewährenlassen fremden religiösen Verhaltens, und zwar eines solchen, welches in unseren Augen gegen das unsrige gehalten minderwerthig ist, so daß sich also mit der Toleranz die ernsteste Kritik der fremden Ansicht und der ernstliche Versuch, dieselbe zu bessern, durchaus verträgt. Diese Stellung ist dem Wesen der Religion als freier Innerlichkeit allein entsprechend; gleichwohl ist sie dem ganzen vorchristlichen Alterthum fremd, denn dasselbe, jüdisches wie heidnisches, faßt die Religion nicht als freie Innerlichkeit, sondern als Volksgesetz, und Gesetz ist nie freilassend, sondern gebieterisch, nöthigend. Erst das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo begnügt sich damit, um die freie Gegenliebe des Glaubens zu werben, und damit diese entstehen könne, gebietet es auch im Irrenden das freie Grundrecht der Seele zu achten. So ist dem Christenthum die Toleranz eingeboren; und doch hat in seinem Namen das wüsteste System der Intoleranz in der Weltgeschichte Raum gewonnen, im römischen Kirchenthum. Indem dasselbe die Religion, den Glauben wieder vergesetzlicht, treibt es die Ketzerverfolgung, die Inquisition als seine eigensten Früchte hervor. Dem gegenüber liegt die Toleranz im Princip des evangelischen Protestantismus, so gewiß das, was derselbe unter Glaube versteht, schlechterdings nicht aufgenöthigt, sondern nur als frei aufzunehmende Wirkung göttlicher Gnade erwartet werden kann. Aber auch im Protestantismus hat der Toleranzgedanke sowohl als Tugend im Privatleben wie als Grundsatz im Staatsleben sich erst vermöge des Verfalls der lehrgesetzlichen Orthodoxie im Zeitalter der Aufklärung durchsetzen können, und aus dieser seiner Geburtsgeschichte erklärt es sich, daß die Goldmünze eine unächte Legirung oder eine unächte Imitation erhalten hat; daß

dem Toleranzmotiv Christi „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ das Toleranzmotiv des Pilatus „Was ist Wahrheit?“ — ein Motiv, das mit der Feigheit, der erkannten Unwahrheit zu widerstehen, schon beim Pilatus Hand in Hand geht — sich beigemischt oder untergeschoben hat. Vor dieser schlechten Toleranz, welche keine Tugend, vielmehr das Gegentheil einer solchen ist, ist der Einzelne wie der Staat heute mehr denn je zu warnen; jene ächte dagegen haben wir auch den Ultramontanen gegenüber zu üben, bis hinauf zu dem armen Greise im Vatican, der uns verflucht. Nimmt er doch als der Erbe eines Berges von Irrthümern und Versündigungen, von denen er nichts erkennen und eingestehen darf, unser sittliches Mitleid ganz besonders in Anspruch.*)

Eine zweite principielle Erörterung war kirchenpolitischer Natur und ging insonderheit den preußischen Staat an, „das preußische Paritätsprincip“. Das Paritätsprincip, mit welchem die preußische Staatsverwaltung gegenüber den beiden Hauptconfessionen wirthschaftete, hatte sich mehr und mehr zu einer Handhabe ausgebildet, um — wie Constantin Rößler es in einem Hallischen Vortrag ausgesprochen — „die evangelische Kirche jedes Anspruchs auf den positiven Schutz des Staates zu berauben und alle diese Ansprüche auf die Papstkirche zu übertragen.“ Das hatte mich im Jahre 1886, sogleich nach dem Friedensschluß zwischen Berlin und Rom, veranlaßt, eine Denkschrift über das preußische Paritätsprincip ausgehen zu lassen.**) „Parität“, Gleichberechtigung — führte dieselbe aus — bedeutete in der staatsrechtlichen Sprache ursprünglich nur die Gleichstellung von Katholiken und Protestanten hinsichtlich ihrer staatsbürgerlichen Rechte: indem die preußischen Staatsmänner daraus ein Princip geprägt haben, aus dem das ganze Verhalten des Staates zu den beiden Haupt-

*) Ueber ächte und falsche Toleranz. Halle, Strien 1888, 15 S.

**) Das preußische Paritätsprincip, eine kirchenpolitische Zeitfrage, Halle, Strien 1886, 52 S.

confessionen sich bestimmen soll, haben sie zunächst theoretisch das Suum cuique der Gerechtigkeit in ein absurdes und undurchführbares Idem cuique verwandelt. Die beiden Gemeinschaften, welche man „Kirchen" nennt, die evangelische und die römisch-katholische, sind aber toto genere verschiedene Wesen, grundverschieden insbesondere in ihrem Verhältniß zum Staat: sie auf gleichem Fuße behandeln zu wollen, ist für die Staatsgewalt genau so vernünftig, als wenn der Landmann auf seinem Gehöft den Hahn und den Habicht paritätisch behandeln wollte. Aber diese theoretische Parität ist auch nie zu praktischer Wahrheit geworden, sondern in praxi in ihr volles Gegentheil umgeschlagen, und zwar zu Ungunsten der evangelischen Kirche. In dem Bemühen, die katholischen Landestheile für den preußischen Staat möglichst zu gewinnen, hat man die Parität zu einem Titel und Vorwand genommen, der katholischen Kirche Freiheiten und Wohlthaten zu erweisen, die man der evangelischen vorenthielt; letzterer gegenüber erinnerte man sich des Paritätsprincips nur, wenn es — wie im Kulturkampf — galt, die der römischen Kirche zugedachten Schläge ihr mit auszutheilen. Nachdem ich dies durch ein langes und schweres Sündenregister des Staates belegt, warf ich die Frage auf, ob denn etwa diese Ungerechtigkeit durch eine strictere Handhabung der Parität zu beseitigen sei? So meinen es die aufrichtigen Freunde der Hammerstein'schen Anträge, aber sie sind auf falschem Wege. Die evangelische Kirche soll ihnen zufolge zu dem aus der Reformation erwachsenen Staate die Stellung einnehmen, welche die römische principiell einnimmt: ihre eigne Romanisirung wäre die Voraussetzung hiezu, und in dieser könnte sie doch nur ein schwächliches Nachbild bleiben. Sie hat vielmehr zu fordern, daß der Staat zurückkehre zu dem einzig vernünftigen Princip des Suum cuique: daß er der principiell staatsfreundlichen Kirche gegenüber ein brüderliches Verhältniß festhalte, wie es dem gemeinsamen Ursprung aus der Reformation entspricht, die principiell staatsgegnerische dagegen in die Freiheit

der „Trennung von Staat und Kirche“ entlasse. — So hatte ich zu Constantin Rößlers oben angeführter These den eingehenden Beweis geliefert, und er selbst fand denselben „ganz ausgezeichnet“. Ob sonst ein preußischer Staatsmann meine kleine Schrift beachtet hat, weiß ich nicht zu sagen, doch hatte ich die Genugthuung, daß im Jahre darauf Fürst Bismarck, ohne Zweifel ganz unabhängig von meiner Flugschrift, den Grundgedanken derselben im Landtag aussprach. „Eine Gleichheit der beiden Kirchen im preußischen Staate, sagte er, ist ja nach ihrer ganzen Beschaffenheit unmöglich; sie sind incommensurabele Größen; eine solche Gleichstellung führt zum Nonsens.“

Der Kanossagang der Regierung war inzwischen unermüdlich fortgesetzt worden. Fürst Bismarck hatte sein dem Papste gegebenes Versprechen einer nochmaligen Revision der Maigesetze eingelöst; es war abermals ein starker Bestand von Schutzmitteln des Staates gegen den Ultramontanismus wie Ballast über Bord geworfen worden. Aber Friede oder auch nur Ruhe vor den Angriffen des Centrums auf den Staat war damit nicht erreicht worden, und Fürst Bismarck gestand nicht nur bei dieser letzten Revisionsverhandlung, daß die um solchen Preis erkaufte Anzeigepflicht völlig werthlos sei; er erkannte auch schließlich die Vergeblichkeit aller seiner Zugeständnisse; er erklärte, gelernt zu haben, daß mit dem Centrum kein Friede zu schließen sei, daß mit dessen Grundsätzen das deutsche Reich und der preußische Staat nicht zusammen bestehen könne. Es war zu spät; seine Entlassung erfolgte demnächst, und sein ungleich schwächerer Nachfolger bekannte zwar im Austausch mit einem unsrer Freunde, daß man schon „viele Kilometer über Kanossa hinausgegangen sei“, fand aber den Muth nicht, umzukehren oder auch nur innezuhalten. Um der römischen Hierarchie gegenüber den Kulturkampf als ein Unrecht der Regierung möglichst festzulegen, gab er derselben die siebzehn Millionen rechtlich verfallener Sperrgelder zurück, und hierüber zur Rede gestellt, versprach er zwar, nach diesem

Abschluß den hierarchischen Ansprüchen desto fester widerstehen zu wollen; aber es dauerte nicht lange, da war er der beredteste Fürsprecher des Zedlitz'schen Schulgesetzentwurfs. An Bismarcks Stelle war nun Windthorst der politische Steuermann, dieser Mischling von Welfenthum und Ultramontanismus. Unter der höhnischen Versicherung „Wir sind gar bescheiden in unseren Ansprüchen" lief er Sturm gegen die beiden letzten Bollwerke, welche der Staat gegen die ultramontane Ueberflutung besaß, die staatliche Volksschule und die Ordensgesetze, und die Regierung hatte den Muth nicht, ihm offen zu widerstehen. In beiderlei Beziehung habe ich mich bemüht, vor der Windthorst'schen Drachensaat zu warnen.

Es war zu Anfang 1889, als Windthorst die „bescheidenen" Ansprüche des Ultramontanismus an die katholische Volksschule im Landtag einbrachte. Die römische Kirchenbehörde sollte befugt sein: 1. die Anstellung jedes Lehrers durch ihre Einwendungen zu verhindern, 2. für die verfassungsmäßige „Leitung" des Religionsunterrichts ihre Organe selbst zu ernennen, 3. durch dieselben den Religionsunterricht entweder selbst ertheilen zu lassen oder ihn zu überwachen und den Lehrer mit bindenden Weisungen zu versehen, 4. Inhalt, Maß, Methode und Hülfsmittel desselben zu bestimmen. Also mittelst des Religionsunterrichts ein förmliches Condominium über die Schule. Der Herausgeber des Deutschen Wochenblattes ersuchte mich um eine Besprechung dieser Anträge vor deren Verhandlung im Landtag, und so entstand mein Aufsatz „Die römisch-katholischen Ansprüche an die Volksschule", der hernach unter die Flugschriften des Evangelischen Bundes aufgenommen worden ist.*) Ich zeigte zunächst, wie die geforderte Verkirchlichung des Religionsunterrichts denselben aus dem lebendigen Zusammenhang der Schulbildung völlig herausreißen und an jeden unpädagogischen

*) Halle, Strien, 1889, 25 S.

wie unpatriotischen Mißbrauch preisgeben würde. Ich warnte zugleich, den katholischen Lehrerstand und die katholische Volksschule, die letzten Bundesgenossen, welche Staat und Vaterland gegen die ultramontane Propaganda im katholischen Volke besäßen, an diese auszuliefern. Wenn Windthorst seine Ansprüche aus der Verfassungsbestimmung herleitete, daß die Religionsgesellschaften den Religionsunterricht „leiten" sollten, so wies ich weiter aus der Vorgeschichte und den Motiven dieser Bestimmung nach, daß der Ausdruck „Leiten" (d. h. Directive geben) gewählt worden, um ebendas auszuschließen, was Windthorst darin fand, das selbst In die Hand nehmen. Aber gebührte der Kirche denn nicht der Religionsunterricht aus idealen Rechten, als der von Christus beauftragten Lehrerin der Völker und um der Religionsfreiheit willen? Ich erwiderte auf dies ideale Windthorst'sche Argument, daß die deutsche Volksschule mit nichten von der katholischen Kirche gestiftet sei, sondern vom Staate, dem sie darum rechtlich gehöre, und daß Christus, da er sprach: Lehret alle Völker, nicht gemeint habe, drängt euch in Lehranstalten ein, die ihr nicht gestiftet habt, und legt eure Eier in fremde Nester. Die volle Lehrfreiheit genieße die römische Kirche in ihrem außerhalb der Volksschule liegenden Pfarrunterricht; innerhalb der Staatsschule bestehe ihre legitime Gewissensfreiheit lediglich in der Bürgschaft, daß nichts wider ihr Dogma gelehrt werde. Endlich, da Windthorst sich auch in dieser Sache auf die „Parität" berief, ging ich auf den Nachweis ein, wie wenig das Paritätsprincip gerade der Schule gegenüber durchführbar sei. Die evangelische Kirche will an der Schule lediglich dienen, die römische will darin herrschen; die Lehre der evangelischen Kirche ist politisch] unbedenklich, die der römischen ist es nicht. Daher auch hier am besten das Suum cuique: der Staat halte hinsichtlich der Volksschule an dem seitherigen Verhältniß zur evangelischen Kirche fest; hinsichtlich der römischen beschränke er den Religionsunterricht auf die

zehn Gebote und die biblische Geschichte, und überlasse es dem Klerus, die specifisch römischen Lehren in aller Freiheit außerhalb der Schule vorzutragen.

Die Windthorst'schen Schulanträge wurden abgelehnt, aber in so flauer Weise, daß der Centrumsführer sich „außerordentlich zufrieden" erklärte und ihre baldige Wiederkehr ankündigte. Aber ehe er dazu schritt, kam ihm der neue Kultusminister Graf v. Zedlitz mehr als halben Weges entgegen. Ob der berüchtigte Volksschulgesetz-entwurf den wohlmeinenden, aber in seinem Ressort ganz unvorbereiteten Minister wirklich zum intellectuellen Urheber hatte, läßt sich fragen; aber jedenfalls zeigte derselbe in geradezu erschreckender Weise, in welchem Maße die Regierung dem Ultramontanismus gegenüber in den innersten Anliegen der deutschen Volksseele den Tact und Halt verloren hatte. Nicht nur, daß er der in wohlberechtigten Ausnahmefällen zugelassenen Simultanschule das Todesurtheil sprach und dagegen der Privatvolksschule einen freien Raum eröffnete, in den sofort Ordensleute eingerückt wären, — er räumte auch der Hierarchie eine Mitherrschaft in der Volksschule ein, welche den Windthorst'schen Begehrlichkeiten wenig nachgab. Ein bischöflicher Commissarius sollte im Widerspruch mit der gesammten Prüfungscommission einem Lehrer die Befähigung zum Religionsunterricht absprechen und ihn damit für seinen Beruf nahezu unbrauchbar machen dürfen. Und der mit der Beaufsichtigung des Religionsunterrichts bischöflich beauftragte Priester sollte befugt sein, die Schüler zu examiniren, dem Lehrer bindende Weisungen zu geben, ja anstatt desselben den Religionsunterricht selbst in die Hand zu nehmen. Damit war der Lehrerstand in die Gewalt der Hierarchie ausgeliefert, der Staatsschule nach belgischem Muster die Concurrenz der Ordensschule geschaffen, und innerhalb der Staatsschule selbst ein Lehrstand zugelassen, der weder für seine pädagogische Vorbildung und Befähigung, noch für seine Achtung der Schul- und Staatsgesetze die min-

deste Bürgschaft gab. Ich war der Erste, der wider diese verhängnißvolle Vorlage — wiederum im Deutschen Wochenblatt — die Stimme erhob,*) — diesmal mit unerwartetem Erfolg. In den nächsten Tagen kamen Collegen aus der juristischen und philosophischen Facultät zu mir, um einen Protest unsrer Universität gegen die Vorlage als eine die deutsche Volksbildung in der Wurzel bedrohende zu berathen. Es gelang uns, eine ebenso maßvolle wie entschiedene Erklärung zu vereinbaren, welche von der ganzen Universität mit Ausnahme zweier Mitglieder unterschrieben ward. Unser Vorgehen fand Nachfolge bei einer Reihe anderer preußischen Universitäten, und dieser außerordentliche Schritt der Hochschulen zum Schutz der Volksschule hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, dem Gesetzentwurf das bekannte jähe Ende zu bereiten. Natürlich nicht ohne daß ein Theil der conservativen Presse uns und insonderheit mir diese Vereitelung eines angeblich christlichen, in Wirklichkeit hierarchischen Volksschulgesetzes ingrimmig nachtrug. Da die öffentliche Meinung tief erregt und auch in evangelischen Kreisen verwirrt war, widmete ich den verschiedenen nachträglichen Preßstimmen noch einen kritischen Rückblick,**) und griff nach vier Jahren das ganze Volksschulthema noch einmal auf, um die mancherlei geschichts- und rechtswidrigen Vorurtheile zu bekämpfen, welche sich auch protestantischerseits an dasselbe hefteten. In einem auf dem Darmstädter Tage des Evangelischen Bundes gehaltenen Vortrag „Protestantismus und Volksschule" durchwanderte ich die Volksschulgeschichte von Anfang bis auf die Streitfragen der Gegenwart, und wies nach, daß unsere deutsche Volksschule in keiner Weise eine Schöpfung der katholischen Kirche, auch nur mittelbar eine Schöpfung der evangelischen sei, vielmehr das Kind des in der neueren Pädagogik sich selbständig Bahn brechenden

*) „Gegen die neue Volksschulgesetz-vorlage", Sonderabdruck aus dem deutschen Wochenblatt. Berlin, Hermann Walther, 1892.

**) Deutsch-evang. Blätter 1892, S. 128—138.

protestantischen Geistes und des seinen Spuren folgenden Staates, und daß beide alle Ursache hätten, dies ihr Kind vor den tückischen Ansprüchen der angeblichen römischen Mutter zu hüten.*)

Gleichfalls Herrn Windthorst verdankte man im Herbst 1890 den ersten parlamentarischen Anlauf gegen das Jesuitengesetz. Allerdings, nachdem die Staatsgewalt die vaticanischen Dogmen zugelassen und sich vor dem unfehlbaren und alleinherrschenden Papstthum gebeugt hatte, erschien es unfolgerichtig, die Urheber dieser großen Errungenschaften vom deutschen Schauplatz auszuschließen. Auch hatte man vor der Anwesenheit und stillen Wirksamkeit zahlreicher Jesuiten schon lange die Augen zugedrückt, ja man hatte einen Jesuitenzögling wie Hrn. Korum auf einen deutschen Bischofsstuhl zugelassen. Nun sollte ein Weiteres geschehen: das Urtheil der Reichsfeindlichkeit und Volksverderblichkeit, welches in dem Jesuitengesetz lag, sollte widerrufen und die Ordensthätigkeit den Loyoliten mit ausdrücklicher hochobrigkeitlicher Erlaubniß im deutschen Volke wiedereröffnet werden. Es war an uns, der unverschämten Forderung des Ultramontanismus die Stimme des evangelischen Deutschlands entgegenzusetzen. Unser Bundesvorstand wandte sich mit einer Gegenvorstellung an den deutschen Bundesrath. Daneben entwickelte sich eine lebhafte literärische und frei-öffentliche Protestbewegung, und an beiden habe ich mich nach Möglichkeit betheiligt. Ich öffnete nicht nur meine Blätter einer Reihe von gediegenen Beleuchtungen der Jesuitenfrage, welche bis heute unveraltet sind, sondern ergriff auch selbst die Feder und verfaßte fürs Deutsche Wochenblatt eine längere Abhandlung „zur Jesuitenfrage". Ich begann mit einer eingehenden, urkundlichen Charakteristik des Jesuitenordens, seiner Entstehung und Entwicklung, seiner Religion, Moral und Politik, schloß daran einen Abriß seiner Geschichte im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, und

*) „Protestantismus und Volksschule": Deutsch-evang. Blätter 1896, X, auch als Flugschrift (Leipzig, Carl Braun) erschienen.

baute hierauf eine Erörterung des Für und Wider ihrer Neuzulassung in Deutschland, indem ich darlegte, was eine solche für den deutschen Protestantismus, für das deutsche katholische Volk, und für den Staat und das deutsche Reich bedeuten würde. Um in jeder Hinsicht sicher zu gehen und nicht zuviel zu sagen, legte ich meine Arbeit vorgängig einem Sachkenner wie Bischof Reinkens, dem ehemaligen katholischen Professor der Kirchengeschichte vor, und empfing von demselben ein sehr ermuthigendes Urtheil. „Ich habe, schrieb er mir, Ihre historische Charakteristik des Jesuitenordens mit wachsender Freude gelesen. Es scheint mir kein Zug zu fehlen, und keiner ist verzerrt. Alles ist durchaus wahr und klar gezeichnet in einem Bilde, das auch den weniger Einsichtsvollen faßt. Ich wünschte, daß unser Kaiser davon Kenntniß erhielte. Was nun die Angreifbarkeit des Einzelnen durch die Ultramontanen angeht, so ist nicht zu übersehen, daß dieselben jedes sich ihnen entgegenstellende Hinderniß angreifen und vor der Geschichte keinen Respect haben. Sie leugnen die sonnenklarsten geschichtlichen Thatsachen, und finden Glauben bei ihren blinden Helfern. Also bleibt dem wahrheitliebenden Manne in der Regel nur übrig, zu sagen: habeant sibi!“ Meine gedrängte Darstellung blieb neben vielen ähnlichen und umfassenderen nicht ohne Eindruck; der Verleger des Wochenblattes veranstaltete einen Sonderabdruck, von dem bald eine zweite Auflage nöthig ward.*) Gleichzeitig bildeten sich in allen evangelischen Reichstheilen Ausschüsse und Versammlungen, welche mit hunderttausendfacher Stimme gegen die Wiederkehr der alten Erbfeinde protestirten, und auch dieser Bewegung des öffentlichen Lebens habe ich gedient. Im December 1890 kam von Barmen her an mich der dringende Ruf, einer großen rheinischen Antijesuitenversammlung den Hauptvortrag zu halten, und die Wichtigkeit der Sache sowie das Vertrauen eines Kirchen-

*) „Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich?“ Berlin, Walther & Apolant, 2. Aufl., 1891, 62 S.

kreises, dem ich bis dahin fern gestanden, ließ mich die weite Reise in schärfster Winterkälte nicht scheuen. Trotz der Ungunst der Jahreszeit fand ich eine großartige Versammlung aus allen Theilen der Rheinprovinz und sprach, wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochen, eine gute Stunde über die Frage „Sollen die Jesuiten ins deutsche Reich wieder einziehen dürfen?“*) Der Präses der rheinischen Synode formulirte die Protestresolution, welche einstimmige Annahme fand, und so groß war der Eindruck dieser Versammlung und Beschlußfassung, daß die ultramontane Gladbacher Volkszeitung sich in langathmigen Artikeln bemühte, meine hauptsächlichsten Geschichtsbehauptungen wegzuleugnen; ich diente ihr indeß mit solchen Nachweisen,**) daß sie vorzog zu schweigen. — Dagegen war das Ergebniß unsrer Proteste bei unseren Staatsgewalten ein mäßiges. Der einhellige Ruf des deutsch-protestantischen Volkes fand im deutschen Reichstag einen matten Wiederhall; diese Reichsboten hatten für eine Lebensfrage des deutschen Volkes keinen höheren Gesichtspunkt als den Begriff des „Ausnahmegesetzes“. Die Reichsregierung aber, welche den Zorn des protestantischen Volkes scheute, und doch den Ultramontanen gefällig sein wollte, ließ zwar nicht die Jesuiten, aber ihre Affen, die Redemptoristen wieder zu, obwohl den gegebenen Nachweisen und namentlich dem monumentalen Werke von Doellinger-Reusch gegenüber die Leugnung der Geistesverwandtschaft beider Orden geradezu lächerlich war. Wie tief das Barometer des Charakters zur Zeit in unseren regierenden Kreisen stand, dafür war nichts bezeichnender, als das bald nachher stattfindende Begräbniß Windthorsts, des Mannes, den Fürst Bismarck als „den Vater aller Hindernisse“ bezeichnet und der nach seinem eignen cynischen Geständniß für jede Unterstützung der Regierung „den Tarif in der Tasche hatte“. Er wurde mit öffentlichen, fürstlichen Ehren bestattet; die Minister umstanden

*) Deutsch-evang. Blätter 1891, I.
**) Deutsch-evang. Blätter 1891, II.

seinen Sarg und die Parlamentspräsidenten hielten ihm Lobreden. Ich konnte mich nicht enthalten in meinen Blättern die Frage aufzuwerfen, ob man den an Talent und Widerspruchsgeist ebenbürtigen Eugen Richter wohl ebenso im Tode geehrt haben würde, und ich mußte antworten: „Nein, man muß ultramontaner Reichsfeind gewesen sein, um im Heimathlande der Reformation im Jahr des Heils 1891 als ein pater patriae betrauert zu werden."

Ueberhaupt — welche Ungeheuerlichkeit war in Deutschland und Preußen zur Zeit nicht möglich, wenn sie nur ultramontan war! Eine wahre Schaubühne für dergleichen war insonderheit die Stätte meiner ersten Amtsthätigkeit, Trier. Der Statthalter des Reichslandes, Herr v. Manteuffel, hatte eine an Verrath des Protestantismus grenzende Kirchenpolitik damit gekrönt, für den Trierer Bischofsstuhl der preußischen Regierung den Halbfranzosen und Jesuitenschüler Korum zu empfehlen. Derselbe hatte sein Regiment damit begonnen, daß er seinen Theologiestudierenden die Universitäten verbot und sie auf die geistige wie leibliche Hungerkost seines Seminars setzte. Dann war er zu der berüchtigten Neu-ausstellung des sogenannten heiligen Rockes fortgeschritten. Dieser zuletzt im Jahre 1844 ausgestellten Reliquie hatten nicht nur die DDr. Gildemeister und Sybel zwanzig concurrirende Doubletten nachgewiesen, sondern sogar ein Trierer Domherr, der redliche v. Wilmowsky, hatte vor seinem Tode ihre Unächtheit öffentlich bekannt. Jetzt entdeckte Herr Korum hinter dem rothseidenen Gewand, das seither als Rock Christi gegolten hatte, „lückenhafte Stofftheile", d. h. Fetzen oder Fasern eines alten Unterfutters, legte seinen zugezogenen Vertrauensmännern über den Befund eidliches Schweigen auf, ließ jene „lückenhaften Stofftheile" von Nonnenhänden aufnähen und mit Gaze überhüllen, und gab das auf diese Weise hergestellte Product für den ungenähten Rock Christi aus, damit das katholische Volk es adorire und — bezahle. Zwei Einladeschriften gingen aus: die eine für die

gebildete Welt ließ den eignen Unglauben der Faiseure an die Aechtheit durchblicken, die andere für den gemeinen Mann versicherte dieselbe mit eiserner Stirn. Herr Korum hatte an diesen Lorbeeren nicht genug: er ließ einen Trierer evangelischen Candidaten, welcher das Herz gehabt hatte wider den Unfug zu schreiben, vor Gericht ziehen, und da er selbst hiebei über die Lehre des Thomas von Aquino von der Reliquienverehrung als sachverständiger Zeuge vernommen ward, verschwieg er — trotz seines Zeugeneides die „ganze Wahrheit zu sagen" — diejenigen Citate, welche dem Angeklagten Recht gaben, und begnügte sich mit der Anführung solcher, welche nicht auf den Fall paßten. Gleichzeitig machte er sich zum moralischen Complicen eines Geistlichen, der wegen Entführung eines evangelischen Kindes vor Gericht stand und von demselben als Lügner und Stehler verurtheilt ward, indem er denselben nicht nur nicht anhielt die Wahrheit zu sagen und das Kind herauszugeben, sondern ihn auch während des schwebenden Processes auf eine bessere Stelle beförderte. Endlich fiel er die evangelische Gemeinde und Kirche literärisch an. Als nämlich ebendamals das evangelische Presbyterium einen Hülferuf zur Erbauung eines Gemeindekrankenhauses erließ und denselben mit der gedrückten und gefährdeten Lage evangelischer Pfleglinge in den Trierer katholischen Spitälern begründete, suchte der Bischof dies Unternehmen zu durchkreuzen, indem er die notorische Wahrheit dieser Motivirung öffentlich bestritt. Und zugleich erließ er einen Fastenhirtenbrief, in welchem er die evangelische Kirche christlich und biblisch zu entrechten und durch eine Fülle mißbrauchter Bibelstellen die Papstkirche als die allein schriftgemäße und allein seligmachende hinzustellen suchte.

Ich hatte die Trierer Rockprocedur zunächst in meinen Blättern beleuchtet, bis hinein in die jesuitischen Windungen zwischen Aechtheitsversicherung und Unächtheitsreservation und bis in das interessante Laviren des Papstes zwischen dem deut-

schen Rock zu Trier und dem französischen zu Argenteuil. Dann hatte ich im Deutschen Wochenblatt die Unwahrhaftigkeit der ganzen Veranstaltung dargelegt, und als ebendort ein römischer Advokat, ein Pfarrer Marx Gegenrede versuchte, denselben mit unleugbaren Thatsachen bedient und zum Verstummen genöthigt.*) Jetzt las ich die fanatischen Scenen, die sich bei den obenerwähnten beiden Processen abgespielt hatten, dazu die verschüchterte Antwort, welche das Presbyterium auf den bischöflichen Angriff gegeben, und jenen herausfordernden Fastenbrief, den ich aus Trier mit der Bitte erhielt, etwas dawider zu thun. So entschloß ich mich, der bedrängten evangelischen Sache auf dem Boden meines ersten Pfarramts zu Hülfe zu kommen und an der Wissenschaft und Wahrhaftigkeit des Herrn Korum einmal ein protestantisches Exempel zu statuiren. Ich verwerthete einen kleinen Thüringer Ferienaufenthalt dazu, einen „Offenen Brief" an den Trierer Kirchenfürsten zu schreiben und mit demselben über Wahrheit und Unwahrheit scharf ins Gericht zu gehen. Der Brief begann mit den Trierer Localangelegenheiten und überführte durch eine Kette von Thatsachen, welche mir zur Verfügung standen, den Bischof seiner vielfältigen Unzuverlässigkeit; dann ging er über zu den in seinem Hirtenbriefe berührten Controverspunkten, vernichtete seine angeblichen Schriftbeweise und wies Schritt für Schritt nach, wie das Neue Testament durchweg die Grundgesetze des evangelischen Kirchenwesens an die Hand gebe und die des römischen zurückweise. Insonderheit führte ich diesen Nachweis mit wahrem Vergnügen aus dem ersten Petrusbrief, dem Schriftdenkmal des angeblichen ersten Papstes.**) Der Brief war in wenigen Wochen in und

*) Deutsch-evang. Blätter 1891, S. 571. 714. 858. Deutsches Wochenblatt von 1891.

**) Offener Brief an den Hochw. Bischof von Trier, Herrn D. Korum, Leipzig, K. Braun, 1893, 52 S.

außerhalb Trier in mehreren Auflagen vergriffen, und der Bischof fühlte, daß er etwas wider denselben thun müsse. Aber obwohl gleich mir „Doctor der Theologie", woran ich ihn anfangs erinnert hatte, wagte er die persönliche Waffenprobe nicht, sondern zog vor, die Rolle eines Cavaliers zu spielen, der, zum Zweikampf gefordert, seinen Bedienten für sich die Haut zu Markte tragen läßt. Er veranlaßte einen seiner „Untergebenen", seinen Seminarprofessor Einig, eine Gegenschrift zu verfassen, zu welcher demselben allerdings die Methode jesuitischer Klopffechterei vorzüglich zu Gebote stand. Vielleicht hätte ich mich auf diese Stellvertretung nicht einlassen, sondern an den Bischof selbst halten und ihm in einem zweiten Briefe die Sophistereien seines Seminarprofessors vortragen sollen, um dann, wenn er abermals nicht reagirte, abzubrechen. Indem ich statt dessen Herrn Einig „Bescheid" gab, kam ich in die Lage, zweimal ein immer neues Netz jesuitischer Spiegelfechterei auflösen zu müssen, ohne meinen Gegner an der Anfertigung eines dritten u. s. w. hindern zu können. „Einig, schrieb mir Bischof Reinkens inmitten dieses Schriftenwechsels, ist der ächte Jesuitenjünger zweiten Ranges, ein syllogistischer Klopffechter, der den Vortheil hat, daß seine Leser Ihre Schriften nicht lesen." Seine Kunst bestand darin, auf keinen der von mir aufgestellten Hauptpunkte ehrlich und ernstlich einzugehen, sondern sich, wo er konnte, an Nebensächliches oder Verdrehbares festzuhaken und den Streit auf ganz fernliegende Gebiete hinüberzuspielen, auf meine nicht-orthodoxe Theologie, schließlich, da auch das nicht mehr verfing, auf angebliche Schwächen Luthers. Nach zweimaligem Hin und Her stellte ich fest, daß er seinen Bischof auch nicht in einem einzigen der ihm vorgehaltenen Punkte im Geringsten gerechtfertigt habe,*)

*) Bescheid an den bischöflichen Seminarprofessor D. Einig in Trier, Leipzig, K. Braun, 1894, 44 S. Würdigung der zweiten Einig'schen Antwort, Leipzig, K. Braun, 1894. — Deutsch-evang. Blätter 1894, S. 277 ff.

und ließ ihm dann freie Hand, in den ihm botmäßigen Blättern auszuposaunen, er sei aus diesem Kampfe als Sieger hervorgegangen. Die protestantischen Zuschauer waren entgegengesetzter Ansicht; es fehlte nicht an begeisterten Dankbriefen; das Trierer Presbyterium erbat sich mein Bild für die dortige Sacristei, und ehrende Adressen kamen mir von verschiedenen Seiten.

Neben der Abwehr des Romanismus nahmen mich die protestantisch-kirchlichen Angelegenheiten fortgehend in Anspruch. Unverkennbar war mit dem Regierungswechsel von 1888 in denselben eine Besserung eingetreten, indem der junge König sich der innerkirchlichen Parteinahme enthielt, vielmehr danach trachtete, die verschiedenen kirchlichen Parteien zu gemeinsamer kirchlichen Arbeit zusammenzubringen. Wurde schon hierdurch der hochkirchliche Parteieifer gedämpft, so noch mehr durch den Personenwechsel im Oberkirchenrath. Präsident Hermes nahm, gleichzeitig mit Hegel, seinen Abschied, und ein Mann trat an seine Stelle, der sich nicht zum Parteiwerkzeug hergab, vielmehr zu den Herrmann'schen Traditionen zurücklenkte. Das alte maßgebende Hofpredigerquartett hatte sich von selber aufgelöst, und die amtliche Zurechtweisung Stöckers zeigte, daß fortan in der Landeskirche unter der Flagge der Orthodoxie nicht mehr alles erlaubt sein sollte. Die zwölfjährige Ausschließung der alten Verfassungspartei von allen höheren kirchenregimentlichen Aemtern hörte auf, und wackere liberale Geistliche fanden gegen consistoriale Verfolgung billigen Schutz. Auch in der Stimmung und Haltung der Parteien zu einander bahnte sich eine Milderung an. Trotz aller Abmahnungen hartnäckiger Parteihäupter that doch die im Evangelischen Bunde als sittlich möglich sich erweisende Einigung ihre Wirkung; der Parteibann war durchbrochen, man begann billiger über einander zu urtheilen, und diese Stimmung kam auch mir persönlich zu Gute. So erhielt ich aus dem Schooße der positiven Unionspartei zu meinem siebzigsten Ge-

burtstag einen Brief, in dem es hieß: „Es wird gewiß die Anzahl derer eine nicht geringe sein, welche auf unserem leider vielfach zerklüfteten landeskirchlichen Boden unter einer anderen Fractionsfahne sich sammeln, und doch ein offenes Auge für die Bedeutsamkeit Ihres theologischen Schaffens und kirchlichen Wirkens haben oder auch an dem Rufer im Streit und geistvollen Fractionshaupt trotz mancher Ansichtsunterschiede einzelne Züge und Eigenschaften bewundern." War das auch nicht allgemeine Meinung auf der Rechten, so hatte ich doch auf den Synoden der neunziger Jahre nie mehr über persönliche Unfreundlichkeiten zu klagen.

Ein Anzeichen dieser veränderten Verhältnisse und Stimmungen war es, daß ich bei einem Unternehmen zugezogen ward, dessen parteifreie Absicht nur durch eine schwerbegreifliche Verlogenheit oder Betrogenheit der Berliner Presse verschleiert wurde. Aus der in den letzten Zeiten des alten Kaisers gehaltenen vielberufenen Waldersee-versammlung, bei welcher Stöcker mit nichten die treibende Kraft, sondern lediglich ein auf Bitten Zugelassener war, entsprang der Plan des „Evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins". Man beschloß auf Anregen des Prinzen Wilhelm und seiner hohen Gemahlin, den religiös-sittlichen Nothständen in den großen Städten und Industriebezirken zu Hülfe zu kommen, und auch ich wurde, ebenso wie einige meiner Freunde, zur Begutachtung des Planes aufgefordert. Ich fand den Gedanken durchaus zu empfehlen, aber in der beabsichtigten Ausführung wesentlich zu modificiren. Die Berliner Rathgeber dachten sich einen über die ganze Monarchie verzweigten Hülfsverein, der seine Einnahmen sammt und sonders nach Berlin schicken sollte, um sich das für die Unternehmungen in der Provinz Nothwendige dann von dort zurückzuerbitten; und zwar sollten sich diese Unterstützungen auf „Stadtmissionen und ähnliche Unternehmungen" beschränken. Ich konnte hierin meinerseits nur eine falsche hauptstädtische Centralisation und andererseits eine Zu-

rückstellung der eigentlichen kirchlichen Organisationsaufgabe erblicken. Ich fürchtete für die Freiwüchsigkeit der inneren Mission eine Berliner Vormundschaft, die den großen Geldbeutel in der Hand hätte, und ich fürchtete Entwickelungen der Stadtmission, welche parteipolitischen, ja nebenkirchlichen Tendenzen dienen könnten. Und so rieth ich zu einer Vertheilung der Einnahmen zwischen Central- und Provinzialinstanz, wie sie im Gustav-Adolfsverein stattfinde, und drang darauf, in die Zwecke des Hülfsvereins auch die Begründung neuer Seelsorge-ämter und Anbahnung verkleinerter, übersichtlicher Parochieen aufzunehmen.*) Obwohl ich in diesen Rathschlägen nicht nur mit meinen sächsischen Freunden, sondern auch mit dem Oberhofmeister J. M. der Kaiserin und mit einer Autorität der Rechten wie D. Büchsel zusammentraf, wußte man sie doch in Berlin zu vereiteln. Man lud uns nach Berlin zur Begründung des Hülfsvereins und Berathung des Statuts ein, aber die Berliner Größen, denen es offenbar mißliebig war, sich von Provinzialen ihr Concept corrigiren zu lassen, wußten es durchzusetzen, daß die Statutenrevision, auf die man uns eingeladen hatte, um ein Jahr vertagt und an einen imaginären „weiteren Ausschuß" von nicht weniger als 640 Personen verwiesen ward, eine Erfahrung, nach der ich mir selbstverständlich weitere Berathungsreisen nach Berlin in dieser Sache erließ. Ich hatte indeß die Genugthuung, daß sich die Sache nachträglich in meinem Sinne von selbst corrigirte. Die sich bildenden Zweigvereine weigerten sich einfach, ihr sämmtliches Geld nach Berlin zu schicken, um sich dann einen Theil desselben zurückerbitten zu müssen; sie setzten die Centralverwaltung auf die Hälfte oder ein Drittel der Einnahme. Und die Kaiserin selbst fand den „Kirchlichen Hülfsverein", der nur ein Stadtmissions-Hülfsverein sein wollte, durch einen Kirchbauverein zu ergänzen, der wenigstens für Berlin eine

*) Vgl. Deutsch-evang. Blätter 1888, S. 337. 425; 1889, S. 422. 565 f.

Hauptvoraussetzung kirchlicher Organisation herzustellen begann. Während es demselben durch die hochherzige Initiative des kaiserlichen Paares unter Mitwirkung der Stadtsynode, des Magistrats, der wohlhabenden Gemeinden und privater Wohlthäter binnen weniger Jahre gelang, die anscheinend zu unbezwinglicher Höhe angewachsene Berliner Kirchennoth zu bewältigen, konnte auch unser im Lutherjahre gestifteter Hallische Kirchbauverein seine erste Kirche einweihen, nachdem für dieselbe eine vernünftige Parochialtheilung vorangegangen war.

Schon vor diesen Vorgängen war auch auf synodalem Boden der Versuch eines Friedensschlusses der Parteien gemacht worden, — wenigstens in Betreff der Hammerstein'schen Anträge, dieses hauptsächlichen innerprotestantischen Zwietrachtsapfels der Zeit. Verschiedene Kreissynoden hatten im Jahre 1887 diese Anträge abermals auf die Tagesordnung unsrer sächsischen Provinzialsynode gebracht, und in der vorberathenden Commission standen Generalsuperintendent Schultze und ich als Vorkämpfer einander gegenüber. Konnten wir uns auch in unsren allgemeinen Anschauungen über Staat und Kirche nicht einigen, so suchten wir doch beide einen praktischen Frieden. D. Schultze erklärte uns, daß er auf episkopale Projecte, auf ein Rütteln am landesherrlichen Kirchenregiment, auf synodale Mitwirkung bei kirchenregimentlichen und academischen Vocationen verzichte, und nur auf einige Erleichterungen der Staatsgebundenheit der Kirche Gewicht lege. Nämlich 1) daß der Umfang, in welchem nach dem Gesetz von 1876 jede Abänderung der Kirchenordnung nur durch einen staatlichen Gesetzgebungsact möglich sei, näher bestimmt werde; 2) daß die ministerielle Erklärung über die politische Unbedenklichkeit eines Kirchengesetzes vom Gesammtministerium aufs Kultusministerium übergehe; 3) daß die Schranke der ohne Zustimmung des Landtags möglichen Selbstbesteuerung der Kirche erweitert werde; 4) daß die Mitwirkung des Staates bei kirchenregimentlichen Ernennungen sich auf ein Einspruchsrecht beschränke. Von

diesen vier Punkten entsprach der letzte, wie wir erfuhren, schon der bestehenden Praxis und der zweite dem ursprünglichen Beschluß der Generalsynode von 1875; gegen ein erweitertes Selbstbesteuerungsrecht der Kirche hatten auch wir nichts, und wenn Punkt 1 uns einige Bedenken machte, so waren es mehr solche der Ausführbarkeit als der Gefährlichkeit. Zugleich sollte die Bitte um eine Dotation der Landeskirche erneuert und der Oberkirchenrath um Revision seiner im Vorjahr erlassenen Verwaltungsordnung behufs größerer Freiheit der Gemeinden ersucht werden, zwei Punkte, die wir auch unsererseits forderten. Da nun mit der Annahme dieser Punkte die weitergehenden sogenannten Hammerstein'schen Anträge ausdrücklich für erledigt erklärt werden sollten, so rieth ich meinen Freunden, auf diesen Vergleich einzugehen, und in Folge dessen nahm die Synode die in der Commission einstimmig gefaßten Beschlüsse ebenso einmüthig an. Die anderen Synoden folgten meist unserem Beispiel, aber mehrfach gegen die Stimmen der Linken und unter Widerspruch von Regierungsmännern. Da das, was wir angenommen, den Kern der Hammerstein'schen Anträge nicht enthielt und keine unserer Positionen aufgab, so hätten es sich einige Blätter der Linken sparen können, von „weitgehenden Zugeständnissen" zu reden, welche ich den Parteien der Rechten gemacht. Ich verließ mich allerdings darauf, daß die vereinigte Rechte nun auf die weiteren Hammerstein'schen Anträge nicht wieder zurückkommen werde, was sie leider hinterher doch that, aber auch für diesen nicht erwarteten Fall fand ich meine Friedensbemühung nicht zu bedauern. Ich habe vielmehr, als einige Jahre danach eine Regierungsvorlage zur Ausführung des ersten der obengenannten Compromißpunkte an den Landtag gelangte, dieselbe in beruhigender Weise befürwortet und dadurch, wie mir gesagt worden ist, die ausschlaggebende freiconservative Partei zur Annahme der Vorlage bestimmt.

Im Hintergrunde der Hammerstein'schen Anträge stand eine ganz andere und weit größere Frage, als jene vier Compromiß-

punkte besagten, die Frage des landesherrlichen Kirchenregiments, welches man durch Ausbildung einer bischöflich-generalsynodalen Hierarchie zum Schatten herabzudrücken und so allmählich zu beseitigen dachte. Und in der That war die Frage des landesherrlichen Kirchenregiments, welche im Jahre 1875 bei der Verfassungsgebung unberührt geblieben war, auch für uns in mehr als einer Hinsicht erörterungsbedürftig, wenn auch in einem anderen Sinne als für die Anhänger Hammersteins. Wir waren Freunde des landesherrlichen Kirchenregiments, nur nicht als Byzantiner, sondern als Gegner einer Hierarchie; aber wie sollte denn mit dem fortwährend höher angespannten Paritätsprincip ein Näherverhältniß des Staatsoberhauptes zu der einen von beiden Hauptconfessionen auf die Dauer bestehen? Es waren diese Fragen, welche uns auf die Tagesordnung unseres landeskirchlichen Vereinstags von 1891 das Thema setzen ließen: „Welche Entwicklung hat das Verhältniß von Staat und Kirche in Preußen im 19. Jahrhundert genommen, und welcher Verbesserungen ist es fähig und bedürftig?“ Ich war Referent und konnte als solcher allerdings nur constatiren, wie sehr der preußische Staat neuerdings vergessen habe, daß er bei aller Gerechtigkeitspflicht gegen den Katholicismus ein wesentlich protestantischer sei. Sollte dies Vergessen ein dauerndes werden, dann würde ein Regiertwerden unsrer Kirche durch ein Staatsoberhaupt, welches die Rücksicht auf die Papstkirche dem Schutz und der Pflege der eignen Confession zuvorgehen ließe, unhaltbar. Aber so wenig eine Sturmflut, welche die Wellen der Elbe vom Meere stromaufwärts treibt, den Fluß wirklich und dauernd rückwärts fließen machen kann, so wenig könne der preußische Staat, der Staat der Geistes- und Gewissensfreiheit, der deutschen Kultur und steten Reform, seinen protestantischen Charakter auf die Dauer verleugnen. Der nächste Schlag der Weltgeschichtsuhr werde ihn aus der gegenwärtigen Gespensterstunde aufwecken; — „die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins, und unten zerschellt

das Gerippe." Dann werde man auf die römische Kirche das System der Trennung vom Staate anwenden, mit der evangelischen dagegen einen neuen Bund schließen. Nicht in der „Freikirche", durch welche unser Volk zum puren Missionsobject herabgesetzt werden würde, und nicht in der Umwandlung der Generalsuperintendenten in bischöfliche Kirchenregenten, d. h. in der Verfälschung eines Seelsorgeamtes in ein Jurisdictionsamt, vielmehr in dem Summepiskopat des evangelischen Landesherrn liege, gerade weil derselbe ein Laie ist, die beste Bürgschaft der kirchlichen Freiheit. Nur müsse der auf den Landesherrn angewandte Bischofsbegriff erst gründlich aus dem Katholischen ins Evangelische übersetzt werden und das heute so übergeistliche Consistorialregiment lernen, daß es nicht zum Vormund über den Glauben der Gemeinde, sondern zu deren Versorger und Beaufsichtiger in äußerlichen, rechtlichen Dingen gesetzt sei. Die Versammlung stimmte meinen scharfen Thesen vollständig zu.*) — Ich hielt es für zeitgemäß, in Ergänzung dieser theoretischen Betrachtungen das Bild des größten evangelischen Landesherrn, den die preußische Geschichte kennt, als ein Vorbild der Vereinigung weitgehendster Duldung gegen Andersgläubige mit einem entschieden protestantischen Standpunkt auch in der Politik in Erinnerung zu bringen. Da die Erfurter Academie gemeinnütziger Wissenschaften mich im Jahre 1892 zum Ehrenmitglied erwählte und um die nächste Kaiser-Geburtstagsrede anging, so nahm ich zum Thema „den großen Kurfürsten als evangelischen Charakter" und zeichnete aus dem angedeuteten Gesichtspunkt die Regentengröße desselben in einer Weise, welche zwar den hellen Zorn der „Germania" erregte, aber von ernsten Historikern als treu und wahr anerkannt ward.**)

Wenn wir auf Grund jenes Merseburger Compromisses

*) Deutsch-evang. Blätter 1891, VI.

**) Der große Kurfürst als evangelischer Charakter, Halle, Strien, 1893, 62 S.

geglaubt hatten, nunmehr mit den Hammerstein'schen Anträgen verschont zu werden, so hatten wir uns getäuscht. Schon auf dem nächsten positiv-unirten Parteitag brachte Stöcker sie wieder vor, und auch Generalsuperintendent D. Schultze trug kein Bedenken, für die nächsten Synoden wiederum „die Regelung und Sicherung des unbezweifelten Mitwirkungsrechtes der Kirche bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle" zu empfehlen, — „wenigstens desselben Mitwirkungsrechtes, wie die katholische Kirche es habe", fügte Herr v. Kleist auf der Augustconferenz hinzu. Demgemäß wurden die Provinzialsynoden des Jahres 1890 mit einem an alle gleichlautend verschickten „Professorenantrag" bedacht; zugleich auch mit allerlei Vorschlägen, den Generalsuperintendenten einen mehr bischöflichen Charakter zu schaffen. Der Erfolg war verschieden; die Entscheidung lag in der Generalsynode von 1891. Aber obwohl wir auf derselben bis zu 49 Stimmen herabgedrückt waren, entwickelte dieselbe doch einen von ihren Vorgängerinnen merklich verschiedenen, weit besonneneren Charakter, was theils der überlegenen und entschlossenen Haltung des neuen Oberkirchenrathspräsidenten, theils einer innerhalb der Rechten selbst eingetretenen Milderung und Ernüchterung zu danken war. Die Hammerstein'schen Anträge hatten auf ihr kein Glück. Zunächst zerschmolzen die vier Merseburger Compromißpunkte schon in der Commission fast zu nichts, indem man sich überzeugte, daß die zweite, dritte und vierte Forderung ein Einrennen offener Thüren sei. Die mancherlei Versuche, der Generalsuperintendentur ein erhöhtes Ansehen zu geben, wurden nach dem von mir in der Commission geltend gemachten Princip behandelt, daß dieselbe ein pastorales Amt, und als solches zu fördern, aber nicht durch Zutheilung einer potestas jurisdictionis zu alteriren sei; selbst das Begehren, ein Collegium zu bilden und als solches öffentliche Kundgebungen erlassen zu dürfen, wurde den Generalsuperintendenten abgeschlagen. Desgleichen wurde das erneute Verlangen einer synodalen Mitwirkung bei Ernennungen

ins Kirchenregiment auf D. Barkhausens Abmahnung mit 81 gegen 69 Stimmen verworfen. Etwas mehr Erfolg hatte der Professorenantrag, aber mehr scheinbar als wirklich. Die mit knapper Mehrheit gefaßten Commissionsanträge beschränkten sich darauf, für den Oberkirchenrath neben dem Begutachtungsrecht auch ein Vorschlagsrecht zu erbitten, und für den Synodalvorstand die Zusage, „in der Regel, soweit es die Geschäftslage nicht verbiete", zugezogen zu werden. Auch diesem abgeschwächten Antrag stellten sich die zwölf in der Synode vorhandenen Professoren diesmal wiederum entgegen; auf meine bei dieser Gelegenheit gehaltene Schutzrede für die Freiheit der Theologie, die mit Achtung angehört ward, komme ich weiterhin zurück. Der Commissionsantrag wurde zwar angenommen, aber mit nur 90 gegen 76 Stimmen und ohne Zusage seiner Erfüllung, so daß manche die letzte für ihn gehaltene Rede als die Grabrede des Professorenantrags bezeichneten. Dagegen hatten wir uns eines großen Erfolges zu erfreuen: was uns der wichtigste Punkt in der Forderung größerer Freiheit und Selbständigkeit der Kirche war, die Befreiung der Gemeindeverwaltung, das wurde durch ein hochherziges Entgegenkommen des Oberkirchenraths erreicht: was bisher die Regel gewesen, die Bindung der Verwaltungsacte an consistoriale Genehmigung, das wurde durch eine liberale Reform der Verwaltungsordnung auf bestimmte Ausnahmefälle beschränkt

Noch eine andere denkwürdige Wendung, die nicht im Sinne des Urhebers, aber um so mehr in unserem Sinne war, erhielten die Hammerstein'schen Anträge auf dieser Synode. Als man sie in der Commission verhandelte, gab es einen Sturm wider den persönlich ganz unschuldigen Commissarius des Ministers, wie ich ihn in keiner Synodalverhandlung erlebt habe: von allen Seiten, ohne Unterschied der Parteistandpunkte, rief man ihm zu, daß es mit der staatlichen Zurücksetzung und Nichtachtung unsrer Kirche gegenüber der römischen so nicht weitergehen dürfe. Ich war der Ansicht, daß dieser mit elementarer Gewalt hervor-

brechende Ton nicht blos in die Commission, sondern auch ins Plenum und damit in die Oeffentlichkeit gehöre, und da niemand sonst Lust trug, das heikle Thema anzufassen, so that ich es bei der Erörterung jener Anträge. Ich entwickelte meine Ansicht von dem rechten, demüthigen Verhältniß der evangelischen Kirche zum evangelischen Staat, die mich abhalte, den Hammerstein'schen Anträgen zuzustimmen, warf dann aber die eindrucksvolle Frage auf: Haben wir noch einen evangelischen Staat? Der evangelische Charakter des Staates werde nicht aufgehoben durch eine Minderheit nicht-evangelischer Bürger, noch durch die denselben gewährte Religionsfreiheit und Gleichberechtigung; dennoch müsse jene Frage heute aufgeworfen werden. „Die Dinge, welche wir erlebt haben von dem Tage an, wo die Bürgschaften unsrer kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit aus der preußischen Verfassungsurkunde ausgestrichen wurden — nicht weil die evangelische, sondern weil die römische Kirche sie verscherzt haben sollte, bis zu dem Tage, da das Betriebsmaterial und -Personal des preußischen Staates der Trierer Rockfahrt hat Vorspanndienste leisten müssen, bilden eine Kette von Demüthigungen der evangelischen Kirche, von Verleugnungen des evangelischen Standpunktes des Staates, deren Summe gen Himmel schreit. . . . Meine Herren, auf dem Wege, auf dem wir uns befinden, kann das landesherrliche Kirchenregiment nicht erhalten werden, denn es stimmt nicht mit der Würde des Landesherrn, daß er das besondere Oberhaupt einer Kirche sei, die durch die politischen Realitäten an die Wand gedrückt wird. Es kann aber auch die Zukunft unseres Vaterlandes nicht bestehen auf der Freundschaft derer, von denen der große Kurfürst gesagt hat, sie hätten dem evangelischen Bundesgenossen nichts zu bieten als das beneficium Polyphemi, als der letzte gefressen zu werden. Auf den Grundsätzen der Reformation ruht der preußische Staat; der kategorische Imperativ, der sein tiefster Halt ist, ist der Wiederhall des großen Grundsatzes von der Rechtfertigung durch den Glauben, und die

Geisteskraft und Geistesfreiheit, die durch unser Volk hindurchgeht, ist die Frucht der freien Aufschließung der h. Schrift. Reiche aber werden nur erhalten durch dieselben Mittel, durch welche sie gegründet sind. — Meine Herren, ich habe gezagt, ob ich diese Dinge vor Ihnen aussprechen sollte, denn ich höre von so vielen Seiten: „Es ist inopportun.“ Aber das Wort Inopportun darf in unserem Lexikon nicht stehen, wenn die Gewissenspflicht redet. Mir ist ein anderes Wort durch die Seele gegangen, — das Wort: „Wo diese schweigen, werden die Steine schreien.“ Ich rede nicht im Auftrag meiner Fraction, wiewohl ich glaube, aus dem Herzen meiner Freunde zu reden; ich nehme die Verantwortung auf mich allein. Bei der Synode wird es sein, diesen meinen Worten Bekräftigung zu geben oder zu versagen. In letzterem Falle: dixi et salvavi animam.“ — Lebhafter Beifall folgte der Rede. Der Regierungstisch schwieg; Männer aus allen Parteien kamen, mir die Hand zu drücken.*)

Die Synode endete mit einem erregenden Schlußact, welcher ebenfalls die gegen 1885 innerlich veränderte Lage bekundete. Stöcker, der Führer der positiven Union, war unlängst aus seinem Hofpredigeramt entlassen worden, durch eigene Schuld: nun wollten seine eifernden Freunde ihn in den Generalsynodalvorstand gewählt wissen. Dagegen war der besonnenere Theil der Partei mit uns der Ansicht, daß darin eine unmotivirte und bedenkliche Demonstration gegen den Kaiser liegen würde. Da er auf die Bitten wohlmeinender Männer, freiwillig auf die Wahl zu verzichten, nicht hörte, so unterlag er mit 72 gegen 94 Stimmen und erklärte dem Vernehmen nach mit 13 Anhängern seinen Austritt aus der Partei. Im nächsten Frühling freilich war dieser Austritt wieder zurückgenommen und eine zur Reorganisation der Partei einberufene Berliner Versammlung war derart zusammengesetzt, daß der fallengelassene Führer wieder obenaufkam.

*) Die Rede ist abgedruckt in den Deutsch-evang. Blättern 1891, S. 847 f.

Der von demselben ausgesprochene Wunsch, daß Mitglieder der Kirchenbehörde fortan der Partei nur noch als Hospitanten angehören möchten, ging offenbar an die Adresse des Generalsuperintendenten Schultze, der auf der Synode gegen die Wahl Stöckers gestimmt hatte, und so stellte die Berliner „Reorganisation der Partei" sich überhaupt als ein Sieg der Ultra's über die Gemäßigten dar, welcher, wie ich glaube, die stille Zurückziehung nicht weniger besonneneren Mitglieder zur Folge gehabt hat. Das revidirte Programm, das man in Berlin aufstellte, erklärte 1. „dem Drängen auf neue Lehrformulirungen gegenüber: es sei im evangelischen Volke die Ueberzeugung zu befestigen, daß die reformatorischen Bekenntnisse der biblischen Wahrheit entsprächen und dieselbe zu einem befriedigenden Ausdruck brächten." Das war die Absage an die Bemühungen der Theologie um eine zeitgemäßere Lehrform. 2. „In den Bestrebungen auf Ausgestaltung des Gemeindelebens sei der Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, daß die Einzelgemeinde ein lebendiges Glied der Gesammtgemeinde sein müsse, welche das Bekenntniß zu schützen und die Gemeinschaft der Gläubigen zu pflegen habe." Das bedeutete die Beschränkung der Gemeindefreiheit durch eine bevormundende Kirche, welche vor allem auf Orthodoxie und Uniformität halten sollte. 3. „Um das gesammte öffentliche Leben mit den Kräften des Evangeliums durchdringen zu können, sei als unerläßliche Vorbedingung die kirchliche Selbständigkeit zu erstreben." Also die Wiederaufnahme der Hammerstein'schen Anträge als des Heilmittels der kranken Zeit. Insonderheit war von der „noch ausstehenden Gestaltung des landesherrlichen Kirchenregiments, das aus staatlicher Gebundenheit gelöst werden müsse", von der Verstärkung der synodalen Befugnisse, namentlich der von der Generalsynode soeben abgelehnten Theilnahme an der Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter kategorisch die Rede. Dagegen wurde die Anregung, in dem revidirten Programm auch der von Rom her drohenden Gefahren zu gedenken,

von Stöcker abgefertigt mit der Bemerkung: nichts sei verhängnißvoller für die evangelische Landeskirche, als wenn man Rom vorzüglich als deren Feind betrachte; das Judenthum und die liberale Presse seien viel gefährlichere Feinde derselben, — das habe der Fall des Volksschulgesetzes (!) bewiesen."

Es war Sache der Evangelischen Vereinigung, zu diesem neuen Parteiprogramm Stellung zu nehmen, und die Aufgabe fiel wiederum mir zu. Auf unserem nächsten Jahrestag, den wir in dem altherrlichen Danzig hielten und mit einer reizenden Meerfahrt nach Zoppot beschlossen, war ich der gewählte Referent über „die innere Lage des deutschen Protestantismus und die evangelische Mittelpartei."*) Das eben skizzirte Programm unsrer Gegner gab mir den Faden. In unserem Volke soll die Ueberzeugung befestigt werden, daß in den reformatorischen Bekenntnissen die biblische Heilswahrheit ihren entsprechenden und befriedigenden Ausdruck gefunden habe. Gewiß haben die Bekenntnisse der biblischen Heilswahrheit einen Ausdruck gegeben, wie er im 16. Jahrhundert entsprechender und befriedigender nicht zu erwarten war, aber die Erkenntnißbedingungen und Erkenntnißfragen des 16. und des 19. Jahrhunderts sind zweierlei. Wenn gegenüber dem Drängen auf neue Lehrformulirungen die Ueberzeugung vom Vollgenügen der alten im deutschen Volke der Gegenwart befestigt werden soll, — liest und versteht denn dies Volk die Bekenntnisse? Das heißt doch das Unmögliche verlangen, daß man etwas mit Ueberzeugung für befriedigend erklären soll, was man nicht kennt noch versteht! Wenn also die beanstandeten neuen Lehrformulirungen nicht Attentate gegen die biblische Heilswahrheit sind, sondern Versuche, dieselbe in Formen zu fassen, welche unserem gegenwärtigen Schriftverständniß entsprechen und den Kindern unsrer Zeit zu Verstand und Herz gehen, so weiß ich nicht, wie ein berechtigteres Streben hätte

*) Deutsch-evang. Blätter 1892, Heft VII.

verurtheilt werden können. — Weiter, die Einzelgemeinde wird erinnert, daß sie, um lebensfähig zu sein, ein lebendiges Glied der Gesammtgemeinde sein müsse, die das Bekenntniß zu schützen habe. Das heißt das Verhältniß von Einzelgemeinde und Gesammtgemeinde auf den Kopf stellen. War etwa die apostolische Gemeinde von Antiochia oder Korinth kein lebensfähiger Organismus, weil es damals eine organisirte Gesammtgemeinde mit Bekenntnißschriften und Kirchenbehörden, deren Glied sie hätte sein können, noch gar nicht gab? Nachdem wir Protestanten lange genug dem katholisirenden Wahn gehuldigt, die Einzelgemeinde sei nur ein Verwaltungsbezirk einer Kirche, welche wir Protestanten im rechtlichen Sinne über die Landesschlagbäume hinaus gar nicht haben, hat sich in unsrer Zeit die große Erkenntniß Bahn gebrochen, daß die Einzelgemeinde die Kirche im Kleinen ist, die Kirche in ihrer wesentlichen Erscheinung als „Versammlung der Gläubigen um Wort und Sacrament", und diese Erkenntniß liegt unsrer neuen Kirchenordnung zu Grunde. Dem gegenüber hat jene Parteithese den praktischen Sinn, daß die Einzelgemeinde von einer zum Schutz der Orthodoxie aufgerichteten „Kirche" bevormundet werden soll, daß in ihr ja nichts gepredigt werden soll, als jener „befriedigende Lehrausdruck", ja kein Pastor geduldet werden, der etwa auch in jenem Streben nach neuen Lehrformulirungen begriffen ist. Und damit bildet man sich ein, die weiten, der Kirche entfremdeten Kreise zurückzugewinnen! Endlich die kirchenpolitische These des neuen Programms: der Landesherr als Kirchenregent soll „aus der Staatsgebundenheit gelöst" werden und dafür seine Regierungsgewalt mit einer episkopal-synodalen Hierarchie theilen. Wie man das Staatsoberhaupt in einer öffentlichen Rechtsübung loslöst von dem Staate, dem es in erster Linie verpflichtet ist, das Kunststück möchte ich sehen! Ich kann nicht weissagen über die Zukunft des landesherrlichen Kirchenregiments. Ob es erhalten bleiben wird, hängt davon ab, ob der Staat einen evangelischen Charakter

bewahrt. Aber zweierlei ist mir klar und gewiß: daß, so lange man es hat und haben will, man es nicht zu einem Scheinregiment muß herabdrücken wollen, und daß, wenn es eines Tages wegfiele, nicht das, was ich einmal „synodale Hierarchie" genannt habe, es ersetzen kann; denn die Freikirche, auf welche der Weg derselben münden würde, würde unter gegenwärtigen Verhältnissen das Ende unsrer Volkskirche sein." — Unter solchen Umständen konnte ich die Frage, die ich zu Anfang meines Referates aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit sei, daß unsre Parteigruppe aus Friedensliebe sich auflöse, nur verneinen: solchen Bestrebungen gegenüber, wie jenes Programm sie bekannte, durfte die Vertretung unsrer Grundsätze nicht verstummen.

Bei aller Besserung der Verhältnisse und Milderung der Gegensätze blieb Ein innerliches Krankheitssymptom des deutschen Protestantismus unverringert bestehen; das war die Spannung zwischen Kirche und Theologie. Immer wieder brach dieselbe hervor, nicht blos auf den Synoden, in den regelmäßig wiederkehrenden Versuchen, die Universitätstheologie von kirchlichen Instanzen abhängig zu machen, sondern bei jedem öffentlichen Hervortreten einer mehr oder weniger unschuldigen Heterodoxie, welche dann nicht eine ernste und besonnene Prüfung, sondern eine wüste terroristische Agitation in kirchlichen Kreisen zur Folge hatte. Waren diese Wahrnehmungen an und für sich peinlich genug für denjenigen, der an beiden streitenden Mächten, Theologie und Kirche, mit seinem Herzen hing und in dem lebendigen Zusammenhang beider eine Lebensbedingung des deutschen Protestantismus erblickte, so wurden sie noch peinlicher durch den Eindruck, daß der Gegensatz zwischen beiden, anstatt sich zu ermäßigen, sich vielmehr verschärfe. Es war keine Frage, daß, wie mir Dorner schon auf der Generalsynode von 1875 es aussprach, der theologische Sinn und die Achtung vor der theologischen Wissenschaft seit der Synode von 1846 stark zurückgegangen war, und wieviel weiter ging er noch in

Folge der mit 1877 beginnenden Reactionsperiode zurück. In ihr gehörte es nicht mehr wie früherhin zu den Erfordernissen einer Generalsuperintendentur, eine gründliche theologische Bildung zu besitzen, — die stärksten Beispiele des Gegentheils verlauteten unter der Hand. Und wie hätte es im Durchschnitt bei den Pastoren und Candidaten besser sein sollen? Orthodoxie, und wenn es die plumpste, unerleuchtetste war, galt bei den Vorgesetzten als die Hauptsache; theologische Bildung dagegen war gefährlich, sie verleitete zur Heterodoxie, und Heterodoxie machte verdächtig, machte die beste Amtsführung mißliebig, oder hinderte überhaupt ins Amt zu gelangen, — kommt es doch bis heute vor, daß man nur in Halle studiert zu haben braucht, um von einem Patron abgewiesen zu werden. Andererseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß unsre Theologie theilweise die vorhandene Kluft ihrerseits erweiterte, daß eine mächtige und jugendliche theologische Richtung alle Fühlung mit dem kirchlichen Leben verlor. Ich meine nicht die Ritschl'sche Theologie, welche ja bei aller Einseitigkeit von großen religiösen Motiven ausging, und daher auch tüchtige und begeisterte Prediger des Evangeliums zu erziehen vermochte, sondern jene junge kritische Schule, welche sich als die moderne fühlt und die Wissenschaftlichkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen liebt. Diese Schule hat die Hauptquelle der theologischen Erkenntniß, zu der ein Schleiermacher sich bekannte, das Credo ut intelligam aus ihren Erkenntnißquellen ausgestrichen und treibt das, was sie Theologie nennt, als ein rein-weltliches Specialistenthum an den Einzelheiten der biblischen Ueberlieferung. Und da der Kern dieser Ueberlieferung, die übernatürliche Gottesoffenbarung, gegen diese Methode selbstverständlich sich sträubt, so wird es zum theologischen Hauptgeschäft, dieselbe mit einem alles anzweifelnden und nur gegen sich selbst kritiklosen Kriticismus zu zersetzen. Selbst solche Jünger dieser „modernen Theologie", welche sich für ihr persönliches Leben eine Herzensreligion, ja eine christliche Gläubigkeit bewahrt haben, scheinen

gar nicht zu merken, daß ihre wissenschaftlichen Operationen von naturalistischen Voraussetzungen, von der Voraussetzung einer pure natürlichen Geburtsgeschichte des Christenthums ausgehen, daß also ihre Theologie, wie einst die von David Strauß, anstatt des Glaubens den Unglauben zum Princip gemacht hat. Gleichwohl ist es mir durch solche betrübenden Erscheinungen, die man ja wohl aus der geistigen Gesammtlage der Zeit verstehen kann, nie zweifelhaft geworden, daß ich nach meinen schwachen Kräften für die Freiheit der theologischen Wissenschaft gegenüber den kirchlichen Bedrohungen eintreten müsse.

Zunächst galt es, jenem hartnäckigen Versuch einer dem römischen Kirchenwesen nachgebildeten Unterstellung der theologischen Professur unter kirchliche Vormundschaft entgegenzutreten, wie er — in der Regel von Einer Berliner Stelle geschäftsmäßig verschickt — seit 1878 die sämmtlichen Synoden in Bewegung setzte. Ich bin nicht nur auf der Generalsynode von 1891, sondern auch vor- und nachher, in Commissionen, in Plenarverhandlungen und in meinen Blättern der Hauptsprecher unsrer Gruppe wider diesen Anlauf auf die wissenschaftliche Unabhängigkeit unsrer Universitätstheologie gewesen, und habe dabei eine tiefer-liegende gute Sache gegen oberflächlich sehr einleuchtende Argumente zu vertreten gehabt. Es klang so selbstverständlich, daß ja die Theologie um der Kirche willen da sei und die Diener der Kirche vorzubilden habe; daß die Kirche die Macht haben müsse, vorzusehen, daß ihre künftigen Diener in ihrem Geist und Glauben vorgebildet würden, und daß, wenn die Universitätstheologie die Abhängigkeit von der Staatsbehörde vertrage, sie um so weniger die Abhängigkeit von der Kirche, der sie dienen wolle, ablehnen dürfe. Ich bestritt demgegenüber in keiner Weise, was uns Schleiermacher gelehrt, daß die Theologie zum Dienst der Kirche da sei, aber ich behauptete, daß nur eine freie Theologie der Kirche wahrhaft dienen könne. Ist die Theologie die wissenschaftliche Probe auf den guten Grund des kirchlichen Lebens

und auf die Richtigkeit oder Verbesserungsbedürftigkeit seines Aufbaues, so dürfen ihr ihre Urtheile nicht von der dermaligen Kirche vorgeschrieben werden. Auch ist es ein Trugschluß, die synodale Vertretung der Kirche mit der kirchlichen Gesammtexistenz des Protestantismus zu verwechseln: diese Existenz reicht weiter als die rechtliche Organisation; sie umfaßt Mächte, welche sich nicht in die letztere einfassen lassen, und zu diesen freien geistigen Mächten gehört vor allem die kirchliche Wissenschaft, der daher Schleiermacher ein „freies Kirchenregiment" neben dem „gebundenen" der Kirchenbehörden zugeschrieben hat. Der Schluß, daß weil die Theologie der Kirche dient, die kirchliche Vertretung an der Ernennung der Professoren Theil haben müsse, ist ebenso absurd, wie der Schluß, daß weil das Reichsheer dem deutschen Reiche dient, der Reichstag an der Ernennung der Officiere betheiligt werden müsse. Was die Abhängigkeit der Universitätstheologie von der Staatsbehörde angeht, so ist sie doch eine ganz andersartige als die Abhängigkeit von Kirchenbehörden sein würde. Sie ist keine andere, als in welcher sämmtliche Wissenschaften in ihrer academischen Vertretung vom Staate als dem Pfleger der Hochschulen stehen und gefährdet principiell die wissenschaftliche Freiheit nicht. Denn der Staat wirft sich nicht zum Richter auf zwischen verschiedenen Richtungen, die in einer Wissenschaft aufkommen, sondern ist nur darauf bedacht, seine Universitäten auf der Höhe der wissenschaftlichen Entwicklung zu halten, also deren freie Bewegung auf denselben vertreten zu lassen: die Kirche dagegen, weil sie bei der Verschiedenheit der theologischen Richtungen sachlich interessirt ist, würde der Versuchung kaum widerstehen, die von ihrer Tradition abweichenden Richtungen auszuschließen, also die Theologie als freie Forschung zu vernichten. Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß diese freie Forschung auf Wege kommen kann und mitunter gekommen ist, welche nicht blos von der traditionellen Rechtgläubigkeit abführen, sondern auch denjenigen christlichen Gemeinglauben gefährden, welcher

zur Ausrichtung des kirchlichen Lehramts unerläßlich ist. Das vermeiden zu wollen, würde indeß ebenso unpraktisch sein als die Seefahrt aufgeben zu wollen, weil Schiffbrüche bei ihr vorkommen. Der Universitätsunterricht hat nicht den Zweck, in dem Studierenden den Christenglauben erst zu erzeugen: er setzt denselben als Erzeugniß christlicher Erziehung voraus und hat über diese Mitgift wissenschaftlich zu orientiren, ihn durch Einfassung in die wissenschaftliche Bildung der Zeit lehrtüchtig zu machen für ein Geschlecht, das von den mannigfachsten und widerstreitendsten Bildungselementen bewegt wird. Daß vermöge der hierbei unumgänglichen Kritik, die an dem überlieferten Glaubensinhalt und -ausdruck geübt wird, Conflicte entstehen können, welche den Einzelnen an dem künftigen pastoralen Beruf möglicherweise irre machen, ist ein geringes Unglück gegen die ungeheure Gefahr, die eine unfreie Einschulung in ein bestimmtes rechtgläubige System mit sich bringen würde. Denn eine solche Einschulung würde die Geistlichen den Bildungs- und Zweifelsgeistern in der Gemeinde hülflos gegenüberstellen, ja würde die freie Ueberzeugungsbildung, auf die alles ankommt, hintanhalten und in unserem Volke das ohnedies glimmende Mißtrauen entfachen, daß die Prediger predigten — nicht was sie dächten, sondern was ihnen vorgeschrieben sei. Und nun kommen endlich alle die Gegengewichte in Betracht, welche den in der Natur der Sache liegenden Conflict von freier Theologie und kirchlichem Glaubensleben immer wieder auszugleichen geschäftig sind: das Gesetz der Wissenschaft, nach welchem jeder Irrgang Widerspruch und Widerlegung findet, die Mannigfaltigkeit der Richtungen und der Facultäten, die zu dem „Prüfet alles, und das Gute behaltet" anhält; die Gewissenhaftigkeit der Facultäten, die bei jedem neu Vorzuschlagenden sich doch fragen, — nicht nur ob er ein wissenschaftlicher Mann sei, sondern auch, ob er Sinn und Herz dafür habe, Diener der Kirche zu bilden; die ebenhierauf gerichtete Rücksicht der ernennenden Staatsbehörde, die eben darum in Preußen sich

bei der ihr nächststehenden technischen Kirchenbehörde erkundigt, ob gegen den zu Ernennenden nicht ernstliche kirchliche Bedenken vorliegen; endlich und vor allem die Macht des kirchlichen Lebens, welche doch auch Professoren und Studenten umfängt und auf den Candidaten nach der Universitätszeit oft so übermächtig einwirkt, daß er die Resultate seiner academischen Bildung nur allzuschnell und allzusummarisch über Bord wirft. „Alle diese sittlichen Bürgschaften, so schloß ich meine Generalsynodalrede von 1891 — haben Sie, und nun suchen Sie dazu noch eine rechtliche, die Ihnen unter den Händen zerbricht, wenn Sie sie formuliren wollen. Luther sagt einmal, man solle doch dem Himmelsgewölbe keine Pfeiler unterbauen wollen. Aber noch weniger soll man ihm Strohhalme unterbauen ... Haben Sie Vertrauen — nicht zu uns und nicht zur Kirchenbehörde, aber zu dem Geiste der Wahrheit, in dessen Zucht wir stehen wie Sie.“*)

Aber es galt, nicht nur die Freiheit der academischen Theologie in Schutz zu nehmen, sondern auch die legitime Freiheit der theologischen Ueberzeugungsbildung und Ueberzeugungsäußerung im geistlichen Stande. Eine unglaubliche Treiberei auf Zwangsorthodoxie war in unsrer Kirche eingerissen, als wenn man dieser keine größere Wohlthat erweisen könne, als ihre Diener zu Ignoranten oder zu Heuchlern zu züchten. Ein hessischer Generalsuperintendent erklärte vor versammelter Synode, er werde die Candidaten vor ihrer Ordination auf ihr Gewissen fragen, ob sie mit jedem Worte des Apostolikums einverstanden seien, und wer ihm dann auch nur sage, „ja, wenn ich dies und das so und so verstehen darf“, der werde nicht ordinirt: eine Erklärung, die, wenn sie wahrgehalten worden wäre, die in Marburg studierenden Theologen vor die Wahl gestellt hätte, entweder zu lügen oder auszuwandern. Ein preußisch-landeskirchlicher Can-

*) Deutsch-evang. Blätter 1891, S. 833—857.

didat von hervorragender Begabung und Bildung bekannte bei der Examensanmeldung seinem Consistorium: er habe während seiner Studentenzeit aus dogmatischen Skrupeln sich des Abendmahls enthalten, sei dann aber mit Hülfe der Ritschl'schen Theologie wieder zu der Freudigkeit gekommen, zu communiciren. Daraufhin stellte ihn das Consistorium auf ein Jahr vom Examen zurück, damit er innerlich reifer werde, und verweigerte ihm gleichzeitig das zur Zurückstellung vom Militärjahr nöthige Zeugniß: vermuthlich sollte das Examenswartejahr und das Rekrutendienstjahr zusammen ihn von der Ritschl'schen Theologie curiren. Er wandte sich an mich um Hülfe, und ich verwendete mich für ihn beim Oberkirchenrath, der ihm wenigstens sein Militärzeugniß verschaffte; er ist dann, wie ich glaube, ausgewandert. Wiederum suchte ein ostpreußischer Pfarrer bei mir Rath, dem ein vornehmer Herr, Vorstandsmitglied einer von dem Geistlichen zu pastorirenden Anstalt, die Predigtconcepte abverlangte, um sie auf Orthodoxie zu prüfen. Ich rieth ihm, diesem Herrn zu antworten, wenn er seine Denkart kennen lernen wolle, möge er seine Predigten besuchen, im Uebrigen sei er sein kirchlicher Vorgesetzter nicht. Der Pastor Ziegler in Liegnitz, ein hervorragend begabter und tüchtiger Geistlicher, hatte in außeramtlichen Vorträgen versucht, mit Hülfsmitteln neuerer Theologie gebildeten Gemeindegliedern christliche Erkenntnißfragen zu lösen. Seine orthodoxen Amtsgenossen predigten wider ihn, und das Consistorium nahm davon Anlaß, Ketzerverhöre mit ihm anzustellen; monatelang schwebte das Schwert der Absetzung über ihm. Ich nahm mich seiner in einem kräftigen Gutachten in meinen Blättern an, und hatte die Genugthuung, daß der Oberkirchenrath unter D. Barkhausens Leitung die Einstellung der Untersuchung verfügte; unter dem Präsidium Hermes wäre es vermuthlich anders gegangen. Das waren ein paar Fälle von orthodoxistischem Gewissensdruck, die zufällig an mich gelangten, hundert andere mochten im Stillen verlaufen. Wie oft haben

mir ins Pfarramt gelangte Hallenser geklagt, wie ein peinliches Mißtrauen und eine liebloſe Verketzerung ſie in ihren amtsbrüderlichen Kreiſen umringe.

Nicht als hätte ich mich in allen ſolchen Conflicten ganz auf die Seite der angegriffenen liberalen Seite ſtellen können: ich ſuchte nur überall für Gerechtigkeit und Billigkeit einzutreten und brüderlichen Frieden zu vermitteln. So im Jahre 1892 in dem von Württemberg nach Preußen verpflanzten Apoſtolikumsſtreit. Der Württembergiſche Pfarrer Schrempf glaubte das Apoſtolikum beim Taufen nicht weiter anwenden zu können, predigte ſeiner Landgemeinde die theologiſchen Anſtöße vor, die er darin fand, und da ihn die Gemeinde daraufhin nicht weiter haben wollte, verlangte er von ſeinem Conſiſtorium eine andere Pfarrei, in der er ſeinem unbegrenzten Subjectivismus nachleben könnte. Das Conſiſtorium erwies ihm alle mögliche Geduld, konnte ihn aber ſchließlich, da er keine kirchliche Ordnung anerkennen wollte, vielmehr von der Behörde die Initiative zum Krieg wider das Taufſymbol forderte, nur aus dem Pfarrſtand entlaſſen. Durch dieſe Vorgänge erregt, richteten einige Berliner Studenten an ihren Lehrer D. Adolf Harnack die Frage, ob ſie um Entfernung des Apoſtolikums aus der Liturgie und der ordinatoriſchen Verpflichtung petitioniren ſollten; ſie hatten wohl nie von der im Jahre 1877 aus dieſer Frage entzündeten landeskirchlichen Kriſe gehört. D. Harnack widerrieth ihnen ihr Vorhaben und gab ihnen über das Apoſtolikum eine Belehrung, die vielleicht vorſichtiger hätte gefaßt ſein können, aber im Weſentlichen dem Thatbeſtand entſprach: ſie betonte den geſchichtlichen und kirchlichen Werth des Symbols, verſchwieg andererſeits deſſen Mängel nicht, und ſuchte denen, welche dieſelben fühlten, über den Anſtoß hinwegzuhelfen; nur in dem „Empfangen vom h. Geiſte, geboren von der Jungfrau Maria“ fand er eine nicht für jeden lösbare Schwierigkeit, welche das Erſtreben einer bibliſcheren Formel wünſchenswerth mache. Daraufhin fiel die conſervative

Presse, politische wie kirchliche, in maßlosen Verketzerungen über Harnack her, der wider die Bemühungen der Partei von Marburg nach Berlin berufen worden war; vielleicht hoffte man, erbittert durch den kürzlichen Fall des Zedlitz'schen Schulgesetzes, durch tumultuarisches Geschrei abermals, wie im Jahre 1877, eine Wendung zur Reaction herbeizuführen. Die Materie des Apostolikums war nach den Antecedentien von 1877 heikel genug: ich glaubte sie um so offener und eingehender besprechen zu sollen, und widmete ihr einen längeren Aufsatz in meinen Blättern.*) Daß ein Taufsymbol, das nicht von den Aposteln verfaßt, sondern vom zweiten bis fünften Jahrhundert im katholischen Abendland ausgebildet ist, unseren heutigen evangelischen Bedürfnissen und Erkenntnissen nicht voll entsprechen kann, ist selbstverständlich. Aber überhaupt kann kein Mensch erwarten, je in einem gemeinkirchlichen Bekenntnißausdruck seine individuelle Ueberzeugung ohne Ab- und Zuthun wiederzufinden: wenn er sich nur mit den religiösen Abzielungen desselben einig weiß, so können nebensächliche Abweichungen ihn nicht hindern, sich ihn anzueignen. Das sogenannte Apostolikum ist das am wenigsten theologische, am meisten gemeindliche von den altkirchlichen Bekenntnissen, durch Luthers freie Auslegung im Katechismus gewissermaßen evangelisirt; wir können es als Ausdruck christlichen Gemeinglaubens gebrauchen, bis wir einen besseren haben; aber ein Buchstabengesetz kann es bei seinen unleugbaren Mängeln für uns nicht sein. Hienach konnte ich das Verhalten Schrempfs nur mißbilligen und die Haltung des Württembergischen Consistoriums, das nichts Unbilliges von ihm verlangt hatte, nur anerkennen; dagegen mußte ich mich Harnacks gegen seine Verketzerer annehmen, auch im Punkte des „Geboren von der Jungfrau Maria". Ich erinnerte an die Urtheile Nitzschs und Julius Müllers auf der Synode von 1846, an den neutestamentlichen

*) „Der neueste Streit über das Apostolikum", Deutsch-evang. Blätter 1892, Heft XI.

Thatbestand, der die Geschichtlichkeit von Matth. 1, Luc. 1 nicht bestätige, sondern zweifelhaft mache, und widersprach nur der übertriebenen Schätzung des daraus gezogenen Anstoßes. Wer des Glaubens lebe, daß Jesus nicht das Erzeugniß der natürlichen Menschheit, sondern wahrhaftig aus Gottes Geist in sie hineingezeugt sei, so daß sich die menschliche Natur hier der unmittelbaren göttlichen Setzung gegenüber nur mütterlich, empfangend verhalten habe, der theile zwar nicht den buchstäblich historischen Sinn, aber den religiösen Gehalt jenes Passus, und könne das Apostolikum mit gutem Gewissen liturgisch gebrauchen. Auch der Oberkirchenrath gab einen vermittelnden und beschwichtigenden Erlaß, der zwar nicht durchsichtig genug war, um nicht in Commentaren der Generalsuperintendenten aufs engherzigste ausgelegt zu werden,*) der aber doch das klar heraussagte, daß das Apostolikum „kein starres Lehrgesetz" in unsrer Kirche darstellen solle.

Dieser Apostolikumsstreit wirkte seinerseits wieder erschwerend und trübend auf ein großes Unternehmen ein, an dessen friedlichem Gelingen vielleicht der Fortbestand der Landeskirche hing, auf die Revision der Agende. Die Revision der einst von Friedrich Wilhelm III. der Landeskirche aufgedrängten Agende, deren Mängel mindestens ebenso groß waren wie ihre Vorzüge und von der man sich allenthalben Abweichungen erlaubte, war ein alt gewordenes Bedürfniß und Anliegen. Die ganze Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. hindurch verschleppt, wurde die Arbeit jetzt einer aus Oberkirchenrath und Generalsynode gemischten Commission übergeben und eine außerordentliche Generalsynode auf 1894 zugesagt, um sie zum Abschluß zu bringen. Als der Entwurf, das Werk eines überwiegend hochconservativen Kreises, im Probedruck in meine Hände kam, fand ich allerdings wesentliche Fehler der alten Agende verbessert und

*) Deutsch-evang. Blätter 1893, S. 54—60.

die Armuth derselben durch eine fast überreiche Fülle meist gediegenen Materials abgelöst, aber andererseits erschrak ich über den stark archaistischen, orthodoxistischen Charakter und den aus der Vielheit der mitarbeitenden Hände erklärlichen Mangel sorgfältiger Durchbildung, — wäre die badische Agende von 1858 derart gewesen, ich würde mich niemals gegen die Liberalen für sie eingesetzt haben. Zahlreiche Sprach- und Stylfehler, sinn- und geschmacklose Gebetswendungen (— wie z. B. „Errette mich von den Einhörnern" oder „O heilige Dreifaltigkeit, erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest" —), übertriebene Rücksichtsnahmen auf den Confessionalismus, während das Interesse der Union vernachlässigt war, vor allem aber auf allen Hauptpunkten der christlichen Lehre eine über die biblische Einfalt hinausgreifende Orthodoxie, die Verlegung der Wiedergeburt in die Kindertaufe, die anselmische Fassung des Opfertodes Jesu, die grobsinnliche Verwerthung symbolischer Erzählungen der Schrift, — das alles machte mir den Entwurf in hohem Maße unsympathisch. Auf die Gefahr hin, mit werthen Freunden in Spannung zu gerathen, die an dem Commissionswerk mitgearbeitet hatten und nun mit ihm solidarisch geworden waren, machte ich von dem Rechte der Kritik Gebrauch und hielt in drei Artikeln meiner Blätter dem Entwurf seine mannigfachen Mängel und Einseitigkeiten vor.*) Die scharfe Kritik blieb mir nicht unverübelt, aber sie war nicht fruchtlos: als wir in Berlin in der Synodalcommission die Vorlage wieder erblickten, war eine ganze Reihe meiner Monita im Stillen berücksichtigt. Andere, wenn auch längst nicht alle, gelang es mir in der Commission zur Geltung zu bringen, trotz deren hochorthodoxer Majorität. So gab sie mir nach, daß ein besonderer Zorn Gottes über die Schuld der Erbsünde aus der Agende verschwand; sie nahm von mir eine Einleitungsformel zum Apostolikum an, welche die volle Identi-

*) Deutsch-evang. Blätter 1894, Heft I—III.

ficirung desselben mit „unserem Glauben“ vermied; sie ließ auf meine Vorstellungen die ganz hochkirchliche Vorrede der Aeltesteneinführung fallen und gestattete mir, sie durch eine dem biblischen Amtsbegriff entsprechende zu ersetzen. Andererseits mußte ich mir sagen, daß bei einem aus der Geschichte und Gegenwart der Kirche erwachsenden Gemeinschaftswerke auch ich nicht verlangen könne, alles in meinem Sinne gefaßt zu sehen; daß es sich bei solchen Werken nicht um ein individuelles Ideal handeln könne, sondern nur um einen erreichbaren Fortschritt zum Besseren, und so entschloß ich mich, zumal in Rücksicht auf die unabsehbaren Folgen eines aus der Generalsynode in die Landeskirche ausgehenden Agendenstreites, wenn irgend möglich, das Ganze schließlich anzunehmen. Aber diese sittliche Möglichkeit hing für mich und meine in der Commission sitzenden Freunde an der bis zuletzt aufbehaltenen Gestaltung des Ordinationsformulars. Die hier von König Friedrich Wilhelm III. beliebte Verwendung des altkirchlichen Taufsymbols, das die specifisch evangelischen Lehren gar nicht enthält, zum persönlichen Ordinationsbekenntniß des evangelischen Predigers war ein anerkannter Mißgriff. Dennoch behaupteten die Vertreter der Majorität, in einem Moment, in welchem die Kirche durch den Apostolikumsstreit so erregt sei, das Symbolum an dieser Stelle nicht fallen lassen zu können. Andererseits wäre ein Festhalten desselben trotz der erkannten liturgischen Ungeschicktheit nichts anderes gewesen als die Erhebung des Apostolikums zum „starren Lehrgesetz“ für den Ordinanden, und so erklärten auch wir, in diesem Punkte nicht nachgeben zu können. Da kam ein Mitglied der Commission auf den Ausweg, das Apostolikum im Ordinationsact beizubehalten, aber nicht als persönliches Bekenntniß des Ordinanden, sondern wie im Hauptgottesdienst als das von einem der Ordinanden zu verlesende Bekenntniß der mitfeiernden Gemeinde, und so künstlich dieser Ausweg war, wir ließen uns um des Friedens der Landeskirche willen auf ihn ein, nachdem die Ma-

jorität uns ausdrücklich zugegeben hatte, daß durch jene Verlesung des Apostolikums der davon unabhängigen und an sich weitherzigen ordinatorischen Verpflichtung nichts hinzugethan sein solle. So kam es zu einmüthiger Annahme der Agende in der Commission und auch im Plenum, nachdem auch in diesem jenes Zugeständniß der Majorität ausdrücklich und protokollarisch festgelegt worden war.*) Daß Parteiblätter der Rechten diesen Ausgang in unwahrhaftiger Weise als einen Sieg über uns feierten und andererseits erbitterte Opponenten meine Nachgiebigkeit tadelten, hat mich an der Richtigkeit meiner Entscheidung nicht irre machen können.

Noch während wir diese Klippen des landeskirchlichen Friedens zu umschiffen bemüht waren, hatte die orthodoxe Presse einen neuen Kreuzzug gegen die Universitätstheologie eröffnet. Zwar der Versuch der Kreuzzeitung, aus erläuternden Bemerkungen, welche Harnack über den letzterwähnten Synodalbeschluß in seiner Vorlesung gemacht, Kapital zu schlagen, mißlang. Sie konnte den Wortlaut Harnacks nicht anführen und ich erinnerte sie, daß es von jeher für unanständig gegolten habe, Auditoriumsworte zum Gegenstand von Denunciationen zu machen. Die ungezogene Antwort, die sie mir auf meine Erinnerung an Neanders Urtheil über die Hallische Denunciation von 1830 gab, war doch nur ein Rückzug. Aber da diese Lunte nicht zündete, wurde eine andere, kräftigere gelegt. Die Bonner Facultät hatte einen Feriencursus eingerichtet für Pfarrer, welche sich über die Verhandlungen der theologischen Wissenschaft auf dem Laufenden erhalten wollten, und in demselben hatte, geäußerten Wünschen entsprechend, D. Grafe über die neueren Erörterungen der altchristlichen Abendmahlsfeier und Lic. Meinhold über die Anfänge hebräischer Religion und Geschichte referirt. Daran wäre nun nichts anzugreifen gewesen, wenn Meinhold

*) Vgl. den Synodalbericht, Deutsch-evang. Blätter 1894, Heft XII.

nicht auf Grund der kritisch gesicherten Ansicht von der Entstehung des Pentateuchs im prophetischen Zeitalter sehr disputable Ansichten über den Ursprung der alttestamentlichen Religion als wissenschaftliche Resultate vorgetragen, und Grafe nicht dem kritischen Zweifel, ob Jesus das Abendmahl zur Wiederholung eingesetzt, eine beiläufige Billigung hinzugefügt hätte. Immerhin wären diese Urtheile, in einem Kreise studierter Männer gethan, welche sie selbständig prüfen konnten, ohne allen Anstoß geblieben, wenn nicht ein fanatischer Pfarrer sie mittelst seines Sonntagsblättchens in Gemeindekreise gebracht, aufs gehässigste commentirt und zur Grundlage einer öffentlichen Anklage wider die Universitätstheologie überhaupt gemacht hätte. Es war, wie ich hernach in meiner Erörterung sagte: ein Unvorsichtiger hat in einer Scheune eine glühende Kohle verloren; ein Anderer findet sie, und statt das glimmende Feuer auszutreten, facht er es an, daß es zum Dach hinausschlägt, dann geht er hin und schreit über den brandstiftenden Bösewicht. Die frommen Laienkreise am Rhein wurden aufgeregt, der Reichsbote und die Kreuzzeitung sprachen von „wissenschaftlichen Vorkämpfern der Socialdemokratie, von Menschen, welche das Wort Gottes zur Fabel machen, das Abendmahl schmähen“ u. s. w. und unsere öffentlichen Verhältnisse schlossen die Hoffnung nicht aus, mit solchen jacobinischen Mitteln gegen die Universitätstheologie schließlich doch etwas auszurichten. Ich hielt mich für verpflichtet, wiederum auf den Kampfplatz zu treten und zur Gerechtigkeit und Unbefangenheit zurückzurufen. Ich verhehlte nicht, daß ich unerachtet der zuzugebenden Entstehung des Pentateuchs erst im Zeitalter der Propheten die von Meinhold hierauf gebauten religionsgeschichtlichen Schlüsse für durchaus gewagte, insonderheit die Verwandlung der Patriarchen, auf welche das hebräische Volksbewußtsein seinen Gottesglauben zurückführt, in Fabelfiguren für Hyperkritik hielte; desgleichen daß ich alle Vermuthungen über Sinn und Ursprung des Abendmahls, welche die Aussage des ältesten und zuverlässigsten Zeugen,

des Paulus, umstoßen wollten, für müßige Spiele eines verstiegenen Scharfsinns erachtete. Aber ich protestirte gegen eine demagogische Aufhetzung kirchlicher Volkskreise wider ernste, fromme und wahrheitliebende Männer, gegen die fanatische Terrorisirung einer Wissenschaft, deren Gesetz es ist, sich auch durch Irrgänge zur Wahrheit durchzuringen, und die auch in ihren Irrgängen den ihr hingegebenen Jünglingen eine Erzieherin zur Wahrheitsliebe und so zur Wahrheit wird. Diese Apologie erhielt einen Nachtrag in einer möglichst irenischen Auseinandersetzung mit Stöcker. Derselbe mißbilligte zwar die wider Meinhold und Grafe geschleuderten Injurien und wollte unter dem bemerkenswerthen Geständniß, daß die buchstäbliche Inspiration der Bibel nicht zu halten sei, der Theologie eine gewisse Berechtigung und Unentbehrlichkeit zugestehen, blies aber doch in sieben Artikeln „zum Kampf" wider ihre bestehende Freiheit in die Kriegsposaune und kam auf seine alten Hammerstein'schen Anschläge wider dieselbe zurück. Die beiden längeren Artikel, welche ich seinen Ausführungen entgegensetzte, waren ein nochmaliger Versuch, verständige Männer von der kirchlichen Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer freien Theologie zu überzeugen.*)

Eine andere kleine Apologie, die mir aus denselben Streitigkeiten erwuchs, war unmittelbar theologischer Natur: der Vortrag „Jesus und das Alte Testament", den ich im Frühling 1896 unserem Evangelischen Verein hielt.**) Aus dem Meinhold'schen Streite hatte die Frage sich aufgedrängt: Haben wir denn nicht, der neueren Kritik gegenüber, an der traditionellen Auffassung des Alten Testaments, dem mosaischen Ursprung des Pentateuch, dem davidischen des Psalters u. s. w. schon darum festzuhalten, weil Jesus diese Ueberlieferungen getheilt hat? So meinten die Populärkritiker Meinholds; aber wissenschaftliche Theologen, auch so conservative wie Kähler, gaben ihnen nicht Recht. Andererseits, wenn

*) Deutsch-evang. Blätter 1895, Heft III und IX.
**) Deutsch-evang. Blätter 1896, Heft VII.

Jesus über die religiöse Urkunde seines Volkes sich in so mannigfachem Irrthum befand, wie konnte er für uns die höchste und unbedingte religiöse Autorität sein? In der That, legte ich dar, hat Jesus die in seinem Volke und seiner Zeit gangbaren Anschauungen vom Alten Testament getheilt. Noch mehr: das Alte Testament ist seine heilige Schrift gewesen, er hat aus ihm Gottes Wort herausgelesen, das seines Fußes Leuchte und das Licht auf seinem Wege war. Aber weder hat er jene literärischen Anschauungen je auf Offenbarung zurückgeführt, noch haben je die religiös-sittlichen Unvollkommenheiten des Alten Testaments ihn gebunden. So gläubig er im Alten Testamente steht, so gottesgewiß erhebt er sich über dasselbe und durchbricht die religiös-sittlichen Schranken desselben kraft einer ihm innewohnenden Gottesoffenbarung, die höher ist als die des Alten Testaments. Und an der Reinheit und Vollkommenheit dieser Offenbarung thun die Zeitvorstellungen vom Alten Testament, in denen er aufgewachsen ist, nicht das Mindeste ab; auch wo sein religiöser Gedanke sich in dieselben kleidet, ist er sachlich davon unabhängig. So ist das Alte Testament nur das Schulmittel gewesen, an dem er sich selbst erfassen lernte, und die Zeitvorstellungen über dasselbe sind nur der gemeinsame Kulturboden, ohne den er sich mit seinem Volke und seinen Jüngern nicht hätte verständigen können. „Hienach schlichtet sich der Streit um Jesus und das Alte Testament in gutem ehrlichen und christlichen Frieden. Freilich nicht für alle, die er bewegt. Denn zur Linken erblicken wir etliche, die mit bewundernswerther Logik schließen: weil die Gewänder, welche das Denken Christi auf Erden getragen, irdische und zeitliche waren, so muß auch Er selbst von der Erde her, lediglich ein Kind seiner Zeit gewesen sein. Und auf der Rechten sehen wir andere, die mit derselben Logik schlußfolgern: weil er der Himmlische war, der Sohn der Ewigkeit und nicht der Zeit, so müssen auch die Kleider, welche sein Geist auf Erden getragen hat, himmlische gewesen sein, aus überirdischen, unfehlbaren

Fäden gewoben. Wir aber, wir Leute der vielgescholtenen Mitte, wir finden uns darein, daß obwohl das Kleid seines Geistes-lebens aus irdischem Stoffe war, dies Geistesleben selbst doch vom Himmel gewesen sein kann und vom Himmel ist." —

Diese kleine theologische Studie führt mich zu den fach-theologischen Arbeiten meiner Altersjahre hinüber. Der geneigte Leser fragt vielleicht längst, wo denn über dieser nicht abreißenden kirchenpolitischen Tagesschriftstellerei meine wissenschaftliche Berufs-arbeit geblieben sei. Sie ist nicht darüber zu kurz gekommen, oder doch nur insofern, als jene Tagesschriftstellerei mich abge-halten hat, auf abgelegenen Gebieten, aus denen für das Leben von Volk und Zeit nichts zu holen gewesen wäre, eine Special-gelehrsamkeit zu sammeln, oder auch manches modern-theologische Buch zu lesen, das ich mit dem Gefühl, nichts daraus gelernt zu haben, bei Seite gelegt haben würde. Ich war zu dieser Art und Weise meines Berufsbetriebes nicht angelegt, und so willig ich mich vor der Gelehrsamkeit und Belesenheit anderer beugte, so hatte ich doch allmählich gelernt, meiner individuellen Anlage zu folgen. Meine Hauptquelle blieb das Neue Testament und mein Schöpfeimer die immer neue Durcharbeitung desselben, zu der meine Vorlesungen mich anhielten. Und so war ich seit der Vollendung meines Lebens Jesu ununterbrochen daran, meinen zweiten großen theologischen Vorsatz, die Abfassung einer „Neutestamentlichen Theologie" auszuführen, und nach sechs Jahren, 1891, war ich am Ziel.

Ich hatte von jeher, darin ein treueres Kind der Refor-mation als meine orthodoxen Gegner, in der biblischen Theo-logie, insonderheit in der neutestamentlichen, den Jungbrunnen erblickt, in welchem unsre kirchliche Lehre von allen ihr von rechts und links angekränkelten Mängeln Genesung finden und die Gestalt gewinnen könne, die wieder ein einhelliges evange-lische Gemeinbewußtsein ermöglichte. So war mir das Unter-nehmen „einer geschichtlichen Darstellung der Lehre Jesu und

des Urchristenthums nach den neutestamentlichen Quellen" ein Lebenswerk, welches mir nicht blos als gelehrte Leistung, sondern um der Kirche und ihrer Zukunft willen am Herzen lag. Auch hier hatte ich an Bernhard Weiß einen erfolgreichen Vorgänger, noch mehr als beim „Leben Jesu", aber seine Neutestamentliche Theologie, so verdienstvoll sie als gelehrtes Werk war, konnte mich nicht befriedigen. Nach einem literärkritischen Schema, welches den linksliberalen Ansichten vom Neuen Testamente überflüssige Rechnung trug, und doch mit einem Vorurtheil in der Auslegung, welches schließlich auf alle Hauptpositionen der alten Orthodoxie herauskam, hatte Weiß die Rohmaterialien einer neutestamentlichen Lehrgeschichte sorgfältig vorgelegt, aber kein wirkliches Verständniß derselben vermittelt und keine organischen Geschichtsgebilde aus ihnen hergestellt: dies aber war es gerade, worauf es mir anzukommen schien. Ich unternahm es, die wirkliche Lehrentwickelung im Neuen Testament, von der Lehre Jesu an zu der der Urapostel, des Paulus u. s. w. bis an die Grenze des neutestamentlichen Schriftthums darzustellen, nach denjenigen Ansichten über die Entstehung der Urkunden, die nicht die kritische Schule, sondern ich selber für richtig hielt. Indem ich aber den synoptischen und den johanneischen Lehrtypus Jesu, den urapostolischen, jacobeischen, petrinischen, paulinischen u. s. w. in ihrer Eigenart entwickelt auf einander folgen ließ, ergab sich mir bei aller individuellen Verschiedenheit doch nirgends ein wirklicher Widerspruch, sondern in verschiedener Stimmlage ein einhelliger Chor. Aber nicht ergab sich mir in gleicher Weise ein Zusammenklang dieser biblischen Lehrstimmen mit der nachmaligen Kirchenlehre, sondern ein entschieden reinerer und reicherer, den Ansprüchen des denkenden Geistes wie des frommen Herzens weit mehr Genüge thuender Lehrgehalt. Namentlich in zwei Hauptpunkten der neutestamentlichen Theologie glaube ich das durchgreifend dargethan zu haben, in der Christologie und in der Versöhnungslehre. In jener bietet das Neue Testa-

ment eine viel vollkommnere Anschauung der Einigung des Göttlichen und Menschlichen in Christo als die chalcedonensische Zweinaturenlehre sie bieten kann, und in der Versöhnungslehre weiß es nichts von der juridischen Satisfactionstheorie des Anselmus, sondern läßt die ewige Liebe ihre Genugthuung darin finden, daß sie ihre verlorenen Söhne durch die unzertrennlich entschuldende und erneuende Wirkung des Opfertodes Jesu zurückgewinnt. — Durch diese Eigenart meiner neutestamentlichen Theologie war die Aufnahme derselben in Deutschland bedingt. Sie war keine unfreundliche, vielmehr fand das im Jahre 1891—92 erscheinende zweibändige Werk ehrende Beachtung und Anerkennung und konnte schon nach wenigen Jahren zum zweiten male ausgehen.*) Aber während die Orthodoxen ihm über den nachgewiesenen Abstand von Schriftlehre und Kirchenlehre grollten und kaum von ihm redeten, fanden die Liberalen, daß ich den Einklang der biblischen Lehrstimmen zu stark und deren Differenzen zu wenig betont, und daß ich die biblische und meine eigene Theologie zu sehr ineinander geschaut. Man kann fragen, wo hier die optische Täuschung liegt. Mir ist, ebenso wie meinem verewigten Lehrer Nitzsch, die eigene Theologie so sehr aus der biblischen erwachsen, daß ich nicht im Stande war, die letztere als etwas mir Fremdes darzustellen, so wie man etwa die Theologie eines Origenes oder Tertullian darstellt. Nicht daß ich das Zeitliche an den neutestamentlichen Lehrstimmen überhörte; aber es ist mir nur das Accidentelle an einer Ewigkeitssprache christlicher Religion, die mir die Hauptsache bleibt, und es kommt mir vor, als ob umgekehrt die liberale Theologie viel zu viel ins Nagen an dieser Zeitschale aufginge und darüber zur Würdigung des Kerns nicht hinreichend gelangte. Vorbehaltsloser hat das evangelische Ausland mein Buch anerkannt; eine englische Uebersetzung ist schon in nächster Zeit ver-

*) Neutestamentliche Theologie, Halle, Strien, 1891—92, 2. Aufl. 1896, 2 Bände.

anstaltet worden, in der französischen Schweiz hat ein geistvoller Nachfolger sich in wesentlichen Punkten mir angeschlossen, und die amerikanischen Zeitschriften haben von meiner Arbeit als einer epochemachenden Erscheinung geredet.

Enthielt auf diese Weise meine Neutestamentliche Theologie mein eignes dogmatische Bekenntniß, nur in verborgener, sozusagen embryonischer Gestalt, so habe ich in einem Einzelfalle auch gewagt, hierüber hinauszugehen und in eine dogmatische Verhandlung der Gegenwart mich mitredend einzumischen. Der überwältigende Eindruck der großen Natur mit ihren unbiegsamen, herzlosen Gesetzen, unter welchem das gegenwärtige Zeitalter steht, hat den christlichen Vorsehungsglauben in ein sichtliches Gedränge gebracht, und so war es begreiflich, daß in den späteren achtziger Jahren eine ganze Reihe begabter und wohlmeinender christlichen Schriftsteller in eine Verhandlung über denselben eintrat, die dennoch kein befriedigendes Resultat ergeben wollte. Die Einen, an einer Erkennbarkeit der Wege Gottes in der Welt festhaltend, und dennoch erschüttert durch die Lückenhaftigkeit der christlichen Vorsehungserfahrung, wollten die alte Lehre von concursus dei, von einer durchgängigen unmittelbaren Mitwirkung Gottes bei den Weltgeschehnissen fallen lassen, der Welt eine gewisse von Gott ihr überlassene Selbstregierung zuerkennen, aber Gotte vorbehalten, in dieselbe in den Ausnahmefällen der biblischen Offenbarung und den Glaubens- und Gebetserfahrungen der Gotteskinder einzugreifen: eine unleidliche halb deistische, halb supranaturalistische Zerspaltung des Verhältnisses Gottes zur Welt. Die Anderen, nach Ritschl geschult, wußten die Unhaltbarkeit dieser Zerspaltung gut darzuthun, aber was sie an die Stelle setzten, war ein noch schlimmerer Widerspruch. Unser Welterkennen sollte uns nichts ergeben als ein weltregierendes Gesetz starrer Nothwendigkeit; dennoch sollten wir um unsrer Rechtfertigung willen an eine väterliche Vorsehung Gottes glauben; — ein credo, quia absurdum est, welches von

dem christlichen Vorsehungsglauben den Verdacht einer frommen Illusion nicht fernzuhalten vermochte. Ein anziehend geschriebenes kleine Buch „Im Kampf um die Weltanschauung“ stellte in ergreifender Weise die Widersprüche der Welterfahrung und des Christenglaubens auf, um denselben jedesmal in rührender Ergebung ein „Dennoch bleibe ich stets an Dir“ folgen zu lassen, aber es konnte seine zahlreichen Leser vielmehr am Vorsehungsglauben irre machen als für denselben gewinnen. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, in einer Artikelreihe meiner Zeitschrift in die Mitte der Gegensätze zu treten und eine befriedigendere Lösung des großen Problems zu versuchen. Das Verhältniß Gottes zur Welt muß einheitlich gedacht werden, wiewohl je nach Object und Umständen natürlich in mannigfaltigster Anwendung: es ist das Verhältniß der ewigen Liebe zu einer Welt, die sich unter ihrem Regiment freiheitlich zum Gottesreiche entwickeln soll. Dies freiheitliche Regiment, in welchem die Idee der Vorsehung überhaupt erst möglich wird, setzt allerdings für die Menschheit und um ihretwillen auch für die Natur eine gewisse gottgeordnete Selbständigkeit voraus, gestattet aber, ja fordert zugleich einen fortwährenden concursus dei, und für diesen steht nicht nur das Menschenherz offen, sondern auch die Natur. Denn das Naturleben folgt allerdings unverbrüchlichen Gesetzen, ist aber doch nicht blos der Inbegriff dieser Gesetze, sondern ein in diesen Gesetzen verlaufendes Leben, welches als Werdeleben eine unendliche Menge von Möglichkeiten umschließt, solche, die sich verwirklichen und solche, die sich nicht verwirklichen, je nachdem diese oder jene freiheitliche Hand in es eingreift oder nicht eingreift. Allstündlich greifen unzählige Menschenhände in das Selbstleben der Natur ein, und sie bringen es nicht aus seinem gesetzmäßigen Concept, bilden vielmehr cultivirend in ihm etwas hervor, was die Naturgesetze für sich nicht hervorgebracht hätten: wie sollte nicht vielmehr die Hand des lenkenden, fügenden, auch fortbildenden und neuschaffenden Gottes

darin Raum haben? Von diesen Ausgangspunkten ergab sich mir eine Betrachtung des Weltprocesses, in welcher Offenbarung, Wunder, Gebetserhörung nicht als Unregelmäßigkeiten und Ausnahmemaßregeln, sondern als motivirte höchste Anwendungen desselben Grundgesetzes, des zu einem Ewigkeitsziele leitenden göttlichen Liebeswillens erschienen und die gewöhnlich betonten Vorsehungsräthsel eine wenigstens ahnende Lösung erhielten. Natürlich, daß meine dilettantischen Darlegungen, die ich überdies für meine Zeitschrift stückweise zu geben hatte, nicht die Durchbildung gewinnen konnten, welche ein geschulter Dogmatiker in voller Muße ihnen hätte geben können, und auch hievon abgesehen, — bei welchem dogmatischen Kapitel könnte das „Stückwerk" unsres Erkennens sich stärker fühlbar machen? Immerhin war der christliche Vorsehungsglaube hier als ein widerspruchsfrei denkbarer und keiner Erfahrung widerstrebender dargethan, und das war genug. Begreiflicherweise war die Ritschl'sche Schule von meinem dogmatischen Streifzug, der ihr Dogma von dem unlösbaren Widerspruch zwischen Welterkennen und Gottesglauben so entschieden bestritt, wenig erbaut; darüber tröstete mich die Anerkennung eines Mannes wie Lipsius, der sich durch meine Erörterungen gefördert fand. Die Aufsätze wurden bald in etwas erweiterter Gestalt und mit möglichster Verdeutschung der theologischen Schulausdrücke als eigne kleine Schrift herausgegeben, die auch auf conservativer Seite Beifall gefunden hat.*)

Einige kleineren wissenschaftlichen Beiträge fielen nebenher ab, wie meine Programme über die Fastengleichnisse Jesu Ev. Marc. 2 und über die Frage: Hat der Apostel Paulus (1. Kor. 10, 20. 21) die Heidengötter für Dämonen gehalten? Zwei Abhandlungen in den Studien und Kritiken 1888 und 1898 traten charakteristischen Irrfahrten der modernen neutestament-

*) Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben, Halle, Strien, 1888, 114 S.

lichen Kritik entgegen, der eine die Widerlegung des ersten Versuches, die Apokalypse aus einem geschlossenen Kunstwerk in ein sinnloses Conglomerat von einander widersprechenden Schichten zu verwandeln, die andere eine Prüfung des kritischen Romans, den Adolf Harnack in seiner sonst so verdienstvollen „Chronologie der altchristlichen Literatur" um die Entstehung unserer Evangelien, insonderheit des Johannesevangeliums gesponnen.*) Andere meiner Altersarbeiten waren mehr popular-theologischer Natur, wie der Aufsatz über die Pfingstgeschichte und das Zungenreden im Jahrgang 1895 meiner Blätter, in welchem ich auch das Räthsel des dunklen Ausdrucks „Glossolalie" gelöst zu haben glaube, oder die kleine Melanchthon-biographie, welche ich zum vierhundertjährigen Geburtstag des Reformators verfaßte und die sich einer Verbreitung in nahezu zehntausend Exemplaren erfreute. Endlich ließ ich einer Predigtsammlung, welche ich im Jahre 1877 unter dem Titel „Erkenntnißpfade zu Christo" veröffentlichte und die inzwischen eine zweite Auflage erlebt hatte, im Jahre 1889 noch eine zweite Auswahl unter gleichem Titel folgen.

Ein paar Streifzüge auf das von Jugend her mir wahlverwandte literaturgeschichtliche Gebiet kamen gelegentlich hinzu; sie bewegten sich auf dem Grenznachbargebiet des theologischen und des ästhetischen Interesses. So widmete ich dem vom Verleger mir zugeschickten englischen Roman Robert Elsmere in meinen Blättern eine eingehende Besprechung, indem mir daran lag, das von der begabten Verfasserin aufgestellte und zu Ungunsten des Christenglaubens gelöste Problem zurechtzustellen und die Trugschlüsse des Buches aufzudecken. Dabei war mir merkwürdig, daß der religiöse und der ästhetische Fehlgang des bedeutend angelegten, aber in beiderlei Hinsicht enttäuschenden

*) „Die Apokalypse gegen die neueste Kritik in Schutz genommen" (Stud. u. Krit. 1888). — „D. Adolf Harnack's Untersuchungen zur Evangelienfrage" (Stud. u. Krit. 1898).

Buches von einem und demselben Punkte entsprang.*) — Tiefer ins kunstkritische Gebiet hinein wagte sich ein Vortrag, den ich im Frühling 1895 auf Bitten des Thüringer Vereins für innere Mission in Weimar hielt, über das naturalistische Drama der Gegenwart.**) Ich untersuchte zuerst die ästhetischen Principien der sogenannten „Moderne" in Kunst und Poesie, und zeigte, wie ungeschlacht die Meinung sei, als ob die pure naturtreue Copirung des Wirklichen und insonderheit des Scheuslichen ohne ideale Beseelung ein Schönheitsgebilde ergeben könne; dann veranschaulichte ich an verschiedenen Dramen Sudermanns und Hauptmanns, zu was für zugleich ethischen und ästhetischen Karikaturen bei unleugbar großem Talent der Dichter dieser moderne Naturalismus führe. Die auserlesene Zuhörerschaft, zu welcher auch der ehrwürdige Großherzog von Weimar gehörte, spendete meinen Ausführungen lebhaften Beifall, und auch der als Flugschrift veröffentlichte Vortrag trug mir vielseitigen Dank, freilich auch — und zwar von seiten eines liberalen Geistlichen — einen recht schiefen kritischen Tadel ein. — Daß ich gegenüber den durch „Sodoms Ende" und „Vor Sonnenaufgang" gekennzeichneten schamlosen Schauspielzuständen den Bemühungen Otto Devrients, uns eine evangelisch-deutsche Volksbühne zu schaffen, den wärmsten Antheil entgegenbrachte, versteht sich von selbst. Ich habe seinen „Luther" wie seinen „Gustav Adolf" in meinen Blättern ihm zu großer Genugthuung besprochen und beider Aufführung in Halle mit veranlaßt; ein begeisterter Herzenserguß über meine Zeichnung des großen Kurfürsten, mit dessen volksdramatischer Behandlung er umging, war das letzte Lebenszeichen, das ich von dem mir von Karlsruhe her nicht unbekannten, nun näher angefreundeten trefflichen Manne empfing. — Endlich hatte eine frühe Anziehung mich wiederholt zu Novalis-studien geführt, dem einzigen geistlichen

*) Deutsch-evang. Blätter 1890, Heft I.

**) Das naturalistische Drama der Gegenwart, Halle, Strien, 1895, 2. Aufl.

Sänger unsrer neueren großen Dichterzeit, dem Klassiker unter den Romantikern in seinen geistlichen Liedern. Schon im Jahre 1869 hatte ich auf Bitten eines hallischen Verlegers eine Ausgabe seiner Gedichte mit lebens- und literärgeschichtlicher Einleitung veranstaltet, die dann in weiteren Auflagen aus den inzwischen erschienenen Familien-mittheilungen ergänzt ward.*) Dann wählte ich mir „Novalis und seine geistlichen Lieder" 1893 zum Thema der Antrittsrede meines zweiten Rectorats. Es galt gegenüber einem geistreichen Versuche, diese Lieder als rein-ästhetische Erzeugnisse eines weltlich-philosophisch gerichteten Geisteslebens zu erklären, den Nachweis, daß dieselben wahrhaftig aus tief innerlichem, specifisch-christlichem Erlebniß geboren seien, und ich glaube, ich habe diesen Nachweis erbracht.**)

Endlich war es mir vergönnt, noch in den Tagen meines Alters eine eigne wenn man will auch christlich-romantische Dichtung hervorzubringen, das Märchen „Godofred", welches im Jahre 1888 zuerst in der Deutschen Revue, dann in eigner, bis heute viermal wiederholter Auflage erschien.***) Ich hatte die kleine Dichtung bereits mehrere Jahre vorher — ich weiß nicht mehr, wie — concipirt und den Plan sowie die ungefähre Hälfte der Ausführung niedergeschrieben, aber die Stimmung zur Vollendung wollte nicht kommen. Da, im Sommer 1887, nahm ich das Bruchstück, das mich dauerte, auf eine Schweizerreise mit, die mich mit meiner Frau nach Spiez am Thunersee führte, und hier in der glücklichen Stimmung, welche das gemeinsame Ausruhen in entzückender Natur und eintreffende fröhliche Nachrichten aus der Häuslichkeit unsrer Kinder uns bereiteten, gelang mir's, das Märchen in wenigen Tagen zu Ende zu schreiben, worauf dann die sorgfältige Durchbildung bis ins

*) Novalis' Gedichte, Leipzig, G. Böhme, 3. Aufl. 1886.

**) Deutsch-evang. Blätter 1893, Heft VIII.

***) Godofred, ein Märchen für's deutsche Haus, Halle, Strien, 4. Aufl. (in der S. 51 Z. 5 v. o. statt „mächtigen" „nächtigen" zu lesen).

einzelne Wort ein pures Nachvergnügen war. Auf der Heimreise las ich es meiner Frau und meinen Kindern vor, ob es auf diese die Wirkung ächter Poesie thue, und nachdem diese Probe mir Muth gemacht, ließ ich es in die Oeffentlichkeit ausgehen:

Sie werden lächeln, daß auf einmal gar
Du mich besucht am späten Lebenstage,
Du holde Meisterin von Sang und Sage,
Die meiner Jugendzeit Gespielin war.

Was stiller Stunden seltne Gunst gebar,
Abseit von soviel Arbeit, Kampf und Plage —
Sollt' ich's verhehlen vor der Welt, als trage
Der Dichtung Kranz sich schlecht im weißen Haar?

Ich habe je das schöne Land geliebt,
Da miteinander reifen Frucht und Blüte,
Und gerne glich' ich selber solchem Baum.

So nehmt denn hin, was euch mein Bäumlein giebt,
Und wägt es wohl in sinnendem Gemüthe:
Des Sinnes Ernst im leichtbeschwingten Traum.

Es war auch ein Versuch, zum deutschen Volke zu reden von dem Innersten, was ich für dasselbe auf dem Herzen hatte. Keine Allegorie, wie man es schief bezeichnet hat, sondern ein Mythus, ein wirkliches Märchen, in welchem in den Anschauungsformen, welche das deutsche Märchen an die Hand gibt, lebendiges menschliche Herzblut pulsirt, so gut wie im Parzival oder im Faust. Daher ich auch den mancherlei Fragen freundlicher Leser und Leserinnen über das Warum des Einzelnen nur unvollkommene Rechenschaft geben konnte: der Dichter dichtet eben; nicht umkleidet er fertige prosaische Gedanken mit einem poetischen Puppenleib. Daß alles Herrlichste, was die Welt bieten kann, die süßeste Minne, die höchste Herrschergewalt, die eindringendste Wissenschaft dem reinen Sinn des ideal-gerichteten Menschen kein volles und dauerndes Genügen geben kann, daß darum alle Welterfahrung zu dem Ewig-Kindlichen, zum frommen Glauben zurücktreibt, das ist ja wohl deutlich genug herauszulesen.—

Dies „Märchen fürs deutsche Haus", wie ich's nannte, führt mich hinüber zu den häuslichen Verhältnissen und Erlebnissen meines Alters. Es war ja still geworden in unserem Hause, seit auch unsre jüngere Tochter Hochzeit gemacht: dafür belebten sich die Häuslichkeiten der Kinder mit fröhlichen Enkeln, für welche die Besuchstage unter ihrem oder unserem Dach zu Festtagen wurden. Mein älterer, theologischer Schwiegersohn übte in Darmstadt eine schöne, von Liebe und Segen gekrönte pastorale Wirksamkeit; in seinem Hause wuchsen drei frische Knaben heran. Der jüngere erfreute sich in Großlichterfelde einer ausgebreiteten ärztlichen Praxis und konnte sich bald ein eigenes Haus bauen, in dem ein kleines Päärchen, ein feines liebliches Töchterchen mit ihrem kleinen Bruder uns entgegensprang. Mein Sohn stand an der Bergacademie und geologischen Landesanstalt in reicher und anerkannter Wirksamkeit, in welcher er nachmals auch an Stelle des Geh.-R. Beyrich zum Professor vorrückte; das erstgeborene von seinen fünf Kindern, ein lieblicher Knabe, war bestimmt, meinen Doppelnamen in künftige Zeiten hinauszutragen. An diesem kleinen „Willibald" freilich erfuhren wir zuerst, wie auch das Altersglück einer blühenden Enkelschaar mit tiefem Leide Hand in Hand geht. Das zweijährige Kind erlag einer sich lange hinziehenden Gehirnentzündung. Es war um Weihnachten 1886; meine gute Frau fuhr auf schneeverwehter Bahn durch die strenge Winterkälte nach Berlin, um den bedrängten Eltern in der immer höher steigenden Noth beizustehen. Mit dem endenden Jahr endete das geliebte Leben; wir brachten die kleine Leiche nach Halle, um sie neben unserer kleinen Elisabeth zu bestatten.

Wie in diesem Falle, so war meine Frau überhaupt, ihrer schwachen Gesundheit unerachtet, eine rechte Krankenpflegerin geworden. Im Frühling 1885 hatte sie unseren von schwerer Krankheit langsam genesenden Sohn nach Baden-Baden geleitet und durch sorgsame Pflege die glückliche Wendung seines Be-

findens mit herbeigeführt. Daneben pflegte sie nicht nur bald hier, bald dort eine Tochter im Wochenbett, sondern sie holte mehr als einmal kranke Anverwandte in unser Haus, damit sie die Hülfe unsrer hallischen Specialisten genießen könnten; sie ward nicht müde im Besuchen eines fernen, an einem Gehirnleiden hinsiechenden Bruders, und einen zweiten, der in seiner westphälischen Landpfarre aufs letzte Krankenlager kam, half sie mit ihren schwachen Kräften zu Tode pflegen. Ich sorgte dafür, daß einem so über Vermögen hingebenden Leben die Erholungspausen nicht fehlten. Da unser Herz uns nach Darmstadt zu Kindern und Enkeln zog, so ward das dort benachbarte freundliche Jugenheim an der Bergstraße jahrelang unser Frühlings-Ruheort. Die Berufung meines Schwiegersohnes von Darmstadt nach Bonn, auf Wolters' alte Kanzel, machte uns weiterhin heimisch an der Stätte unsrer Jugenderinnerungen; mir war es rührend, anheimelnd, die Stätten meines Studentenlebens wieder zu durchwandern, und für Marie war das nahegelegene Honnef etwas Aehnliches; noch that die alte gastfreie Villa in Honnef, wo wir einst unsre Verlobung gefeiert, sich uns auf; die alte geistesfrische „Tante Hölterhoff" lebte noch und empfing uns noch immer liebevoll wie ihre Kinder. Aber das Befinden meiner lieben Frau gestattete in dieser Zeit auch wieder, daß wir unsre Reiseziele weiter steckten, und so habe ich ihr noch in ihren letzten Lebensjahren auch etwas von der Herrlichkeit Italiens zeigen können. Verschiedenemale haben wir unsre Frühlingsausflüge, das eine oder andere unsrer Kinder zur Erholung mitnehmend, nach dem traulichen Riva am Gardasee oder nach dem lieblichen Lugano ausgedehnt. Im Sommer 1888, wo uns das in Halle gefeierte allgemeine deutsche Gustav-Adolfsfest bis in den September daheim zurückgehalten hatte, machten wir nach einem kürzeren Aufenthalt in Bregenz den ausnehmend schönen Alpenübergang über Thusis, die Via mala, den Splügen nach Chiavenna und genossen von Menaggio aus die Herrlichkeiten des

Comer See's. Und im Frühling 1890 machten wir mit unserem Sohne von Riva aus eine Reise nach Venedig, Florenz und Genua. Wir genossen in vollen Zügen die Naturreize und Kunstschätze der Arnostadt, dann eine Woche hindurch die entzückende Landschaft von Spezzia und gönnten uns zum Schlusse den großartigen Eindruck der Certosa bei Pavia. Diese schönen Fahrten ins Weite mußten freilich aufgegeben werden, seit im Herbst 1892, nicht lange nach einem erquicklichen Ferienaufenthalt in Glion bei Montreux, im Befinden meiner Frau eine neue ungünstige Wendung eintrat. Die ersten Spuren eines Herz- und Nierenleidens traten in Lähmungsanfällen bald einer Hand, bald eines Fußes hervor, und nöthigten die Leidende, in bescheidenen Curaufenthalten im thüringischen Elgersburg Genesung oder wenigstens vorübergehende Besserung zu suchen.

So fand im September 1893 mein siebzigster Geburtstag uns von einander getrennt. Ich verlebte ihn mit meiner Schwester und meiner Tochter Helene im Allgäuer Oberstdorf in der Stille. Auch in Halle wäre er inmitten der Ferien ein stiller Feiertag gewesen, und ein Feiertag ward er auch hier zwischen den Allgäuer Bergen. Eine nicht enden-wollende Fülle von Briefen, Telegrammen, Grüßen aller Art überschüttete mich zum Staunen der guten Leute, bei welchen wir wohnten; alte und junge Freunde, Schüler und Schülerinnen, Corporationen und Vereine hatten liebevoll meiner gedacht. Man wird es mir zu Gute halten, wenn ich mich an dem Licht und der Wärme dieses Tages auch hier noch ein wenig sonne. Zu den Begrüßenden gehörten auch mein alter Kultusminister D. Falk, die theologischen Facultäten von Marburg und von Straßburg, die Pfarrer und Candidaten der westphälischen Synode Hattingen, der Münchener altkatholische Landesausschuß und Gemeindevorstand, und verschiedene Vereine des Evangelischen Bundes. Die Trierer Gemeinde sandte mir eine künstlerisch ausgestattete Adresse, auf der die alten Stätten meiner Wirksamkeit abgebildet waren; im

Deutschen Wochenblatt feierte Professor Pf. Scholz den 5. September mit einem beschämend-rühmenden Festartikel. Unter vielen Hallischen Zuschriften die rührendste war mir die des mit mir ungefähr gleichalterigen Directors Nasemann: „Das Geschick hat uns erst zusammengeführt, nachdem wir die beste Strecke des Lebens zurückgelegt hatten, aber ich sehe so viele und so starke Fäden, die mich immer wieder in Ihren Bereich ziehen, daß ich glaube, Sie können auf mich zählen." Es war ein Manneswort; ich habe in meinen Alterstagen, bis der Tod uns schied, keinen treueren Freund, Rathgeber und Mitarbeiter gehabt. — Als ich nach Halle zurückgekehrt war und das Semester begonnen hatte, wollte die Studentenschaft mir einen Fackelzug bringen: den lehnte ich ab, um ihr die Umstände und Unkosten zu ersparen, nahm dagegen einen Ehrencommers an, an welchem zahlreiche auch nichttheologische Collegen sich betheiligten, und auf ihm wurde mir seitens eines Sprechers der Commilitonen jene schöne Ansprache zu Theil, die ich sammt meiner Antwort in meinen Blättern mitgetheilt habe.*) Ich hatte, um meinen Freunden eine Gegenfreude zu machen, jene kleine Sammlung meiner Jugend- und Gelegenheitsgedichte drucken lassen, welche unter dem Titel „Blütenstrauß vom Lebenswege" bekannt geworden ist;**) sie dagegen hatten auf Anregen eines meiner anhänglichsten Schüler, des Pfarrers Franz Horn in Halberstadt, eine Sammlung von 4000 Mark für eine meinen Namen tragende Stiftung zusammengebracht. Dieselbe wurde mir in einer auf der Peißnitz bei Halle veranstalteten Festvereinigung überreicht, und ich habe sie zu einem Stipendium verwerthet für solche Studierende des siebenten und achten Semesters, welche der evangelischen Kirche über den Bereich des einfachen Pfarramtes hinaus gute Dienste verheißen. Noch eine ergreifende Nachfeier bereiteten mir meine Fractionsgenossen auf der bald folgenden Merseburger Provinzial-

*) Deutsch-evang. Blätter 1893, S. 636 f.

**) Blütenstrauß vom Lebenswege, Halle, Strien, 1893, 150 S.

synode. Sie veranstalteten ein Festmahl, an welchem auch hervorragende Mitglieder der anderen Parteigruppen sich freundlich betheiligten: mein alter Freund und Landsmann Oberconsistorial-Rath D. Schott hielt mir die Ansprache, und ich durfte mich in meiner Antwort über meine theologisch-kirchliche Stellung und Lebensarbeit verständigend aussprechen, so daß daraufhin auch alte Gegner mir herzlich die Hand gaben.

Und nun sollten Altersglück und Altersleid in merkwürdiger Verschlingung im Jahre 1894 ihre Höhenpunkte erreichen.

Das zweihundertjährige Stiftungsfest unsrer Universität stand bevor und sollte um so angelegentlicher gefeiert werden, als im Jahre 1794 durch einen Streit mit dem berüchtigten Kultusminister v. Wöllner jede Begehung verhindert worden war. In freundlicher Erinnerung an meine Leitung des Jubiläums von 1867 hatte mich die Universität trotz meiner siebzig Jahre nochmals zum Rector gewählt, und so war ein großer Ehrentag der deutschen Wissenschaft, der Ehrentag Halle-Wittenberg's als Gliedes der Gelehrtenrepublik der Welt, in meine Hände befohlen. Unerachtet der Vorarbeiten, welche eine bereits vorhandene Festcommission geleistet, und der treuen Mitarbeit der Collegen, welche jetzt in neun Commissionen sich vollzog, war schon das Wintersemester 1893 auf 1894 für mich unruhvoll, und im Hinblick auf die kommenden größeren Anforderungen wagte ich nicht, meine gewohnte Frühjahrserholung zu unterlassen. Das freundliche Eintreten meines Prorectors D. Hering machte mir eine Ferienreise möglich; der Arzt empfahl auch meiner leidlich hergestellten Frau das Mitreisen, und wir freuten uns, unsere jüngere Tochter und ihr zartes feines Töchterchen Annie, dem vor dem nahenden Schuleintritt eine Kräftigung zu wünschen war, mitnehmen zu dürfen. Unsere Fahrt ging über München nach Bozen, dann nach dem alten lieben Riva am Gardasee, wo wir uns im schönen Park und bei mäßigen Spaziergängen der herrlichen Landschaft und nicht minder des an Leib und

Seele anmuthigen Enkelkindes erfreuten. Eine entzückende Fahrt über den im Frühlingssonnenglanz strahlenden See trug uns nach Italien, zunächst nach Bergamo in meines alten Freundes gastfreies Haus, dann nach Lugano, diesem schönsten oder doch genußreichsten Punkt im Paradies der westitalienischen Seen, und alles schien uns wohl zu gerathen. Da brach eines Tages meine Frau, da sie eben fröhlich vom Tische aufgestanden war, plötzlich zusammen und mußte bewußtlos auf ihr Zimmer getragen werden. Ein schwerer Schlaganfall war den früheren leichten gefolgt, und hatte zwar das Leben verschont, aber eine Erschütterung Leibes und der Seele gebracht, welche Wochen und Monate bedurfte, um sich einigermaßen wieder auszugleichen. Ein schweres Krankenlager, welches die Heimkehr vorläufig ausschloß, war die nächste Folge. Während meine Tochter sich der Krankenpflege hingab, fiel die kleine Annie dem Großvater zu, der auch als ihn die Amtspflicht nach Deutschland zurückrief, das Kind mitzunehmen hatte, und so bildete sich das besondere Verhältniß, welches ich von jeher zu diesem an mein verstorbenes Töchterchen erinnernden Enkelkinde gehabt, noch viel zutraulicher aus. Ich brachte die liebe Kleine zunächst zu meinen Kindern in Bonn, und dahin gelangte denn auch einige Wochen später meine arme Frau, um sich hier langsam weiterzuerholen. Als sie im beginnenden Sommer nach Halle zurückkehrte, war ihr Befinden leidlich, aber der Unruhe, welche in den Festtagen meinem Hause bevorstand, durfte ich sie unmöglich aussetzen, ließ sie vielmehr nach einigen Wochen ihrem eigenen Wunsche gemäß mit einer vertrauten Begleiterin nach Thüringen reisen.

Um durch unser Fest die Vorlesungen nicht unheilbar zu unterbrechen, auch um unseren auswärtigen Collegen die Theilnahme zu erleichtern, hatten wir das Jubiläum vom 12. Juli auf Anfang August verlegt und demgemäß das Rectoratsjahr um fünf Wochen verlängert. Auch so ward die Vorbereitungszeit uns knapp genug, indem wir im Unterschiede von gewissen

ausländischen Jubiläen unsre deutsche Ehre darein setzten, alles wohlgeordnet zugehen zu lassen, es unseren Gästen in aller Weise behaglich zu machen, und doch übertriebenen Luxus zu vermeiden. Die Feststellung und Ausführung der Einladungen, die Verhandlungen mit Ministerium, Stadtbehörde und Studentenschaft, die Sitzungen aller Art zehrten die Zeit auf. Endlich am 1. August war der Vortag des Festes da, und er wurde selbst schon ein Festtag. In der Frühe ließ der Höchstcommandirende unsrer Garnison, Oberst v. Köpke, dem Rector ein Ständchen bringen, dessen Eingangschoral „Ein' feste Burg ist unser Gott" unsrer Feier den richtigen, evangelisch-protestantischen Grundton gab. Es folgte die Enthüllung des Denkmals, welches dem jüngst verstorbenen Richard v. Volkmann angesichts seiner Klinik von seinen Freunden errichtet worden war, ein Act, bei dem auch ich als Rector ein Wort zu sprechen hatte. Gegen Abend aber war der vom Kaiser an seiner Statt entsandte Prinz Albrecht, Regent von Braunschweig, zu empfangen; als ich hiezu im Rectormantel zum Bahnhof fuhr, meinten die polnischen Feldarbeiter: „Da fährt unser Erzbischof." Der Abend, an welchem ich in der Umgebung des leutseligen hohen Herrn den Fackelzug mit entgegennehmen durfte, den unter unendlichem Jubel des Volkes die Studentenschaft ihm brachte, war eine große schöne Vorfeier; Tausende von fröhlichen Menschen durchwogten die festlich erleuchtete Stadt.

Am anderen Morgen führten wir unseren königlichen Gast zunächst in den Dom zum Festgottesdienst. Unsere Gesangvereine thaten ihr Bestes, und unser College D. Hering hielt die academische Predigt über das auf unsre Hochschule angewandte apostolische Wort: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und Seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen." Danach, als der Prinz in einer Privatversammlung die an Universitätsmitglieder verliehenen königlichen Ehrungen ausgetheilt hatte, gings in die Aula zum feierlichen Begrüßungsact. Se. Majestät

hatte der Universität zum Jubiläum sein lebensgroßes Bildniß geschenkt: unter diesem Bilde, am Kopfende des Saales, nahm der königliche Stellvertreter auf erhöhter Stelle Platz, inmitten eines Waldes academischer Fahnen; zu seinen beiden Seiten saßen in weitem Halbkreis die Lehrer der Universität; links und rechts vor diesem Halbkreis waren Podien errichtet, das eine, dicht bei der von der Stadt zum Fest geschenkten Erzbüste des Thomasius, für den Rector; das andere, in der Nähe eines für die Festgaben bestimmten Tisches, für die Begrüßungsredner; den übrigen Raum füllten unsre Ehrengäste bis auf den letzten Fleck. Es war ein feierlicher Moment, als der Prinzregent sich erhob, in schlichten guten Worten an den Zusammenhang der Universität und des preußischen Königthums erinnerte, und eine königliche Botschaft an die Universität verlas, in welcher der Universität der huldvolle Gruß Sr. Majestät entboten und eine große Anerkennung ausgesprochen war, — die Anerkennung, daß von Halle der segensreiche Grundsatz der freien Forschung als der Lebensbedingung aller Wissenschaften, auch der theologischen, ausgegangen sei. Das Herz schlug mir hoch, als ich mich erhob, um zu antworten; ich fühlte, wie nun die Ehre der Universität vor ganz Deutschland, ja vor aller Welt auf meine Lippen gelegt sei; aber Gott gab mir das rechte Wort. Nun folgten die Begrüßungen der Staats- und Kirchenbehörden, der Stadt und Provinz, der deutschen und der ausländischen Hochschulen, sowie einer Reihe von sonstigen Gönnern, Freunden und Beschenkern der Universität, zuletzt eines Sprechers der Studentenschaft. Die vollständig erschienenen deutschen und die zahlreich vertretenen ausländischen Universitäten hatten sich auf je einen Sprecher beschränkt und auch die übrigen Begrüßenden sich möglichst gruppirt; dennoch nahm der Festact volle zwei Stunden in Anspruch, und ich hatte nicht weniger als siebzehnmal dankende Gegenrede zu thun. Aber die Bedeutung der Sprecher, die Mannigfaltigkeit der Ansprachen, unter denen die

des Berliner und des Pisaner Rectors (Dr. Weinhold und Dr. Serafini) hervorragten, und die Art und Weise, in welcher ich in meine Antworten ernste und große Gesichtspunkte verwob, erhielten die Versammlung in Spannung und gewährten ihr einen geistigen Genuß, der sich in wiederholten Beifallsbezeigungen verrieth. Als der Actus zu Ende war, empfing mich der Prinz draußen mit Glückwunsch und Händedruck und bekannte, wie ihm nunmehr das Herz zu unserem Feste aufgegangen sei. Und dieselbe Stimmung bezeugte sich mir weiter, als ich einige Stunden später bei dem von der Stadt veranstalteten Festmahl an der Seite des hohen Gastes saß. Es war mir vor einer solchen zweistündigen diplomatischen Situation etwas bange gewesen, aber diese Besorgniß war in einigen Minuten widerlegt; ich habe nicht oft im Leben eine so offenherzige, wohlthuende, geistig angeregte Unterhaltung zu führen gehabt. — Den schönen Abschluß dieses ersten Jubiläumstages bildete das Peißnitzfest, welches die Stadt uns bereitet hatte und das nun endlich die ganze Menge der nach Tausenden zählenden Festgenossen vereinigen konnte. In den Anlagen und Laubgängen der schönen Saaleinsel welch fröhliches Begegnen alter und junger Freunde, welch ein Austausch der aus allen Fernen sich berührenden Geister, welches warme Begrüßen, wo der Rector sich sehen ließ. Und schließlich ein Schauspiel, wie es in Halle niemand geträumt hätte, — die bescheidenen Felsen unsres Saaleufers durch eine wundervolle Beleuchtung in eine Feenlandschaft verwandelt, lichtbekränzte Fahrzeuge und Gondeln mit fröhlichen Festgenossen an uns vorüberschwebend, die Ufer von Tausenden mitgenießender Menschen bedeckt; — das Universitätsfest war zum Volksfest geworden.

Und doch blieb was der zweite Festtag uns zu bieten hatte hinter diesem ersten mit nichten zurück. Der dritte August führte uns im Festzug nach der Marienkirche, wo der Hauptfestact sich abspielen sollte, und der Festzug selbst wurde ein Glanzpunkt unsrer Feier. Es war ein ebenso würdevoller wie

großartiger Zug, den der Rector — die sceptertragenden Pedelle voran — inmitten des Vertreters des Ministeriums und des Curators der Universität anzuführen hatte, und der sich, die verschiedenen Gruppen durch Musikchöre unterschieden, in schier endloser Länge, aber vorzüglicher Ordnung durch die Straßen bewegte. Die charakteristischen Erscheinungen hervorragender Männer, die Uniformen hoher Würdenträger, die mannigfachen malerischen Ornate der Professoren, der Wichs und die Fahnen der Studenten gaben ihm einen Reiz, eine Pracht und Buntheit, vielleicht wirksamer als ein sogenannter historischer Festzug sie hätte entwickeln können. Aber den Eindruck ergänzte und vollendete die in musterhafter Ordnung spalierbildende, oft mit fröhlichem Zuruf grüßende Volksmenge und dahinter die mit Fahnen, Kränzen, Teppichen prächtig dekorirte Häuserreihe, die offenen Fenster voll festlich geschmückter Zuschauer und Zuschauerinnen, welche den Festzug mit wehenden Tüchern begrüßten, mehr als einmal ihn mit einem Blumenregen überschüttend und in aller Weise die herzliche Mitfeier der ganzen Bürgerschaft bekundend. Angesichts der Kirche, vor der die Halloren in ihren Feierkleidern sich aufgestellt hatten, theilte sich der Zug, um von beiden Seiten in das Gebäude einzuströmen; es währte eine halbe Stunde, während deren ein Orgelspiel präludirte. Dann eröffnete der Chor aus Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium „Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage" den Festact, und ich betrat das zwischen hohen Gewächsen und studentischen Fahnen sich erhebende Katheder, um die Festrede zu halten. Welch anderes Thema hätte sie haben können, als „den Antheil Halles an der Entwicklung des deutschen Geistes"? An der trefflichen Geschichte unsrer Universität, welche unser Curator Geh.-R. D. Schrader zum Jubiläum verfaßt, hatte ich eine gute Grundlage, aber es war nicht leicht, in einer knappen Stunde, auf die ich mich, von bedenklichen Vorbildern gewarnt, beschränkte, der Aufgabe gerecht zu werden. Ich ging aus von dem tiefen

äußeren und inneren Niedergang des deutschen Lebens inmitten des siebzehnten Jahrhunderts: „nur aus dem verschütteten und verwüsteten Born der Reformation hat das Deutschland des westphälischen Friedens noch einen Lebenstrieb übrig.“ Ihn weckt und hegt der Staat des großen Kurfürsten, dem unsre Hochschule ihre Stiftung verdankt. Ihr muthiger Bahnbrecher Thomasius ist der Bannerträger der Aufklärung im besten Sinne des Wortes. Aber das starre orthodoxe System, welches das deutsche Geistesleben gebunden hält, ist mit den bloßen Mitteln der Aufklärung nicht zu überwinden; dazu bedarf es einer Bewegung aus den Tiefen des religiösen Lebens selbst, wie der Spener'sche Pietismus es ist, und Speners bedeutendster und thatkräftigster Schüler, A. H. Francke, stellt sich dem Thomasius zur Seite. Freilich, eigentliche, methodische Wissenschaft begründet keiner von beiden: die bringt erst die mit Leibniz anhebende deutsche Philosophie, und wiederum findet in Halle ihr wirksamster Lehrer, Christian Wolf, seine Stätte. Unter den Nachwirkungen seiner Philosophie entwickelt sich hier in maßgebender Weise die kritische Theologie eines Semler, der Rationalismus mit seinen Licht- und Schattenseiten, bis wiederum hier der Stern aus der Brüdergemeinde aufgeht, Schleiermacher, und ein Neues ankündigt. Aber inzwischen hat der deutsche Geist sich von den theologischen Anliegen ab- und den humanistischen zugewandt: die zweite große Blütezeit unsrer Dichtung steht bevor. Dieselbe ist nur ermöglicht durch den Bund von „Faust und Helena“, durch die Vermählung des deutsch-christlichen Geistes mit der antiken Formenschöne, und wer hätte diese wirksamer verkündigt, geistvoller wiederentdeckt, als der Hallenser Friedrich August Wolf? So spiegelt unsre Hochschule vor andern die Geschichte der Wiederaufrichtung des deutschen Geisteslebens von dem grauenhaften Tiefpunkt von 1648 an; Stufe um Stufe ist der verwüstete Stumpf wieder aufgegrünt aus der Triebkraft der reformatorischen Idee. Nun steht der Baum in

voller, reicher Blüte; der deutsche Geist hat in ihr ein Höchstes in seiner Art hervorgetrieben, und es scheint, als dürfe nun ein beneidenswerthes Geschlecht nur die Früchte genießen, in welche diese Blüten sich verwandeln müßten. „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige Stehst du an des Jahrhunderts Neige!“ Aber kein Volk lebt allein von dem seine Gefilde benetzenden castalischen Quell ... Mit dieser Betrachtung lenkte die Rede über auf die Anfänge unsres Jahrhunderts, auf die weltgeschichtlichen Stürme, durch welche die tieferen Lebensquellen unseres Volkslebens, die religiös-sittlichen, wieder entsiegelt werden mußten, um den starr gewordenen Boden von Staat und Kirche neu zu durchbrechen. Wer hätte diese Stürme in Deutschland stärker miterlebt, als unser Halle, das nach der Schlacht von Jena zusammenbricht, um nach dem Sieg von Leipzig wieder aufzuleben? Und auch im neunzehnten Jahrhundert spiegelt es die Bewegungen des deutschen Geistes in hervorleuchtender Weise ab, das Aufblühen der Medicin, der Philosophie, der Naturwissenschaft, der verjüngten Glaubenstheologie, die Erschütterungen der Burschenschaftszeit, die Wirren von 1848. Und so begleitete ich die Hauptmomente unsrer Hochschulgeschichte hindurch bis zur friedlichen, freundlichen Gegenwart, welche keinen anderen Streit kennt als den edlen Wetteifer der Facultäten in dem gemeinsamen hohen Berufe, unserem Volke die Fackel der Wissenschaft voranzutragen. Hier angelangt, gedachte ich der Heimgegangenen, welche wir Lebenden zu Vorbildern der Treue gehabt, und schloß mit dem gemeinsamen Gelöbniß, „den Segen, welchen der ewige Gott auf diese Heimstätte deutsch-protestantischen Geistes gelegt, soviel an uns ist, hinüberzutragen auch in ein drittes Jahrhundert.“ — Die Rede hatte fühlbar gemacht, daß unser Halle in der That ein fruchtbarer Zweig sei am Baum des deutschen Protestantismus, und diesen Grundgedanken in unserem ganzen Feste auszuprägen, war inmitten dieser unserm Bekenntniß so wenig günstigen Zeitläufte mein Stolz. An der Art und Weise, wie ich es that, hat nie-

mand Anstoß genommen, abgesehen von jenem orthodoxen Parteiblatt, das mich darüber anfiel, daß ich unter den neueren Ehrenthaten unsrer Hochschule — mit vollem Vorbedacht — auch unsres Protestes gegen das Zedlitz'sche Schulgesetz Erwähnung gethan.

Wenn meine gute Frau an diesen hochfestlichen Tagen nicht Theil nehmen konnte, so waren dafür meine Kinder alle drei herbeigeeilt, um mir in den häuslichen Aufgaben derselben zur Seite zu stehen und sich der Ehren ihres Vaters mit zu erfreuen. So empfing ich denn auch in ihrer Mitte nach jenem Festactus den Dank der Studentenschaft. In unabsehbarer Folge, mit immer neuen Klängen, Fahnen und Farben bewegte sich der Zug der Vereine, noch verstärkt durch ihre alten Herren, an meinem Gartenhause vorüber, vom Fenster aus gegrüßt und mit lautem Jubel immer wieder grüßend. Eine Abordnung kam herauf, um mir für die ganze Leitung des Festes und insonderheit für die möglichst weite Betheiligung der Studierenden an demselben zu danken. Anhängliche alte Schüler schlossen sich an, und indem ich ihnen allen antwortete, kam mir selbst die Einzigkeit des gegenwärtigen Lebensmomentes so überwältigend zum Bewußtsein, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte. — Noch hatten wir am selben Tage zweierlei für unsre Festgäste in Bereitschaft: für einen nothgedrungen begrenzten Kreis, in den aber 52 Vertreter der Studentenschaft nach deren eigner Wahl eingerechnet waren, das Festmahl, und dann für die ganze auf Tausende berechnete Gesammtzahl einen abendlichen Commers. Das Festmahl eröffnete ich nach deutscher Christensitte mit einem schlichten Tischgebet, dann mit dem Kaisertoast. In diesem hob ich unter den Mitteln des Hohenzollernhauses, sich und uns auf die gegenwärtige Höhe zu heben, hervor: das Vertrauen auf die Macht des Geistes und den Trieb, den Staat zum Träger des Fortschritts der Menschheit zu adeln, und das führte ich in Beziehung auf des gegenwärtigen Kaisers Majestät

dergestalt aus, daß auch die Gäste und Freunde, welche ihm nicht als Unterthanen verpflichtet waren, gern in unseren Huldigungsgruß einstimmen konnten; ein Telegramm verkündete dem Kaiser dankjagend das Wohlgelingen des Festes zur Ehre Deutschlands und Preußens. — Was unsern Commers anging, so hatte er eine historische Weihe: er fand in der alten, nun an die Stadt auf Abbruch verkauften Reitbahn statt, welche einst der Ausgangspunkt, der entstehenden Universität gewesen. In ihr hatten wir durch Aufbau eines riesigen Zeltes eine Stätte für dreitausend Theilnehmer hergerichtet; aber die Zahl der bei dem gespendeten Münchener Bier fröhlichen Gäste überstieg diese Zahl weitaus, so daß ganze Schaaren nur wandernd, hin- und herflutend theilnehmen konnten. Als ich mit einbrechender Nacht erschien, ward ich mit Jubel begrüßt und mußte sofort das Podium besteigen; angesichts der zahlreichen grauen Häupter, die ich unter die Jugend gemischt erblickte, erinnerte ich an das schöne Schleiermacher'sche Wort von der ewigen Jugend, die mit dem Alter vereinbar sei; ein tausendstimmiges fröhliches Echo nahm es auf. Der Commers ging bis tief in die Nacht, länger als ich auszuhalten vermochte; wie schon beim Festmahl vermochten auch die besten Redner schließlich nicht mehr durchzudringen. Aber alles verlief ohne Zank und Streit, ohne irgend ein Aergerniß, dank der gehobenen Stimmung, die alle beherrschte.

Einen wohlthuend stillen und ernsten Abschluß fand unser Fest am 4. August in Wittenberg. Als Träger des Halle-Wittenberger Namens hatten wir daran gedacht, namentlich unseren von fernher gekommenen Gästen einen Blick auf die Geburtsstätte der deutschen Reformation zu bieten, und die Stadt Wittenberg war unseren Wünschen freundlich entgegengekommen. Trotz der vielfachen Ermüdung, welche die Hallischen Festtage zurückgelassen, fanden sich am Morgen des 4. August viertelhalbhundert Theilnehmer, Fremde und Einheimische, Männer und Frauen zur Fahrt nach Wittenberg zusammen. Am Bahnhof herzlich

begrüßt, wurden wir zunächst zu einer einfachen Bewirthung geleitet, und aus dieser entwickelte sich ganz von selbst eine neue schöne Festlichkeit. Ich mußte dem begrüßenden Bürgermeister antworten, der die Bescheidenheit der Wittenberger Verhältnisse entschuldigte; ich sagte: „Wer die Herrlichkeit dieser Welt sucht, darf nicht nach Wittenberg gehen. Wer die Herrlichkeit dieser Welt sucht, der muß nach Rom gehen, — da findet er sie im St. Peter und im Vatikan. Was er aber nicht findet, das ist die Geburtsstätte der Freiheit des Geistes, des Glaubens, des Gewissens; wer die sucht, der muß nach Wittenberg fahren." Mit diesen jubelnd aufgenommenen Worten waren die Herzen aufgeschlossen: unser Gast aus Italien erinnerte daran, daß nun auch in Rom eine Veste junger Freiheit entstanden sei, und feierte die Geistesgemeinschaft Deutschlands und Italiens; ein Züricher entbot von der Wiege der Schweizer Reformation der Wiege der deutschen den Brudergruß; ein Leipziger College begrüßte in mir mit großer Herzlichkeit den Frankfurter Landsmann, und so vernahmen wir manches aus dem Moment geborene gute Wort. Dann führte man uns zu jenen schlichten, hehren Stätten, an denen die größte Geistesthat deutscher Geschichte ihren Herd gehabt hat; wir sahen das Augusteum mit seiner Lutherhalle, das Luther- und das Melanchthonshaus, die alte Universität, die Aula des Gymnasiums mit ihrem schönen Bilde des Luther in Worms; wir durchwanderten die Stadtkirche mit ihren Bildwerken, und wir betraten die Schloßkirche mit ihren Gräbern. Als wir an diesen standen, sagte ein Mitglied unserer philosophischen Facultät: Hier müssen wir singen „Ein' feste Burg ist unser Gott". Die Orgel intonirte und wir sangen mit einander das Kriegs- und Siegeslied der Reformation. So tönte unsre Feier in denselben ernsten, frommen Klang aus, mit dem sie begonnen.

Ich habe hernach die Geschichte dieser Ehrentage deutsch-protestantischer Wissenschaft im Auftrage des academischen Senats

beschrieben in einem amtlichen Festbericht. Noch schöner, farbenreicher hat sie der Berichterstatter der Magdeburger Zeitung, der unlängst verstorbene Waldemar Kawerau, in Momentphotographieen dargestellt, aus denen hernach ein kleines hübsches Büchlein geworden ist. Eine Fülle von Ehren- und Dankesbezeugungen wurde mir von Festtheilnehmern zu Theil. Die Universität widmete mir ein prächtiges Album mit den Bildnissen ihrer sämmtlichen Mitglieder und ließ mir dasselbe auf Weihnachten von meinem Amtsnachfolger überreichen mit einer Adresse, die ich nicht so eitel bin hier mitzutheilen, — sie wird einmal meinen Kindern ein wohlthuendes Andenken sein. Auch daß mich die Universität bei bald eintretendem Anlaß als ihren Vertreter im Herrenhaus präsentirte, war eine Nachwirkung meines Jubiläumsrectorats. — Zunächst war ich tief ermüdet: nachdem während der Festtage Aufgabe und Stimmung mich auf der Höhe gehalten, hatte während des Rundgangs in Wittenberg einmal die Kraft versagt; ein liebreiches dortige Haus hatte mich zur nöthigen Erquickung und halbstündigem Schlafe aufnehmen müssen. Und doch stand mir die Theilnahme an hochfestlichen und tieferregenden Tagen bevor, bei denen ich nicht fehlen durfte; am 6. August begann in Bochum das Jahresfest des Evangelischen Bundes. Nach einem Rasttag gings dem niederrheinisch-westphälischen Industriebezirke zu, und wir erlebten dort herrliche Tage. Zu einigen Ansprachen, die ich dort halten mußte, trugen die Hallischen Jubiläumsschwingen noch. Unvergeßlich vor allem ist mir der Moment, wo in einer Volksversammlung im Freien, inmitten strömenden Regens, der Jubel der Leute mich auf die Tribüne nöthigte: sieben Tausend evangelische Arbeiter um mich her, — ich schaute einmal mit Augen, was ich lebenslang zu schauen mich gesehnt, das Evangelium als deutsche volksthümliche Macht. Nun erst kam das doch nöthige Aufathmen und Ausruhen. Ich fuhr von Bochum nach Elgersburg in Thüringen zu meiner Frau, welche sich unter der Pflege einer liebevollen Anverwandten leidlich befand, dann

nach einigen Tagen mit meiner Tochter Helene nach der Schweiz, um in Obstalden am Wallenstädter See drei durch Sturm und Regen viel gestörte Wochen zu verleben.

Dem Gestandenhaben auf lichter Lebenshöhe sollte das Hinabgetauchtwerden in dunkle leidvolle Tiefe auf dem Fuße folgen. Als die Herbstkühle hereinbrach, lud mein Sohn, der inzwischen seine Schwester abgelöst hatte, mich ein, meine Ferienreise bei ihm in Wilmersdorf bei Berlin noch etmas fortzusetzen, und ich that das um so lieber, als auch meine Frau aus Thüringen sich hieher begeben hatte. Als wir ankamen, empfing mich die Nachricht, daß in dem unfernen Lichterfelde beide Kinder am Scharlach erkrankt seien, und mein Liebling Annie am schwersten. Ich eilte hinüber und fand die Eltern bereits mit den trübsten Befürchtungen erfüllt; das liebe Kind, an diphtheritischem Scharlach daniederliegend, gab mir die Hand mit dem rührenden Wort „bleib bei mir, Großpapa". Ich wäre gern an seinem Krankenbette geblieben, aber es war in dem durch die Erkrankung beider Kinder verstörten Hause nicht möglich, und so verlebte ich eine Woche in Wilmersdorf in dem folternden Zustand, aus Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr der diesseitigen Kinder nicht hinüberwandern zu dürfen und doch in jedem Augenblick mit fragender Seele da drüben zu sein. Einmal ging ich doch hinüber, um erst in der Nacht zurückzukehren; die Kleine sprach nicht mehr, sondern gab mir nur schweigend die fiebernde Hand. Am 27. September kam die Todesnachricht, und nun ging ich freilich hinüber, um mit den Weinenden zu weinen und das entseelte liebe Bild noch einmal zu sehen. Vor einer kleinen Trauergemeinde — denn man fürchtete sich, das Haus zu betreten — hielt ich dem süßen Kinde mühsam die Gedächtnißrede über das Wort: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen — der Name des Herrn sei gelobt!"

Der Tod des uns beiden gleich theuren Enkelkindes gab der schwachen Gesundheit meiner lieben Frau einen neuen Stoß.

Ihre Kräfte nahmen von da an sichtlich ab und ihre Beschwerden nahmen zu, nur gelindert durch eine treue Pflegerin, die wir gefunden hatten. Noch feierten wir ein wehmüthiges Weihnachten mit einander; mein Bonner Schwiegersohn und meine trauernde Tochter aus Lichterfelde waren zum Besuch gekommen. Während ich letztere zur Bahn zurückbegleitete, erlitt meine arme Frau einen neuen Schlaganfall, welcher den Kehlkopf lähmte und so die Sprache wie die Ernährung aufs äußerste erschwerte. Die anfänglich schimmernde Hoffnung eines nochmaligen Besserwerdens täuschte, die fieberartigen, halb bewußtlosen Zustände verschlimmerten sich. Meine Tochter aus Bonn kam, um die Mutter zu Tode pflegen zu helfen, es waren schwere, dunkle Tage und Nächte. Auch der geistige Verkehr war erschwert; nur einmal habe ich Abschiedsworte mit der Sterbenden geredet. Sieben Wochen währte der dunkle Kampf des Lebens und des Todes; da in tiefer Nacht schlug die Erlösungsstunde. Nun lag das liebe Leidensbild inmitten eines Waldes von Palmen in dem mit Blütenkränzen überdeckten Schrein, und mein Bonner Schwiegersohn hielt der treuen Mutter die Gedächtnißrede über das vielsagende Wort „Die Liebe höret nimmer auf". Wir durften den Sarg auf unserem alten traulichen Neumarktkirchhof betten, in einer Reihe mit unserem Töchterchen Elisabeth und unserem Enkel Willibald. Ein hohes Syenitkreuz mit dem Spruch „Die Liebe höret nimmer auf" bezeichnet die Stätte, neben der ich mir meine eigene Ruhestätte sicherte.

Und hier darf und will ich meine Feder niederlegen. Was im Leben eines einsamen alten Mannes noch nachgekommen ist und noch nachkommen kann, ist nichts denkwürdig Neues. Ich lasse meine Erzählung, damit sie nicht allzu schroff abbreche, ausklingen in einige Lieder des Leides, welche die nächste und weitere Folgezeit mir gebracht hat.

1. Meiner lieben kleinen Annie.

(1894.)

Es kam ein Sturmwind über Nacht,
Der hat uns großes Leid gebracht:
Der brach ein Röslein zart und fein,
Mein süßes Enkeltöchterlein.

Weh mir um dich, du kleine Maid,
Du Herzenstrost in schlimmer Zeit,
Du meines Alters Freudenborn,
Du Rosenknospe ohne Dorn!

Dein Antlitz heller Sonnenschein,
Dein Laut wie Silberklang so rein,
Dein Herze lautre Liebesglut:
Wie sprach dein Kuß: Ich bin dir gut!

Nun ist dahin der Augen Glanz,
Nun liegst du stumm im Todtenkranz;
Die dunkle Scholle rollt im Nu
Und deckt dein enges Bettlein zu.

Darf dich mein Auge nicht mehr sehn,
Durch meine Träume wirst du gehn,
Ein Engel schön, im weißen Kleid,
Erlöst von allem Erdenleid.

Du siehst mich an, giebst mir die Hand,
Zeigst auf den Weg ins Vaterland: —
Grüß Gott, du liebe Traumgestalt;
Ich folge dir, ich komme bald!

2. Der trauernden Mutter.

(1894.)

Wie ist's im Hause so todtenstill;
Ich weiß nicht, was ich thu noch will;
Ich suche, was ich nimmer find':
Wo bist du, wo bist du, mein süßes Kind?

Da draußen liegt ein kühler Ort,
Ein kleiner Hügel hebt sich dort,
In welken Kränzen wühlt der Wind:
Da liegst du, da liegst du tief unten, mein Kind!

„O Mutter lieb, schau doch empor!
Siehst nicht von ferne das güldene Thor?
Da gehn die Engel ein und aus;
Da bin ich, da bin ich, dein Kind, zu Haus!

„Da spiel' ich mit Engeln so schönes Spiel,
Da herzt mich der Heiland und lehrt mich viel,
Da nimmt mich der himmlische Vater in Arm;
An seinem Herzen da ruht sich's warm!

„Und heimlich geht eine lichte Bahn
Von euch da drunten zu uns hinan;
Die suche, lieb' Mutter, die suche geschwind,
Und ewig wieder hast du dein Kind!" —

3. Marie.

(1895.)

Noch zeigt der Garten deiner Füße Spur,
Der armen Füße, die so mühsam schlichen;
Der Schnee, der auf ihr lag, entwich der Flur, —
Da war dein müdes Leben mit entwichen.

Noch zeigt das Haus mir deiner Hände Spur,
Der treuen Sorge, daß mir's nirgends fehle;
Und nirgends fehlt mir's; Eines fehlt mir nur:
Dem liebewarmen Haus entfloh die Seele!

Nun bist du von dem Deinen ach so fern;
Dein Marthadienst auf Erden ist vergangen:
Maria sitzt zu Füßen ihres Herrn
Und hat das ewige gute Theil empfangen.

Ich aber folge deiner Seele Spur,
Der Spur des Glaubens und der Lieb' und Treue,
Im eignen Haus ein trüber Fremdling nur,
Bis ich mit dir mich droben wieder freue. —

4. Stilles Grab.

(1896.)

Nun bist du, Herz, ein stilles Grab;
Tief schläft in dir ein liebes Bild,
Das einst dir Licht und Leben gab
Mit Lippen roth und Augen mild.

Nun bleibst du, Herz, ein stilles Grab:
Wohl blüht noch manches Blümlein drauf, —
Die liebste Blume, die es gab,
Die weckt kein Erdenfrühling auf.

Nun sei, mein Herz, ein stilles Grab
Und trage stark das Kreuz des Herrn;
Im dunklen Thale Er dein Stab,
Am Himmelsrand dein Morgenstern!

5. Gardasee.

(18. März 1898.)

Einmal grüß' ich dich noch, eh' mir die Sonne sinkt,
Purpurn blauender See, der du mit Meeresschall
Längs schneehäuptiger Berge
Stolz hinwallst im Olivenkranz!

Hier im schöneren Land, milderer Lüfte Reich
Trank mein sterbendes Weib letzten Erquickungstrunk,
Und frohlockte das süße
Bald entflohene Enkelkind.

Einsam sitz' ich am Strand, träum' ins unendliche
Wellenlächeln hinaus, das mir die Seele stillt,
Auszudauern im Kampfe,
Den mein Gott mir verordnet hat.

Wie nach festem Gesetz jetzt der italische
Mittagswind ans Gestad rollende Wogen treibt!
Doch am Abende siegreich
Weht germanische Bergesluft.

So im Wechselgeschick durch die Jahrhunderte
Wogt unbändiger Kampf zwischen Italiens
Und Germaniens Geistern,
Und noch ruhet er heute nicht.

Dort einst zog es hinab, reisiges deutsche Volk,
Zucht zu halten im Land wüster Gewalt und List,
Und die Krone dem Kaiser
Heimzuholen vom alten Rom.

Dort auch zog er dahin, jener Unselige,
Der ins Büßergewand hüllend die Kaiserbrust
In Canossa dem stolzen
Priesterkönig die Kniee bog.

Da verhüllte das Haupt droben im Himmelszelt
Deutschlands Engel, und einschlich sich der böse Feind,
Wahn zu säen und Zwietracht,
Daß da herrsche der Kirche Fürst.

Bis ein Stärkerer kam, dem noch im Mönchsgewand
Frei durch Gottes Gewähr schlug das erlöste Herz,
Und die Stricke zerriß er,
Die uns römischer Trug gedreht!

Nun uns Wahrheit umglänzt, blank uns das Geistesschwert
Ruht in sicherer Hand, — wehe, was machet ihr,
Deutschlands mächtige Hüter,
Daß ihr neu nach Canossa geht?

Einheitsfreudigem Volk thut ihr den Zwiespalt an?
Ueber Kaiser und Reich setzt ihr den fremden Herrn?
Zieht ihm selber die Furchen
Männermordender Drachensaat!

Nimm mich, Vater, hinweg, ehe das Unheil kommt,
Laß in Frieden mich ruhn, wo du die Liebsten birgst:
Ach, vergebens erschöpft' ich
Meine Stimme im Warnungsruf!

Nur, dem jungen Geschlecht, dem du zu treuer Hut
Deine Gnaden befahlst, deren es blöd vergißt,
Nimm, o nimm ihm die Binde
Vom verhaltenen Auge weg! —

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel: Im Karlsruher Hofpredigeramt 1

Zweites Kapitel: Im badischen Kirchenstreit 57

Drittes Kapitel: Hallische Anfangszeiten 119

Viertes Kapitel: Theologische Entfaltung und Vervehmung . . 182

Fünftes Kapitel: Zwischen den Kriegsjahren 247

Sechstes Kapitel: In hohen Zeiten 311

Siebentes Kapitel: In schweren Zeiten 431

Achtes Kapitel: Anter'm Kanossagang 530

Neuntes Kapitel: Alters-Glück und -Leid 623

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

141188 HEcclG.
B.

Author Beyschlag, Willibald

Title Aus meinem Leben. Vol.2.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU